Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechzehnter Band.



Berlin.
Verlag von O. Häring.
1896.

Inhalt.



Berlin, den 4. Juli 1896.

Ausstellungen.

Das merkwürdige moderne Gebilde, dem Hegel, nach dem Vorgange englischer und französischer Wirthschaftforscher, den Namen Bürgerliche Gesellschaft gegeben hat, schleppt matt und müde die Spuren schwerer Krankheit mit sich herum. Die hektische Röthe täuscht eine Weile wohl den ungelehrten Betrachter, aber der erfahrene Arzt merkt gleich, daß die flackernde Fiebertemperatur ein übles Zeichen ist, und er wittert auch in der ungesunden Betriebsamkeit des Patienten ein Krankheitsymptom. Seit Karl Marx, der an Massenwirkung mächtigste Ideenbeweger dieses Jahrhunderts, verkündet hat, daß die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft nur in der politischen Oekonomie studirt werden könne, haben sich allerlei Heilkünstler an den Kranken gedrängt und geschäftig ihre Dienste angeboten: Chirurgen, Bakteriologen, Mechanotherapeuten, Rezeptschreiber und berühmte Spezialisten von jeglicher Art. Leider lebt die Mehrzahl dieser aus Gelehrten und Laien bunt gemischten Gesellschaft noch in der trüben Vorstellungwelt eines mit einem dicken und deutlichen Grenzstrich versehenen Dualismus; sie glaubt, nicht ganz so dumm und blind freilich wie der Reichstagspöbel, der nach dem Frühstück mit Leib und Seele so sicher wie mit Aepfeln und Aluminiumkugeln jonglirt, aber mit immerhin beträchtlicher Zähigkeit, daß sie den Grenzstrich ehrfürchtig achten müsse und nur die Leiblichkeit des erkrankten Organismus prüfen dürfe, — und dieser Aberglaube hindert sie, auch auf den geistigen und sittlichen Befund ihre diagnostische Kunst anzuwenden. Vielleicht fände sie sonst den frühesten Krankheitkeim in der Sphäre, die der Altgläubige fromm die

moralische nennt, und sähe staunend, wie eine zunächst kaum bemerkbare Verstauchung des Wahrhaftigkeitgefühles rasch zu einer schlimmen Phrasenschwellung mit Fieberanfällen geführt hat. Diese moderne bürgerliche Gesellschaft, die man nicht mit dem Bürgerthum antiker und mittelalterlicher Wirthschaftverfassungen verwechseln darf, schämt sich nämlich ihres Ursprunges und ihres Daseinszweckes: sie ist nur durch das blanke Geld emporgekommmen, nicht durch Kriegerruhm oder ererbte Feudalrechte, sie lebt nur von ihres Besitzes Gnaden und trachtet nur, diesen Besitz zu erhalten und stattlich zu mehren; aber sie möchte, weil fettige Münzen und abgegriffene Kassenscheine nicht allen Nasen süß duften, ihre Herkunft und das Ziel ihres Weges gern in nächtiges Dunkel bergen. Deshalb hat sie sich eine wundervolle Ideologie erfunden und einen wallenden Phrasenmantel umgethan, dessen weiche Sammetfalten dem neugierigen Blick weislich verhüllen, welches Wesen dahinter steckt. Die bürgerliche Gesellschaft, so wird Tag für Tag zu den Gaffern gesprochen, ist die selbstlose Trägerin der Kultur und der allgemeinen Interessen; als der verrottete Adel die letzte Lebenskraft eingebüßt und den Staat fast völlig zu Grunde gerichtet hatte, führte ihr klarer, nüchterner Geist, ihre Uneigennützigkeit und ihre anspruchslose Arbeitfähigkeit sie zum Siege; und sie blieb, auch auf der steilen Höhe des Herrschertriumphes, was sie in Ketten und Banden gewesen war: die arbeitsame und bedürfnißlose Helferin alles Guten, die starke, stets zum Aeußersten entschlossene Bekämpferin alles Schlechten und Bösen; so war sie, so ist sie, so wird sie bleiben in Ewigkeit. Die Weise klang gut und betäubte für eine Weile schmeichelnd den Sinn selbst der Schlauen; während das zur Bourgeoisie gewandelte Bürgerthum, das seine festesten Stützen in Händlern und Fabrikanten fand, sich die bewohnte Erde nach eigenem Behagen einrichtete und nach den Klassenbedürfnissen möblirte, wähnten die Zuschauer, diese Arbeit, die nun den stolzeren Namen Kulturarbeit empfing, werde für die fabelhafte Allgemeinheit geleistet, deren Summe sich aus den Wahlstimmen einer ungegliederten, nicht organisch verbundenen Masse ergeben sollte. Wenn auf Kosten der Urproduzenten die Korneinfuhr freigegeben wurde, weil der Fabrikant seine Arbeiter bei möglichst billiger Lebenshaltung möglichst niedrig bezahlen wollte, hieß es, die bürgerliche Gesellschaft trete selbstlos für die Verbilligung der nothwendigsten Ernährungmittel der Armen und Aermsten ein; wenn die Parteien der Kaufleute, weil jede kriegerische Verwickelung ihnen den Handel stört, die Wehrkraft

der Nationen zu mindern suchten, vernahm man, die bürgerliche Gesellschaft sei zur Bürgin des Weltfriedens geworden; und wenn Manufakturisten, Händler und Fabrikanten, weil sie mit ganz ungebildeten Arbeitern, die dem Landmann genügen, nicht auskommen konnten, für die Verbesserung der Volksschulen stimmten, wurde es als ein Ruhmestitel der bürgerlichen Gesellschaft ausgebrüllt, daß sie die unentwegte Kämpferin für Civilisation und Gesittung sei. Aber die Enttäuschung kam bald. Marx lehrte, daß Staatsformen und Rechtsbegriffe in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, und als der Begriff der erworbenen Rechte wieder einmal streitig zu werden begann, fingen die von den Privilegien des Besitzrechtes Ausgeschlossenen an, sich ernster mit diesen materiellen Lebensverhältnissen zu beschäftigen. Sie wollten die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft studiren und machten sich, dem Rath des Meisters getreu, zuerst an das Studium der politischen Oekonomie. Ganz leicht war das Ziel nicht zu erreichen, denn der dicke, weich wattirte Phrasenmantel hemmte den forschenden Blick und um die Burg des neuen Tyrannen, der, feiner und reicher als seine Vorgänger, die Unterthanen nur noch mit goldenen Ketten kirrt, wurden täglich zweimal erneute Papiermauern geschichtet, auf denen von Freiheit und Fortschritt und anderen schönen Dingen liebliche Mären und Lieder zu lesen waren. Am Ende aber gelang es doch einzelnen Waghälsen, ins Innerste vorzudringen. Sie kamen lachend zurück und meldeten, sie hätten etwas ganz Anderes gefunden, als sie erwarten mußten. Die schönen Märchen von Freiheit und Fortschritt seien ein schlau ersonnener Schwindel; da drinnen hause eine Gesellschaft, die nur an den eigenen Vortheil denke und im Namen des Klasseninteresses sich grimmig immer entrüste, wenn einzelne Träumer ihr sagten, der Besitz müsse durch das Verständniß der mit ihm verbundenen Pflichten geadelt werden, und diese Gesellschaft habe sich, um die erhandelten Schätze gegen Angriffe zu schützen, hinter die gethürmten Wälle einer philosophisch lackirten Phraseologie verschanzt. Als das große Geheimniß einmal ausgeplaudert war, raschelte es geschwind durch Wände und Zweige, — und nun gab es kein Halten mehr: man höhnte die Edlen, so oft sie von der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes, von dem liberalen Gedanken und dem freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte sprachen, und wehrte ihrem Fabeln mit dem Zuruf, erst durch ihr gesellschaftliches Sein werde ihr Bewußtsein bestimmt. Und zugleich fingen die Schichten, denen die neuen

Verhältnisse unbehaglich waren, an, sich auch wieder mehr um ihren Vortheil zu kümmern und zu versuchen, ob mit gesammelter Kraft die mystische Macht dieser Verhältnisse nicht zu brechen oder doch zu biegen sei. Da ward der bürgerlichen Gesellschaft allgemach unheimlich zu Sinn; die ersten Erkrankungsymptome wurden ihr fühlbar und sie zitterte, wenn Einer mit hartem Finger die wunde Stelle berührte und die Unwahrhaftigkeit ihrer Existenzbedingungen enthüllte, — mochte die unsanfte Hand nun dem großen Ibsen oder dem kleinen Bebel gehören. Damals begann das Gedränge der Aerzte und Pfuschkünstler mit ihren Latwergen, Instrumenten und Serumsorten; aber nur die kleine Schaar der monistischen Soziologen, die von Hegel sich bis zu Haeckel durchgearbeitet hatte, erspähte den Sitz des Uebels und spürte tastend die causa morbi. Seitdem pfeifen die Spatzen es von den Dächern: die bürgerliche Gesellschaft, die sich in keinen ernsten politischen Kampf einlassen darf, weil sie das schmählichste Schicksal eher als eine Störung des Händlerfriedens ertragen kann, ist, all in ihrer Tugendboldigkeit, an der Heuchlerinfluenza erkrankt.

Wer diese Schilderung allzu grell gefärbt findet, wird gut thun, die öffentlichen Meinungen, in deren Bannkreis er, bewußt oder unbewußt, lebt, sich recht genau anzusehen. Vielleicht merkt er dann bald, daß hinter den millionen Vermummungen, die mit nie ermattendem Eifer ringsum gewebt und gewirkt werden, immer nur der eine Wunsch sich regt: möglichst rasch möglichst viel Geld zu verdienen. Dieser Wunsch ist nicht unehrenhaft und noch weniger unmenschlich; aber es wäre am Ende besser, wenn er offen ausgesprochen und nicht mit bunt gemusterten Phrasenteppichen umwickelt würde. So lange die Interessengruppen, die sich den Namen des allein unabhängigen Bürgerthumes beigelegt haben, die Rolle von Märtyrern spielen, auf deren schwachen Schultern die ganze Last der Volkswohlfahrt liegt, wird ihr Gezeter nur ein höhnendes Echo wecken; in dem Augenblick aber, wo sie ihre innersten Wünsche aus den Schleiern schälen, kann es ihnen möglich werden, auf dem Felde der Klassenkämpfe sich den Platz zu erobern, der ihnen, als nützlichen Gliedern eines gemeinsamen Organismus, gebührt. Einstweilen wird jeder Versuch, die Erscheinungen des bürgerlichen Lebens unbefangen zu betrachten, durch das lärmende Bemühen erschwert, den Blick des Betrachters in die Irre zu leiten. Jede kommunale Leistung, mag sie noch so bescheiden sein, wird als ein Wunderwerk der Bürgertugend ausgebrüllt; jeder Handelsvertrag, mag er den Ständen auch,

die wirkliche Werthe erzeugen, nicht nur vorher geschaffene Werthe münzen und mehren, den schwersten Schaden bringen, wird als ein Kulturtriumph verherrlicht; und jede Gewerbeausstellung wird, ehe sie noch vollendet ist und ihre Bedeutung erkennen läßt, als ein Weihefest bürgerlich tugendsamer Arbeit gefeiert. Solches Bemühen war dem alten, bedrückten Bürgerthum der Feudalzeit ganz fremd. Niemand dachte daran, die Märkte, Dulte und Messen mit mystischem Gewölk zu umgeben; sie dienten, in einer Zeit, die keine Eisenbahnen und kein billiges Porto, keine Inserate und Kataloge kannte und sich mit ganz unentwickelten Formen des Kreditwesens behelfen mußte, zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs, wurden auf Tage verlegt, wo religiöse oder staatliche Feste eine starke Menschenansammlung hoffen ließen, und ermöglichten dem behenden Händler, einer großen Kundenschaar die Schätze seines Lagers zu zeigen. Sie brachten den Frieden: so lange das Marktkreuz in die Luft ragte, galt für jeden Besucher des Marktes, für den Marktort und für die Wege ringsum der Königsbann, dem selbst der wildeste Ritter sich demüthig beugen mußte; aber keiner Christenseele fiel es ein, deshalb die Markttage, deren Hauptaufgabe doch immer die Mehrung des Handelsgewinnes blieb, als Friedensfeste zu preisen. Offen und ohne Scheu wurde gehandelt und gewandelt und in aller Ruhe kaltblütig dabei die Frage erörtert, ob die Messen dem Lande wohl mehr Nutzen als Schaden brächten. Bis zum Zusammenbruch der alten Rechtsordnungen währte diese nüchterne Art der Betrachtung; und als Turgot schrieb: Concluons que les grandes foires ne sont jamais aussi utiles, que la gêne qu'elles supposent est nuisible, da regte sich nirgends entrüsteter Widerspruch. Schon die nächste große Messe vom Jahre IX aber, die nun den stolzeren Namen einer nationalen Gewerbeausstellung trug und deren Organisator Chaptal war, fand eine andere Stimmung; das siegreiche Bürgerthum wollte sich die erste gewerbliche Großthat der Republik durch kein kritisches Bedenken verkümmern lassen und hätte jedes kühl mahnende Wort empört an dem argen Sprecher geahndet. Diese Stimmung steigerte sich im Lauf der Jahre. Wie ein Parvenu gern das Bild seines Vaters, des kleinen Mannes, in die Prunkstube hängt, um den Gästen zu zeigen, aus wie unscheinbaren Niederungen fleißige Arbeit ihn auf die Höhe geführt habe, so liebäugelte auch die Bourgeoisie zunächst mit den einfachen Sitten ihrer Ahnen: sie griff, in völlig veränderter Zeit, nach dem längst leblos gewordenen Brauch der

einst nöthigen Märkte und Messen und verpflanzte ihn in das dürre Erdreich der werdenden Großstadt. Nur eine Gesellschaft, der jeder Sinn für organische Nothwendigkeiten fehlt, konnte solchen Versuch wagen; wie der Parvenu wähnt, ein kostbarer Rahmen genüge, um das alte Bild der Einrichtung seines Luxuszimmers anzupassen, so glaubte auch die Bourgeoisie, eine üppige Ausstattung werde dem altfränkischen Brauch leicht den täuschenden Schein der Modernität verleihen. Die großen Messen, die nun Gewerbeausstellungen hießen, wurden ihre Hätschelkinder und sollten deshalb künftig nicht mehr mit dem Makel rein geschäftlicher Veranstaltungen behaftet sein. Der Parvenu gelangt bald dahin, seinen Vater, der mit dem Hausirerbündel die Herrenhöfe besuchte, zu einem ehrwürdigen Patrizier umzufälschen; sollte es der Bourgeoisie, die so rasch die Kunst des Heuchelns erlernte, nicht gelingen, den Lieblingen einen hehren Lebenszweck anzulügen? Es gelang; und sofort wurde verkündet, die Ausstellungen seien nicht etwa Händlerunternehmungen oder spekulative Veranstaltungen der jungen Fremdenindustrie, sondern geweihte Stätten der Volksbildung und uneigennützig geschaffene Museen des Gewerbefleißes. An keiner anderen Stelle zeigt sich die tiefe Unwahrhaftigkeit der bürgerlichen Gesellschaft so deutlich wie hier, wo die bourgeoisen Großmächte Kapital, Presse und Heuchelei sich zum schönen Dreibund vereinen; an keiner anderen Stelle macht sich aber auch der krankhafte Zustand so empfindlich geltend, den Griesinger eine reizbare Schwäche nannte. Die Schwäche verleitet zur Prahlerei, die Reizbarkeit wird zur Angst vor jeder derben Berührung. Wer die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft studiren will, wird an den Ausstellungen deshalb nicht unaufmerksam vorübergehen dürfen; das Messer, das die Vermummung schlitzt, wird für die Vivisektion eines welken Körpers wichtige Ausbeute finden.

Bürgerliche Archivare haben dem modischen Ausstellungwesen Ahnen gesucht und an die Museen Mazarins und Colberts erinnert, deren erzieherischer Absicht sich doch kein Geschäftszweck verband. Nützlicher wäre die Erinnerung an Ludwig den Elften von Frankreich, den die Adelsliga der Wohlfahrtmänner in frühbourgeoise Neigungen gedrängt hatte und der, wenn nicht gerade irgend ein La Balue ihn ärgerte, ein schlauer und zäher Handelsmann war; als dieser erste Rex Christianissimus im Jahre 1471 seinem Gesandten nach London ein Exportmusterlager mitgab, das Seidenstoffe, Spitzen und Leinwand enthielt, machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern sprach offen

und ohne Zimperlichkeit aus, er wolle den Engländern zeigen, que les marchans de France estoient puissans pour les fournir comme les autres nacions. Dieses Ziel, das Ansehen und das Absatzgebiet einer nationalen oder lokalen Industrie zu vergrößern, ist von Ludwig dem Elften bis auf Ludwig Max Goldberger offiziell unverändert geblieben; aber die Zeit hat sich, mit ihren Ansprüchen und Bedürfnissen, gewandelt und deshalb muß der Geheime Kommerzienrath zu dem selben Ziel andere Wege als der Allerchristlichste König suchen. In unseren Tagen, wo Geschäftsreisende, Zeitungen, Kataloge und Proben in allen Ländern dem Händler die Kenntniß der auswärtigen Erfindungen und Fabrikate vermitteln, genügt eine Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse nicht mehr, um die Kundenschaar anzulocken. Auch das Prestige und der Kredit eines Landes, denen früher die Ausstellungen dienen sollten, werden heute wirksamer durch andere Mittel gemehrt. Rußland, das noch am Anfang der bourgeoisen Entwickelung steht und eben die ersten Massenstrikes kennen lernt, hat in Nishny Nowgorod jetzt eine Ausstellung alten Stiles eröffnet, die kein Geschäftsunternehmen ist, sondern zeigen soll, was das Zarenreich zu leisten vermag; der Staat hat sechs, die Kaufmannschaft sechzig Millionen Rubel gespendet, Schülern, Studenten, Technikern, Beamten und Arbeiterdeputationen wird freie Fahrt nach dem fernen Ausstellungorte gewährt und man ist zufrieden, wenn die Volksbildung gefördert, der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Theilen des Riesenreiches befestigt und die Leistungfähigkeit des russischen Gewerbes in ein helleres Licht gerückt werden kann. Mit solchen Ausstellungen, bei denen auf große Einnahmen nicht gerechnet wird, haben die Veranstaltungen modernerer Länder mit älterer Bürgerkultur kaum mehr als den Namen gemein. Es sind ausgreifende Spekulationen, in die viel Geld gesteckt wird und die vor allen Dingen deshalb die Kosten decken müssen; und da die Kundenpolitik nicht mehr, wie früher, einen Massenzulauf sichert, hat man es längst mit der Fremdenindustrie versucht. Die Aufgabe ist, in den Sommermonaten, die sonst die Großstädte verödet sehen, den Fremdenstrom, ehe er sich in allerlei bedenkliche Bäder und Kurorte ergießt, in irgend eine Großstadt zu lenken und da so lange wie möglich festzuhalten. An Volksbildung und Aufklärung wird im Ernst gar nicht gedacht und selbst die früher allein den Plan bestimmende Hoffnung, den Kundenkreis zu erweitern, hat nur noch eine untergeordnete Bedeutung; es handelt sich hauptsächlich darum, mit allen Künsten der Reklame eine günstige Konjunk-

tur zu schaffen, die der glücklichen Ausstellungstadt möglichst viel blankes Geld ins Gelände spült. Das ist nicht ganz mehr der alte Plan des französischen Königs; aber man wird nicht behaupten können, daß er durch die goldbergerische Absicht an sittlichem oder volkswirthschaftlichem Werth wesentlich gewonnen hat, und nur die scheinheilige Heuchelei der bourgeoisen Epoche kann uns zumuthen, vor den Wunderwerken des modernen Ausstellungwesens in staunender Verzückung zu stehen, selbst wenn diese Wunder zur Eintagswirkung aus Gips und Pappe gefügt sind.

Henri Rochefort, der damals noch ein harmlos heiterer Feuilletonist war, hat schon vor dreißig Jahren, während der zweiten pariser Weltausstellung, lustige Beobachtungen gemacht. Er sah, wie wenig die Menge sich um die neue Kopirpresse und um die Maschine kümmerte, auf der in ein paar Minuten hundert Visitenkarten gedruckt werden konnten — so bescheiden waren damals die höchsten Wunder der Technik! —, und wie gewaltig dagegen der Andrang zu dem Mann mit den Hummerscheeren und zu Jaguarita, der getigerten Grazie, war, und sagte deshalb: Il en résulte que, dans les expositions industrielles, la seule chose qui nous laisse froids, c'est l'industrie. Der erste Blick zeigte ihm, daß die Fremden, die wohlhabenden, satten und von gewürzten Genüssen ermüdeten Leute aus aller Herren Ländern, nach Paris gekommen waren, um sich zu amusiren, um Hortense Schneider in Offenbachs Operetten und Thérésa als Unzuchtsängerin zu hören oder chinesische Riesen und geputzte Cocotten zu bewundern, nicht aber, um sich zu belehren und gewerbliche Studien zu machen. Der witzige Boulevardier schlug deshalb vor, von künftigen Gewerbeausstellungen das Gewerbe ganz zu verbannen und nur noch Zerstreuungen und kitzelnde Kurzweil zu bieten. Herr Picard, der Kommissar der für das Jahr 1900 geplanten Weltausstellung, wird den weisen Rath gewiß nicht in den Wind schlagen. Er bekommt vom Staat 36, von der Stadt Paris 20 Millionen Francs, er hofft, eine Riesenlotterie werde ihm weitere 60 Millionen schaffen, und rechnet auf mindestens 65 Millionen Besucher. Eine solche Menschenmenge ist mit ernsthaften Schaustellungen nicht zu unterhalten; Das weiß Herr Picard und er hat deshalb schon gesagt: „Man tadelt die Heiterkeit unserer französischen Ausstellungen; aber wir dürfen nicht nur belehren, sondern müssen die Gäste auch amusiren. Die Ausstellung von 1900 wird athenisch sein: Kunst und Industrie werden die erste Stelle einnehmen, aber der Tisch wird auch mit bunten Blumenkörben geschmückt sein."

Antike Bilder hatten auch Renan vorgeschwebt, als er 1889 vom Trokadero in das Gelände der Ausstellung hinabsah; aber der feine Skeptiker dachte an die adrianischen Feste, die das letzte Lächeln einer welkenden Welt waren, und in seine wonnige Zuschauerfreude mischte sich ein beklemmendes Angstgefühl. Herrn Picard und die lüstern schwelgende Gesellschaft, deren Vertrauensmann er ist, scheinen solche Empfindungen nicht zu berühren; der Kommissar wird für die Blumenkörbe gewiß eifriger sorgen als für die Mahlzeit, die sie umduften sollen, und der Erfolg wird ihm gesichert sein, wenn es ihm gar noch gelingt, den Bürgern der Republik ein paar gekrönte Häupter leibhaftig vorzuführen. Auch diese attraction gehört längst nämlich zum Wesen der modernen Ausstellungen: gekrönte Häupter oder vornehme Fremde aus exotischen Fabelländern ziehen die Massen herbei. Rochefort hat schon 1867 spottend notirt, in einem einzigen Restaurant seien während der Anwesenheit des Weißen Zaren täglich zwölfhundert Limonaden verlangt worden, der Prinz von Wales habe es dagegen nur auf dreihundert bocks gebracht und der Kronprinz von Schweden habe mit fünfzig kühlenden Tränken eine klägliche Rolle gespielt. Dieser Zug darf in dem Bilde nicht fehlen: die bürgerliche Gesellschaft opfert, wenn sie ihre gepriesenen Feste der Arbeit feiert, nicht nur die alten, bewährten Geschäftsprinzipien der Einfachheit und lärmlosen Solidität, sondern auch die großen Grundsätze, auf die sie in ruhigen Tagen besonders stolz zu sein pflegt; sie bietet bei buntem Licht und unter Orchesterbegleitung ihre Waaren aus und wirft sich vor jedem Potentaten, der die Einnahmen mehrt, selbst vor dem winzigsten Herrn eines Operettenländchens, byzantinisch verzückt in den Staub. Dennoch verlangt sie für das Werk ihrer Hände gläubige Anbetung.

Diese Erscheinungen kann der Berliner und der Fremde, der die Reichshauptstadt besucht, jetzt durch ein vergrößerndes und vergröberndes Glas betrachten. Das Unternehmen, das sich, weil es die alte Sitte nun einmal so will, schlicht Berliner Gewerbeausstellung 1896 nennt, hat seine hübschen Seiten und lobt den Eifer der Herren, die ihm mit bester Kraft zum Dasein verhalfen; von seiner volkswirthschaftlichen und nationalen Bedeutung aber sollte man uns nicht Holzpapiermären erzählen. Es ist eine Ausstellung, in deren Plan Rocheforts Rath beinahe schon erfüllt scheint: die Industrie ist hier nur noch das nothwendige Uebel und findet kaum mehr Beachtung als in einem üppig ausgestatteten Zimmer ein sauber gearbeiteter Aschenbecher. Den Vordergrund füllen die

Schaustellungen, die mitunter an Jahrmärkte und Vogelwiesen erinnern, im Ganzen aber dem berlinischen Geschmack entsprechen. Ob sie die Kraft haben werden, den Fremdenstrom in das nicht allzu liebreizende Spreebett zu leiten, wird man abwarten müssen; es fehlt ihnen, wie fast allen Lebensregungen des neuberlinischen Geistes, die Originalität, der Stil, der die Wahl des Werkzeuges von der Art des zu bearbeitenden Stoffes abhängig macht, und der Sinn für organisch Gewordenes und weiter Werdendes. Die Coulissenhäuser von Alt-Berlin, die von der dritten Wintergarnitur der Blumensäle geschäftig umschwirrt werden, die leere Mail-Coach, die durch die Straßen rasselt, und die protzige Vergoldung des Talmitrokaderos sind die zum Nachdenken anregenden Symbole einer geistigen Beschaffenheit, die zu unserem Heil noch nicht das ganze Deutschland erobert hat, in der Hauptstadt des Reiches aber längst schon beherrschend thront. Jedenfalls brauchen wir uns um das Schicksal der Ausstellung keine Sorgen zu machen: wenn von Zeit zu Zeit irgend ein Li-Hung-Tschang zum Besuch kommt, wird sie stattlich gedeihen, der Strom des verschänkten Bieres wird schwellen und nette Notizen werden uns melden, Seine Hoheit oder Ihre Durchlaucht habe den und den Pavillon mit Höchstihrem Besuche zu ehren geruht; und wenn der erhoffte Erfolg ausbleibt, wird die Schuld nicht in der Armsäligkeit des Maschinenhauses zu suchen sein, sondern darin, daß der Jugendreiz der schlauen Veranstaltungen, die Industrie mit Damenbedienung bieten, schon zu welken beginnt und daß selbst Illuminationen und Girandolen ihre anziehende Kraft mählich verlieren. Das beste Theil wird von den Ausstellungbesuchern der trinkfeste Mann erwählen, der, nachdem er im köpenicker Viertel die Stätten betrachtet hat, wo die proletarisirten Massen, die dumpf grollenden Feinde der auf den Gipfel der Macht gelangten Bourgeoisie, die industriellen Wunder wirken, sich in dem einladenden Hauptrestaurant niederläßt, in frohem Behagen auf die Kneipenstadt, Berlins höchste gewerbliche Leistung, herabschaut und sein Glas in der Hoffnung leert, daß doch eine von den Lebenslügen der bürgerlichen Gesellschaft in diesem Gelände für immer bestattet sein möge.



Die Lösung der sozialen Frage im Buddhismus.

Es gab eine Zeit, wo es fast ein Glaubensartikel war, man könne nicht wirklich an seine eigene Religion glauben, man glaube denn zugleich, alle anderen Religionen seien falsch, und zwar nicht nur in gewissen Punkten, sondern ganz und gar, sie seien alle vom Uebel und geradezu Teufelswerk. Und wenn sie auch die selbe Lehre vertraten und sich fast der selben Worte bedienten, sollte dennoch die eine Stimme vom Himmel stammen und die andere aus der Hölle. Und dieses Vorurtheil war keineswegs nur den Christen eigen. Wie sie die Welt in Gläubige und in Heiden theilten, so schauten die Aryas Indiens auf sich als die zweimal Geborenen, die Wiedergeborenen, und auf die ganze übrige Menschheit als auf bloße Mlekkhas. Die Juden wußten nur von einem auserwählten Volke, alle anderen waren „die Völker", d. h. die Heiden. Auch die Mohammedaner sprachen von Allen, von Hindus, Juden und Christen, als von bloßen Kafirs oder Ungläubigen und erklärten, nur sie seien die wahren Muslim, d. h. Diejenigen, die Gott vertrauen und sich ihm ergeben.

Heute werden alle großen Weltreligionen, alle Mundarten, in denen der Mensch von Gott und zu Gott zu sprechen versucht hat, vollständig gleich behandelt. Je stärker der Glaube an die eigene Religion ist, desto stärker ist auch die Bereitwilligkeit, andere Religionen freundlich und schonend, ja geradezu liebevoll zu beurtheilen. Das scheint eine der bezeichnendsten Tendenzen unseres Jahrhunderts, ich möchte fast sagen: unseres Zeitalters, zu sein. Früher erwartete man von einem gelehrten Theologen, daß er das Alte und das Neue Testament gelesen habe, und allenfalls, wenn er sehr gelehrt war, daß er noch den Koran zu lesen versuchte. Von dem Lesen der Heiligen Bücher anderer Religionen, der Veden, des Avesta, des Tripitaka, der Kings der Chinesen, ließ man sich nichts träumen; und die Annahme, sie könnten uns Etwas lehren, hätte für eine Beleidigung gegolten. Im Jahre 1884 hat die Universitätdruckerei in Oxford die erste Reihe von Uebersetzungen „der Heiligen Bücher des Ostens" vollendet, die aus vierundzwanzig großen Oktavbänden besteht.

Da das Ergebniß, so weit die Antheilnahme des Publikums in Betracht kommt, nicht entmuthigend war, ist dann eine zweite Serie begonnen worden, die aus eben so vielen Bänden bestehen und 1895 vollendet sein sollte. In diesem Werk läßt sich zweifellos die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches erkennen; und wir können empfinden, daß wir nicht ganz umsonst gearbeitet haben.

Nehmen wir ein Beispiel. Wir Alle glauben an die Pflicht und die Freude der Wohlthätigkeit. Wir wissen, was christliche Wohlthätigkeit bedeutet, aber wir geben uns nicht damit zufrieden, daß wir wissen, was Christus über die Wohlthätigkeit gelehrt hat. Wir verlangen zu wissen, ob wir in unserem Glauben an die Wohlthätigkeit allein stehen und ob das Christenthum diese heilige Pflicht allein einschärft. Nicht etwa, weil wir einen Zweifel an der erhabenen Pflicht der Wohlthätigkeit hätten; wir sind überzeugt, daß das selbe Herz in jeder menschlichen Brust schlägt, aber wir wollen wissen, was Buddha über das Almosenspenden gelehrt hat, was Mohammed und was die Besten unter den Griechen und Römern darüber gelehrt haben. Und wir wollen Das nicht etwa aus bloßer Neugier wissen, sondern es ist für uns ein Gegenstand tiefsten menschlichen Interesses geworden.

Wären die Menschen, wie Manche lehren, ursprünglich wilde Thiere gewesen, dann hätte es wohl eines Engels vom Himmel bedurft, um sie zu überreden, den Knochen, an dem sie nagten, hinzugeben und ihn mit ihren hungernden Mitwesen zu theilen. Dann würde zweifellos nur die Religion die wahre sein, die kraft einer übernatürlichen Autorität die Menschen durch Furcht dazu bringen konnte, Das zu thun, was so unnatürlich scheint. Wenn aber ein Zeuge der Wahrheit zu allen Zeiten und an allen Orten in den Menschenherzen gegenwärtig gewesen ist, in den Herzen des niedrigsten Wilden wie in denen der höchsten Weisen, dann könnte diese allgemeine Anerkennung der Pflicht der Wohlthätigkeit in allen Religionen uns selbst als Aufmunterung dienen, eine so allgemein anerkannte Pflicht wie die Wohlthätigkeit aufrichtiger und eifriger zu erfüllen als die Bekenner der anderen Religionen.

Neuerdings ist so viel über den Buddhismus geschrieben worden, daß ich Eines von Anfang an ganz deutlich machen möchte: wenn ich von Buddhismus rede, meine ich den wirklichen geschichtlichen Buddhismus und weder esoterischen noch exoterischen noch irgend welchen Mode-Buddhismus anderer Art. Der geschichtliche Buddhismus ist ungefähr 500 Jahre vor Christus entstanden und läßt sich in geschichtlichen Urkunden studiren, deren Datirung wenig Zweifel übrig läßt. Wir haben da zuerst die Inschriften, die König Asoka auf Felsen und Säulen über ganz Indien von Afghanistan bis nach Orissa verstreut eingraben ließ. Diese Berichte stammen aus dem dritten Jahrhundert vor Christus und sind heute eben so verständlich wie die altlateinischen Inschriften der Scipionen. Ihren geschichtlichen Werth als

Zeugnisse für die Existenz des Buddhismus als der Staatsreligion in dem Reiche Asokas im dritten vorchristlichen Jahrhundert vermag nichts zu erschüttern.

Zweitens können wir den geschichtlichen Buddhismus in seinen kanonischen Büchern studiren. Diese Bücher giebt es in zwei Sammlungen; die eine ist in einem Sanskrit besonderer Art geschrieben, die andere in einem der Prâkritdialekte oder volksthümlichen Mundarten Indiens, gewöhnlich Pâli genannt. Der Pâlikanon ist unter der Regirung von Vatta-Gâmanie, der im Jahre 88 v. Chr. die Regirung antrat, niedergeschrieben worden. Bis dahin waren die Heiligen Bücher nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt worden. Es heißt, die erste Sammlung der Lehren des Buddha sei auf dem ersten Konzil gemacht worden, nämlich kurz nach Gautamas Tode im Jahre 477 v. Chr. Im Laufe des Jahrhunderts, das zwischen Buddhas Tode und dem zweiten Konzil (377 v. Chr.) verstrich, waren beträchtliche Zusätze zu der heiligen Literatur der neuen Religion hinzugekommen; und Alles, was kanonische Autorität für sich beanspruchen konnte, wurde auf dem zweiten Konzil gesammelt in den sogenannten Drei Körben, dem Tripitaka, der Bibel der Südbuddhisten. Unter Südbuddhisten verstehe ich hauptsächlich die Buddhisten von Ceylon, Birmah und Siam. Eine zweite Sammlung Heiliger Schriften wurde von den Nordbuddhisten veranstaltet, die ihre Lehre von Indien nach Tibet, China, der Mongolei und Japan ausbreiteten. Sie ist in Sanskrit geschrieben, theils in Prosa, theils in Versen, und vielfach in sehr verderbten Mundarten, gewöhnlich Gâthâ-Dialekte genannt. Die Zeit, in der diese Sammlung veranstaltet wurde, ist schwerer zu bestimmen. Man berichtet, daß sie unter dem König Kanischka auf den Konzil von Jâlandhara beendigt worden sei, also im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Da wir aber von chinesischen Uebersetzungen einiger Bücher aus dem selben Jahrhundert wissen, so können wir ruhig annehmen, daß ein Theil des Kanons der Nordbuddhisten ebenfalls vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung existirt habe. Man sollte nicht vergessen, daß der Südkanon und der Nordkanon viel Gemeinsames haben, daß manchmal ganze Kapitel wörtlich gleich sind, — eine Thatsache, die auf das Vorhandensein einer Sammlung Heiliger Texte deutet, die über die Zeit der Veranstaltung der Südsammlung und der Nordsammlung hinaufreicht.

Der Buddhismus hat sich gemäß dem Charakter der Völker, die ihn annahmen und deren geistigen Fähigkeiten er sich bereitwillig anpaßte, sicherlich sehr verändert. Der Buddhismus des metaphysischen Hindu ist nicht der Buddhismus des Chinesen, der sich an die Thatsachen hält, noch der des beschränkten Mongolen, eben so wenig wie das Christenthum des Bischofs Berkeley das Christenthum des Bauernjungen ist, der weder lesen noch schreiben kann. Trotzdem meinen wir, wenn wir von dem geschichtlichen Buddhismus reden, nur einen Buddhismus, nämlich den, der sich in den anerkannten kano-

nischen Schriften eben so studiren läßt, wie wir das geschichtliche Christenthum in dem Neuen Testament und den geschichtlichen Mohammedanismus im Koran studiren.

Der Raum erlaubt mir nicht, hier mehr über diesen Gegenstand zu sagen; wer den geschichtlichen Buddhismus in zuverlässigen Büchern studiren will, Den kann ich auf das große Werk von Burnouf „Introduction à l'Histoire du Buddhisme“ und auf die neueren Werke von Spence Hardy, Childers, Rhys Davids, Kern und Oldenberg verweisen; ferner auf verschiedene Bände in den „Heiligen Büchern des Ostens“, die wörtliche Uebersetzungen kanonischer Texte aus dem Pâli und dem Sanskrit enthalten.

Ich selbst bin erst nach dem Studium der alten Religion Indiens, der Religion des Veda, an den Buddhismus herangetreten und so ist er mir nicht sowohl als eine neue Religion wie als die natürliche Entwickelung des indischen Geistes in seinen verschiedenen religiösen, philosophischen, sozialen und politischen Kundgebungen erschienen. Wenn man von buddhistischer Wohlthätigkeit spricht, so kommt besonders die soziale Seite des Buddhismus in Betracht. Nun ist die buddhistische Wohlthätigkeit aber gleichsam nur die volle Blüthe der älteren Wohlthätigkeit, wie sie in den Veden gepredigt und während der vedischen Zeit geübt worden ist. Es ist mir immer als außerordentlich seltsam aufgefallen, daß es in einem Lande wie Indien überhaupt ein Bedürfniß nach Wohlthätigkeit und Raum für sie giebt. In Indien ist die Natur so freundlich wie eine Mutter; und der Mensch ist dort ein so leicht zu befriedigendes Kind, daß man sich wirklich wundert, wie dort Jemand die Armuth kennen lernen konnte. Im alten Indien konnte Jeder Land haben, der es urbar machen wollte. Das Wild gehörte Dem, der den ersten Pfeil hineinschoß. Die Ströme waren fischreich, die Bäume fruchtreich. Es gab genug und mehr als genug für Jeden, — und doch gab es Arme, die an den Thüren der Reichen bettelten. Man denke sich nur, daß selbst jetzt, bei all den künstlichen Bedürfnissen, die entstanden sind, ein Mann in einem indischen Dorfe mit einer Mark die Woche anständig leben kann und ein Weib sogar mit noch weniger. Man denke sich, daß ein verheirathetes Paar mit hundert Mark das Jahr lebt. Und dennoch, bei ihren geringen Bedürfnissen, einem Lehmhäuschen, ein paar Fetzen als Kleidung, etwas Reis, Milch und, als großem Luxus, Butter, haben die Hindus von den Tagen des Veda bis zum heutigen Tage stets über Armuth geklagt, die sich bis zum Hungern steigert, und haben immer Freigebigkeit und Wohlthätigkeit als eine der ersten Pflichten und als eine der höchsten Tugenden gepriesen. Unter den Hymnen des Rig-veda giebt es eine (X, 117), die dem Bhikschu zugeschrieben wird. Bhikschu bedeutet einen Bettler und ist der Name, den in späterer Zeit der Buddha selbst und jedes Glied seiner Brüderschaft annahm. In diesem Hymnus heißt es, die Götter wünschten nicht,

daß die Menschen Hungers stürben, sondern daß die Reichen den Armen geben sollten. Wer wohlthätig ist, sagt der Dichter, wird niemals den Mangel kennen lernen. Die Menschen werden daran erinnert, daß das Geschick wechselt und daß wir ungleich sein sollen. Das scheint wenigstens der Inhalt der letzten Strophe zu sein, die sagt:

„Selbst zwei Hände, obgleich die selben, handeln nicht in gleicher Weise,
Zwei Kühe von der selben Mutter geben nicht die selbe Milch,
Selbst Zwillinge haben nicht die selben Fähigkeiten,
Selbst Verwandte geben nicht die selben Gaben."

Die selbe Idee durchzieht den ganzen Veda.. Wer freigebig ist, genießt die Liebe der Götter; wer nicht giebt, wird geradezu unfromm, ein Ungläubiger, ein Häretiker, genannt. Vielleicht nichts zeigt den Unterschied zwischen unserer modernen Gesellschaft und der Gesellschaft des alten Indiens so deutlich wie die Thatsache, daß bei uns das Betteln gesetzmäßig bestraft wird und in Indien der Bettler als berechtigtes Glied des Gemeinwesens anerkannt war, den das Gesetz beschützte, ja über dem die Götter wachten.

Wir sollten uns stets erinnern, daß wir von dem Gesellschaftzustande Indiens im vedischen Zeitalter nur sehr wenig wissen, was nicht aus heiligen oder priesterlichen Quellen stammt. Alles war vielleicht nicht genau so, wie die Brâhmanen meinten, daß es sein sollte. Alles, was wir sehen, können wir nur durch die brahmanische Brille sehen und wir haben nicht einmal ein Mittel, ihren Gesichtswinkel zu korrigiren, — höchstens etwa mit Hilfe von Skeptizismus allgemeiner Art. Aber für all diese Dinge können wir uns auf die alten vedischen Gesetzbücher berufen, die kürzlich entdeckt wurden und die sicherlich älter sind als die sogenannten Gesetze des Manu. Wenn sie uns auch nicht einen treuen Bericht von der dunklen Seite des Lebens im alten Indien geben, so geben sie uns doch sicher ein Ideal von Dem, was nach den Anschauungen ihrer Verfasser das Leben hätte sein sollen. Und sind für die wahre Einsicht in den Charakter des Menschen nicht seine Ideale oft weit lehrreicher als die traurige Wirklichkeit?

Wenn ich einen Augenblick bei diesem Ideal der alten vedischen Gesellschaft verweile, wie es uns in den alten Gesetzbüchern dargeboten wird, so geschieht Das, weil ich zu zeigen hoffe, daß die buddhistische Gesellschaft, wie wir sie aus den Heiligen Schriften der Buddhisten kennen, viel mehr die Erfüllung als die Verneinung der alten Ideale und Träume der brahmanischen Gesetzgeber ist.

Die Gesellschaft, mindestens in den zweimal geborenen, den wiedergeborenen und — nach unserem Ausdruck — den hochwohlgeborenen oder oberen Klassen, bestand in alten Zeiten aus vier Stufen, genannt Âsramas. Die erste Stufe war die des Schülers. Wenn ein Knabe acht Jahre alt geworden war,

wurde er zu einem Brâhmanen in die Schule oder Lehre gethan, lebte in dessen Hause und wurde von ihm erzogen und unterrichtet. Der Knabe stand unter der striktesten sittlichen Aufsicht und hatte für seinen Herrn niedrige Dienste aller Art zu verrichten. Für unseren Zweck wichtig ist, daß der Schüler jeden Tag im Dorfe herumzugehen und um Nahrung zu betteln hatte, die er seinem Herrn einhändigte, ehe er sie selbst berühren durfte. Das war Wohlthätigkeit, aber schwerlich freiwillige. Es war in unserer Ausdrucksweise eine Erziehungsteuer, die nicht nur von den Eltern der Kinder, sondern von dem ganzen Gemeinwesen erhoben wurde. Wenn seine Erziehung vollendet war — schwerlich je vor dem Alter von zwanzig Jahren —, erwartete man von dem jungen Mann, daß er heirathe und einen Haushalt gründe. Auch auf dieser zweiten Stufe stand der Herr des Haushaltes immer noch unter sehr strenger religiöser Aufsicht. Er hatte andauernd Opfer zu bringen, von denen jedes wohlthätige Gaben an die Brahmanen einschloß; und eins der fünf großen Opfer, die jeden Tag zu bringen waren, bestand in Wohlthätigkeit und Gastlichkeit gegenüber Allen, die ihrer bedurften. Selbst Thiere hatten ein Anrecht auf tägliche Gaben. Diese zweite Stufe dauerte, bis eines Mannes Kinder erwachsen waren und sein eigenes Haar grau geworden war. Dann erwartete man nach dem alten Gesetze, daß sich der Vater mit seinem Weibe oder auch ohne Frau aus dem Dorfe in den Wald zurückziehe. Sein Eigenthum fiel an seine Familie. Er selbst wurde von allen Opfern mit Ausnahme der allereinfachsten befreit; aber dafür hatte er sein Fleisch durch die schmerzhaftesten Bußübungen zu ertöten und war verpflichtet, nur über die höchsten Lebensprobleme nachzudenken. Auf dieser dritten Stufe war der Waldbewohner, der Vânaprastha oder Vaikhanasa, berechtigt, Wohlthätigkeit zu empfangen, wenn er ihrer bedurfte; aber er hatte auch mit seinen bescheidenen Mitteln allen Denen Gastlichkeit zu erweisen, die sie in Anspruch nahmen. Die letzte Stufe war die des Eremiten, des einsamen Heiligen, des Sannyâsin, oder wie er auch hieß, des Bettlers, des Bhikschu, der keine feste Heimstatt mehr hatte, auch nicht im Walde, ausgenommen in der Regenzeit. Er wußte nichts von der Welt, war beschäftigt mit Nachdenken über die Eitelkeit alles Irdischen und schaute vorwärts nach dem Tode als dem Augenblick der Erlösung. Es ist von Bedeutung zu bemerken, daß der buddhistische Bettelmönch, der Bhikschuh oder Bettler, sich den Kopf zu rasiren hatte und für seinen Lebensunterhalt von der Wohlthätigkeit seiner Mitmenschen abhing.

Dies war das brahmanische Lebensideal; und es ist leicht zu sehen, wie es auf jeder Stufe gänzlich von der Anerkennung der Wohlthätigkeitpflicht abhängt. Wir mögen bezweifeln, ob dieses Ideal in dem alten vedischen Zeitalter je vollständig verwirklicht worden sei, aber unzweifelhaft ist, daß der Buddhismus in einem bestimmten Sinne die volle Verwirk-

lichung dieses brahmanischen Ideals zu Stande gebracht hat. Das bedarf einiger Erklärung. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie der Schüler und der Herr des Haushaltes während der Zeit der ersten und zweiten Stufe vollständig unter priesterlichem Befehle standen. Jedes Wort des Veda, das der Schüler aus dem Munde seines Lehrers lernte, hatte er als Offenbarung anzunehmen; jedes Opfer, das der Herr des Haushaltes zu bringen hatte, wurde als Erfüllung eines göttlichen Gebotes betrachtet. Aber sobald man die dritte Stufe erstiegen hatte, sobald man sein Dorf, sein Haus, seine Familie verließ, um erst als Asket und dann als Eremit im Walde zu leben, änderte sich Alles. Da wurde man nicht nur von nahezu allen erzwungenen Opfern und Ceremonien erlöst, sondern es wurde sogar die Erkenntniß der Eitelkeit, der Nutzlosigkeit oder selbst der unheilvollen Natur aller Ceremonien und Opfer erwartet. Und wenn alle Opfer und Gebete, die mit der Hoffnung auf Belohnung an die Götter gerichtet wurden, einmal als selbstsüchtige Handlungen erkannt worden waren, die eher Unheil als Gutes stifteten, so hatte man auch den alten Glauben an die zahlreichen Götter des Veda aufzugeben, zuerst für den Glauben an einen Gott Pradschâpati, den Herrn alles Lebendigen, und zuletzt für den Glauben an Brahman, das höchste Selbst, das wir schwerlich mehr einen Gott nennen würden. Wir sollten denken, ein System mit solchen inneren Widersprüchen hätte sich kaum für längere Zeit aufrecht erhalten lassen. Und doch ist es fast für die ganze vedische Periode als giltig vorauszusetzen. Und was für mich seine geschichtliche Wirklichkeit mehr als alles Andere beweist, ist, daß das ganze soziale System des Buddhismus augenscheinlich auf seine Trümmer gebaut ist. Selbst während der vedischen Zeiten hören wir das Rauschen eines nahenden Sturmes. Junge und alte Denker werfen die Frage auf: Wenn die Götter des Veda bloße Namen sind, wenn alle Disziplin unnöthige Qual ist, wenn alle Opfer Betrug sind, alle häuslichen Sorgen und Neigungen eine Schlinge, alle Buße bloße Grausamkeit gegen uns selbst, — warum sollten wir dann den besten Theil unseres Lebens an solche Dinge verschwenden? Warum sollten wir nicht sofort in die Freiheit des Denkens eintreten, wie Alle, die auf die dritte und vierte Stufe gelangt sind, sie als den höchsten Segen auf Erden preisen? Verschiedene Antworten sind gegeben worden. Zuerst hieß es, es sei unmöglich für den Menschengeist, die höchste Wahrheit zu erkennen, ehe der Körper disziplinirt worden, die Leidenschaften unterdrückt und die geistige Atmosphäre ruhig und heiter geworden sei. Dann meinte man, die häuslichen Sorgen und Neigungen zögen stets zeitweilig unsere Gedanken von den höchsten Dingen ab, aber sie seien eine Schuld, die wir unseren Vorfahren abzuzahlen hätten, und eine nothwendige Bedingung für die Fortsetzung der menschlichen Gesellschaft. Der Glaube an eine Anzahl persönlicher Götter wurde als harmlos ver-

theidigt, denn alle diese mythologischen Namen seien in Wirklichkeit gemeint für den einen Gott oder für Das, was sogar jenseits von allen Göttern ist.

Solche Erklärungen mögen für eine Weile genügt haben; aber die Zweifel der Wenigen und die Unbefriedigtheit der Vielen wuchsen und wuchsen, bis zuletzt die alten Dämme und Deiche des Brahmanismus von der starken Fluthwoge, die wir Buddhismus nennen, hinweggefegt wurden. Der Buddhismus war in gewissem Sinne einfach die Ausführung oder die praktische Verwirklichung der halb ausgesprochenen Gedanken des Brahmanismus. Wenn Opfer, besonders die, welche das Töten von Thieren und das Maß übersteigenden Aufwand einschließen, nicht nur nutzlos, sondern unheilvoll sind, so sagte Buddha: Laßt sie verboten sein! Wenn die Veden keinen Anspruch darauf haben, Offenbarung zu sein, dann laßt sie uns wie jedes andere Buch behandeln, aber verschwendet nicht mehr Eure ganze Jugend darauf, sie auswendig zu lernen. Wenn die vedischen Götter bloße Zeichen und Namen sind, dann laßt uns nach Etwas ausschauen, das mehr als Zeichen und Name ist. Wenn Bußübungen, und besonders jene maßlosen Bußübungen der Waldbewohner, weder dem Geiste noch dem Fleische zu Gute kommen, sondern nur körperliche Erschöpfung und geistlichen Hochmuth erzeugen, so laßt uns sie abschaffen oder jedenfalls mildern. Schließlich, wenn der Mensch, der Heimath, Weib und Kinder verläßt oder der nie gewußt hat, was ein Heim ist, dem Himmel näher ist als der beste Herr eines Haushaltes, dann laßt Alle, die es können, so bald wie möglich ihr Haus verlassen und „heimlos" werden. Und „Heimlose" hieß Buddha die Glieder seiner Bruderschaft.

Allerdings duldete schon der Brahmanismus gewisse Ausnahmen. Ein Schüler, der nicht zu heirathen und Herr eines Haushaltes zu werden wünschte, konnte für sein ganzes Leben dauernd ein Schüler und unter strenger Aufsicht im Hause seines Herrn bleiben. Hier und da hören wir auch einmal von dem Herrn eines Haushaltes, der, ohne erst durch die Bußübungen der dritten Stufe zu gehen, sogleich ein voll erleuchteter, ganz von allen Fesseln befreiter Einsiedler wurde. Aber was einst die Ausnahme gewesen war, wurde die Regel, nachdem die buddhistische Bruderschaft einmal begründet worden war. Diese Bruderschaft war eine neue Gesellschaft. Sie stand Allen offen, aber sie verdammte Die nicht, die ihr nicht beitreten wollten, wenn sie nur willig waren, die Bruderschaft durch regelmäßige Almosen zu unterstützen, wie sie vorher ihre Gurus oder Lehrer unterstützt hatten. Hier sehen wir die buddhistische Lösung des alten sozialen Problems. Alle Armen, Elenden, Beladenen waren als Mitglieder der Bruderschaft willkommen. Kein Bruder oder Mönch hatte irgend welchen Besitz; und selbst der reiche Jüngling, der dem Buddha folgen wollte, hatte all seinen Reichthum und alle irdischen Auszeichnungen aufzugeben, ehe er ein wirklicher Schüler werden konnte. Ferner sehen wir aus den großen Schaaren, die sich sammelten,

um Buddhas neuer Bruderschaft beizutreten, wie viel Elend, Jammer und Sünde es in dem Lande gegeben haben muß, das uns als ein Paradies auf Erden erscheint. Sehr bald mußten Regeln aufgestellt werden, um die Bruderschaft vor unwürdigen Kandidaten zu sichern. Wenn Jemand aber einmal zugelassen worden und ihm der Kopf rasirt war, dann war er in seinem gelben Kleide auch geborgen. Dann gehörte er nicht nur einer neuen Gesellschaft, sondern einem neuen Staat im Staate an, der vom Staate anerkannt und von der großen Menge der Leute unterstützt wurde. Obgleich das Privateigenthum innerhalb der Bruderschaft aufhörte, wurde die Bruderschaft selbst doch bald reich und einflußreich. Sie besaß das Vorrecht, daß die Mönche einmal oder zweimal von Haus zu Haus gehen durften, um Almosen zu sammeln. Diese Sammlungen waren eine Art freiwilliger Steuer zur Erhaltung der Armen, und da man jeden Beitrag geben konnte, von einer Hand voll Reis bis zu großen Landstrecken, so wurde der Reichthum der buddhistischen Bruderschaften in ganz Indien bald sehr beträchtlich.

Die soziale Seite des Buddhismus wird nur selten gebührend beachtet, obgleich die soziale Revolution, die sie darstellt, in der Weltgeschichte nicht oft ihres Gleichen gehabt hat. Die Meisten werden von den Lehren des Buddhismus, seinem Moralkodex, seinen Gleichnissen und seiner metaphysischen Lehre angezogen. Aber als eine der vielen Lösungen des Problems der Armuth, oder als Versuch, eine Gesellschaft zu gründen, in der Niemand allein stünde oder sich verlassen fühlte, in der Jeder thatsächlich seinen Nächsten wie sich selbst liebte, nicht nur mit Worten, sondern auch in der That, verdient sie wohl die Aufmerksamkeit Aller, die sich für die geschichtliche Entwickelung der Wohlthätigkeit interessiren. Wer über die Organisation der buddhistischen Bruderschaften mehr wissen will, findet die vollständigste Belehrung in der Uebersetzung der Vinaya-Texte von den Professoren Rhys Davids und Oldenberg in den „Heiligen Büchern des Ostens", Nummer XIII, XVII und XX, welche die Satzungen dieser Bruderschaften, wie sie vom ersten und zweiten Konzil festgelegt worden sind, vollständig enthalten.

Jetzt wird es klar werden, was ich meine, wenn ich sage, in gewissem Sinne seien Buddhismus und Wohlthätigkeit synonyme Ausdrücke. Der buddhistische Bruder lebt von der Wohlthätigkeit seiner Bruderschaft, des Klosters oder der Schule, der er angehört. Die Bruderschaft lebt von der Wohlthätigkeit der Menge, die wir die Laienschaft nennen können, der Upâsakas, die sich der Bruderschaft zwar nicht selbst anschließen, sie aber aus religiösem Pflichtgefühl durch ihre Almosen unterhalten. Die Wohlthätigkeit ist also geradezu das Leben und die Seele des Buddhismus; oder wie ein Buddhist es ausgedrückt hat: „Wohlthätigkeit, Höflichkeit, Wohlwollen, Selbstlosigkeit sind für die Welt, was der Achsenpflock für den rollenden Wagen ist."

Aber die Wohlthätigkeit beschränkt sich bei den Buddhisten nicht auf das Spenden von Almosen. Die Wohlthätigkeit ist bei ihnen eine von den sechs oder zehn höchsten Vollkommenheiten, die sie Pâramitâs nennen, und wird zur vollständigen Selbstaufopferung, die so zum Aeußersten getrieben wird, daß sie für unsere westlichen Köpfe der Wirklichkeit entwächst und fast grotesk wird. Die sechs Pâramitâs sind: Wohlthätigkeit, Sittlichkeit, Geduld, Ernst, Sammlung, Weisheit. Ueber jede dieser Tugenden könnte man nicht nur Aufsätze, sondern Bände schreiben; und gerade dieser Material-Ueberfluß macht es oft so schwierig, über den Buddhismus zu sprechen.

Der Buddhismus liebt Gleichnisse. Die meisten Fabeln und Gleichnisse der europäischen Literatur stammen aus dem Osten. Statt langer philosophischer und moralischer Erörterungen geben uns die buddhistischen Schriften am Liebsten ein kurzes Gleichniß. Und es giebt da eine ganz besondere Art von Gleichnissen, die Dschâtakas oder Geschichten von früheren Leben heißen. Wie seltsam sie uns auch erscheinen: im Buddhismus sind sie ganz natürlich. Kein Hindu, sei er nun Brâhmane oder Buddhist, war je so thöricht, sich einzubilden, sein wirkliches Dasein habe erst mit dem Leben auf dieser Erde begonnen. Wie diese Idee die Köpfe des Westens je beherrschen konnte, würde ein interessanter Gegenstand des Studiums sein, — aber wiederum können wir hier nur einen Blick darauf werfen und weitergehen.

Während ein großer Theil unserer Sittlichkeitlehre sich auf den Glauben an Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben gründet, gründete sich die buddhistische Sittlichkeit auf den Glauben an Belohnungen und Bestrafungen in diesem Leben. Wenn wir fragen, und zwar vergebens fragen, warum ein Mensch, von dem wir wissen, daß er gut ist, mit Elend überhäuft sei, und ein anderer, von dem wir wissen, daß er schlecht ist, sich jedes Segens erfreue, den das Leben zu geben vermag, — so ist der Buddhist um die Antwort niemals verlegen. Er sagt: Das ist so, weil der Mann in einem früheren Leben Gutes oder Böses gethan hat, das nun Frucht trägt. Nach der buddhistischen Weltanschauung und nach dem buddhistischen Glauben an die Kontinuität des Guten und des Bösen für alle Zeit kann es nicht anders sein. Und die sittliche Wirkung ist ziemlich die selbe. Dem Unglücklichen macht man klar, daß er hier für seine früheren Uebelthaten leidet und daß er, nachdem er den Lohn der Sünde kennen gelernt hat, nun beharrlich danach streben muß, sich einen besseren Schatz für das künftige Leben zu sammeln. Den Glücklichen weist man darauf hin, daß er, nachdem er einmal das Glück gekostet hat, das nur der Lohn für gute Werke sein kann, nun um so mehr danach streben müssen, seinen weiteren Fortschritt nach der höchsten Vollendung hin sicherzustellen.

Niemand ist von dem Gesetz von Ursache und Wirkung ausgenommen, auch Buddha nicht, wenigstens nicht ehe er Buddha, d. h. „voll erleuchtet“, wurde. Ehe er das Buddhathum erreichen konnte, das auf einer höheren Stufe als alle Götter steht, hatte er sich seinen Pfad von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe zu bahnen und hatte viele Existenzen durchzumachen, bis er endlich sich oder sein höchstes Selbst so die höchste Seligkeit erreichen sah.

Als der Buddha auf Erden seinen letzten Kampf mit den Mächten der Finsterniß kämpft, mit Mâra, dem Herrn des Todes, dem Geist des Bösen, da fordert er Mâra mit dem Worte heraus: „Mir gehört der Thron, der von früheren Bodhisattvas eingenommen wurde, nachdem sie die zehn Vollkommenheiten geübt hatten. Oder kannst Du einen Zeugen dafür vorbringen, daß Du die hohe Tugend der Wohlthätigkeit geübt hast?“ Da streckte der Geist der Finsterniß seine Hand aus und rief sein Gefolge auf und sprach: „Diese Alle sind meine Zeugen.“ Und ein Schrei kam aus dem Munde der Leute und sie riefen: „Wir bezeugen, wir bezeugen.“ Da sagte Mâra, der böse Geist: „Und Du, Siddhârtha, wer kann über Deine Thaten der Wohlthätigkeit Zeugniß ablegen?“ Der Buddha antwortete: „Du hast lebendige Zeugen hier. Ich habe keine. Aber ich rufe die Erde auf, obgleich sie unbewußt ist, darüber Zeugniß abzulegen, daß ich in meinem letzten Dasein als Visvântara (auf Pâli: Vessantara) siebenhundert große Thaten der Wohlthätigkeit gethan habe, die in den früheren Formen meines Daseins gethanen Thaten des Mitleids ungerechnet.“ Dann zog er seine rechte Hand unter dem Mantel hervor und streckte sie nach der Erde aus. Und eine Stimme kam von der Erde und sagte: „Ich kann Deine Wohlthätigkeit bezeugen.“ Und so stark war der Donner dieser Stimme, daß sie die Schaar des Feindes zermalmte. Das Gefolge Mâras floh und himmlische Stimmen riefen: Mâra, der Tod, ist besiegt! Prinz Siddhârtan hat triumphirt!

Die Geschichte von des Buddhas letztem Leben als Visvântara, auf die der Buddha sich hier selbst als auf die krönende Leistung in seinen Bemühungen, ein Buddha zu werden, beruft, ist eine der populärsten Geschichten der Buddhisten in allen Theilen der Welt. Sie kommt im Nordkanon und im Südkanon vor. Wir sehen sie auf einigen der frühesten buddhistischen Skulpturen dargestellt und wir werden wahrscheinlich nicht fehlgreifen, wenn wir sie als den frühesten Versuch betrachten, die seinem letzten Leben auf Erden unmittelbar voraufgehende Geschichte des Buddha zu erzählen. Die Geschichte ist ziemlich lang und für meinen jetzigen Zweck werde ich sie kürzen müssen. Viel darin wird deutschen Ohren fremdartig und abstoßend klingen. Aber trotz östlicher Gluth und östlicher Maßlosigkeit ist hinter dem theatralischen Schleier das hohe Ideal der Wohlthätigkeit, das die Köpfe der frühen Nachfolger des Buddha erleuchtete und ihre Herzen erwärmte, wie es den frühesten

Nachfolgern des Christus die Köpfe erleuchtete und die Herzen erwärmte, nicht zu verkennen.

In fernen Zeiten herrschte in der Stadt Gayaturâ (der Hauptstadt der Sivis) ein König mit Namen Sanda. Seine Gattin, Phusati, hatte sich lange Jahre hindurch gewünscht, die Mutter eines Buddha zu werden. Zuletzt hatte sie einen Sohn, den sie Vessantara nannte. Von dem Augenblick seiner Geburt an gab er — denn er konnte gleich sprechen — Beweise davon, daß sein Herz voll von Wohlthätigkeit war. Als er ins Mannesalter gelangt war, heirathete er die schöne Prinzessin Mâdrî. Sein Vater trat ihm das Königreich ab und während der kurzen Jahre ihres glücklichen Ehelebens wurden ihnen zwei Kinder geboren, die Gâliyâ und Krischnâdschinâ hießen.

Zu dieser Zeit war eine Hungersnoth in Kalinga; und der König des Landes, der hörte, daß Vessantara einen weißen Elephanten besaß, der die Macht hatte, Regen zu bringen (wahrscheinlich ursprünglich als Wolke gemeint), sandte acht Brahmanen aus, um darum zu bitten. Als sie ankamen, ritt König Vessantara gerade auf dem weißen Elephanten nach der öffentlichen Almosenhalle, um die königliche Gabe dort auszutheilen. Er fragte die Brahmanen, was sie wünschten, und als er ihre Bitte vernommen hatte, drückte er ihnen sein Bedauern aus, daß sie nicht um mehr bäten: denn seine Augen und sogar sein Leben wäre ihnen zu Diensten gewesen, wenn er durch solchen Edelmuth in Zukunft ein Buddha werden könnte. Das Volk jedoch war mit dem Scheiden des weißen Elephanten nicht einverstanden und bat den Vater des Königs Vessantara, seinen Sohn für seine gedankenlose Freigebigkeit zu bestrafen. Der Vater stimmte zu und am nächsten Morgen wurde König Vessantara auf den Felsen Vankagiri verbannt. Der junge König nahm die Bestrafung froh auf. Er sagte seinem Weibe, sie möchte bei Hofe bleiben, um über ihre Kinder zu wachen. Aber sie erklärte, sie werde lieber sterben, als ihn verlassen. Dann sammelten sie alle ihre Schätze und vertheilten sie unter die Bettler. Ihre Schatzkammer wurde den Leuten geöffnet und diese schwärmten herein gleich den Bienen, wenn sie nach einem Walde fliegen, der mit neuaufgeblühten Lotosblumen bedeckt ist. Als der König und die Königin alle ihre Werthsachen hingegeben hatten, Elephanten und Rosse, Juwelen und Perlen, nahmen sie von ihren Eltern Abschied und reisten in einem Wagen nach Norden. Die junge Königin nahm ihre Tochter in ihre Arme und ihren Sohn bei der Hand. Die Königin-Mutter sandte ihnen tausend Lastwagen nach, gefüllt mit nützlichen und werthvollen Dingen; aber sie gaben sie alle fort.

Bald nach iher Abreise kamen zwei Brahmanen, die von Vessantaras Wohlthätigkeit wußten, und baten ihn um Almosen; und als sie hörten, er habe die Stadt verlassen, da folgten sie ihm und baten ihn um die Rosse seines Wagens. Vessantara gab sie gleich, aber Indra, der König der Götter, ersetzte sie alsbald durch vier göttliche Rosse. Kaum waren sie ein paar Schritte weiter gefahren, als ein anderer bettelnder Brahmane ausrief: ‚Herr, ich bin alt, krank und müde; gieb mir Deinen Wagen.‘ Vessantara stieg aus seinem Wagen, schenkte ihn dem Bettler und ging mit seinem Weibe und seinen Kindern zu Fuß weiter. Obgleich der Weg rauh war und sie nur von den Früchten der Bäume und dem Wasser der Teiche zu leben hatten, so war ihr Geist doch voll von Glück in der

Erinnerung an die Almosen, die sie Bettlern hatten zu Theil werden lassen. Auf ihrem Wege nach dem Norden hatten sie durch das Königreich des Vaters von Mâdrî, der Gemahlin Vessantaras, zu reisen. Sie ließen sich überreden, sieben Tage bei ihm zu bleiben und all den Luxus seines Hofes zu genießen; aber dann setzten sie ihre schmerzreiche Reise nach dem Felsen Vankagiri fort. Als sie dort angekommen waren, fanden sie zwei Hütten, die von dem Baumeister der Götter für sie erbaut waren. Sie kleideten sich nun in die Gewänder der Asketen und nahmen deren Lebensweise an. Vessantara wohnte in der einen Hütte, sein Weib und seine Kinder in der anderen. Nur wenn die Mutter in den Wald ging, um Früchte zu sammeln, kamen die beiden Kinder zu ihrem Vater und blieben bei ihm.

Als sie so sieben Monate in der Einsamkeit des Waldes verbracht hatten, kam ein alter Brahmane, der für sein junges Weib einen Sklaven brauchte, zu Vessantaras Einsiedelei. Mitten in der Nacht, während der alte Brahmane sich im Walde verborgen hatte, hatte die Mutter einen schrecklichen Traum. Sie sah einen schwarzen Mann, der ihr die Arme abschnitt und ihr das Herz herausriß. Am nächsten Morgen ging sie, wie gewöhnlich, doch mit schwerem Herzen, aus, um Früchte für die Kinder zu sammeln, und während ihrer Abwesenheit kam der alte Brahmane zu Vessantara und forderte seine zwei Kinder als Almosen. Der Vater freute sich dieses neuen Opfers. Allerdings versuchte er, den Brahmanen zuerst zu überreden, er möge warten, bis die Mutter zurück wäre, um ihren Kindern ein letztes Lebewohl zu sagen, und bat ihn dann, die Kinder zu seines Vaters Hofe zu bringen, wo sie mit ungemessenen Schätzen losgekauft werden würden. Als aber der Brahmane darauf bestand, die Kinder als seine Sklaven fortzuschleppen, gab der Vater nach. Die Kinder, die die Unterhaltung mit angehört hatten, geriethen in Furcht, liefen fort und versteckten sich unter den Blättern eines Lotus, der in einem Teich bei der Hütte wuchs. Der Brahmane beschuldigte den Vater, er habe selbst die Kinder fortgeschickt. Da rief Vessantara laut, und als der kleine Knabe seines Vaters Stimme hörte, sagte er: ‚Der Brahmane mag mich nehmen. Ich will sein Sklave werden. Ich kann nicht hierbleiben und meines Vaters Rufe anhören.‘ Dann zerriß er das Lotusblatt, das ihn bedeckte. Seine Schwester that das Selbe und beide Kinder standen weinend da und klammerten sich an ihren unglücklichen Vater. Schließlich goß der Vater, da er einsah, daß er nur so ein Buddha werden und alle Wesen vor dem Elend wiederholter Geburt retten könnte, Wasser auf den Kopf des Brahmanen und übergab ihm somit die Kinder als sein Eigenthum und seine Sklaven. Noch mehr herzzerreißende Szenen folgen. Die Kinder entweichen dem alten Brahmanen und laufen zu ihrem Vater zurück. Der Knabe will seine Mutter noch sehen; und dann will er allein fort, weil seine kleine Schwester zu zart und unfähig ist, auf den harten Steinen zu gehen. Bald kommt jedoch der alte Brahmane, der wie ein Scharfrichter aussieht, zurück, fordert die Kinder noch einmal, bindet sie mit einer Weidenruthe zusammen und treibt sie mit einem Stock davon. Als der Vater ihnen das Blut vom Rücken niederträufeln sah, da versagte ihm sein Herz noch einmal; aber da war es zu spät. Nun beschreibt der Dichter, wie die Kinder an den schattigen Plätzen vorbeikamen, wo sie so oft zusammen gespielt hatten, an der Höhle, in der sie Figuren aus Lehm zu machen pflegten, und an den Bäumen, die an ihrem Lieblingsteiche wuchsen. ‚Lebt

wohl', sagten sie, ,Ihr Bäume, die Ihr Eure schönen Blüthen treibt, und Ihr Teiche, in deren Wasser wir gespielt haben; Ihr Vögel, die Ihr uns süße Lieder gesungen, und Ihr Nymphen, die Ihr vor uns getanzt und in die Hände geklatscht habt. Sagt unserer Mutter, daß wir Euch Allen ein letztes Lebe wohl zugerufen haben. Ihr lieben Geister und Ihr Thiere, mit denen wir spielten, laßt unsere Mutter wissen, wie wir diesen Weg gewandelt sind.'

Die arme Mutter kommt, entsetzt durch ihren Traum und andere vorbedeutende Zeichen, heim, eilt in ihres Gatten Hütte und fragt: ,Wo sind die Kinder?' Der Vater schweigt eine Weile, aber schließlich muß er gestehen, daß er sie fortgegeben habe, weil ein Brahmane sie als Almosen gefordert habe. Als die Mutter Das vernimmt, fällt sie besinnunglos zu Boden. Ihr Gatte besprengt sie mit Wasser und schließlich kehrt ihr das Leben zurück. Dann erklärt ihr der Gatte, die Trennung von ihren Kindern sei nothwendig gewesen, um das Buddhathum zu erreichen; und sie ruft aus: ,Das Buddhathum ist besser als hunderttausend Kinder, — nur laß an dem Lohn für diese That der Wohlthätigkeit die ganze Welt theilnehmen.'

Gatte und Gattin waren nun im Walde allein und selbst die Götter begannen sich Sorgen zu machen, was noch folgen werde, weil sie fühlten, daß Vessantara, wenn man es von ihm verlange, sich selbst von seinem geliebten Weibe trennen werde. Indra, der oberste der Götter, nahm also die Gestalt eines brahmanischen Bettelmönches an und bat Vessantara, ihm seine Gattin zur Sklavin zu geben. Gatte und Gattin schauen einander an und sagen dann: ,Ja, geschehe es so, wenn Vessentara nur so der Buddha, der Heiland der Welt, werden kann.' Da erbebte die Erde und Indra zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Er theilte Vessantara mit, daß sein Weib bei ihm bleiben solle und daß er nun, wo sie einem Anderen, nämlich Indra, gehöre, kein Recht habe, sich von ihr zu trennen.

Danach endet natürlich Alles gut. Der alte Brâhmane stirbt an Magenüberfüllung. Die Kinder, Vessantaras Vater und Mutter, alle ihre alten Freunde, selbst der weiße Elephant, kommen nach der Einsiedelei, um die beiden Einsiedler zurück nach der Hauptstadt und auf ihren Thron zu führen. Nach einer glücklichen Regirung steigt Vessantara in die Welt der Seligen empor, um nur noch einmal wieder geboren zu werden, als Gautama, der Buddha, der Gründer Dessen, was wir geschichtlichen Buddhismus nennen, im sechsten Jahrhundert vor Christus.

Hieraus wird es klar, was der Buddha unter Wohlthätigkeit versteht: nicht einfach das Spenden von Almosen, nicht nur das Geben von unserem Ueberfluß, die Trennung von Gütern, die wir thatsächlich weder brauchen noch entbehren, sondern die Bereitwilligkeit, Alles hinzugeben, Das selbst, was uns das Liebste ist. Nicht nur unsere Juwelen und unseren Grund und Boden, sondern unser Leben, ja mehr als unser Leben: unser Weib und unsere Kinder, damit der Mensch dadurch das Buddhathum erreichen und in den Stand gesetzt werden könne, sich und seine Brüder aus Unwissenheit, Elend, Sünde und von ewiger Wanderung zu erretten.

Ich habe vorhin bemerkt, daß Buddhismus und Wohlthätigkeit synonyme Worte sind. Wohlthätigkeit, wie er sie in seinem letzten Leben gepredigt und geübt hatte, setzte Gautama in den Stand, in seinem Leben die höchste Vollkommenheit zu erreichen, als er das Gesetz predigte und übte. Noch ein Buddha soll kommen, der da heißt Maitreya, der Lehrer der Maitrî oder der Liebe. Diese Liebe wird in den folgenden Worten beschrieben: „Wie eine Mutter selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, beschützt, so laßt Liebe ohne Maß unter allen Wesen walten. Laßt Liebe ohne Maß in der ganzen Welt herrschen, oben, unten, ringsum, uneingeschränkt durch ein Gefühl anderer oder entgegengesetzter Interessen. Dann wird das Wort erfüllet werden: ‚Selbst in dieser Welt ist Heiligkeit gefunden worden'".

Werden die Buddhisten je lernen, daß dieser Buddha der Zukunft, dieser Maitreya, dieser Lehrer der Liebe und nicht des Gesetzes, erschienen ist? Oder ist es wirklich wahr, daß er noch nicht erschienen ist und wir gleich Gautama noch immer fünfhundert Jahre vor Christus leben?

Ich habe schon vorhin gesagt, daß ich, wenn ich von buddhistischer Wohlthätigkeit rede, nur von der sozialen Seite des Buddhismus spreche. Zweifellos hat die buddhistische Wohlthätigkeit außerdem noch sowohl eine religiöse als eine metaphysische Seite.

Der Buddhismus lehrt genau mit den Worten des Christenthumes, daß wir unsere Nächsten lieben sollen wie uns selbst. Und warum? Nicht aus Begeisterung für die Menschheit, sondern einfach, weil sie gleich uns sind; weil sie leiden, wie wir leiden, und sich freuen, wie wir uns freuen. Der indische Philosoph geht jedoch noch einen Schritt weiter. Er zeigt, daß wir Alle bloße Lichtfunken oder Lichtstrahlen aus einer gemeinsamen Quelle sind, empfindende Strahlen eines gemeinsamen Geistes, daß wir Alle Eins sind, sobald wir uns erkennen und unser wahres Selbst in dem höchsten Selbst gefunden haben. Haben wir diesen Punkt erreicht, dann erkennen wir uns in Anderen und Andere in uns. Wir lieben unsere Nächsten nicht nur wie uns selbst, wir erkennen und lieben sie als uns selbst.

Aber selbst als bloße soziale Pflicht, als Lösung der sozialen Schwierigkeiten, hat die Wohlthätigkeit, wie der Buddha sie einschärft, ihre tiefe Bedeutung für uns. Armuth und Elend müssen in den Tagen des geschichtlichen Buddha in Indien die selbe Höhe erreicht haben, die sie bei uns jetzt erreichen. Auf der einen Seite unsinniger Reichthum, auf der anderen gräßlicher, hoffnungsloser Mangel. Wir lesen von einem Manne, der, als er ein Stück Land kaufen wollte, um es dem Buddha zu schenken, jeden Zoll davon mit Goldstücken bedecken konnte. Wir lesen von Bettlern, die zu dem Buddha kamen und ihn um einen Lumpen und ein paar Körner Reis

baten. Was war des Buddha Heilmittel? Er hat keine Armengesetze, Arbeithäuser und kein Armengeld erfunden. Er hat zu den Armen auch nicht gesagt: „Macht ist Recht", „Eigenthum ist Diebstahl", „Nehmt, was Ihr könnt". Er hat sich an die Reichen gewandt und gesagt: „Gebt! Gebt, und nicht nur einen Zehnten; gebt, nicht nur, was Ihr nicht braucht, sondern gebt Alles, was nöthig ist, um die Hungrigen zu speisen, die Nackenden zu kleiden, die Unwissenden zu lehren, die Kranken zu pflegen und die Sünder zu retten. Gebt, weil Euch nichts gehört, nichts gehören kann, weder Land noch Geld, ja nicht einmal Euer eigener Körper. Gebt, weil das Leben nur ein flüchtiger Schatten ist, der bald von Euch scheiden wird mit Allem, was Ihr Euer Eigen nennt. Gebt, weil Das, was Ihr Euren Kindern und nicht der Gesammtheit hinterlaßt, für sie oft mehr ein Fluch als ein Segen ist."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir Alle geben zu, daß der jetzige Stand der Dinge, wie wir ihn jeden Tag z. B. in den Kneipen und Spelunken Ostlondons, in St. James sowohl als in St. Giles sehen, nicht recht und nicht von Dauer sein kann. Sozialphilosophie und Nationalökonomie stehen an dem Totenbett der Gesellschaft und stehen mit all ihrer Statistik und ihrer Gelehrsamkeit hilflos da. Sie haben nichts mehr zu verordnen. Giebt es also kein Heilmittel? Bedeuten die Worte, daß „die Armen nimmer aufhören sollen im Lande", wirklich, daß es immerdar Schmutz, Hunger und Sünde auf der einen Seite und schimmernde Verschwendung, Sinnlichkeit und Heuchelei auf der anderen geben muß? Sollte dieses Leben wirklich nur ein Kampf ums Dasein sein, in dem Macht Recht ist und die Schwächsten unter die Füße getreten werden?

Buddha sah, was wir sehen, Buddha sah, was Christus sah, und er wußte, daß es ein Heilmittel für all dieses Elend gebe, für das Elend der Reichen wie für das Elend der Armen. Einer von des Buddha zahlreichen Namen war: „der gute Arzt". Und was hat er verschrieben? Etwas, wozu man ein Körnchen Glauben an eine andere, bessere Welt, ein Körnchen Liebe oder, wie er es nannte, Mitleid mit Denen, die unsere Nächsten, unsere Brüder, ja mehr als unsere Brüder sind, ein Körnchen edlen Empfindens, um zu fühlen, daß das Aufhäufen unnöthigen Reichthumes gemein ist, und endlich ein Körnchen Klugheit braucht, um einzusehen, daß ein zu stark gespannter Bogen brechen muß. Die Medizin, die er aus diesen Bestandtheilen braute, hieß Wohlthätigkeit, und wenn wir nach der Zahl Derer urtheilen können, die diese Medizin eingenommen haben, oder nach dem neuen Leben, das sie einer schon toten oder doch im Sterben liegenden Gesellschaft in Asien eingehaucht hat, so wird die Wohlthätigkeit, und die Wohlthätigkeit allein,

die wahre buddhistische Wohlthätigkeit, die wahre christliche Wohlthätigkeit wohl das Heilmittel für all die Uebel sein, unter denen unsere Gesellschaft leidet. Wir haben ihren bitteren Schrei gehört. In England mag dieser Schrei durch königliche Kommissionen vertuscht, in Deutschland mag er durch Umsturzgesetze unterdrückt werden. Aber es giebt ein besseres Heilmittel für diesen bitteren Schrei: königliche Wohlthätigkeit, wie sie der schöne junge Prinz von Kapilavastu geübt hat, den wir den Buddha nennen, und christliche Wohlthätigkeit, wie sie der Christus selbst gepredigt hat, — wenn auch freilich nur wenige Jünger den Muth gehabt haben, seine Worte so auszulegen, wie sie von dem Meister gemeint waren.

Oxford. Professor F. Max Müller.



Am Kadaver.

Zwiegespräch zwischen einem alten und einem jungen Arzte.

Weit eher, als die Ferien angingen, kam er nach Hause. Die Stiefel bis oben mit Koth bespritzt, der Hut bis ins Futter vom Regen durchweicht und ein Auge, das zugleich ängstlich und zornig blickte, als er vor dem Vater stand.

„Wer ist denn Das?" fragte dieser, faßte den Zipf seines langen Bartes, um sich damit die alten Augen auszureiben. „Wenn es mein Adalbert wäre?"

„Vater, der ist es. Er ist es leider, Vater."

„Dann ist die Universität abgebrannt", sagte der Alte.

„Nein, die Universität steht noch. Abgebrannt bin ich."

Der Greis faßte den Burschen mit beiden Händen fest an den Achseln an, um ihn zu rütteln. Da sich der junge Mann aber äußerst wenig bewegte, so sprach er: „Das ist nicht Asche. Durchaus nicht. Das ist Einer, der festes Gerüst im Leib hat. Vielleicht im Geldbeutel, daß ein Unglück passirt ist?"

Der Bursche hatte den schwammigen Hut in einen Winkel geworfen und sich selbst auf das Sopha.

„Du kannst ein Kalb stechen lassen, Papa, ich komme als verlorener Sohn. Das heißt, nein, laß' nicht stechen. Ich bin ein verlorener Sohn, ich werde einer sein und werde einer bleiben. Von Reumuth ist keine Rede. Das Kalb laß leben, aber Bier, wenn Du mir schenken willst."

Der Alte trat zu ihm, legte die Hand auf seine Stirn: „Sollte da drinnen irgend Etwas nicht stimmen?"

„Da drin stimmts nicht“, sagte der junge Mann und deutete auf die Herzgegend.

„Ach ja so, verliebt“, lachte der Alte. „Und darum den weiten Weg in dem Hundewetter? Schön, mein Sohn, daß Du den Segen Deines alten Vaters so hoch estimirst!“

„Der Segen wird ranzig werden, bis ich zu einer Braut komme.“

„Also nicht? Ein zwanzigjähriger Adonis und nicht verliebt? Pfui! Ein gesunder Mediziner und nicht verliebt? — Junge, Du studirst doch Anatomie?“

„Nein, mein Vater. Das ist es ja. Ich bin kein Mediziner, ich studire nicht Anatomie. Und deshalb bin ich da und zerstöre Deinen Lieblingswunsch, armer, guter Vater!“

Der Greis stopfte sich eine Pfeife; sie hatte ein so langes Rohr, daß er dem Sohne das Zündholz in die Hand gab: „Habe die Güte und heize an.“ Als er mehrere Züge gemacht hatte und die blauen Rauchringlein sein graues Haupt umgaukelten, sagte er: „Also nicht Mediziner! Na, warum denn nicht?“

„Ganz kurz gesagt: Ich kann den verfluchten Sezirsaal nicht vertragen.“

„Du kannst den ver—“

„—fluchten Sezirsaal nicht vertragen. Es ekelt mich.“

„Oh, liebliches Kindlein Du, Das verliert sich in ein paar Tagen.“

„Vier Wochen lang habe ich ihn besucht. Dann noch einmal vier Wochen lang. Der letzte Tag war noch schlimmer als der erste.“

„Soll ich Das glauben?“ fragte der Alte immer gleichmüthig. „Du hast mir ja doch zu Hause so oft tapfer geholfen bei Operationen. Kein Wundfieber, keine Blutscheu! Ein Kadaver ist erst recht nichts.“

„Gott bewahre, daß mich etwa vor einem Kadaver ekelte!“ rief der Bursche und sprang vom Sopha auf. „Vor der verdammten Frivolität ekelt mich. Sage Vater, bin ich sentimental? War ich es je?“

„Wie ein Lederapfel im September! So beiläufig denke ich mir Dein Herz. Sentimental? Nein, daß ich nicht wüßte.“

„Oder ist man ein Hundsfott?“ fauchte der junge Mann und rannte im Zimmer hin und her. „Wenn schon doch Alles des Menschen wegen ist oder sein soll, was geschieht! Jeder Beruf, jede Wissenschaft! Oder nicht? Was Das für ein Arzt ist, der keine Achtung hat vor Menschen! Wenn ich den Menschen in mir, in Anderen achten soll, so kann ich nicht ganz und gar pietätlos sein gegen den toten Menschenkörper. Ich kann nicht, weiß Gott! Und wenn ich den toten Menschenleib mißachte wie ein ... wie ein — ich weiß nicht was, dann ist mir auch der lebendige — Pappe! Ja, Vater, ja! Dann entsage ich der Medizin und werde Feldwebel, oder Eremit, oder irgend eine Arabeske in der Gesellschaft.

Der Greis sog aus der Pfeife und blickte schmunzelnd auf seinen Sohn. Sogar mit dem Kopf nickte er ein Wenig. „Jetzt erst sehe ich es sehr klar, Adalbert, daß Du zum Arzte geboren bist.“

„Lauter schreien kann ich nicht“, versetzte der Bursche, „wenn Du mich so nicht verstehst ....“

„Und wie ich Dich verstehe, Sohn! Man schreibt an ein Spital: Ersuchen um drei Exemplare, wo möglich femininum, à 6 Gulden. Gut. Die Kisten

kommen; ausgepackt. Der Diener schubst den nackten starren Körper auf die Achsel, wie der Metzger das tote Schwein trägt. Und aufs Eis damit. Die Extremitäten auf den Schragen für den ersten Jahrgang, den Rumpf für ..."

„Ich muß Dich bitten, Vater, mir graust."

„Ja, poetisch ist Das nicht, mein Kind. Aber nothwendig ist es. Sollen die jungen Leute an Pappendeckelkadavern Anatomie studiren? Oder ist am Ende diese Wissenschaft überflüssig, dient nur zur Befriedigung eitler Neugier, im besten Falle zur Vervollständigung der Kenntnisse, und im Praktischen weiß der Arzt, der den Kranken doch nicht auseinander nehmen kann wie ein Uhrwerk, mit der Anatomie nichts anzufangen! Solltest Du ein Anhänger solch läppischer Phrasen geworden sein?"

„Ganz gewiß nicht! Das eingehendste Studium des menschlichen Körpers, nicht nach Büchern, wohl aber in Praxis, ist das Erste eines Arztes. Das ist doch klar."

„Nun also, junger Herr, was wollen Sie denn?"

„Einen anderen Beruf."

„Weil Du schon so erfreulich beseelt bist von Menschenwürde, — welchen Beruf meinst Du nur, der so ganz und gar erfüllt ist von Pietät gegen Andere? Etwa die Politik? Oder das Börsengeschäft? Nenne mir doch einen Beruf, der den Menschen zu Liebe größere Opfer verlangt als der ärztliche? Eines dieser Opfer zum Beispiel ist so groß, daß mein junger Mediziner darob fahnenflüchtig werden will. Weil es ihn aus Menschenachtung anwidert, an Menschenleichen Studien zu machen. Uebrigens mein Junge," fügte der Alte bei und legte seine Pfeife auf den Tisch, „mir ist es vor fünfunddreißig Jahren gerade so ergangen, wie es Dir heute ergeht. Mein Gefühl, als ich zum ersten Mal in den Sezirsaal trat, war das der Empörung. Die Brutalität, mit der hantirt wurde, dazu noch mancher Schabernack muthwilliger Jungen mit den Toten, das Banausische dabei. Reine Metzgerei! Und diese ‚Exemplare', waren es nicht Menschen, die vor wenigen Tagen noch gleich uns gelebt, gelitten hatten, gleich uns von den selben Idealen beseelt, von den selben Dämonen gehetzt! Dieser Tote, an den ich jetzt mechanisch das Messer setze, — weint nicht ein Mutterherz um ihn? Oder ein trostloser Gatte, oder eine verlassene Weise? Wie treu mochte dieser Leib gepflegt worden sein, wie keusch verhüllt und gehütet! Und jetzt! — Auf allen Straßen entblößen die hastenden Menschen für einen Augenblick ihr Haupt, wenn ein Leichenzug vorbeigeht, der Friedhof bleibt ein heiliger Ort für alle Welt, auch wenn es lauter Fremde sind, die darin ruhen. Ueberall genießen die Toten Achtung, nur nicht im Sezirsaal! Ein freudiges Ah! geht durch die Reihen der Aerzte und Studirenden, wenn am Kadaver eine Abnormität entdeckt wird, unter der ein Mensch unsäglich gelitten hatte und zu Grunde gegangen war! Und als ich sah, wie sie in den Eingeweiden wühlten, — Adalbert, ich fühlte ihre Messer in der eigenen Brust. Und ich dachte dem ausgestreckten Toten zu: wenn Das mein Vater wäre, oder mein Bruder, oder mein Sohn! Da haben sie mich eines Tages ohnmächtig aus dem Saal getragen ..."

„Und Du bist doch wieder hineingegangen?" rief der Bursche.

„Ich bin doch wieder hineingegangen," entgegnete der Alte gelassen. „Ich habe gedacht: Schau, wenn Du findest, daß im Sezirsaal zu wenig Pietät herrscht,

so mußt Du eben welche hineintragen. Wenigstens für Deinen persönlichen Gebrauch. Ist doch mancher Beruf arg profan und der Mensch versteht, ihn zu weihen. Denn die Roheit im Allgemeinen, die verfluchte, verächtliche Roheit, Du wirst sie nie und nirgends aus der Welt schaffen. Es giebt gemeine Kreaturen überall, auch im Tempel der Wissenschaft. Und feinfühlige Menschen überall, auch in den Werkstätten und Schächten. Der echte Mensch heiligt sich seinen Beruf, seine Arbeit selbst. Ist die Arbeit auch nur für Geld und Habe, für irdische Nichtigkeit, der Mensch kann ihr durch einen guten Gedanken edlen Inhalt geben. Der Knappe, wenn er in den Berg fährt, sagt: Glückauf! Der Bauer, der den Pflug an die Scholle setzt, sagt: In Gottes Namen! Der Matrose sticht mit einem Ruf an Maria in die See! So haben sie ihre Sprüchlein, ihre Gebetlein, an denen sie das Herz beleben, damit es nicht verkümmere, versteinere. Der junge Arzt am Allerwenigsten darf sein Herz verkümmern, versteinern lassen, er braucht es zu sehr für die leidenden Brüder und Schwestern, deren Heil er sich gewidmet hat. Und so habe auch ich mir ein Sprüchlein, ein Gebetlein ersonnen für den Sezirsaal. Es hat mir gute Dienste geleistet."

„Darf mans wissen?" fragte der Sohn.

„Du sollst es ja wissen, Adalbert, Du solltest doch selber darauf verfallen sein. Du kannst Deine Fußreisen durch das Zimmer für einen Augenblick unterbrechen und mir ruhig zuhören. Es ist ein gar kurzer Unterricht. Höre. Wenn ich in den Saal trat und vor mir auf dem Tische die Gestalt lag, mit dem mattgelblichen Wachsglanz, splitternackt, kalt wie Lehm, alle Haare rasirt, starr das zerronnene Auge, ausdruckslos die Züge, aller Menschheit beraubt — da habe ich mir gedacht: Du lieber, Du glücklicher Toter! Während die Meisten Deinesgleichen sofort der Erde übergeben werden müssen, bist Du auserwählt, auch im Tode noch den Menschen zu nützen. An Deinen Resten, bevor sie zu Asche werden, entzünden sich die Flammen des Wissens und Erkennens, des Könnens und Handelns für allgemeines Wohl, so daß aus Dir, Du toter Leib, gleichsam neues Leben quillt in die Glieder der Kranken. Du bist auserlesen, mit zum Heil der Menschheit zu dienen. Ich ehre Dich. — Siehe, mein Sohn, dieser Gedanke hat mich stark gemacht. Unter dem Schutze dieses Gedankens entrann ich der Gefahr einer Herzensverrohung im Sezirsaal, unter seinem Schutze glaube ich mein Bischen Idealismus herübergerettet zu haben in die Krankenstuben."

„Das hört sich anders an," sagte der Student. „Vielleicht besinne ich mich doch noch. Warum aber spricht der Professor auf dem Katheder nicht davon?"

„Es muß doch auch dem Vater Etwas zu sagen übrig bleiben."

Graz. Peter Rosegger.



Bismarcks Duelle.

Kürzlich habe ich in einer kleinen Schrift*) auseinandergesetzt, daß das Duell sowohl seinem historischen Ursprunge wie seinem Wesen nach etwas durchaus Undeutsches ist. Es taucht zuerst im Vaterlande des Don Quixote auf und erscheint bald darauf auch in Italien und Frankreich. Nach Deutschland kommt es erst wesentlich später. In der Zeit, als die Deutschen alles Französische bewunderten, haben sie das Duell angenommen. Hinterher sind sie zu der Meinung gekommen, es sei eine alte deutsche, eine Einrichtung des alten deutschen Ritterthumes. Dies, ferner die Ansicht, daß es etwas Vornehmes sei, namentlich aber der Duellzwang, dem die Offiziere, die aktiven wie die des Beurlaubtenstandes, unterstehen, und endlich einige andere Dinge, über die ich hier nicht sprechen möchte, haben dem Duell auch noch im neunzehnten Jahrhundert die Existenz gesichert. Aber der Gegensatz, in dem es zum deutschen Wesen steht, zeigt sich doch überall deutlich. Trotzdem es heute noch weite Kreise bei uns beherrscht, erweist es sich in Deutschland doch als fremdländische Pflanze.

Man könnte mir nun entgegenhalten, daß viele unzweifelhaft deutsche Männer doch von dem fremden Produkt Gebrauch gemacht haben und noch machen, daß namentlich ein deutscher Mann, der ein Deutscher ist wie nur irgend Einer, daß der Begründer unserer deutschen Einheit, daß Bismarck doch auch dem Duellwesen seinen Tribut gezahlt hat. Ich behaupte Dem gegenüber: gerade die Stellung Bismarcks zum Duell zeigt, daß das Duellwesen dem deutschen Geiste fremd ist. Das will ich auf den folgenden Blättern erweisen. Ich führe den Nachweis, indem ich die bedeutsamsten Züge aus Bismarcks Duellgeschichte hervorhebe. Auf theoretische Aeußerungen von ihm gehe ich nicht ein. Denn die Hauptsache ist immer die Praxis. Uebrigens glaube ich auch nicht, daß er viel über das Wesen des Duells nachgedacht hat. Er hatte immer Wichtigeres zu thun. In Deutschland beschäftigen sich überhaupt nur die Männer eingehend mit der Duelltheorie, die sie bekämpfen. Irgend eine Vertheidigung des Duells, die über ein paar Phrasen hinausgeht, giebt es aus Deutschland nicht. Eingehende Vertheidigungen des Duells giebt es nur aus Frankreich und ähnlichen Ländern.

Im Frühjahr 1832 bezog Bismarck die Universität Göttingen. Am sechsten Juli dieses Jahres trat er in das Corps Hannovera ein. Am elften September 1833 verließ er Göttingen. Es würde zu weit führen, wenn ich auf Bismarcks Verhältniß zum Corpsstudententhum im Allgemeinen näher eingehen wollte. Nur zwei Thatsachen will ich in dieser Hinsicht hervorheben. Bismarck ist wenig mehr als zwei Semester Corpsstudent ge-

*) Das Duell und der germanische Ehrbegriff (Kassel, Brunnemann).

wesen. Wenn ferner öfters von seinem „wilden“ Studentenleben gesprochen wird, so erweist sich diese Wildheit bei näherem Zusehen als gar nicht so fürchterlich „wild“. Mir kommt es nun aber speziell auf Bismarcks Duelle an.

Es wird berichtet, daß Bismarck sein erstes Duell zu Deutschlands Ehre gegen einen Engländer ausgefochten hat, der über die Deutschen gespottet hatte.*) Von anderer Seite wird diese Angabe bezweifelt. Mag es sich so oder so verhalten: jedenfalls stimmt die Erzählung mit den Anschauungen überein, die Bismarck schon als Student bekundet hat. Von der gewöhnlichen Duellgeschichte wäre es eine bedeutsame Abweichung Der Durchschnittsduellant vertheidigt ganz andere Dinge. Wenn man neuerdings einen großen „nationalen Feiertag“ nicht vorübergehen läßt, ohne aus der von ihm hervorgebrachten Fröhlichkeit Anlaß zu Duellen zu nehmen, so werden solche Duelle wahrlich nicht zu des Vaterlandes Ehre ausgefochten. Weiter tritt als charakteristisches Moment die „vollständige Unkenntniß des studentischen Comments“ (in Bezug auf das Belegen der Waffen) hervor, die Bismarck zu der Zeit, wo er in das Corps einsprang, bekundete. Er hatte keine Ahnung davon, daß er gegen altheilige Gebräuche frevelte. Ist Das wunderbar? Konnte den selbständigen Kopf das ewige Einerlei, die klappernde Geistlosigkeit des Comments fesseln?

Eine souveraine Gleichgiltigkeit gegenüber den strengen Regeln des point d'honneur legte Bismarck zu der selben Zeit noch in anderer Weise an den Tag. Er hatte einigen Studenten einen „dummen Jungen“ gewidmet und war dann von diesen, ganz der Ordnung gemäß, gefordert worden. Die Sache wurde aber beigelegt, da Bismarck erklärte: „Mit dem ‚dummen Jungen‘ habe ich meinerseits nicht beleidigen wollen, sondern blos meine Ueberzeugung auszusprechen beabsichtigt.“ Ich sehe noch das entsetzte Gesicht, das einer von den Unglücklichen, die von Amts wegen zum Duell gezwungen werden, machte, als ihm jener Fall erzählt wurde. „Dummer Junge“ — und kein Duell! Und auch nicht einmal eine einfache Revozirung, sondern diese Erklärung! Das ist ja unerhört! „Dummer Junge“ gilt ja als „Inbegriff der höchsten Verbalinjurie“, die „unbedingte Forderung“ nach sich zieht, wenn die Beleidigung nicht schlechthin revozirt wird. Das Entsetzen aller Duellphilister ist in der That sehr begreiflich. Nun, Bismarck hat aber hier sich wegen der Gefühle des Duellphilisterthumes eben so wenig Sorgen gemacht wie wegen der manches anderen Philisterthumes.

Im Januar 1833 hatte ein aus Cumberland stammender Student mit einem anwesenden Fremden Streit, der zu einer Pistolenforderung führte.

*) Vgl. hierzu und zum Folgenden H. Blum: Fürst Bismarck und seine Zeit, Band I, S. 32ff.; Otto Mejer: Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen, S.153ff. H. Kraemer: Bismarck als Corpsstudent, „Zukunft“ vom 16. März 1895.

Bei diesem Fall zeigte sich die ganze Aeußerlichkeit, die nur auf konventionellen Begriffen beruhende Moral des sogenannten Ehrenkodex. Beide Theile erkannten nämlich an, daß nur ein Mißverständniß vorliege. Aber dennoch mußte das Duell (ein einmaliger Kugelwechsel) stattfinden, weil nun einmal ein Pistolenduell kontrahirt worden war. Da ist es denn charakteristisch, daß Bismarck die Folgen des unabänderlichen Gebotes, das hier die feierliche Gedankenlosigkeit des Comments erließ, nach Möglichkeit zu mildern suchte. Ein Protokoll verzeichnet als Aussage des Studiosus von Bismarck, der als Unparteiischer diente: „er habe die Streitenden veranlaßt, die anfangs verabredeten drei Schritt Barriere in zwölf Schritt zu verwandeln. Eigentlich zwar seien zehn Schritt verabredet; als er aber die Mensur genommen, habe er noch zwei Schritt zugesetzt und Das auch dem Arzte gesagt. Auch habe gerade er die Mensur genommen, um sie möglichst lang zu machen." Der Erfolg war ein erfreulicher: Niemand wurde verwundet. Freuen wir uns nicht nur über die große Denkart, sondern auch über die großen Füße des herrlichen Mannes, die absichtlich die Entfernung zwischen den Kämpfern weiter streckten!

In Bismarcks göttinger Zeit fiel auch eine von den unerquicklichen Zänkereien, die in Folge einer angeblichen oder wirklichen, mit unendlicher Wichtigkeit behandelten Verletzung des Comments die „schlagenden" Korporationen in zwei Lager spalteten, von denen dann das eine in Verruf erklärt wurde. Bismarcks Antheil an diesem Streit ist insofern bemerkenswerth, als er dabei die Sache der Minorität vertrat, der nach seinem Dafürhalten Unrecht geschah, und unbekümmert um den auch ihm in Aussicht stehenden Verruf es auf sich nahm, der Mehrheit zu widerstehen.*)

Von Göttingen siedelte Bismarck nach Berlin über. Hier knüpfte er nahe und dauernde Beziehungen zu dem Grafen Alexander Keyserling an, der später, eben so wie sein mit Bismarck gleichfalls befreundeter Bruder Hermann, das Duellwesen mit Wort und That bekämpft hat.

Aus Bismarcks Mannesjahren ist von Duellen wenig zu berichten. Obwohl er als guter Deutscher einen kräftigen und energischen Ausdruck liebt und, wie kaum ein anderer Mann unseres Jahrhunderts, Zielpunkt der heftigsten Angriffe war, so ist er doch nur selten in Duelle verwickelt worden. Allein die wenigen Fälle, die wir aufzählen können, sind doch überaus lehrreich. Im Jahre 1849 wurde Bismarck von dem Grafen X. (ich wiederhole absichtlich nicht den Namen) auf Pistolen gefordert.**) Dieser

*) „Bismarcks geradem Charakter war die wissentliche Lüge zuwider gewesen, er hatte die Wahrheit gesagt: auf die Gefahr hin, einen Racheakt der übrigen Corps heraufzubeschwören" („Zukunft" vom 16. März 1895).

**) Der hierher gehörige Brief Bismarcks ist im Bismarck-Jahrbuch Band 3, 1. Lieferung, S. 57 f. veröffentlicht worden.

war nämlich einst, während Bismarck an der table d'hôte saß, im Zimmer erschienen, an den Wänden entlang gegangen und hatte die Winkel durchspäht, offenbar lebhaft nach einem Gegenstande suchend. Bismarck hatte ihm über die Tafel zugerufen: „Verehrter Graf, was suchen Sie?“, war aber für die theilnehmende Frage mit einem zornigen Blick belohnt worden. Am Nachmittag ließ ihn der Graf auf Pistolen fordern. Bismarck theilte die Forderung einem Dritten mit und bat ihn um seinen Beistand. Dieser bewog den Grafen zur Zurücknahme der Forderung. Der gewöhnliche Sterbliche stutzt, wenn er von der Forderung des Grafen liest. Allein der gewöhnliche Sterbliche weiß eben nichts von den Geheimnissen des wahren Ehrgefühles. Nach den Grundsätzen des Ehrenkodex hat der Graf vollkommen korrekt gehandelt. In einem sehr ernsthaften Buch ist neulich zur Begründung des Duells hervorgehoben worden, daß das Gericht dem feinen Ehrgefühl nicht Rechnung tragen könne, was ja schon daraus hervorgehe, daß bereits ein bloßer Blick das tötlichste Gift enthalten könne. Und wie oft hat nicht schon ein Duell stattgefunden, weil der Eine den Anderen nur fixirt hatte! Natürlich ist das Entscheidende dabei immer der subjektive Eindruck Dessen, der beleidigt zu sein glaubt. „Der Grad der Empfindsamkeit ist entscheidend,“ sagt das offizielle Lehrbuch der Duellanten. Bismarck aber hatte den Grafen nicht blos angesehen, sondern ihn auch angesprochen, ja, die ihn aufs Tiefste verletzenden Worte gesprochen: „Verehrter Graf, was suchen Sie?“ Zur Entschuldigung des Grafen darf man wohl anführen, daß er offenbar ein sehr ängstliches Gemüth war. Man kann alle Tage die Beobachtung machen, daß ängstliche Gemüther in Aeußerungen solcher Personen, von denen sie wissen, daß sie gelegentlich Andere mit Humor und Satire behandeln, ohne jeden besonderen Anlaß sofort die giftigsten Pfeile zu entdecken glauben. Jener Graf kannte Bismarck schon von früher her; er kannte wohl auch seinen überlegenen Humor. Und darum sah sein ausgetrocknetes Don Quixote-Hirn in jenen harmlosen Worten, die allerdings wohl von einer kleinen Bewegung der Mundwinkel begleitet waren, die grausamste Verspottung. Er hatte Recht, für den blutigen Hohn blutige Genugthuung zu fordern. Er ließ sich dann allerdings beschwichtigen. Wenn er sich nun aber nicht hätte beschwichtigen lassen (was offenbar blos von der größeren oder geringeren Beredsamkeit des Vermittlers abhing)? Die Frage braucht nur aufgeworfen zu werden, um zu sehr nützlichen Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit des Ehrenkodex anzuregen.

Nachdem der Graf die Forderung zurückgenommen hatte, richtete Bismark einen Brief an ihn, — einen köstlichen Brief, der diesen neuen Ritter von der traurigen Gestalt wirklich bis aufs Blut verhöhnte. Jetzt hätte der Graf wohl Veranlassung gehabt, ihn zu fordern. Aber jetzt erkannte der Wind-

mühlenkämpfer in dem wirklichen Hohn den Hohn nicht. Der Brief war nur deshalb möglich, weil Bismarck die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß das Hirn des neuen Don Quixote, wie das des alten, vollkommen ausgetrocknet war. Ich will den Inhalt des Briefes nicht wiederholen; Jeder mag ihn im Bismarck-Jahrbuch nachlesen. Nur den wundervollen Schlußsatz setze ich hierher: „Sollten unvorhergesehne Umstände mir wiederum die Ehre einer Begegnung verschaffen, so werde ich den Ausdruck: ‚Verehrter Graf, was suchen Sie?‘ gern vermeiden, nachdem ich aus Ihrem Schreiben ersehe, daß derselbe etwas Verletzendes für Sie hat.“

Einen ernsten Konflikt hatte Bismarck im Frühjahr 1852 mit dem Abgeordneten von Vincke-Hagen.*) Vincke hatte Bismarck im Landtag wie einen Menschen, der nicht ernst zu nehmen ist, behandelt; er hatte sich namentlich über sein diplomatisches Talent lustig gemacht. Man kann es nun sehr gut verstehen, daß Bismarck, der doch auch damals schon das Bewußtsein gehabt haben wird, daß er auf diplomatischem Gebiete kein Kind sei, sich tief verletzt fühlte und auf den Gedanken kam, Vincke zu fordern. Wir wollen dabei nicht die Frage erörtern, ob in diesem Falle das Duell, selbst von einem strengen Duellstandpunkt aus, als ganz unvermeidlich angesehen werden mußte. Denn das Interesse, das diese Affaire bietet, liegt in dem Verlauf des Duells. Leopold von Gerlach berichtet darüber am dreiundzwanzigsten März: „Heute Morgen schrieb ich an Alvensleben, um auf Schulenburg-Wolfsburg, Vinckes Schwiegervater, zu wirken, und an Eberhard Stolberg, Bismarcks Sekundanten, um Dem, was von dort kommen könnte, eine günstige Aufnahme zu verschaffen.“ Und fünf Tage später: „Seitdem ist Bismarcks Duell, ohne daß Etwas herausgekommen, vorübergegangen. . . . Er hat vor dem ersten Schuß ein Gebet gesprochen.**) Auf Vincke soll Dies doch Eindruck gemacht haben.“ Blum bemerkt dazu: „Als Vincke seinen Gegner beten sah, mochten die Vorstellungen seines Schwiegervaters von der Schulenburg, daß dieser Ehrenhandel nicht blutig verlaufen dürfe, in seiner Seele Wurzel fassen, und da er als Geforderter den ersten Schuß hatte, ließ er an der Ziellosigkeit dieses Schusses seine Versöhnung erkennen. Darauf schoß auch Bismarck in die Luft. Bei dem Leibesumfang des Herrn von Vincke und Bismarcks Geübtheit im Schießen würde er den Gegner bei ernstlichem Willen schwerlich gefehlt haben.“

Es mag darüber gestritten werden, ob es angemessen ist, ein Duell mit Gebet zu eröffnen. Jedenfalls aber wird man sagen dürfen: die Gegner

*) Vergl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach, Band I, S. 746 f.; Blum a. a. O. S. 493 ff.

**) Was über den Empfang des Abendmahles berichtet wird, theile ich hier nicht mit, da es in der Presse kürzlich in Zweifel gezogen wurde.

erinnerten sich der ewigen Beziehungen, denen der Mensch angehört, und als ihnen diese zum Bewußtsein kamen, da hatten sie nicht mehr den Wunsch, auf einander zu schießen. Die Erinnerung an die ewige Bestimmung des Menschen verhinderte das Duell. Konnte denn nun aber diese Erinnerung erst durch die herbeigeschafften Pistolen wachgerufen werden? Erinnere sich Jeder, der zum Duell schreiten will, seines höheren Menschenwerthes, — dann wird ihm die Neigung für das Duell schwinden. Das Duell ist in einer Gesellschaft aufgekommen (man denke z. B. an die Mignons Heinrichs des Dritten von Frankreich, des Meuchelmörders), die vielleicht besser nicht existirt hätte, die jedenfalls nicht das Bewußtsein von einem edlen Werth des Menschen gehabt hat und auch kaum zu einem solchen Bewußtsein zu bringen gewesen wäre. Wer sich aber seiner adeligen Menschennatur bewußt ist, Der lasse vom Duell, — auch dann, wenn ihm für den Fall der Weigerung mit Dienstentlassung gedroht wird.

Das Duell Bismarck-Vincke wurde dadurch wirkunglos gemacht, daß beide Gegner in die Luft schossen. Das ist nun ganz gegen die erhabenen Gesetze des Ehrenkodex. Die „konventionellen Lü" — wollte sagen: „konventionellen Gebräuche beim Zweikampf" verlangen, daß das Duell, wenn Einer der Duellanten den ersten Schuß offensichtlich in die Luft abgiebt, vorläufig sistirt und der „Schuldige", wenn er es nach Wiedereröffnung des Duells von Neuem so macht, als „nicht satisfaktionfähig" erklärt wird. Will Jemand den Gegner durchaus nicht treffen, so muß er doch so vorsichtig vorbeizielen, daß es aussieht, als ob er auf den Gegner ziele; er muß auch dann seinen Schuß in der Richtung auf den Gegner abgeben. Gegen diese heiligen Gesetze hat zunächst Vincke gefrevelt. Denn er schoß so deutlich vorbei, daß Bismarck es ganz genau sah. Bismarck hätte nach den Regeln des Duellcomments etwa rufen müssen: „Halt, Sie zielen vorbei; zielen Sie jetzt mal in der Richtung auf mich." Als verständiger Mann sagte er Das aber nicht, sondern machte der ganzen Albernheit dadurch ein Ende, daß er auch in die Luft schoß. Das war jedoch ein ein zweiter schwerer Verstoß gegen die heiligen Gesetze. Denn daß er etwa verdeckt vorbeigeschossen hat, ist ganz undenkbar. Bei dem Leibesumfange des Herrn von Vincke war es ja schlechterdings unmöglich, den Schuß in der Richtung auf ihn abzugeben und doch vorbeizuschießen.

Es giebt heute viele zögernde Naturen, die es nicht fassen können, daß das Duell jetzt vollständig abgeschafft werden soll, die wohl „Reformen" des Duellwesens einführen, aber, eines energischen Entschlusses unfähig, den alten Plunder selbst nicht loslassen wollen. Ich sage: entweder vollständige Abschaffung des Duells oder konsequente und umfassende Anwendung des Ehrenkodex. Die angeblichen „Auswüchse" des Duellwesens hängen mit

dem Kern der Sache untrennbar zusammen; sie werden nur dann verschwinden, wenn die Sache selbst beseitigt wird. Es ist nun aber sehr möglich, daß unsere heutige maßgebende Gesellschaft, die bei aller äußeren Schneidigkeit bedenklich viele halbe Charaktere zählt, das komische Experiment einer „Reform" des Duellwesens versuchen wird. Wenn Das geschehen sollte, so würde ich als eine solche „Verbesserung" des Duellwesens die Aufhebung des Gebotes vorschlagen, daß der Duellant, der den Gegner nicht treffen will, doch in der Richtung auf ihn schießen muß. Diese Reform würde sich nicht nur aus praktischen Gründen empfehlen, sondern auch deshalb, weil der größte Staatsmann Deutschlands durch sein Verfahren im Jahre 1852 jenes Gebot als eine Albernheit erwiesen hat. Allerdings, auch diese Reform wäre nur sosolala: der anständige Mann würde von ihr Gebrauch machen, der Schurke, mag er noch so sehr vom Schuldgefühl gedrückt werden, nicht. Immerhin würde diese Reform wenigstens den Anständigen es ermöglichen, anständig zu handeln.

Uebrigens war das Duell des Jahres 1852 noch in einer anderen Hinsicht nicht recht kommentmäßig. Vincke hatte „als Geforderter den ersten Schuß". Das offizielle Lehrbuch der Duellanten kennt einen solchen allgemeinen Grundsatz nicht.

Noch ein zweiter parlamentarischer Streit hat Bismarck zu einer Duellforderung veranlaßt. Im Jahre 1865 beleidigte Virchow ihn, und zwar ungleich schwerer, als Vincke es im Jahre 1852 gethan hatte. Die Folge war eine Forderung, die Virchow jedoch nicht annahm. Der beleidigende Vorwurf, den Virchow gegen Bismarck erhob, war grundlos. Insofern ist er als der eigentlich Schuldige bei dem Streit zu bezeichnen. Und auch deshalb verdient er Tadel, weil er die Beleidigung zurückzunehmen sich weigerte. Dennoch kann ich (trotzdem ich zu Denen gehöre, die der Meinung sind, daß die Fortschrittspartei es an der erforderlichen nationalen Energie hat fehlen lassen) doch nicht umhin, in der Ablehnung des Duells durch Virchow eine nationale That zu sehen. Ich gebe zu, daß es wohl eine unbewußt nationale That war. Aber eine nationale That war es doch, in doppeltem Sinne. Man denke sich, das Duell wäre wirklich zu Stande gekommen und Bismarck — wäre gefallen! Kann man diesen Gedanken ausdenken, ohne zu dem Resultat zu gelangen, daß das Duell verwerflich ist? Bismarck im Jahre 1865 im Duell gefallen! Ja, das Leben des einzelnen Menschen ist doch Etwas werth. Es läßt sich nicht für jeden Gefallenen ein beliebiger Anderer in die Reihe stellen. Laufen die echten Nachfolger Bismarcks dutzendweise umher? Und sind wir nicht Dem zum Dank verpflichtet, der die Gefahr von dem Leben eines unersetzlichen Mannes fern hält? Müssen wir also nicht Virchow dankbar sein, weil er durch seine Weigerung jeder Gefahr vorbeugte? Es

mag sein, daß er sich dieses Verdienst ganz unabsichtlich erworben hat, daß er im Herzen damals von tötlichem Haß gegen Bismarck erfüllt war. Immerhin, ein Verdienst kommt ihm zu. Aber setzen wir auch nur den Fall, daß Bismarck blos verwundet worden, daß er vielleicht sogar unversehrt aus dem Duell hervorgegangen wäre, — eine häßliche Sache ist ein Duell immer; zur Versöhnung der politischen Gegensätze trägt es, wenigstens im ehrlichen Deutschland, nicht bei; es hinterläßt auch im Uebrigen einen Eindruck. Es verdirbt auch Dem die Stimmung, der im Bewußtsein, einen gerechten Kampf zu kämpfen, dazu geschritten ist. Das Duell mit Vincke hat auf Bismarck diese Wirkung geübt. Es ist offenbar mit ein Grund gewesen, weshalb er bald darauf die parlamentarische Thätigkeit aufgab. Sollen wir aber wünschen, daß Bismarck in der Konfliktszeit noch mehr Verdrießlichkeiten gehabt hätte, als er sie schon gehabt hat?

Und Virchow? Wäre sein Tod im Jahre 1865 wünschenswerth gewesen? Nun, bei allen Schwächen, die ihm eigen sind, hat er doch als Gelehrter eine so erstaunliche Arbeitkraft, eine so großartige Vielseitigkeit entwickelt, daß Deutschland allen Grund hat, auf ihn stolz zu sein. Fragen wir aber auch nach dem Politiker Virchow. Ist seine politische Thätigkeit seit dem Jahre 1865 als eine erfreuliche oder als eine unerfreuliche zu bezeichnen? Unter den politischen Gegnern Virchows hat nicht wenige Vertreter die Ansicht, daß Virchows politische Thätigkeit, insofern er taktisch öfters nicht sehr geschickt operirt hat, ihnen gute Dienste geleistet hat. Seine politischen Anhänger bestreiten Das wohl im Allgemeinen. Im Resultat kommen also beide Parteien ziemlich überein: keine möchte ihn entbehren. Im Uebrigen wollen wir über die Existenzberechtigung eines Mannes nicht danach urtheilen, ob wir mit unseren kurzsichtigen Augen seine Thätigkeit zeitweilig für ersprießlich halten. Es können Zeiten kommen, wo wir Dem, der heute unser Gegner ist, unsere Anerkennung zollen. Auch deshalb schon ist das Duell zu verwerfen: als Mittel einer gar zu voreiligen Abkürzung des Lebens unserer Mitmenschen.

Eine nationale That aber nenne ich die Ablehnung der Duellforderung durch Virchow noch in einer anderen Beziehung. Es ist der Vorzug der deutschen Parlamente gegenüber den französischen, italienischen, ungarischen, daß sie das parlamentarische Duell nicht kennen. Es ist zwar mehrmals der Versuch gemacht worden, es auch bei uns einzuführen. Allein dieser Versuch der Uebertragung fremder Sitten ist fast immer zurückgewiesen worden. Allen Denen kommt darum ein nationales Verdienst zu, die sich jenem Versuch entgegengestellt haben, und Das hat eben Virchow auch gethan. Uebrigens muß man in dieser Beziehung es auch bei Bismarck wieder anerkennen, daß er, der, wie kein Anderer, im Parlament angegriffen und beleidigt worden

ist, doch äußerst selten zu einer Duellforderung gegriffen hat. Er hat sehr oft einen bissigen Angriff auf eine gute deutsche Art parirt, nämlich durch seinen echt deutschen Humor. Diese Art der Erledigung eines Streites hat den Vortheil, daß sie dem Angegriffenen Befriedigung gewährt, während ein Duell regelmäßig (falls es nicht etwa einem Verbrecher gelingt, sich dadurch „wieder ehrlich zu schießen") auf beiden Seiten Unbefriedigung hinterläßt.

Wir haben gesehen, daß Bismarck keineswegs ein blutlechzender Duellant gewesen ist, daß er im Gegentheil Blutvergießen bei den Duellen nach Möglichkeit verhindert hat; daß er gegenüber den Regeln des Duellcomments eine souveraine Gleichgiltigkeit an den Tag gelegt hat; daß er sich vor den Duellpedanten durch seinen herrlichen Humor auszeichnet. Alles Das erkläre ich mir aus seiner echt deutschen Natur, daraus, daß der wälsche Kram seiner deutschen Natur widerspricht. Namentlich möchte ich auf seinen deutschen Humor Werth legen. Gesunder Witz und Humor sind mit der Pedanterie des Ehrenkodex unvereinbar. Es giebt eine bekannte Anekdote, wie von zwei sich Begegnenden der Eine dem Anderen zuruft: „Ich gehe keinem Schurken aus dem Wege", worauf dann Dieser antwortet: „Ich recht gern", — und ausweicht. Wäre dieser Vorfall etwa auch in den Kreisen pedantisch erzogener Duellanten möglich? Der Duellphilister legt es nicht darauf an, treffend zu antworten, sondern ist vollkommen zufrieden, wenn er die Sachlage so weit übersieht, daß er im richtigen Augenblick eine Forderung zu stellen vermag.

Vielleicht aber entgegnet mir Jemand, es sei nicht sowohl ein Ausdruck der deutschen Natur als vielmehr der Genialität Bismarcks, wenn er kein Duellphilister ist. Nun, so sehr viel will ich dagegen auch nicht einwenden. Geniale Naturen lassen sich eben so wenig in die enge Schnürbrust des Ehrenkodex einzwängen wie echt deutsche Naturen. Selbst unter den Franzosen haben sich geniale Köpfe vom Duellwesen emanzipirt. Friedrich der Große sagte von einem Offizier mit dem ominösen Vornamen Peter, man werde es nicht merken, wenn der seinen Geist aufgebe. Für solche Menschen ist das Duell vielleicht nicht ganz ungeeignet, subjektiv sowohl wie objektiv. Friedrich wollte freilich auch solche Menschen nicht durch das Duell beseitigt wissen. Er nannte alle Duellanten meurtriers, also offenbar auch die Männer, die etwa jenen Peter ums Leben bringen wollten. Und er hat Recht. Man denke an den heutigen Arbeitermangel in der Landwirthschaft der östlichen Provinzen Preußens. Hier könnten selbst jene Peter noch zur Verwendung kommen und würden dabei das Bewußtsein gewinnen, daß sie doch noch zu etwas Besserem da sind, als zu Ehren der von der elenden Gesellschaft des siècle de Henri III erfundenen Duelltheorie totgeschossen zu werden.

Münster i. W. am achten Juni 1896.

Professor Dr. Georg von Below.

Geschäftsreisende.

Reisende nennt man hauptsächlich die Verkäufer, während die Käufer — oder, wie man den Quantitäten entsprechend richtiger sagt: die Einkäufer — angesichts der noch immer wachsenden Neigung, die Kundschaft aufzusuchen, weiter zurücktreten. Indessen ist auch diese Gattung von Reisenden nicht zu unterschätzen, seien es nun Kaufleute der Union, die trotz Virginien und Kentucky alljährlich in Amsterdam ihren Sumatratabak kaufen, oder etwa Südamerikaner, die in Hamburg beim Frühstück in Zinggs Hotel einen sie interessirenden Geschäftsmann kennen lernen, mit ihm auf sein Lager gehen und ihm vielleicht für 50000 Mark Waare abnehmen. Die reisenden Einkäufer, die so weit wie irgend möglich vordringen, pflegen an allen größeren Plätzen ihre Kommissionäre zu haben, die mit ihnen gehen und dann nur von dem verkaufenden Theil die Provision erheben. Freilich giebt es auch unter den verkaufenden Geschäftsreisenden solche, die mit Kommissionären umhergehen. Aber die fahrenden Jünger Merkurs, wie wir Alle sie kennen oder sie uns vorstellen, sehen anders aus. So unglaublich es klingt, es sind noch kaum fünfzehn Jahre verstrichen, seit bei uns in Deutschland die letzten Wagentouren der Geschäftsreisenden aufgehört haben. Im Vogelsgebirge, in Thüringen und auch anderswo konnte man diese Herren oft in ihrem eigenen Gefährt erblicken; und da sie wohl auch manchmal einhergeritten kamen, so hat der Name Musterreiter ursprünglich vielleicht keinen ironischen Beigeschmack gehabt. Das Reisen für ein Geschäft konnte sich weniger durch die Erfindung der Eisenbahnen als durch das riesenhafte Anwachsen des Bedarfes so sehr ausdehnen; entstanden ist es aber gerade durch die mangelnden Verkehrsverbindungen. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo an die Herrschaft des Dampfes noch nicht zu denken war, dagegen die Webstoffindustrien einen gewaltigen maschinellen Aufschwung genommen hatten, finden wir die ganze Thätigkeit des Reisenden bereits in regelmäßigster Entwickelung. Die stattliche Zahl der kleinen Händler, Wiederverkäufer und Ladenbesitzer, konnte weder aus ihrem Kleinbetriebe abkommen noch die damals sehr kostspieligen Reisen nach den verschiedenen Bezugsplätzen an ihren Preissätzen wieder herausbringen. Der Grossist aber brauchte die Ausgaben für Equipage, Posten, Zölle, Schlagbäume und alle sonstigen Geldchicanen der kleinen und großen Gewalthaber nicht zu scheuen. Das Inkasso besorgten die Herren ebenfalls in sehr ausgedehntem Maße, da selbst die großen Kaufleute damals auf ihre Eingänge rascher angewiesen waren. Jene Reisenden nun bezogen mit ihren Waaren auch alle Messen und Märkte; auf den Messen verwandten sie ihren schärfsten Kopfrechner, der den bunten Wust der fremden Münzen sofort in die Landes- oder Ländchens-Währung umzurechnen verstand. Und auf den Märkten opferten sie gern den von ihnen schon damals gekannten feinen Diebinnen ein unbedeutendes Tüchelchen, das sie wie ein verlorenes Gut hinlegten, denn solche Honoratioren kauften mitunter nur dann für vielleicht fünfzig Reichsthaler, wenn sie dabei für zehn Groschen Etwas unvermerkt stehlen konnten. Ueberhaupt läßt sich aus den vergilbten Erzählungen und Briefen solcher Reisenden ein verblüffendes Bild der älteren bürgerlichen Sittsamkeit herstellen, — ein Bild, das von der uns überlieferten Legende der Harmlosigkeit und Ehrbarkeit jener Zeiten recht komisch ab-

sticht. Selbst vielen Frauen in unseren kleinen Orten waren die gut gekleideten und redegewandten Sendlinge einer höheren Geschäftskultur schließlich so lieb geworden wie einst die Gladiatoren den Römerinnen.

Der Reisende von heute gehört, trotz allen Illustrationen und Witzen, einem sehr geachteten Stand an. Seine Diäten sinken wohl nicht unter sieben und steigen nur in vereinzelten Fällen über zwanzig Mark. Auch hierbei spielt die Frachtenfrage mit, da Jemand, der z. B. mit Mustern für Schuhartikel reist, drei bis vier Koffer mit sich zu schleppen hat, während der Vertreter einer Schriftgießerei mit einem einzigen Buche mit Zeichnungen auskommt. Oder man denke an die großen Probestücke etwa von Teppichen. Das Reisen für Provision ohne anderen Entgelt ist zurückgegangen; meistens liegt ein festes Gehalt zu Grunde. Auch wachsen die Ansprüche der Firmen an die Fachkenntnisse ihrer Reisenden, da die Konkurrenz zugenommen hat und deshalb nicht mehr, wie früher, jeder junge Mann, oft ein halb knabenhafter Verwandter des Chefs, auf die Bahn gesetzt werden kann. Am Liebsten nimmt man solche Reisende, die selbst Kundschaft besitzen; dagegen werden große Häuser heute keine Spesen mehr an einen Mann wagen, der den Bezirk noch gar nicht bereist hat; Fabriken ersten Ranges würden solche Fremdlinge oft auch gar nicht erst hereinlassen. Ich selbst habe es manchmal erlebt, daß, wenn ich ein Etablissement besuchen wollte, der Portier bereits unten mit der Frage dazwischen trat: „Ist der Herr ein Reisender?" Erst wenn ich die Frage verneint hatte, wurde dann die Zugbrücke niedergelassen.

Die Bildung ist in dieser Branche natürlich sehr verschieden; sie muß sich ja auch nach dem Artikel richten. So hat man beim Verkaufen von Tabak eine ganz andere Sprache zu reden als beim Anbieten der Cigarren, die aus diesem Tabak gemacht werden. Denn mit Cigarren wird heute der kleinste Händler im kleinsten Orte besucht, ja sogar überlaufen, während Amsterdam und Bremen das Rohprodukt, wie Mannheim, doch eher in großem Stil absetzen. Von Berlin aus wird mit Tabak und Cigarren vorwiegend die Hauptstadt selbst bereist, die ja einem kleinen Königreich an Umfang nicht nachsteht. Hierbei schwärmen dann die sogenanten Stadtreisenden aus, die Town-travelers, wie sie in manchen Handelsstädten genannt werden, wo sie mit ganzen Packen von Zeugen von Laden zu Laden pilgern. Da unsere Kaufleute und Industriellen (englische Fabrikanten lassen bekanntlich gar nicht reisen) auch das Ausland, selbst bis zu den Tropen, besuchen lassen, so ist die Sprachenfrage sehr wichtig. Da ist es nun unser Vortheil geworden, daß unsere Vertreter weder die britische Gepflogenheit haben, nur in ihren Heimathlauten von der Vorzüglichkeit ihrer Waare predigen zu können, noch so anmaßend sind, stets nur den eigenen Geschmack allen fremden Völkern aufdrängen zu wollen. In diesen beiden Umständen beruhen zum Theil die großen deutschen Exporterfolge, die in allen überseeischen Berichten der englischen Konsuln immer wieder betont und beklagt werden. Ohne das Reisen wären zahllose Handelshäuser bei uns überhaupt gar nicht zu denken. So ein Kaufmann fängt sehr oft mit Mitteln an, die ihm nicht das Bezahlen der bezogenen Waare, sondern nur die Reisespesen gewähren. Dann zieht er seine Verwandten zu sich heran, die nicht gleich große Ansprüche erheben, läßt sie nothdürftig Italienisch, Spanisch, ja Russisch lernen und sendet sie jahraus, jahrein bald nach dem Norden, bald nach dem Süden. Er giebt Kredit, da er bei den selben Artikeln ebenfalls Kredit nehmen mußte, und so entsteht

ein künstliches Gebäude von Nehmen und Geben, das deshalb nicht minder sorgfältig unterhalten wird. Nach und nach kommt so eine Firma zu Vermögen und gewährt dann auch materiell jene Garantie, die früher nur ihre Ehrlichkeit und Klugheit bieten konnte. Es giebt auch reiche Firmen, die ihre Vertreter ausdrücklich dahin instruiren, mit Krediten flott zu sein und hauptsächlich auf den Charakter der Geschäftsleute zu sehen. So häufig wiederholt sich die Geschichte solchen Emporkommens, daß sie alle jene altväterlichen Warnungen förmlich beschämt, wonach nur der Kapitalist sich selbständig machen sollte. Wo würde auch das Streben der Menschen bei solcher Versumpfung bleiben?

Von den Finanzreisenden soll hier geschwiegen werden; ich meine dabei freilich nicht die petersburger Bankdirektoren, die zu irgend einem Milliardenabschluß — auch einem Verbrüderungfest — nach Paris reisen, sondern ich denke an die Kommissiongeschäfte, die entweder eifrig nach neuen Effektenkunden suchen lassen oder auch per Schnellzug in irgend einem Papier Meinung machen wollen. Das Meinungmachen durch Reisende ist in den letzten Jahren sehr oft vorgekommen und es hat sich dabei das Phänomen gezeigt, daß Menschen, die an der eigenen Börse wenig Einfluß haben, den reichen Leuten in der Provinz gerade gefallen und imponiren. Die größte Bildung erfordert natürlich das Reisen unserer technischen und chemischen Vertreter. Diese haben es mit Gebieten zu thun, wo die Wissenschaft die Praxis ganz durchtränkt hat, und wo daher der Verkäufer, der hier eigentlich mehr Unterhändler und Vermittler ist, von vorn herein eine überlegene Sprache führen muß. Da ist es denn ganz erstaunlich, bis zu welcher Virtuosität sich oft der Kaufmann erhebt, wie er komplizirte Zeichnungen im Nu vor uns hinzaubert, die schwierigsten chemischen Prozesse erklärt, Alles mundgerecht zu machen weiß und sich dazu noch wohlweislich hütet, irgendwie aufdringlich zu erscheinen. Man merkt diesen Sendboten, die ja doch auch nur verdienen wollen, auf der Stelle an, daß sie gewöhnt sind, mit hohen Beamten und Professoren umzugehen. Ihre Tüchtigkeit zeigt sich mit einer Diplomatie gepaart, die sie von dem Typus der eigentlichen Reisenden ganz entfernt hält. Mir ist eine kleinere chemische Fabrik bekannt, deren einer Direktor immer ein Halbjahr hindurch in den Vereinigten Staaten reist, und eben so kenne ich ein erstes elektrotechnisches Unternehmen, wo häufig genug ein Ingenieur, der eben vielleicht von Kalkutta zurückkehrt, noch am selben Tage etwa nach Neapel oder nach Moskau gesandt wird. Und es handelt sich dabei nicht nur um Betriebseinrichtungen, sondern um die Jagd nach Aufträgen und — was das Wichtigste ist — um die geschickte Abfassung der Verträge.

Neben dieser großartigsten und schwierigsten Thätigkeit des Reisegeschäftes figurirt als die feinste wohl der Handel mit Juwelen. Das ist ein Umsatz, der sehr eng mit der Börse zusammenhängt, denn gerade in Börsenkreisen ist die Lust an Brillanten sehr lebendig. Daß dazu aber hohe Kurse nöthig sind, beweist doch, wie das so viel besprochene Fixen, — das Spekuliren „auf abwärts"— nur eine geringe Zahl von Menschen glücklich machen kann. Der Juwelenhandel verlangt, daß der Reisende sogar Prachtstücke mit sich führt, also ein Vertrauensmann seines Prinzipales ist. Bei einer Verlobung in einem reichen Hause stellen sich oft solche Sendboten aus vielen Theilen Deutschlands ein; Alle haben von ihrem Prinzipal bereits den Drahtauftrag erhalten, sofort nach X. zu fahren. Es ist Manchem vielleicht interessant, zu hören, daß, wenn eine sehr große Mitgift einmal aus-

gemacht wurde — was heute mehr mündlich als schriftlich geschieht —, ein Theil davon immer als Brautschmuck angelegt zu werden pflegt. Nicht ganz selten werden Perlen für 30000 Mark geschenkt; es lohnt sich also wohl auch, deshalb reisen zu lassen. Ja, wenn der Bräutigam einige tausend Mark weniger bietet und das Stück zufällig von London konsignirt ist, so scheut der Reisende auch die Reise nach London nicht, um sich wegen der Verbilligung mündlich zu verständigen. Wie fein hier die Art des Verkehrs ist, beweist u. A. der Umstand, daß der Verkäufer in Gegenwart eines Dritten niemals einen Preis nennt — man würde da leicht als Verschwender gelten —, sondern dem Reflektanten die Ziffer aufschreibt.

Im Gegensatz zu dieser noblen Branche denke man sich nun die Reisenden in Strümpfen, Holzpantoffeln, Geschäftsbüchern u. s. w., um die Verschiedenartigkeit des Gewerbes zu ermessen. Gute Weinreisende werden niemals Proben bei sich führen, der Ruf ihres Hauses genügt, während die Legion der übrigen Weinvermittler nur mit den Künsten der Ueberredung und anderen Effekten ihr Leben fristet. Dagegen muß der Cigarrenreisende, selbst wenn er noch so gut eingeführt ist, stets Proben vorlegen, und da diese nicht nur gezeigt, sondern auch geraucht werden, so gehören viele Koffer dazu, um das aufgegangene Material wieder zu ersetzen. Das israelitische Element ist unter den Reisenden sehr stark im Textil- und Manufakturwaarenfach, wird im Weinhandel überschätzt und tritt in der Eisenindustrie, bei Cigarren, Hutwaaren und ähnlichen Branchen bemerkbar zurück.

Das Reisen ist zum Theil durch das Agenturenwesen verdrängt worden, das man wohl schon seit vierzig Jahren kennt und das sich immer mehr ausdehnt. Besonders an den größeren Plätzen vertreten solche Agenten mehrere Häuser. In jedem Vierteljahr erscheint der Reisende (wenigstens im Inlande, während das Ausland nur halbjährlich besucht wird) und macht mit dem Agenten zusammen der Kundschaft seine Aufwartung. Die Vergütungen für solche Agenten sind ganz verschieden, sie betragen z. B. auf Cognac 15 Prozent und auf Zucker nur $^1/_2$ Prozent. Oft erhalten diese Agenten auch große Zuschüsse für Repräsentation, besonders wenn sie eine ausländische Fabrik vertreten, und werden dann durch Das, was sie an den Repräsentationkosten ersparen, reiche Leute.

Weitere gefährliche Nebenbuhler sind für die Reisenden die sogenannten Versandgeschäfte, die sich die — nicht immer ganz zuverlässigen — Adressensammlungen kommen lassen und in ganz Deutschland dem seßhaften Verkauf Schaden zufügen. Ferner werden vom Reisenden die Konsumvereine beklagt, da sie nicht allein Uniformen, Chokoladen und Kaffee u. s. w., sondern neuerdings sogar Hotels kultiviren. Diese Vereine, in denen ein Mitglied bei 1000 Mark vielleicht um 50 Mark jährlich billiger wegkommt, sind im Osten ganz anders ausgebildet als im Westen unseres Vaterlandes. Auch fallen die vielen Rabattvereine ins Gewicht, die eben wegen jenes Abzuges nur bei großen Detaillisten kaufen können.

Detailreisende, die ja in den letzten Monaten genugsam geschmäht wurden, sind meistens ehrliche Makler, die in Stadt und Land nicht an Wiederverkäufer, sondern direkt an Private abgeben. Wie viele Reisende es im Ganzen giebt? Nach der letzten Volkszählung war Deutschland so glücklich, etwa 500000 Commis zu besitzen, und ungefähr 10000 hiervon kommen wohl auf das Reisegeschäft. Dabei haben wir es noch nicht, wie die Franzosen, zu weiblichen Reisenden gebracht.

Pluto.



Geharnischte Sonette.

I.

Wer zum Genie den Keim nicht in die Windel
Schon mitbekam aus wackrer Ahnen Saar,
Der künstelt Marktruf seinem — Fabrikat
Mit Modereiz und Meisterschaft im Schwindel.

Der flittert Talmigold auf rothen Zindel
Und legt ihn an als echten Thronornat.
Ein Künstlerfürst in Purpur und Brokat
Dann dünkt er bald geblendetem Gesindel.

Versteht ers, dreist die Sünder zum Vergnügen
Als Freiheithelden groß und schön zu lügen,
So heißt er Heros, heißt er Tempelstifter
Urneuer Kunst, und wer dem Volkvergifter
Den Heilandrang zu weigern wagt, Den droht
Sein Jüngerschwarm zu steinigen — mit Koth.

II.

Ihr Sieder süßlich geiler Faulgerüche
Zum Lockduft für gewärmten Minnekohl,
Der Heiden häßlichstes Natursymbol
Gehört aufs Schild vor Eurer Sudelküche.

Der Held im Stück ist Euch der Lüderliche,
Die Heldin schön, doch sittenlos frivol,
Und Eurer Cancan-Muse Kreiselpol
Die freie Liebelei der Ehebrüche.

In Beifall schwelgt und Gold der Nymphomane;
So fährt er emsig fort, in Blendebildern
Verpönte Lust begehrenswerth zu schildern.

Kein Warngewissen wehrts dem Scharlatane,
Sein Circe-Mus zu würzen zum Verwildern
Der Enkel bis zurück zum Paviane.

III.

Wohin es führt, wenn frech den Cancan tanzen
Die Muse muß, wenn schamlos Afterkunst
Zum Dirnenschmuck den Heiligenschein verhunzt:
Vor Augen habt Ihrs deutlich bei den Franzen.

Am Hof der Phrynen dienern sie als Schranzen,
Verspotten Treuepflicht als blauen Dunst
Und opfern fader Eitelkeit und Brunst
Gesundheit, Ehre, Vaterglück, Finanzen.

Was überlebt noch dort der Liebe Schwindsucht?
Plaisirbegier mit Gegentheil der Kindsucht.
So weiht ein Volk von hohem Heldenrange
Sich ohne Rettung nahem Untergange.
Denn Völker sterben, ob sie noch so reich sind
An tapfern Männern, wenn die Weiber feig sind.

IV.

Erschrocken sehn unheilbar dort die Besten
Im Fleisch des Volks das Krebsgift weiter schwären,
Den Nachwuchs, den die Weiber noch gebären,
Verzwergt, geschwächt von allerlei Gebresten.

Wenn anderwärts olympisch sich in Festen
Die Jugend mannhaft schult zu Siegerheeren,
So bleibt sie dort im Buhlen mit Hetären
Erpicht, sich Leib und Seele zu verpesten.

Den lauten Ruf zur Umkehr schrein zu spät
In taube Ohren weise Sittenrichter:
Ihr Zuchtgebot wird alter Zopf geschmäht.

Verderbte Könige und feile Dichter
Bewährten sich als gründliche Vernichter
Des Glaubens an die Muttermajestät.

V.

Noch tapfre Mütter sind die deutschen Frauen,
Noch herzenskeusch, noch schlicht und tugendsam;
Doch schon beginnt, aus Schuldbewußtsein lahm,
Der Manneszorn bedenklich zu verflauen.

Verseuchen läßt er träg auch unsre Gauen
Mit Afterkunst, so zuchtlos wie infam.
Mit Sammethandschuhn streichelt sie die Scham
In Schlaf und Niemand spürt die Teufelsklauen.

Hinaus zum Tempel peitscht die Venuspfaffen,
Bevor auch wir in Minnesucht erschlaffen
Und als Mänaden, trunkne Orgiasten
Auch wir mit Siechthum unser Volk belasten,
Auch wir zum Phallusdienst die Liebe fälschen,
Auch wir zuletzt noch unfruchtbar verwälschen.

Frankfurt a. M. Wilhelm Jordan.



Notizbuch.

Der Freiherr von Berlepsch, der nicht mehr Minister für Handel und Gewerbe ist, hat einen besseren Abgang gehabt als vor ihm seine sämmtlichen Kollegen aus der Zeit des neuen und neueren Kurses. Er ist an einer Ueberzeugung gestorben. Diese Ueberzeugung mag Mancher für unheilvoll gehalten haben; dem Minister bleibt dennoch der Ruhm, daß er sie offen und ohne Menschenfurcht bekannt und bis zum letzten Wank treulich bewahrt hat. Herr von Berlepsch konnte sich von der bureaukratischen Gewöhnung leider nie völlig lösen; er glaubte innig an die magische Kraft der Reglementirkünste, quälte die Provinzbehörden mit Verfügungen und Fragebogen und schuf sich dadurch gerade in den Parteien, deren Beistand ihm wichtig sein mußte, leise fortwühlende Feindschaft. Aber er gebot über eine anständige Bildung, blamirte sich nicht, wie neben ihm mancher gepriesene Herr, sobald er den Mund aufthat, und empfand die Nothwendigkeit, den Fragen, die ein ungesunder Gesellschaftzustand an die Oberfläche trieb, die Antwort zu suchen. Es ist traurig, aber wahr, daß man im allerneuesten Deutschland schon froh sein muß, wenn ein Minister nicht glaubt, alle sozialen Uebel seien nur die Frucht wüster Hetzereien und eine derbe Polizeidiktatur, die den sogenannten Rädelsführern ent-

schlossen mit Köllerknüppeln zu Leibe geht, könne sie rasch wieder beseitigen. Diesen anmuthigen Kinderglauben, der bisher bei allem Bemühen noch keine rettenden Wunder gezeugt hat, theilte Herr von Berlepsch nicht und diese Ketzerei hat ihm den Haß der Schichten zugezogen, die in dem Staat nur das Werkzeug großkapitalistischer Wünsche sehen. Man soll die Bedeutung des Mannes, der schon lange nicht mehr die gelbe Jacke trug, nicht überschätzen; aber man muß ihm, obwohl er sich bestimmen ließ, das Boetticheratteſt zu unterschreiben, das Lob spenden, daß er für eine ernste Sache lebte und starb. Was nun kommen und ob die Epoche abgeschlossen sein soll, der die Februarerlasse des Kaisers vor sechs Jahren das Signallicht aufzogen, — Das meldet einstweilen kein Lied und kein Leitartikel. Vielleicht greift man wieder nach dem Rezept, das Schillers spanischer Philipp als Menschenkenner empfahl: „Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück." Vielleicht bleibt auch Alles im alten Gleise und Herr Brefeld, der aus dem Eisenbahnministerium, dem staubigen Bureaukratenparadiese, kommt, mindert nur die schon jetzt nicht sehr beträchtliche Fahrgeschwindigkeit. Der Freiherr von Berlepsch aber kann, wenn er auf seinem Gut von Langeweile geplagt wird, die Lösung des Preisräthsels suchen, warum wohl Bismarck im März des Jahres 1890 aus dem Amt geschickt werden mußte.

* * *

Deutsche Frauen haben, leider ein Bischen spät, eine Versammlung einberufen, um gegen die Beschlüsse zu protestiren, die ihnen und ihren Geschlechtsgenossinnen im deutschen bürgerlichen Recht des nächsten Jahrhunderts eine unwürdige Stellung anweisen. Wenn man die gut gemeinten Reden der Protestantinnen durchsiebt, findet man nicht viel Futter, aber man braucht sich auch nicht an den Ueberschwänglichkeiten zu ärgern, die so oft sonst an die aristophanischen Ekklesiazusen erinnern. Die üblichen Resolutionen fehlten nicht; nur ein Antrag, der eigentlich eher der Ausdruck eines Wunsches und einer Hoffnung genannt werden muß, konnte sich keine Mehrheit gewinnen. Er lautet: „In Erwägung der Thatsache, daß der Freiherr von Stumm-Halberg durch die Heirath seiner Tochter veranlaßt worden ist, sich mit dem deutschen Eherecht zu beschäftigen, und in Erwägung der weiteren Thatsache, daß diese Beschäftigung dem bewährten Vaterlandsretter Zustände enthüllt hat, die der Verbesserung fähig und sogar dringend bedürftig sind, spricht die heute im Konzerthause tagende Versammlung deutscher Frauen den Wunsch und die Hoffnung aus, der halberger Hammerschmied möge recht bald in die Lage kommen, einen Fabrikarbeiter als Eidam umfangen zu können, damit dieses neue frohe Familienereigniß ihm die Gelegenheit giebt, auch die übrigen Lücken im bürgerlichen Recht mit dem geschärften Blick des persönlich Interessirten klar zu erkennen."

* * *

An der schämig verborgenen Stätte des Reichstages, wo der große putziger Volkswirth seine Inspirationen zu empfangen pflegt, begegnen zwei Männer einander. „Sie sehen ja so verstimmt aus, lieber Buol?" schreit der Eine. „Ach, liebster Manteuffel, mir ist was sehr Unangenehmes passirt: die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat gestern meine patriotischen Verdienste gerühmt." „Trösten Sie sich, theurer Kollege; mich hat Boetticher vorgestern in offener Reichstagssitzung — Sie präsidirten und hörten es deshalb nicht — seinen verehrten Freund genannt."

* * *

Der Vater an seinen Sohn:

„Lieber Sascha, Du hast einen Brief veröffentlichen lassen, worin ein paar Wähler Dir für Deine mannhafte Vertretung ihrer Interessen danken. Das freut mich; denn es war mir, offen gestanden, nicht gerade angenehm, daß Du im Reichstag so gröblich ausgelacht wurdest, und es ist mir ein Trost, daß Du doch bei einzelnen sicheren Leuten Anerkennung findest. Aber in dem Briefe war auch gesagt, Dein — verzeih mir altem Manne das harte Wort! — Kampf habe der schwärzesten Reaktion gegolten. Wenn wir wieder einmal in Werki sind, will ich versuchen, Dir klar zu machen, daß ich für die in den Reichstag gebrachten Gesetzesvorschläge die Verantwortung trage, auch für solche, die Deinen wackeren Wählern als Erzeugnisse schwärzester Reaktion erscheinen. Vorläufig möchte ich Dich herzlich bitten, etwa noch eintreffende Zuschriften Deiner Wähler, bevor Du sie veröffentlichen läßt, einem meiner Nothhelfer, vielleicht Boetticher oder Kayser, zur Prüfung und Korrektur vorzulegen. Es wäre mir peinlich, wenn Du noch öfter Dich hinreißen ließest, mich guten und liberalen Kultureuropäer als Vertreter der schwärzesten Reaktion an papierne Wände zu malen. Du kommst doch heute zum Essen? Bis dahin grüßt Dich Dein bekümmerter Vater Chlodwig.

Anbei ein noch nicht aufgeschnittenes Exemplar der Reichsverfassung."

* * *

Li-Hung-Tschang, der gelbe Zauberer von Pe-Tschili, hat uns verlassen, der Reichstag hat sich beschämt bis zum November vertagt, die Zeitungen sind öde und leer, und wenn in der treptower Ausstellung nicht der Riesenfesselballon geplatzt, das Theater geschlossen und jeder Versuch, die Fontaine Lumineuse zur Wirkung zu bringen, fruchtlos geblieben wäre, gäbe es überhaupt nichts mehr zu tuscheln und zu beschwatzen. Jetzt erst, seit er uns, wohl für immer, entrissen ist, merken wir schmerzhaft, was uns der große Mandschumann war. Herr Krupp kennt seinen wahren Werth; er hat ihm ein Denkmal errichtet, das die Inschrift tragen soll: „Völker Europas und der umliegenden Erdtheile, kauft nur die garantirt besten Kanonen!" Eine noch sinnigere Huldigung aber hat ihm Herr von Boetticher, der Uebermensch, dargebracht: er hat den Geschäftsreisenden der Tsingdynastie, der es unter seiner Würde findet, eine fremde Sprache zu lernen, in chinesischen Lauten begrüßt. Diese Leistung, die den Vertreter des deutschen Reichskanzlers zum Entzücken kleidet, hat allgemeine Anerkennung gefunden; und da man im Berliner Tageblatt lesen konnte, der Staatssekretär habe ein durchaus dialektfreies Chinesisch gesprochen, hat sich hier sofort ein Ausschuß gebildet, der die neuen Talente des erprobten Mannes der Menschheit nutzbar machen will. Wenn es gelänge, Herrn von Boetticher für den wichtigen Posten eines Reorganisators der chinesischen Verwaltung zu gewinnen, dann wäre dem Reich der Mitte geholfen und auch der alte Li würde sich bald auf eines seiner Schlösser zurückziehen und sich der Landwirthschaft widmen können, denn unser Staatsübermensch weiß, wie man mächtige Minister von lastenden Amtsbürden befreit. Für Deutschland wäre der Verlust freilich nicht leicht zu ersetzen; aber der patriotische Schmerz würde in dem Bewußtsein Trost finden, daß endlich nun für das irdische Wohl des Würdigsten auskömmlich gesorgt und daß die gewaltige Kraft des Unvergleichlichen einem Lande erobert wäre, dem das Deutsche Reich durch gemeinsame Interessen des Friedens und der Kultur eng verbunden ist.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 11. Juli 1896.

Das Jesuitengesetz.

Schon öfter bin ich über die Jesuitenfrage ein Prediger in der Wüste gewesen. Vielleicht werde ich es auch diesmal wieder sein. Das hindert mich aber nicht, meine Stimme zu erheben; die Zukunft, auch wenn ich sie selbst nicht mehr erleben sollte, wird mir Recht geben. Die Jesuitenfrage ist für das politische, wirthschaftliche und soziale Leben unseres deutschen Volkes von sehr großer Bedeutung. Mit ihr hängen zusammen: das Fortschreiten und die Entwickelung des Ultramontanismus überhaupt, der Einfluß und die Gestaltung des Centrums und damit die Parteiverhältnisse im Ganzen, der nothwendige konfessionelle Friede im weitesten Umfange. Deshalb ragen in ihrer Bedeutung die Reichstagsverhandlungen vom siebenzehnten Juni dieses Jahres weit hinaus sowohl über Das, was formell in ihnen zum Ausdruck kam, als auch über das nächste Ziel und die Tendenz der Interpellation selbst.

In der Begründung der Interpellation durch den Grafen Hompesch finden wir nur zwei beachtenswerthe Sätze: „Das katholische Volk hege die Besorgniß und Befürchtung, daß der Bundesrath dem Antrag nicht die Bedeutung zuertheilt hat, die ihm gebührt, und daß er die Frage nicht als eine so ernste und wichtige ansieht, daß eine Beschlußfassung darüber bald eintreten müsse." Diesen Satz unterschreibe ich — allerdings aus anderen Gründen als der Centrumsredner — Wort für Wort. Der andere erwähnenswerthe Satz spricht von der Ungerechtigkeit, die den Orden, besonders dem Jesuitenorden, die Thätigkeit im „eigenen Vaterland" untersagt. Darauf ist zu erwidern, daß ein katholischer Orden, und zumal der Jesuitenorden und seine Glieder, kein Vaterland mehr haben und keines mehr haben wollen. Sie sind und wollen sein kosmopolitisch und international. Und Das nicht etwa in dem Sinne, wie auch das Christenthum sich kosmopolitisch und international

nennen kann, sondern in der Bedeutung des wirklichen und eigentlichen Preisgebens des „eigenen Vaterlandes“. Wie der Jesuit, den Satzungen seines Ordens entsprechend, sagen soll: Ich „hatte“ Eltern, Geschwister u. s. w., so und noch viel mehr fordert der Geist seines Ordens von ihm, zu sagen und zu denken: Ich hatte ein Vaterland. Es ist unwahre Phrase, das Jesuitengesetz deshalb als ungerecht zu bezeichnen, weil es den Jesuiten nicht gestattet, in Deutschland, als ihrem „Vaterlande“, zu wirken. Der Begriff „Vaterland“ und Das, was man darunter versteht: die feste Zugehörigkeit zu einem bestimmten Lande, die bevorzugende Liebe für dieses Land, die umfassende und mehr oder weniger ausschließliche Antheilnahme an den Geschicken dieses Landes, der Wunsch und vor Allem das Bestreben, gerade für dieses Land, weil es das Vaterland ist, zu arbeiten, das Alles existirt für den Jesuiten nicht, darf nicht für ihn existiren. Seine „vaterländische“ Gesinnung muß so beschaffen sein, daß es ihm vollständig gleichgiltig ist — „indifferent“ ist der technische Ordensausdruck —, ob er in Deutschland und für Deutsche oder in Frankreich und für Franzosen, ob er in Italien oder in China, in Amerika oder Afrika seine Ordensthätigkeit ausübt.

Daß es so ist, weiß Niemand besser als ich. Wie oft ist mir im Jesuitenorden meine Vaterlandsliebe als „Unvollkommenheit“, als abzustreifende „Schlacke“, vorgehalten worden, wie lange habe ich, in dem Wahn, ein gottgefälliges Werk zu thun, heiß gekämpft, um die jesuitische „Gleichmüthigkeit“, d. h. die vaterlandslose Gesinnung, mir zu erwerben, wie ist es mir verdacht worden, daß ich in früheren Vertheidigungen des Ordens meiner unzerstörbaren Vaterlandsliebe zu lebhaften Ausdruck gab! Und da wollen Centrumsredner die Oeffentlichkeit glauben machen, der Jesuit habe ein „Vaterland“, hänge am „Vaterland“, wolle für sein „Vaterland“ arbeiten! Es ist ja vielfach Unkenntniß, die die Herren so sprechen läßt, und deshalb entschuldbar, aber objektiv liegt in solchen Worten eine grobe Täuschung, eine Verdrehung der Thatsachen.

Weit mehr noch als den Grafen Hompesch trifft dieser objektive Vorwurf den Abgeordneten Lieber und seine Rede. Er sagte: „Ich kann bezeugen, daß auch diese Verbannten (die Jesuiten) die großen patriotischen Gedenktage gefeiert haben; aber sie haben die Freude an der Feier abringen müssen der Bitterkeit, mit der ihr Herz ob der andauernden Verbannung erfüllt werden mußte.“ Ich kann dagegen bezeugen — und wohl mit stärkerer Beweiskraft als Herr Lieber — daß „die patriotischen Gedenktage“ in der „deutschen Provinz“ des Jesuitenordens nicht gefeiert werden. Die „Bitterkeit des Herzens“ entspringt auch nicht der Trauer über die Trennung vom Vaterlande, sondern darüber, nicht mehr in dem Lande die jesuitische Ordensthätigkeit ausüben zu können, wo man es wegen der vielen Beziehungen durch Geburt,

Verwandtschaft und Sprache am Wirksamsten könnte. Dieses Land ist für die „deutschen“ Jesuiten Deutschland, aber nicht das „Vaterland.“ Ist es wohl ein Zeichen patriotischer Gesinnung, die „große Gedenktage feiert“, wenn bei Beginn des deutsch-französischen Krieges zwei „deutsche“ Jesuiten in einer ultramontanen Familie Westfalens — ich berichte eine Thatsache — die Hoffnung aussprachen, daß Frankreich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehe? Wie kann eine Feier deutsch-patriotischer Gedenktage in einer Genossenschaft — ich meine die „deutsche“ Ordensprovinz des Jesuitenordens — stattfinden, die zu einem guten Theil aus Nicht-Deutschen besteht? Wenn man von der Vaterlandsliebe der „deutschen“ Jesuiten spricht und von der „Bitterkeit des Herzens“ ob der Verbannung, so müßte man, um objektiv zu sein, hinzusetzen, daß ein starker Bruchtheil der „deutschen“ Jesuiten Schweizer, Dänen, Schweden, Nord- und Südamerikaner umfaßt, die mit dem besten Willen keine deutsch-patriotische Empfindungen haben können.

Ich erinnere mich noch gut der Szene, als eine Anzahl „deutscher“ Jesuiten die Niederlassung Maria-Laach verlassen mußte und in die Verbannung ging. Der Mann, der mir am Stärksten seinen Kummer und die „Bitterkeit des Herzens“ ausdrückte, war ein — Schweizer.

Herr Lieber ruft pathetisch aus: „Deutsche Männer (die Jesuiten) essen seit fünfundzwanzig Jahren das Brot der Verbannung.“ Das ist ein Ausdruck, der auf Herz, Gemüth und Phantasie des katholischen Volkes und besonders der leiblichen Verwandten der „deutschen“ Jesuiten lebhaft und stark einwirkt. Aber ist er berechtigt?

„Das Brot der Verbannung essen“ —: das Wort drückt Elend, Noth, Bedrängniß aus. Davon ist aber bei den verbannten „deutschen“ Jesuiten absolut nichts zu verspüren. Ich selbst habe dieses „Brot der Verbannung“ zwölf Jahre lang gegessen, ich bin also wohl im Stande, darüber zu urtheilen. Die Allerwenigsten, auch unter den gut situirten Bürgerfamilien Deutschlands, werden in Qualität und Quantität eine nur annähernd so vortreffliche tägliche Nahrung haben wie die verbannten Jesuiten. Das hängt mit der eigenthümlichen Auffassung des Gelübdes der Armuth im Jesuitenorden zusammen. Die „Armuth“ des Jesuiten besteht nicht in ärmlicher Wohnung, ärmlicher Kleidung, ärmlicher Nahrung, sondern hauptsächlich darin, daß er von der meistens sehr guten Wohnung, der sehr guten Kleidung, der sehr guten Nahrung, die durch die außerordentlich reichen Mittel des Ordens ermöglicht werden, nichts sein Eigen nennen darf. Sonst ist das materielle Leben des Jesuiten besser als das irgend eines — selbst eines hochgestellten — Weltgeistlichen. Diese Auffassung und Uebung der „Armuth“ entspricht nicht der, die das katholische Volk im Allgemeinen von der „klösterlichen Armuth“ hat, und ich weiß noch sehr wohl, wie überrascht ich über die guten und reich-

lichen Mahlzeiten war, über die Behäbigkeit des äußeren Lebens im Jesuitenorden, und mit mir waren viele Andere erstaunt über die Beschaffenheit des „Brotes der Verbannung“.

Als die „deutschen“ Jesuiten ihre deutschen Wohnsitze verlassen mußten und sich in Holland und England niederließen, waren im Anfang dieser Neugründungen manche Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten unvermeidlich; damals hätte man während einer ganz kurzen Zeit allenfalls vom „Brot der Verbannung“ sprechen können. Allein dieser Uebergangszustand hörte, dank dem Reichthum des Ordens, sehr bald auf. Unter Aufwendung großer Geldmittel wurden in den genannten Ländern große und schöne Niederlassungen gebaut, Landgüter erworben, — nicht zum Zweck landwirthschaftlicher Verwerthung, sondern als angenehme Erholung- und Ferienaufenthalte. Wer auch nur einmal die großartigen Bauten in Ditton-Hall (England), Blyenbeck, Exaeten und Wynandsrade (Holland) gesehen hat, wer Einblick gewonnen hat in das sehr behagliche materielle Leben, das in diesen Niederlassungen der „deutschen“ Jesuiten geführt wird, Der wird nicht mehr vom „Brot der Verbannung“ sprechen. Ein bezeichnendes Wort des Centrumsführers August Reichensperger mag Das bestätigen. Der liebenswürdige alte Herr besuchte im Sommer 1882 die „deutschen“ Jesuiten in ihrem holländischen Asyl Blyenbeck und verbrachte dort mehrere vergnügte Stunden. Beim Abschied sprach ihm einer der Jesuiten von der „Verbannung“, worauf Reichensperger lächelnd erwiderte: „Nun, es lebt sich doch in der Verbannung ganz gut, wie ich mich überzeugt habe.“ Da ich in unmittelbarer Nähe Reichenspergers stand, bürge ich für den Wortlaut. Noch ein anderes, bei derselben Gelegenheit gesprochenes Wort Reichenspergers verdient, erwähnt zu werden, wenn es auch nicht in unmittelbarer Beziehung zu unserem Gegenstande steht. Aber es zeigt prägnant, was der alte Centrumsführer über die politische Thätigkeit der Jesuiten dachte. Man beklagte sich über die Ausweisung des Ordens aus Deutschland; Reichensperger erwiderte: „Wer sich in Politik mischt, muß auch die Folgen tragen, Das hat die Geschichte Ihres Ordens schon oft bewiesen.“ Dieses Wort, das ich gleichfalls selbst gehört habe, verstimmte natürlich sehr und die jüngeren Mitglieder des Ordens, die anwesend waren, wurden sofort belehrt, wie falsch unterrichtet Reichensperger sei.

Ferner sagte der Abgeordnete Lieber: „Wir haben gestern den fünfundzwanzigsten Jahrestag des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin gefeiert. Mit den siegreichen Regimentern zogen auch zwei Jesuitenpatres ein, von denen Einer auf seiner Brust das Eiserne Kreuz trug, weil er im Kugelregen von Le Bourget mit selbstverleugnender Hingebung sich der Verwundeten und Sterbenden angenommen hatte. Aber schon ein Jahr darauf wurde das Gesetz erlassen, das ihn und seine Brüder in die Verbannung

trieb.“ Ich will die „selbstverleugnende Hingebung“ des betreffenden Jesuiten nicht herabsetzen. Aber soll denn ein staatsgefährlicher Orden deshalb nicht vom Boden des Deutschen Reiches ausgeschlossen werden können, weil eines seiner Mitglieder das Eiserne Kreuz erhalten hat? Dieser „Jesuit mit dem Eisernen Kreuz“ muß bei allen Gelegenheiten aufmarschiren und ohne Zweifel ist seine Erwähnung jedesmal wirksam auf die Phantasie des Volkes; es geht aber nicht an, ihn ernsthaft als Gegengrund gegen die Verbannung der Jesuiten anzuführen. Ich habe es schon einmal gesagt und wiederhole es: die „selbstverleugnende Hingebung“ der „deutschen“ Jesuiten im Kriege von 1870/71 entsprang nicht der Liebe zum Vaterland, sondern war der Ausfluß der jesuitischen „allgemeinen Menschenliebe“ (amor universalis), womit der Jesuit „Fürsten und Völker, die einander befehden, gleichmäßig umfassen soll“, wie die Ordenssatzungen ihm vorschreiben.

Man wird mir diese Mittheilungen als Gehässigkeiten auslegen. Sehr mit Unrecht. Mit keinem Wort will ich Spott ausdrücken über Gefühle von Männern, die liebgewordene Wohnorte verlassen mußten, auch will ich nicht tadeln, daß der Jesuitenorden seinen Mitgliedern ein behagliches materielles Leben bereitet — sein Grundsatz: wer gut arbeiten soll, muß auch gut essen, ist berechtigt —, aber die Phrase von dem „Verbannungschmerz“ der „deutschen“ Jesuiten und von dem „harten Brot der Verbannung“ muß aus der Welt geschafft werden. Denn sie ist Unwahrheit.

Auch ist es den Jesuiten selbst um ihre Rückkehr nach Deutschland gar nicht einmal so sehr zu thun; sie möchten sehr gern als Einzelne nach Deutschland zurück und sie wollen als Solche sehr gern frei und ungehindert ihre volle jesuitische Ordensthätigkeit ausüben; aber als Gesammtheit, in Gestalt von Niederlassungen, „Residenzen“ oder „Kollegien“, wie sie deren früher in Münster, Köln, Koblenz, Aachen, Mainz, Bonn u. s. w. besaßen, wünschen sie selbst die Rückkehr nicht. Oft habe ich Das von verschiedenen Provinzialoberen der „deutschen“ Jesuiten aussprechen hören; und die dafür angeführten Gründe sind sehr bezeichnend. Wie überall auf der Welt, wo Jesuiten sich „niederlassen“, mit dem übrigen Ordens- und Weltklerus bitterer Streit und gegenseitige Eifersucht entsteht, so ging es auch in Deutschland. Das Verhältniß der „deutschen“ Jesuiten zu dem deutschen Klerus, die Bischöfe nicht ausgenommen, war an den meisten Orten ein sehr gespanntes. Solche Zustände wollen die „deutschen“ Jesuiten vermieden sehen, ohne aber dabei von ihrer Ordensthätigkeit Etwas zu verlieren. Das läßt sich nun sehr gut erreichen, wenn die Jesuiten, wie bisher, ihre Niederlassungen in Holland unmittelbar an der deutschen Grenze (Exaeten, Blyenbeck, Wynandsrade) behalten, die Einzelnen aber als Jesuiten offen und unbehelligt in Deutschland herumreisen und wirken können.

Würde also heute das Jesuitengesetz aufgehoben und wären die Jesuitenniederlassungen in Deutschland frei gegeben, so würde der Orden — wenn nicht inzwischen die Auffassung eine andere geworden ist — von dieser Befugniß gar keinen Gebrauch machen, sondern in der angegebenen Weise seine Thätigkeit in Deutschland entfalten oder, besser gesagt, fortsetzen. Denn diese Art von Thätigkeit der „deutschen" Jesuiten ist schon jetzt in vollem Gang und war es seit Jahren. Keiner von den in Deutschland zugelassenen Orden (Kapuziner, Franziskaner, Redemptoristen u. s. w.) entwickelt augenblicklich eine so rege und ausgebreitete Thätigkeit wie die „vertriebenen" und „verbotenen" Jesuiten, — und zwar mit Wissen und unter den Augen der staatlichen Behörden. Die Jesuiten halten große „Volksmissionen" ab — vor wenigen Jahren waren in einer Stadt Westfalens zwölf Jesuiten zu gleicher Zeit als Missionare thätig —, sie veranstalten „Exerzitien", predigen, hören die Beichte, halten öffentliche Vorträge, kurz entfalten ihre ganze Ordensthätigkeit, als ob kein Jesuitengesetz bestände.

Und die Regirung? Sie weiß, daß das Jesuitengesetz von den Jesuiten fortwährend und offen übertreten wird, sie weiß, daß die Thätigkeit der Jesuiten eine anationale und den konfessionellen Frieden schwer schädigende ist, sie weiß, daß das Centrum die Jesuitenfrage nur aus taktischen Gründen, zu Wahl- und Parteizwecken, in Fluß hält, und trotz Alledem nie ein offenes, klares, bestimmtes Wort, sondern theils nichtssagende oder schwächlich ausweichende Erklärungen — Erklärungen, die sich ebenbürtig der Erklärung über die Duellinterpellation an die Seite stellen können —, theils gemeinschädliches Nachgeben.

Daß die Redemptoristen, als den Jesuiten nicht verwandt — nachdem sie erst vor zwanzig Jahren als eng „verwandt" mit ihnen erklärt worden sind —, wieder zugelassen wurden, will ich nur kurz erwähnen. Die oft betonten „Erwägungen im Schooße des Staatsministeriums", die zu dieser Zulassung geführt haben, beruhten entweder auf den verderblichen Grundsätzen der do ut des-Taktik oder auf einer alles Maß übersteigenden Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse. Die Folgen dieses Handelsgeschäftes oder dieser Unwissenheit wird das Land zu tragen haben.

Bleiben wir bei dem Verhalten der Regirung in der letzten Jesuitendebatte. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe erklärte: „Die Verzögerung in der Beschlußfassung über das Jesuitengesetz ist dadurch hervorgerufen worden, daß es in der Absicht liegt, in eine weitere Prüfung darüber einzutreten, ob außer den durch den Bundesrathsbeschluß vom neunten Juli 1894 von der Anwendung des Gesetzes ausgeschlossenen Kongregationen der Redemptoristen und der Priester vom Heiligen Geist noch die eine oder die andere Genossenschaft, die bisher den Wirkungen ebenfalls unterstellt gewesen ist, von diesen Wirkungen ebenfalls ausgenommen werden kann. Die Prüfung ist noch

nicht beendet. Es empfiehlt sich, den Abschluß der Erörterungen abzuwarten, um wenigstens so weit den auf die Wiederzulassung geistlicher Orden gerichteten Wünschen entgegenkommen zu können, als es nach der Auffassung der verbündeten Regirungen irgend thunlich erscheint. Inzwischen bin ich bereit, auf eine beschleunigte Beschlußfassung des Bundesraths hinzuwirken." Ziemlich unzweideutig wird hier das Versprechen gegeben, außer den schon zugelassenen Redemptoristen und Vätern vom Heiligen Geist „noch die eine oder andere Genossenschaft" von den Wirkungen des Jesuitengesetzes auszunehmen. Diesem Versprechen wird bei der Schwäche der Regirung gegenüber dem Centrum die Erfüllung folgen, wohl als ausbedungener Lohn für die „guten Dienste" des Centrums bei der hastigen Durchbringung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Um welche „Genossenschaft" es sich vorzugsweise handelt, Das kann nach der Rede des Herrn Lieber nicht zweifelhaft sein. Er sagt: „Ich hoffe, daß, wenn der bundesräthliche Landsturm bei seinem langsamen Vormarsch (es ist bitter, von dem Gegner, dem man sich zu Füßen gelegt hat, noch verspottet zu werden) endlich bis zur Entscheidung der Prüfung gekommen sein wird, daß dann wenigstens die Ordensfrauen vom Heiligen Herzen Jesu als nicht dem Jesuitenorden verwandt angesehen werden. Ich habe das Gefühl und muß ihm rückhaltlos Ausdruck geben: es ist und bleibt eine Schmach für das Deutsche Reich, deutsche Frauen nur darum zu verbannen und in der Verbannung festzuhalten, weil sie der Bundesrath für den Jesuiten verwandt hält." Ich zweifle nicht, daß der Bundesrath auf diese liebenswürdige Anregung hin sich beeilen wird, auch „die Genossenschaft vom Heiligen Herzen Jesu" der „Verwandtschaft" mit den Jesuiten los und ledig zu sprechen. Der Oeffentlichkeit werde ich deshalb einiges Material unterbreiten, um eine objektive Beurtheilung über die in Frage stehende „Verwandtschaft" zu ermöglichen. Das wird mir viel Haß und Anfeindung einbringen und meinem eigenen Gefühl ist es schmerzlich, Frauen, deren vielfach hochherzigen, aber mißleiteten Opfersinn ich bewundere, entgegenzutreten; aber der objektive Hinweis auf geschichtlich feststehende und Allen außer der Reichsregirung bekannte Thatsachen kann gerechter Weise Niemand zum Vorwurf gemacht werden.

Wenn irgend eine „Genossenschaft" dem Jesuitenorden „verwandt" ist und ihm ihre Entstehung und ihren Geist verdankt, dann ist es „die Genossenschaft der Frauen vom Heiligen Herzen Jesu"; ihre Mitglieder können mit vollem Recht sich „Jesuitinnen" nennen.

Stifterin der „Genossenschaft vom Heiligen Herzen Jesu" ist Sophia Barat, geboren 1779 zu Joigny in Frankreich, gestorben 1865 zu Paris. Allein wie ist sie Stifterin?

Die Idee ihres Werkes ist von einem der einflußreichsten Jesuiten

Frankreichs, dem P. Varin, ausgegangen und verwirklicht worden; und als die Stiftung vollendet war, blieb die neue Genossenschaft nicht nur fortwährend in allerengster Verbindung mit dem Jesuitenorden, sondern wurde und wird bis zum heutigen Tage von den Jesuiten in ihrem Geiste geleitet.

Ich gebe darüber unverdächtigen Zeugen das Wort: „Als P. Varin sich eines Tages mit P. Barat (gleichfalls Jesuit) über dessen Familienverhältnisse unterhielt, erzählte dieser, er habe eine ‚kleine‘ Schwester. So wenig bedeutsam Dies auch an sich sein mochte, auf Varin machte diese Mittheilung einen eigenthümlichen Eindruck. . . . . Sie war damals verreist, als Varin die erste Kunde von ihr erhielt, und da sie nach einem Monat zurückkehrte, beeilte er sich, sie aufzusuchen. Er fand in ihr, wie er selbst später erzählte, ein sehr bescheidenes, ja furchtsames, zartes Mädchen, das kaum die Augen aufzuheben wagte, aber nichtsdestoweniger jene Klugheit und jene Reife offenbarte, die sie immer auszeichnete. ‚O, der Grundstein‘, sprach Varin zu sich selbst, denn schon damals, als er zuerst von ihr reden hörte, fühlte er in seinem Innern, daß sie und keine Andere von Gott bestimmt sei, die Gesellschaft der Frauen des Heiligen Herzens ins Leben zu rufen. ‚Auf sie‘, sagte später Varin, ‚wollte Gott das Gebäude der Gesellschaft seines göttlichen Herzens gründen‘. Sophie Barat ging auf Varins Absichten sofort ein. Mit ihr verbanden sich Oktavia Bailly und Fräulein Loquet, die Varin ihr zuführte. . . . . Am dreißigsten Juli 1851 erzählte Madame Barat ihren geistlichen Töchtern in Paris: ‚Wir studirten die Ordensregel der Jesuiten und bald begriffen wir, daß genau Dieses es war, was wir sollten, daß es nutzlos wäre, uns nach den alten Orden zu richten, wir vielmehr nach dem Beispiel des Heiligen Ignatius nach der größeren Ehre des Herzens Jesu streben müßten. Der Heilige Ignatius diente uns also zum Muster und aus seinen Regeln haben wir geschöpft, — mit den angemessenen Modifikationen.‘ . . . . Der Bischof von Grenoble approbirte die mit Hilfe Varins und Rogers zusammengestellte Regel. . . . . Inzwischen arbeitete (der Jesuit) Varin an der Redaktion der Regeln weiter fort bis zum Jahre 1825, in welchem sie erst vollendet wurden, um dem Apostolischen Stuhl zur Bestätigung vorgelegt zu werden“ (Speil, Franz von Tournely und die Gesellschaften des Heiligen Herzens Jesu. Breslau 1874, S. 368 bis 382). „Sobald Pius VII. am siebenten August 1814 die Gesellschaft Jesu feierlich wieder ins Leben gerufen hatte, war P. Varin in deren Noviziat eingetreten und hatte daher einen positiven Auftrag seiner Oberen abzuwarten, bevor er fortfahren durfte, sich mit den Statuten der Schwestern vom Heiligen Herzen zu beschäftigen. . . . . Madame Barat erklärte unverholen, ‚daß alle Häuser (ihrer Genossenschaft) in dem Wunsch übereinstimmten, sich den Regeln der Gesellschaft Jesu, so viel Dies für

Frauen thunlich sei, zu nähern'. . . . . Der Provinzialobere der Jesuiten, P. Cloriviere, befahl dem P. Varin, die Seelenleitung der Madame Barat wieder zu übernehmen und sich unverzüglich an die Vollendung der Statuten zu geben, wobei ihm der ausgezeichnete P. Druilhet (auch ein Jesuit) zur Hand gehen sollte. . . . . Die Jesuiten Varin und Druilhet wohnten den Berathungen (über die Ordensstatuten) bei und legten den Schwestern die Regel und Statuten der Gesellschaft vom Heiligen Herzen vor, wie sie sie im Auftrag des Provinzials (der Jesuiten) entworfen hatten. . . . . Das ‚Aspirat' (die letzte Vorbereitung der Schwestern vom Heiligen Herzen) trugen die PP. Varin und Druilhet aus der Regel des Heiligen Ignatius in die Gesellschaft des Heiligen Herzen hinüber, nur dauert es für die Ordensfrauen nur ein halbes Jahr, statt des vollen Probationjahres der Jesuiten" (Lebensbild der ehrw. Mutter Sophia Barat. Münster 1887. S. 36 ff.).

Eine engere „Verwandtschaft" als die zwischen der „Genossenschaft des Heiligen Herzens" und dem Jesuitenorden kann es also füglich nicht geben.

Der Reichskanzler sprach noch von „anderen Genossenschaften", die vielleicht als nicht mit den Jesuiten „verwandt" erklärt werden sollen. Eine allgemeine Bemerkung über diese Art von „Verwandtschaft" ist deshalb hier sehr am Platz. Es kann keinen ungeschicktern Ausdruck geben als das Wort: „Verwandtschaft" mit dem Jesuitenorden. Er muß von Leuten erfunden worden sein, die buchstäblich nichts von römisch-ultramontanen Ordensverhältnissen verstanden und zugleich juristisch sehr unklar dachten. Mit dem Jesuitenorden formell „verwandt", d. h. in der Weise mit ihm verbunden, daß die Beziehungen zu ihm in den Satzungen der Ordensgenossenschaft zum Ausdruck kämen, ist von den vielen Hunderten von Orden und Kongregationen der römischen Kirche keiner und keine. Jede aber ist „verwandt" mit den Jesuiten, insofern es sich um Geist und Wesen handelt. Diese Uebereinstimmung in der Gesinnung tritt bei einer „Genossenschaft" natürlich mehr hervor als bei der anderen; am Stärksten ist sie bei solchen, die, wie „die Genossenschaften der Frauen vom Heiligen Herzen", von den Jesuiten ins Leben gerufen sind und von ihnen geleitet werden. Der Begriff der Verwandtschaft mit den Jesuiten ist deshalb als juristisches Unterscheidungzeichen völlig unbrauchbar.

Von den übrigen Rednern zur Interpellation befürworteten der konservative Graf Limburg-Stirum und der nationalliberale Herr von Bennigsen die Aufhebung des § 2 (Internirung) unter Aufrechthaltung des § 1 des Jesuitengesetzes. Damit würde ein schädlicher und unwürdiger Abbröckelungprozeß in die Wege geleitet. Beide Herren haben, wenn ich nicht irre, bei der Abfassung und Einführung des Jesuitengesetzes mitgewirkt. Sind sie, wie sie es damals waren, noch überzeugt von der Gefährlichkeit der Jesuiten, so haben sie die Pflicht, auch das ganze Gesetz aufrecht zu erhalten; halten

sie die Jesuiten nicht mehr für gefährlich, so mögen sie auch das ganze Gesetz abschaffen. Aber bald hier, bald dort ein Stückchen preisgeben, ist ein schwächliches Zurückweichen vor den Forderungen des Centrums.

Dieser von konservativer Seite ausgegangenen und von nationalliberaler unterstützten Anregung, den auf Internirung „deutscher" Jesuiten bezüglichen Theil des Jesuitengesetzes aufzuheben, widmeten die offiziösen Berliner Politischen Nachrichten folgende Begleitworte:

„Man wird nicht mit der Annahme irren, daß die Anregung auf bestimmten thatsächlichen Wahrnehmungen beruht. In dieser Hinsicht kommt in Betracht, daß in den östlichen Grenzprovinzen neuerdings mit anderen Ordensbrüdern in nationaler Beziehung nichts weniger als erfreuliche Erfahrungen gemacht worden sind. Unter diesen, Franziskanern u. s. w., welche dort neuerdings seelsorgerisch wirken, befinden sich zahlreiche nationalpolnische Elemente, die selbst in Oberschlesien sehr eifrig im großpolnischen Sinne wirken. In ihnen findet vielfach die großpolnische Agitation ihre wirksamste Stütze. Diesem Uebelstande wird mit Sicherheit nur dadurch gesteuert werden können, daß andere seelsorgerische Kräfte verfügbar werden, welchen die seelsorgerische Thätigkeit jener Ordensbrüder übertragen werden kann. In dieser Hinsicht kommen in erster Linie eine Anzahl deutscher Jesuiten in Betracht, die als vor der polnischen Propaganda gänzlich gefeit anzusehen sind und von denen im Gegentheil eine kräftige Gegenwirkung gegen polonisirende Tendenzen des polnischen Klerus zu gewärtigen ist. Natürlich würde die Nutzbarmachung dieser Kräfte sehr erschwert, ja unmöglich gemacht werden, so lange das Damoklesschwert der Internirung über ihnen schwebt. Ob diese Erwägungen stark genug in die Wagschale fallen werden, um die Zustimmuung des Bundesrathes zu einer so beschränkten Modifikation des Jesuitengesetzes zu sichern, ist eine Frage für sich."

Also: um gegen „die großpolnische Agitation" Front zu machen und im deutsch-nationalen Geist zu wirken, „kommen in erster Linie eine Anzahl deutscher Jesuiten in Betracht". Es ist geradezu unfaßlich, daß man solche Dinge in die Welt schreiben kann. Das Polenthum würde keine kräftigere Stütze haben als die Jesuiten, auch wenn sie deutsche Geburtscheine in der Tasche trügen. Denn abgesehen davon, daß die „deutschen" Jesuiten keine deutsch-nationale Gesinnung besitzen, ist ihnen der Haß gegen das protestantische Preußen eingeboren. Jede Bewegung, die Preußen Schwierigkeiten bereitet, wird im Jesuiten ihren Förderer finden. Und da soll auf einmal die national-polnische Bewegung, die ultramontan und antipreußisch zugleich ist, von den ultramontanen und antipreußischen Jesuiten bekämpft werden? Würde diese Weisheit zur That, so wäre eine Deutschenhetze in Polen die Folge, wie sie frischer und fröhlicher nicht gedacht werden könnte.

Die eben erwähnten konservativen und nationalliberalen Vorschläge und die dazu gespielte offiziöse Begleitmusik sind betrübende Zeichen der Verhältnisse in den Parteien und der Regirung. Vor der steigenden Macht des Ultramontanismus in Deutschland beginnt man, die Segel zu streichen. Eine

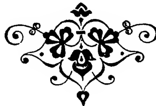
Position nach der anderen wird aufgegeben und ein Kampfmittel nach dem anderen dem Centrum in die Hand geliefert. Dieser Rückzug auf der ganzen Linie wird deshalb nicht besser, weil man versucht, ihn sehr allmählich zu gestalten, und weil man hie und da eine tönende Rede dazwischen hält; doch es hilft nicht: die „Chamade“ bleibt.

Der Ausblick in die Zukunft unseres Vaterlandes ist nicht erfreulich: Centrum und Sozialdemokratie schreiten mit immer wachsender Kraft vorwärts, während die nationalen Parteien mehr und mehr ermatten. Was erklärt diesen traurigen Anblick? Centrum und Sozialdemokratie haben wenigstens scheinbar noch große, ideale Ziele, die nationalen Parteien gerathen immer tiefer in den Wirrwarr der kleinlichsten materiellen Interessen. Auf den schwarzen und rothen Fahnen steht: Volksaufklärung, Frauenbewegung, Arbeiterwohl, Wahrheit, Freiheit, Recht; solche Aufschriften, selbst wenn sie nur zur Schau gestellt werden, zünden und verleihen einer Partei Kampfesmuth und werbende Kraft. Auf den Fahnen anderer Parteien stehen mitunter wohl auch gute und nützliche Dinge verzeichnet, aber nicht solche, die Massen locken und zum Sieg spornen können. So ist es gekommen, daß unser deutsches Volk, das in seiner Mehrheit evangelisch und im wahren Sinne konservativ ist, im Reichstag die Herrschaft der Parteien erdulden muß, die ultramontan, atheistisch und in falschem Sinne liberal sind.

Unsere Regirung bietet ein höchst unerfreuliches Bild. Sie schwankt hin und her; sie ist groß nicht im konsequenten Handeln, sondern im Ablesen vielfach nichtssagender Erklärungen. Die wichtigsten kirchenpolitischen und ethisch-religiösen Fragen, die die Entwickelung unseres Volkes auf Generationen hinaus bestimmen, werden von ihr theils mit der souverainen Unkenntniß des grünen Tisches, theils mit der Willfährigkeit eines um Frieden bettelnden Diplomaten, theils sogar mit der leichtherzigen Bonhommie eines sorgenlosen Viveurs behandelt: Après nous le déluge!

Nur gut, daß das Volk noch ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat; aber es ist Zeit, daß es gesprochen werde.

Graf Paul von Hoensbroech.



Die Psychologie der Sekte.

Epiktet sagt: Nicht die Dinge selbst beunruhigen die Menschen, sondern die Vorstellungen von den Dingen. Um mit den eigenen Worten des Stoikers zu reden, bleiben sich in der That die Dinge stets gleich, nur die Vorstellungen wechseln. Und sie wechseln so rasch, daß trotz der Kürze des Menschenlebens nicht einmal der Einzelne auf seiner Wanderung von der Wiege bis zum Grabe den selben Vorstellungen treu zu bleiben vermag. Alles fließt, nichts hält der Zeit Stand. In der Wissenschaft vom Staat wie in der Wissenschaft von der Natur gilt heute als parador, was morgen wahr sein wird, die Wahrheit von heute morgen als Irrthum, — und die wirbelnde Schnelligkeit des Umschwunges wetteifert nicht selten mit den Launen der leichtbeschwingten Mode, die nur als Eintagsgöttin das Herrscherszepter führt. Befragt doch den Arzt: er heilt mit den selben Mitteln, die man vor fünfzig, selbst noch vor zwanzig Jahren für tötlich ansah, befragt den Künstler: er hat den Begriff des Schönen umgewerthet und verschmäht den Geschmack des Beginnes und der Mitte des Jahrhunderts, befragt den Naturforscher, mag er dem Gang der Gestirne folgen oder das zitternde Leben in seinem verborgensten Geheimniß suchen: Entdeckung reiht sich an Entdeckung, der alte wissenschaftliche Glaube räumt das Feld und der neue Glaube hebt die wankende Vorstellungwelt der Religionen aus den Stützen, die so lange als unantastbar galten. Auch die Kriminalistik bezeugt jenes allgemeine Veränderungsgesetz der Vorstellungwerthe. Das Verbrechen war den Kriminalisten bis auf die neueste Zeit eine bloße Individualhandlung, ja, die individuellste aller menschlichen Handlungen, und sie wollten eben so wenig von einem Kollektivverbrechen, von einer „societas delinquens“ Etwas wissen wie die Theologen von einer Kollektivsünde. Selbst da, wo gemeinsame Anschläge von Verschwörern oder die Thaten einer organisirten Räuberbande eine kollektive Verbrechensbegehung anzuerkennen nöthigten, sahen sie nichts Anderes als einen Haufen von Einzeldelikten und anstatt einer Kollektivwesenheit eine Summe von Einzelnwesen. Heute ist das Problem beinahe umgekehrt: nicht mehr die Kollektivität als Subjekt des Verbrechens ist zu entdecken, sondern man untersucht, ob und inwieweit der Einzelne überhaupt delinquiren kann, ohne von einem Gruppenbewußtsein bestimmt zu werden, unabhängig von der Umwelt*). Woher diese Wandlung?

---

*) G. Tarde, Foules et sectes au point de vue criminel in der Revue des deux mondes vom 15. November 1893.

Der Grund ist eben so einfach wie in seinen Konsequenzen entscheidend. Mit der Vernichtung der dogmatischen Willensfreiheit ist das menschliche Gehirn von der Höhe eines absoluten Herrschers zum Range eines konstitutionellen Königs herabgestiegen, es dekretirt nicht mehr von Gottes Gnaden, nach Belieben und Willkür, sondern gebunden an eine Menge physischer, moralischer und intellektueller Faktoren und es regirt durch sie bestimmt, höchstens unter dem Schein der Selbstbestimmung. Wie wir fragen: giebt es von der Kollektivität unabhängige Verbrechen, hat man auch schon gefragt: giebt es von der Kollektivität unabhängige Großthaten des Geistes?*) Natürlich führt jede Einzelnhandlung auf eine Einzelnperson als Urheber zurück. Aber folgt daraus, daß alle Ursachen dieser Handlung umschlossen in der Individualität dieser Einzelnperson liegen müssen? Ist die scheinbar ganz aus sich heraus handelnde Einzelnperson nicht vielleicht selbst unbewußt in ihrer Wesenheit bestimmt durch die ungreifbaren und unsichtbaren Wesenheiten Anderer, seien es Eltern, Erzieher, Freunde, Genossen, Landsleute, deren verschiedenartige geistige Einwirkungen kombinirt und aufgespeichert als Gruppenbewußtsein im Gehirn neben dem Individualbewußtsein für gewöhnlich schlummern, plötzlich aber in Bewegung gerathen wie wimmelnde Fermentkörper und völlig Besitz vom Gehirn ergreifen?**) Entkleidet die Wesenheit des Verbrechens im Augenblick seiner That, des Erfinders im Augenblick seiner Entdeckung alles Dessen, was von außen her eingewirkt hat (Erziehung, Bildung, Vorurtheile, Glaube u. s. w.), — was bleibt? Wenig, immerhin doch Eines: das Ich, das keiner Isolirung bedarf, um individualisirt zu sein, das kürzeste und inhaltschwerste Wort der Sprache, die Synthese unserer Wesenheit, deren Theile wir wohl kennen, deren Ganzes dennoch ein Mysterium ist, „geheimnißvoll am lichten Tag", unsichtbar, ungreifbar und doch mächtig und ewig wie das Leben. Hunderte mögen ganz in gleicher Weise unter dem Baum den Fall eines reifen Apfels, Hunderte in der Kirche die gleichmäßigen Schwingungen eines Kronleuchters beobachtet haben: nur dem genialen Auge eines Newton und Galilei enthüllte sich in diesen einfachen, bekannten Vorgängen das Geheimniß eines großen Naturgesetzes. Tausende und Hunderttausende werden durch die Verhältnisse der heutigen sozialen Ordnung zu Verbrechern, aber nur die eigenthümliche Verbrechenstendenz eines Ravachol, eines Henry oder Pallas wird durch diese Verhältnisse zu anarchistischen Blutthaten mit Bombe und Revolver entwickelt. Jede Handlung ist demnach sowohl kollektiv als auch individuell gebunden, sie ist die Resultante

*) Ueber die kollektive Geistesarbeit siehe das erste Kapitel meines Werkes: Le crime à deux, Storck, Lyon 1893.

**) S. Tardes Kritik der ersten Ausgabe meiner Folla delinquente in der Revue philosophique von 1891.

zweier Kräfte, des Ich und der Umwelt, wie die Krankheit abhängig ist von dem Krankheiterreger und von dem Entwickelungherd. Zwischen Ich und Umwelt vollziehen sich Endosmose und Exosmose, das Ich verschmilzt sich mit der Umwelt, um sich seiner selbst bewußt zu werden und sich zu erhalten; wie alle Lebewesen, nährt es sich von Dem, wodurch es sich beständig verändert (Tarde). Diese Veränderung gleicht unter der alltäglichen und friedlichen Herrschaft der gesellschaftlichen Norm dem langsameren Vorgang kapillarer Stoffaufnahme und vollzieht sich wie das natürliche Wachsthum stetig, ohne Sprünge, unmerklich. Wer ein Kind fortwährend sieht, kann das Wachsthum von Tag zu Tag nicht konstatiren, eben so wenig läßt sich die tägliche Veränderung des Ich durch die Umwelt bestimmen, aber nach Monaten oder Jahren springen physisches Wachsthum und moralische oder intellektuelle Veränderung in die Augen.

Beobachtet man das Individuum aber als Mitglied einer engeren und intensiveren Gemeinschaft als der Gesellschaft im weitesten Sinne, als Bruchtheil eines Volkes, einer Klasse, einer Kaste, einer Sekte, einer Partei, einer Versammlung oder einer Menge, so tritt in Folge der Innigkeit der Berührungen an die Stelle allmählicher Beeinflussung ein je nach Dauer und Art gesteigerter und im Falle der Mengeneinwirkung bis zur stürmischen Ueberfluthung und Verdrängung des Ich anwachsender Veränderungprozeß. Dann genügt zum Verständniß des Einzelnen weder die Individualpsychologie noch die Gesellschaftwissenschaft, seine Handlungen werden zum großen Theil nicht mehr vom Individualbewußtsein, sondern vom Gruppenbewußtsein getragen, sei die Gruppe nun das Volk, die Klasse, die Kaste, die Sekte oder die Menge, und um den verantwortlichen Antheil des Ich auszusondern, um dem Gruppenverbrecher gerecht zu werden, sind die durch die Umwelt hervorgebrachten Veränderungen seines Ich sorgsam zu prüfen: die Gruppe, in der er Das wurde, was er ist, der Nährboden, auf dem sich der Bacillus seines Verbrechens entwickelt hat. In diesem Sinne ist die Psychologie der Sekte die nothwendige Ergänzung einer Psychologie der Menge. Die Menge ist ohne die Sekte nicht zu verstehen. Nur selten, äußerst selten, führen Kollektivhandlungen einer Menschenmenge, ob gut oder böse, nicht im letzten, häufig schwer auffindbaren Grunde auf die Tendenzen einer Sekte zurück. Man könnte die Sekten als die Keimkörner oder den Sauerteig der Menge bezeichnen. Und wenn allerdings meistens die von einer Gruppe einzelner Schwärmer in Bewegung gesetzte Menge die Vorläufer überholt und nach Verlust ihrer Häupter führerlos erscheint, so hat Tarde zutreffend bemerkt, daß, wenn das Brot aufgegangen ist, der Sauerteig entfernt wird. In den großen Massenbewegungen der Geschichte, wie in der täglichen Rolle, die kleinere und kleinste Menschenmengen spielen, findet man, offen oder versteckt,

die Spuren von Sekten oder doch von gewissen Vereinigungen. In den Kreuzzügen finden wir die Mönchsorden wieder, in den Septembrisaden die Jakobiner und in dem Zug der Tausend die Thatkraft Garibaldis und einer kleinen Anzahl entschlossener Gesinnungsgenossen. Wenn eine Menschenmenge zusammenwirkt, um eine Feuersbrunst zu bekämpfen, so geht die intellektuelle Triebkraft von der beruflichen Löschmannschaft aus, die durch ihr Beispiel — diese mächtige, stumme Suggestion — Alle unterweist und leitet. Wenn Strikende sich nicht zweckloser Zerstörung überlassen, aber vernichten, was von ihrem Gesichtspunkte aus schädlich ist, z. B. das Arbeitgeräth Derer, die sich nicht anzuschließen gewillt sind, so läßt Das auf eine Arbeiterorganisation unter oder hinter ihnen schließen. Wenn eine Straßendemonstration stattfindet, — kein Zweifel, daß die aufrührerischen Rufe und Drohungen einem politischen Verein oder einer Sekte entstammen. Diese Beispiele ließen sich ohne Mühe vervielfältigen.

Die Gefahr — gelegentlich aber auch das Gute — der Sekten besteht in ihrer Expansionkraft: auf ihre eigene Stärke angewiesen, würden sie wenig ausrichten, aber ein kleiner Beisatz von Entartung genügt, um ungeheuerliche Ausbrüche sinnloser Leidenschaft und Zerstörungwuth aufbrodeln zu lassen. Deshalb ist, wie ich vorhin sagte, die Psychologie der Sekte die nothwendige Ergänzung der Psychologie der Menge. Nur auf die Menge achten, heißt, das Schauspiel nur auf der Bühne sehen wollen; die Sekte beachten, heißt, hinter die Coulissen der Bühne sehen. Settembrini sucht in seinen „Erinnerungen*) mit Unrecht die Sekten als ein charakteristisches Produkt unfreier Zustände zu erklären. Auch in freien Ländern bilden sich Sekten, wie der Anarchismus in Frankreich und Italien beweist. Und doch hat er insofern Recht, als die Sekte sich von der Partei hauptsächlich durch ihre Heimlichkeit unterscheidet und deshalb da entsteht, wo ihre Ideen nicht geduldet sind. Selbst in freien Ländern ist der Anarchismus nicht geduldet und nicht nur seine Bekenner, sondern auch die Sozialisten stehen in dem selben Verhältniß zu den Regirungen wie die italienischen Patrioten vor einem halben Jahrhundert zu der fremdherrlichen Gewalt auf italienischem Boden. Auch die Sozialisten sind vielfach auf geheimes Wirken angewiesen und Verfolgungen ausgesetzt, die ihnen eigenthümlich sind und die in der bestehenden Staats- und Gesellschaftordnung wurzelnden Parteien niemals treffen. Begriffliche Abgrenzungen von geometrischer Exaktheit zwischen Sekte und Partei sind nicht möglich**). Sekte und Partei sind zwei aufeinanderfolgende Phasen einer Idee und eines

---

*) Luigi Settembrini, Ricordanze della mia vita, Band I, Seite 85 bis 86.

**) S. meine Aufsätze: Intelligenza e moralità della folla in der Critica sociale, November 1894 und Il delitto politico im Archivio giuridico, 1889.

Gefühles. Der Durchgangspunkt ist die Anerkennung der Legitimität. Ist die Idee ungesund, das Gefühl antisozial, oder sind die Zeiten noch nicht reif, so wird der Durchgangspunkt nicht erreicht, Idee und Gefühl verlöschen im Stadium der Sekte; ist die Idee gesund und das Gefühl werbend, so wird die Neuerung mächtig genug sein, die träge Beharrungskraft der Vielen zu überwinden und sich das geistige Bürgerrecht zu erobern. Das ist die Taufe der Legitimität. Allmählich fällt der Partei die Mehrheit zu, und hat sie diesen Scheitelstand ihrer Bewegung erreicht, so beginnt der Niedergang, indem sich Sekten gegen sie erheben, die sich wiederum zu Parteien entwickeln und sie eben so verschlingen werden, wie sie im Aufstieg die Gegnerschaft verschlang.*) Dem unerbittlichen Gesetz des Todes gehorchen die sozialen Organismen gleich den natürlichen und auch bei ihnen ähnelt das Greisenalter der Kindheit. Die Partei, die zur Herrschaft gelangt ist und ihr Ende nahen fühlt, wird wieder zur Sekte und vertheidigt die Macht mit der selben Entschiedenheit, mit der sie in ihrer Jugend zum Angriff schritt, — nur mit anderen Mitteln, nicht mehr gewaltthätig und heftig, sondern verschlagen und listig. Man hat gesagt, daß jede Revolution das Erwachen eines großen Gefühles sei. Das Selbe gilt für die Sekten, die der Geist der Revolutionen sind, allerdings „der Geist, der stets verneint", getreu dem biologischen Grundsatz, daß die Zerstörung die Bedingung alles Entstehens ist. Die Zerstörung muß vorangehen, sie ist das Werk rasender Leidenschaft, der spätere Aufbau das Werk bedächtigen Verstandes; wie denn in allen großen Dingen Leidenschaft und Verstand zusammenwirken müssen. Verbrecher oder Märtyrer, Apostel neuer Heilslehren oder lästige Querulanten, Kämpfer für Religion, Sitte und Ordnung oder Volksausbeuter — die Bezeichnungen wechseln nach Standpunkt und Zeitverhältnissen —: vor dem kritischen Forum sind Alle nur Vertreter der Erhebung und des Verfalles der Sekten und Parteien, die Einen unter atavistischen Rückschlagserscheinungen krafttrunken erobernd, die Anderen unter den Formen der Civilisation schlau vertheidigend; die Politik mag hier äußerste Gegner sehen, die objektive Wissenschaft pflügt mit Beider Kräften. Manchmal — jedoch selten — behält die zur Partei, selbst zur Mehrheit entwickelte Sekte die Aktion ihrer Jugend bei, in Zeiten eines ruckweise eintretenden und intensiven Umschwunges, dessen Plötzlichkeit die gestern noch gegen die widerstrebende Meinung der Mehrheit Kämpfenden gleichsam durch einen gelungenen Sturmangriff heute zu souverainen Beherrschern der Situation macht. Zeit und Erfahrung fehlen, — und die Sitten der Opposition gehen

*) Vergl. die Verallgemeinerung dieser Gedanken bei Ferri, Nuovi Orrizonti; Spencer, Principles of Sociology; und W. Bagehot, Physics and Politics, deutsch: Der Ursprung der Nationen, Leipzig 1874.

auf die Regirung über. So blieben die Jakobiner auch unter veränderten Machtverhältnissen, auch am Staatsruder, immer und überall die selben Gewaltmenschen, sie alterten nicht, weder als Einzelne noch als Partei, und waren begrifflich Sektirer, auch als ganz Frankreich in ihrem Geist lebte und durch ihren Mund sprach. Ich überlasse jedoch die Evolution des Sektengeistes von der Gewalt zur List einer späteren Betrachtung, um mich hier auf die psychologischen Grundzüge der Sekte zu beschränken.

Das soziale Gesetz jeder Gruppe von Menschen, die sich vereinigen, ist die instinktive Anerkennung der Autorität. Wie in der Natur, je höher die animalische Stufe des Lebens ist, desto komplizirtere Organismen auftreten, so entwickelt sich auch der soziale Körper durch einen steigenden Reichthum der Organisation. Organisation ist aber gleichbedeutend mit Unterordnung*). Das Gruppenwesen bedarf der Führerschaft, wie der leibliche Organismus des Gehirns**). Das Vorhandensein eines Führers — des meneur, wie die Franzosen sagen — in jeder Gruppe bedarf also keines Beweises, sondern ist ohne Weiteres mit dem Phänomen der Gruppirung gegeben, zuerst unbewußt, durch stillschweigende Uebereinkunft Aller, dann bewußt gewollt. In den Uranfängen menschlicher Gesellschaft wurde der Führer nicht durch einen Wahlakt bestimmt und keinerlei Verfassung regelte seine Rechte und Pflichten, das Prestige einer überlegenen Persönlichkeit erzwang vielmehr suggestiv den Gehorsam. Erst allmählich verwandelt sich im Laufe der Geschichte diese unbewußte Anerkennung der Autoriät in Bewußtsein, — bis zur Entstehung jener mannichfachen politischen Einrichtungen, die auf eine möglichst adäquate Manifestation des allgemeinen Willens abzielen. Auch heute noch läßt sich als Grundlage jeder sozialen Unterordnung entweder die bewußte Uebertragung der Macht auf einen Einzelnen oder die unbewußte, von dem Einzelnen ausstrahlende Suggestivwirkung erkennen. Der industrielle Fabrikherr, der geistliche Obere, der militärische Befehlshaber, der parlamentarische Präsident, der König: sie Alle üben ihre Herrschaft in Folge bewußter Delegation oder Anerkennung von Seiten dauernder und bis zur Rechtsform entwickelter sozialer Gruppen; die kurzlebigen und rechtlosen Gruppen haben dagegen Führer, denen sie sich unbewußt beugen, sei es dem stärksten Debattirer im politischen Klub, dem Parteileiter, der wissenschaftlichen „Autorität" oder dem Meister einer Kunst, und deren Worten sie folgen, wie die Jünger den Worten des Heilandes. Wäre es möglich, unverbrüchliche Regeln aufzustellen, so könnte man sagen: je stabiler die Gruppe ist, desto bewußter die Unterordnung und desto sichtbarer auch die Führerrolle; je veränderlicher, desto weniger bewußt und

---

*) Espinas, Des sociétés animales, Germer Baillière, Paris.
**) S. M. Nordau, Entartung, 2. Aufl. 1892, 2. Bd.

sichtbar; beruht doch bei dem ephemersten aller sozialen Gebilde, der Menge, häufig Alles auf der Faszination durch unsichtbare Führer. Und — so auffällig es auf den ersten Blick erscheinen mag — der Einfluß der Führer steht allgemein im umgekehrten Verhältniß zur Legitimität der Gruppe und zur bewußt zugestandenen Autorität. Ein Fabrikherr, ein Versammlungpräsident können sich an Einfluß eben so wenig mit einem Parteileiter oder dem Haupt einer Sekte messen, wie diese wiederum mit jenem Unbekannten, der aus dem dunkeln Abgrund einer tobenden Menge in der Schicksalsstunde emporgeschleudert wird, um sie durch ein Wort oder eine Geste unwiderstehlich mit sich fortzureißen. Die Erklärung liegt sowohl im Gebiete der Einzelnpersönlichkeit wie der Kollektivität. Zweifellos wird Jeder um so stärker auf Andere wirken, je stärker seine eigene Begeisterung für die Gedanken ist, die er verbreitet, je leidenschaftlicher und aufopfernder sein eigener Glaube an die Ziele ist, die er aufstellt. Wo finden sich aber Begeisterung, Leidenschaft und Opfermuth zumeist? Zweifellos nicht in den festen Gleisen der stabil gewordenen Gruppen. Für den Führer der Menge oder Sekte gilt vorzugsweise das goethische Wort: Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben. Er wurde zuerst von der selben Idee hypnotisirt, deren Apostel er jetzt ist, sie hat ihn ergriffen und beherrscht ihn unter Verdunkelung und Ausschluß aller entgegenstehenden Vorstellungen, die ihm nur noch abscheuliche Verirrungen und Aberglauben dünken. So war Robespierre hypnotisirt von den philosophischen Gedanken Rousseaus und betrieb ihre Ausbreitung mit den rücksichtlosen Mitteln der Inquisition. Außerdem ist der meneur weniger ein Held des Gedankens als ein Held der That. Sein Geist ist weder weit noch klar. Je ausgearbeiteter und erhellter das geistige Gesichtsfeld, desto mehr Zweifel, desto mehr Hang zur Unthätigkeit, desto mehr Duldsamkeit. Der meneur ist einseitig, energisch und unduldsam. Sein Gehirn ist eng und faßt nur einen Gedanken, ein Ziel, eine Theorie. Er gehört nicht sich, sondern der Idee an, die in ihm und durch ihn wirkt, die völlig von ihm Besitz ergriffen hat. Etwas Neues, Monströses, Fremdes und Disproportionirtes lebt und wächst in ihm und gebiert Handlungen, die er selbst niemals von sich erwartet hätte. Die Suggestion, die ihn gefangen hält, wird zur treibenden Kraft, zum Merkmal der Leidenschaft und Daseinsbebestimmung, sie steigert sich selbst bis zur krankhaften Zwangsvorstellung*). Schmach und Verfolgung verwunden ihn nicht, sondern spornen ihn an. Er opfert sich, seine Familie, Alles, — bis zur Abtötung des Selbsterhaltungtriebes, da er häufig keinen anderen Lohn ersehnt als das Martyrium. Einen Glauben aufrichten, einen religiösen, politischen oder sozialen Glauben, den

*) Taine, die Entstehung des modernen Frankreich, deutsch von Katscher.

Glauben an ein Werk, einen Gedanken oder einen Heros: Das ist die Bestimmung der großen Agitatoren und die Ursache ihrer ungeheuren Wirkung. Von allen menschlichen Kraftentfaltungen ist der Glaube die stärkste, mit Recht läßt ihn das Evangelium Berge versetzen, und einem Menschen den Glauben geben, heißt, seine Stärke verhundertfachen. Aber um Glauben geben zu können, muß man selbst von ihm erfüllt sein. Die Sendboten, die jemals die Seele der Menschen rührten, Peter von Amiens, Luther, Savonarola, die Männer der französischen Revolution, die Garibaldi und Mazzini, konnten die Massen nicht fasziniren, ohne selbst faszinirt zu sein. Nun: dieser innerlichst gefühlte und durch Suggestion ausstrahlende Glaube ist das natürliche und ausschließliche Erbtheil der Sektenhäupter, der Führer, die ohne sichtbaren Zeugungakt, gleichsam durch generatio aequivoca, aus den Massen geboren werden. Er fehlt dagegen den legitimen Spitzen der festen sozialen Gruppen, deren Autorität auf Ernennung oder Wahl, nicht auf jenem geheimnißvollen, innerlichen Triebwerk beruht und getragen wird von Gewöhnung, Furcht, Pflichtgefühl und Vernunftgründen. Hier eine denkende und bewußte Nachfolge, dort eine blinde Unterwürfigkeit.

Das sind Erscheinungen im Gebiete der Einzelnpersönlichkeit; prüfen wir nun die Erscheinungen der Kollektivität. Der meneur hat ein wesentlich anderes Wirkungobjekt als der Führer einer legitimen Gruppe, nicht das Individualbewußtsein der Einzelnen, sondern das Gesammtbewußtsein der Sekte oder Menge, und es bedarf keiner wiederholten Beweisführung dafür, daß die Suggestibilität um so mehr zunimmt, je mehr der Einzelne im engen Anschluß an Genossen seine Selbständigkeit zu Gunsten der Empfindung- und Denkweise einer Gruppe aufgiebt.*) Ferner sind die Individuen, die in den festen sozialen Gruppen stehen, gebildeter, besonnener und kritischer als die Individuen, aus denen sich die Sekte oder die Menge zusammensetzt. Sie sind der Faszination minder zugänglich und die Hemmungen der bewußten Gehirnthätigkeit verhindern bei ihnen die unbegrenzte Anschmiegung an einen Anderen, die exzentrische Hingabe an eine Phrase, die fanatische Alleinherrschaft eines Gedankens. Endlich handelt es sich hier um die Leitung beschränkter und bekannter Personenvielheiten, während der meneur einem unbeschränkten und unbekannten Element gegenübersteht, seine Jünger da und dort findet, sein Volk selbst um sich sammelt und alle Schwachen, alle Suggestibelen an sich zieht, alle jene Mücken, die das Licht suchen, umflattern und sich so häufig daran versengen. Sein stärkerer Einfluß beruht also auf dem energischen Glauben, der ihn beseelt, und auf der Willensschwäche Derer, die ihn umgeben. Uebrigens sind diese beiden Faktoren die Grundlage jeder Assoziation, und je

*) G. Mazzini: „Die wahre Energie ist magnetische Anziehung der Massen.“

ausgeprägter sie sind, desto homogener, widerstandsfähiger und fruchtbarer ist der Keim des sozialen Gebildes. Alle Assoziation erstrebt Aufgehen in einander, Einheit, einen Körper und eine Seele an Stelle der vielen Körper und vielen Seelen. Diese Einheit ist aber nur möglich in der Herrschaft Eines und in der Unterordnung der Anderen. In der Verbindung zweier Personen und in den Verbindungen von Hunderten oder Tausenden, in der Liebe, im gemeinschaftlichen Selbstmord, im Kollektivwahnsinn und im Kollektivverbrechen: überall bewährt sich das selbe Gesetz. Zwei Liebende sind niemals ganz gleichartige Individuen; sie würden einander so wenig vertragen, wie zwei Zahnräder in einander greifen könnten, wenn nicht den Vorsprüngen der einen Auszahnung die Einschnitte der anderen gegenüber ständen. Schopenhauer sagt mit Recht: „Damit eine wirklich leidenschaftliche Neigung entstehe, ist Etwas erfordert, welches sich nur durch eine chemische Metapher ausdrücken läßt: beide Personen müssen einander neutralisiren, wie Säure und Alkali zu einem Mittelsalz." Die Gegensätze ziehen einander an, weil die Liebe ein Ergänzungbedürfniß ist, und so wird ein Theil besitzen, was dem anderen fehlt, der eine wird denken, der andere wird handeln, — Kopf und Arm, die zusammen wirken müssen, damit Etwas geschieht. Beim Doppelselbstmord begegnen wir einem intellektuell Stärkeren, dessen Einfluß den intellektuell Schwächeren bestimmt. Die folie à deux beruht auf krankhaften Vorstellungen des Einen, die durch Suggestion auf einen Anderen übergehen. Von zwei Verbrechern, die sich einander angeschlossen haben, ist der geborene Verbrecher der Verführer, der Gelegenheitverbrecher der Verführte*). Genau eben so wie diese einfachsten Fälle der Verbindung zweier Personen, liegen die komplizirteren Fälle von Personenmehrheiten, der folie à deux entsprechen die psychischen Epidemien, dem Verbrecherpaar die Verbrecherbande. Die Einwirkung des Lehrers auf seinen Schüler kehrt, vergrößernd projizirt, im Verhältniß des Oberhauptes zur Masse wieder**).

Ich rekapitulire: Wir haben gesehen, daß zu jeder sozialen Gruppirung Befehlende und Gehorchende gehören, daß die Kollektivwirkung um so größer ist, je energischer der Befehl und je blinder der Gehorsam sind, und daß diese Faktoren in der Menge und der Sekte am Stärksten auftreten. Danach absorbiren die Menge und die Sekte unter allen Gruppenwesen den Einzelnen am Meisten, die Gesammttendenz erstickt jede Diskussion und jede Auflehnung. Die Menge ist die leichte Beute Dessen, der sie einzunehmen versteht; ein Anstoß, ein Wort, genügt, um Ausbrüche des Beifalls oder Mißfallens zu

---

*) Details hierüber habe ich ausgeführt in La coppia criminale, Turin, Bocca, 1893 und Le crime à deux, Storck, Lyon.

**) Vgl. Tarde, der mir völlig beistimmt: Essais et mélanges sociologiques, Storck, Lyon 1875, Seite 46.

entfesseln, die Stimmung schlägt von einem Extrem in das andere um, Heldenthat oder Verbrechen werden vom Zufall bedingt, immer aber handelt die ganze Menge zusammen als ein großer, impulsiv bewegter Mechanismus, wie ein Streifen Pulver in seiner ganzen Ausdehnung aufflammt, sobald die Lunte eine Stelle berührt. Kein Widerspruch, kein Abseitstreten, keinerlei Selbständigkeit, tausend Stimmen kennen nur einen Ruf, tausend Empfindende nur ein Wollen: das Gruppenbewußtsein der Menge vernichtet jedes Individualbewußtsein und macht sie unüberwindlich und schrecklich. Nicht viel anders bei der Sekte. Auch die Sekte kennt weder Diskussion noch Auflehnung. Ihre Anhänger folgen dem Winke des Führers ganz eben so automatisch wie der Einzelne in der Volksmenge dem von den Lippen eines Anderen ertönenden Ruf. Ob Wenige oder Viele, ob zusammengeschaart oder zerstreut, stets haben sie in gemeinsames Gesammtbewußtsein: das Bewußtsein der Sekte. Durch unbewußte Suggestion bei der Menge, durch bewußte Suggestion bei der Sekte wiederholt sich stets von Neuem das Grundphänomen der antiken Staatsomnipotenz. Die Sekte verlangt von ihren Anhängern das Selbe wie die Armee von den Soldaten, das Kloster vom Mönch; sie bedarf nicht unabhängiger Menschen, die sich selbständig bewegen, sondern unselbständiger Organe, die von einem Willen gelenkt werden. Ihre in der Zeit liegende Wirkung verhält sich zur Augenblickswirkung der Menge wie das Dynamische zum Statischen. Taine schreibt:*) „Im Alterthum war die menschliche Gesellschaft nach dem Muster einer Armee oder eines Klosters zugeschnitten. In den Klöstern wie in den Armeen herrscht eine wichtigste Idee vor, an deren Verwirklichung mit allen Kräften gearbeitet wird: der Mönch will um jeden Preis gottgefällig sein, der Soldat will um jeden Preis den Sieg erringen. Beide verzichten daher auf ihren eigenen Willen und unterwerfen sich ganz und gar der Ordensregel, der Disziplin. Aehnlich waren im Alterthum zwei Gedanken vorherrschend. Einst hatte die Stadt Schutzgötter, denen aus Furcht vor ihrem Zorn eifrig und ängstlich gehuldigt wurde; man glaubte, daß die Unterlassung der geringsten Ceremonie sie beleidigen und dadurch unmittelbar den Ruin der Stadt herbeiführen könnte. Andererseits gab es ununterbrochen Krieg und das Kriegsrecht war ein grausames..... Unter dem Druck dieser Gefahren und dem Ansturm dieser Anforderungen dankt das Individuum zu Gunsten der Gesammtheit ab und diese nimmt den ganzen Menschen hin, weil sie, um bestehen zu können, des ganzen Menschen bedarf. Nunmehr kann Niemand sich allein und abgesondert entwickeln; Jedermann muß sein Denken und Handeln, sein Thun und Lassen einem feststehenden Rahmen anpassen.... Das gerade Gegentheil sehen wir in der modernen Welt. Was

*) H. Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich.

einst die Regel war, ist hier die Ausnahme. Das alte System hat sich blos bei einzelnen Vereinigungen erhalten, z. B. im Militär- und Klosterwesen" ... und, kann man hinzufügen: bei einigen vorübergehenden und spontanen Gruppen, zumal der Sekte. Auch die Sekte verlangt den ganzen Menschen ohne Reserve, ein gehorsames, nie versagendes Werkzeug; perinde ac si cadaver essent: so will der Jesuitenorden seine Mitglieder. Leisteten die Jakobiner etwas Anderes als die kurze Wiederbelebung der 'geschilderten Staatsraison der griechischen und lateinischen Gemeinwesen? War ihre Gesellschaftkonstruktion etwas Anderes als die Vervielfältigung eines möglichst gleichbleibenden Einzeltypus, der voll aufgeht in der Allgemeinheit? So rückläufig diese Konstruktion ist, so stark ist sie. Was sie an Bewegungfreiheit und Unabhängigkeit nimmt, wird an Zusammenhang und Festigkeit gewonnen; und in den Kämpfen des Lebens ist die Erreichung der nächsten Ziele durch Sammlung aller Kräfte wichtiger als die Zersplitterung im Streben nach fernen Idealen. Bagehot geht so weit, es für die Hauptfrage zu erklären, daß die Menschen überhaupt gehorchen, — zu welchem Endzweck, Das sei nebensächlich!*) Ein einfaches, strenges Gesetz war das erste Bedürfniß des Menschengeschlechtes, um einen festen Kern von Vorstellungen, Gewohnheiten und Sitten zu bilden, das Substrat aller Civilisation. Mochte die Freiheit des Gedankens immerhin unter dem Zwange leiden: die Jahrhunderte der individuellen Gebundenheit und der Gleichförmigkeit waren nöthig als Grundlage eines höheren Zustandes individueller Freiheit und Originalität. Die selbe historische Nothwendigkeit gilt auch heute noch für jeden neuen Gedanken, für jede neue Richtung. Auf jedem Gebiete — in Kunst, Wissenschaft, Religion und Politik — ist der Sieg an die Fahne gebunden, die blinden Gehorsam heischt, Vertrauen und Dienst bis in den Tod. Nach glücklich durchfochtener Schlacht, im Besitz der Majorität, mögen sich die Mitkämpfer den Luxus gestatten, Prinzipielles und Nebensächliches zu sondern und es der Diskussion preiszugeben. Die Sekte spiegelt stets die erste Phase der Idee; daraus folgt, daß ihr stets die primitive, rückständige Taktik eigen sein wird: starre Unterordnung des Individuums unter den gemeinsamen Zweck und den gemeinsamen Führer. So wirkt die Organisation der Sekte wie ein eherner Keil, der, in das Gefüge des Bestehenden getrieben, es zertrümmert. Aus den zerschlagenen Trümmern des Alten baut sich dann allmählich das Neue auf.

---

*) W. Bagehot, Phisics and politics.

Rom. Professor Scipio Sighele.



Unsere Richter.

Der Richter bleibt dem Leben der großen Mehrzahl aller Bürger fern; kommt man aber in Berührung mit ihm, speziell mit dem Strafrichter, so hängt von seiner Entscheidung oft Existenz und Ehre ab. Man braucht nicht einmal auf der Anklagebank zu sitzen; es genügt, als Zeuge vernommen zu werden. Eine Aussage, die aus Ungeschicklichkeit, Schüchternheit oder momentaner Verwirrung unrichtig abgegeben wird, kann, wenn der Richter nicht die erforderliche Sorgfalt anwendet, wenn es ihm an Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschenkenntniß fehlt, ins Verderben führen. Deshalb kann und muß der Bürger verlangen, daß der Staat bei der Auswahl der Männer, denen er das Richteramt anvertraut, mit der äußersten Sorgfalt verfährt.

Welche Garantien haben wir nun dafür, daß der Richter auch der rechte Mann ist? Wie heute die Dinge liegen, kann Jeder, der masculini generis ist, das Abiturientenexamen gemacht, drei Jahre studirt, ein erstes juristisches Examen abgelegt, vier Jahre in vorgeschriebener Weise bei Gerichten gearbeitet und sich der zweiten Prüfung mit Erfolg unterzogen hat, Richter werden. Natürlich muß ein solcher Mann außerdem unbestraft sein, auch darf er sich als Student und in der praktischen Vorbereitungzeit nicht etwas besonders Nachtheiliges zu Schulden kommen lassen. Das ist aber auch Alles. Die Garantien sind also, was Wesen und Charakter betrifft, nur negative. Es genügt, wenn der zukünftige Richter nichts Böses gethan hat. Nach der positiven Seite wird nur Wissen verlangt; die Aneignung eines bestimmten Maßes juristischer Kenntnisse genügt. Hierin bildet die Justiz eine Ausnahme. Wer sich nicht dem Staatsdienst widmen, sondern eine andere Beamtenlaufbahn einschlagen will, muß sich meist, z. B. im höheren Kommunaldienst, einer Wahl unterziehen. Er muß zwar die selbe Vorbildung nachweisen wie für den Richterstand, im Uebrigen spricht aber seine Persönlichkeit mit, der Eindruck, den sein Auftreten macht. Zur inneren Verwaltung erfolgt der Uebertritt schon während des Referendariates; aber er hängt davon ab, daß der betreffende Regirungpräsident ihn genehmigt, und er ist auf eine für jede Regirung besonders normirte Zahl begrenzt. Für den Eintritt in die Intendantur, das Auditoriat, die Steuer-, die Eisenbahn-, die Postverwaltung u. s. w. in ihren höheren Stellen muß sich der Assessor melden, über seine Bewerbung wird frei entschieden, sie kann ohne Motivirung abgelehnt werden. So scheidet eine Menge tüchtiger Elemente aus der Justiz aus, zumeist die allertüchtigsten. Von dem Rest gehen Diejenigen, welche eine besondere Begabung in sich fühlen oder schneller zu Gelde zu kommen hoffen, zur Anwaltschaft. Um aber bei der großen Konkurrenz sich dort das Brot zu verdienen und so viel zurückzulegen, daß das Alter keine Noth bringt, dazu gehört viel Begabung

und großer Fleiß. Wer mittelmäßig veranlagt ist und nicht viel Ausdauer bei der Arbeit hat, zieht den sicheren Weg der mit Pensionberechtigung verbundenen Anstellung als Richter vor. Gewiß, es giebt junge Männer, die eine ideale Neigung für den richterlichen Beruf haben, aber ihre Zahl ist nicht groß. Den allermeisten läßt der jetzige Zustand, wonach Alle, die als tüchtig gelten, in anderen Dienstzweigen Unterkommen finden, es als keinen Vorzug erscheinen, zum Ueberrest zu gehören, — und auch, sagen wir es offen, die Qualität dieses Ueberrestes schreckt ab. Als Beamter bin ich auf meine Kollegen angewiesen; nicht nur dienstlich habe ich mit ihnen zu thun, auch das Privat- und vor Allem das gesellige Leben führt uns, namentlich in den kleinen und mittleren Städten, täglich zusammen, sie gehören meinem Stande an, ihre Ehre ist die meinige, von dem Ansehen, das sie genießen, hängt auch meines ab. Ist ein nicht unbedeutender Bruchtheil so geartet, daß ich nur aus Zwang mit ihm verkehre, so stößt mich Das von dem Berufsstande ab, dem ich mein ganzes zukünftiges Leben hindurch angehören soll.

Früher ergänzte sich der Richterstand der Mehrzahl nach aus sich selbst. Das ist anders geworden. Die Zahl der Offizierstellen in der Armee ist gegen 1859 über das Dreifache hinaus vermehrt, der Bedarf an Secondlieutenants noch niemals gedeckt worden und die Annahme bei einem Regiment, die vor vierzig Jahren recht schwer war, ist heute für den Sohn eines Richters überaus leicht. Das Richtergehalt ist etwas erhöht, aber bei Weitem nicht ausreichend. Wer nichts Anderes hat als die Dienstbezüge, kommt schwer aus und die Einnahmen aus Privatvermögen sind durch das Sinken des Zinsfußes um drei Zehntel vermindert, die Ausgaben aber bedeutend gestiegen. Darum sind nur noch wohlhabende Richter in der Lage, ihre Söhne studiren zu lassen und sie die ganze Wartezeit hindurch bis zur Anstellung aus ihrer Tasche zu unterhalten. Im Gegensatz hierzu ist eine gegen früher weit größere Zahl von Menschen aus unteren Schichten zu großem Reichthum oder doch zu Wohlstand gelangt. Bildung ist heutzutage nicht mehr Voraussetzung, um reich zu werden; im Gegentheil: die „studirten Leute" bringen es seltener zu Wohlhabenheit als Andere. Aber Reichthum allein adelt nicht; es sprechen auch andere Bedingungen mit, darunter die Herkunft, die häusliche Erziehung; und selbst den Reichen gelingt es nicht immer, in die oberen gesellschaftlichen Schichten als vollberechtigt einzudringen. Dieser Fehler wird durch die Beamtenlaufbahn beseitigt. Wer es zum Amtsgerichtsrath gebracht hat, hat sich damit auch seinen Platz in der Gesellschaft erobert. Darum streben so viele Söhne durch Reichthum emporgekommener Familien danach, Staatsbeamte zu werden. Diese Elemente werden selten bei anderen Verwaltungen angenommen; sie drängen sich also in der Justiz zusammen; sie gehören zu dem Ueberrest, den ich vorhin erwähnte. Hierin liegt eine Gefahr für den Richterstand. Gegen das Emporstreben an sich ist nichts

einzuwenden; aber es ist etwas Anderes, ob sich ein junger Mann aus der Armuth durch Fleiß und Sparsamkeit unter Mangel und Entbehrungen den Zutritt zu einem höheren Amte erkämpft oder ob der Abkömmling einer reichen, aber ungebildeten Familie, der vielleicht mit Tausenden um sich wirft, jedenfalls aber die Noth nie kennen gelernt hat, sich die Anstellung ersitzt, und es liegt ferner ein großer Unterschied darin, ob die Zahl solcher reichen Elemente klein oder groß ist, ob sie sich auf die verschiedenen Zweige des Staatsbeamtenthumes vertheilt oder auf einen einzigen konzentrirt. Wer wollte leugnen, daß der Erwerb großer Vermögen in unseren Tagen seltener als sonst vor den Gesetzen strenger Moral bestehen kann, — und wer kann den Einfluß des Elternhauses auf die Charakterausbildung bestreiten? Unser Richterstand wird progressiv mit Elementen durchsetzt, die nicht die geeigneten sind, und es ist leicht möglich, daß darunter schließlich die Unantastbarkeit des Standes leidet.

Dieser Gefahr will die preußische Staatsregirung rechtzeitig vorbeugen. Sie verlangt, daß sich die Justizverwaltung, wie jede andere, die jungen Anwärter auswählen kann, die sie nicht nur dem Wissen, sondern auch den sonstigen Eigenschaften nach als geeignet für das Richteramt erachtet. Darüber, daß sie diese Forderung aufstellt, erhebt sich ein großes Geschrei und man versteigt sich zu der Behauptung, daß unter diesem Auswahlsystem die Unabhängigkeit leiden würde, daß wir Gefahr liefen, in Zukunft nur Streber und Duckmäuser zu Richtern zu bekommen.

Diese Einwendungen müssen Jedem, der die einschlägigen Verhältnisse kennt, als gänzlich unhaltbar erscheinen. Der Justizreferendar arbeitet während seiner vierjährigen Vorbereitungzeit bei dem Amts-, dem Land-, dem Oberlandesgericht, dem Staats- und dem Rechtsanwalt. Bei dem Land- und Oberlandesgericht wird er nach einander bei verschiedenen Kammern beschäftigt, auch bei größeren Amtsgerichten hat er eine Reihe von Stationen neben und hinter einander zu absolviren. Er wechselt die Richter, bei denen er den praktischen Dienst lernt, beständig; und von jedem erhält er, sobald er auf eine andere Station übergeht, ein Zeugniß, das sich über seine dienstliche Qualifikation und, wenn es nöthig scheint, auch über sein sonstiges Verhalten ausspricht und zu seinen Personalakten genommen wird. Fallen diese Zeugnisse ungünstig aus, so wird er eventuell zum Assessorenexamen gar nicht zugelassen oder er hat alle Aussicht, durchzufallen. Jedes Examen ist mehr oder minder ein Würfelspiel; auch der Fleißigste und Tüchtigste kann durchfallen, der Faulste und Dümmste zufällig Glück haben. Das wissen die Examinatoren und deshalb prüfen sie die Zeugnisse, welche die verschiedensten Vorgesetzten, bei denen der Prüfling gearbeitet hat, ausgestellt haben, ganz genau. Lauten sie günstig, so wird die eine oder die andere Lücke bei der Prüfung übersehen, enthalten sie Bedenkliches, so ist das Urtheil ein sehr viel schärferes. Nun

steht zunächst nicht die Anstellung, sondern das Examen vor den Augen des Referendars; ob er bei der Justiz bleiben oder zur Steuer-, zur Kommunalverwaltung übergehen oder ob er Anwalt werden will, — Das weiß er heute noch nicht, Das sind spätere Sorgen. Besteht er das Examen nicht, fällt er bei der Wiederholung noch einmal durch, so hat er überhaupt keine weitere Laufbahn vor sich. Zunächst gilt ihm also die Prüfung Alles; und zu dieser Prüfung bedarf er — Das weiß er — guter Zeugnisse von den Richtern, bei denen er arbeitet; mit ihnen muß er sich deshalb dienstlich wie außerdienstlich gut stellen, mit anderen Worten: er ist von ihnen abhängig. Behauptet man also, Abhängigkeit müsse den Referendar zum Streber machen, so sagt man damit: unsere ganze Richterschaft ist aus Strebern zusammengesetzt. Die Abhängigkeit des Referendars ist aber eine von selbst gegebene, sie liegt, weil er nichts Anderes ist als ein Lehrling, in der Natur seiner Stellung.

Zum Beamtenthum gehört Disziplin, ohne die das Staatsleben nicht bestehen kann. Es geht nicht überall nach dem eigenen Willen, sondern nach festen gesetzlichen und reglementarischen Normen. Vielfach, z. B. in allen Verwaltungangelegenheiten, die auch zum Justizfach gehören, entscheidet der Wille des Vorgesetzten, und bleibt bei kollegialen Berathungen die eigene Meinung in der Minderheit, so muß sie sich der Mehrheit fügen. Die gesammte amtliche Thätigkeit ist an bestimmte Formen geknüpft und von ihnen abhängig. Als Student hat der junge Mann ein völlig freies Leben geführt, keinen Zwang, keine Unterordnung gekannt; nun muß er erst lernen, sich zu fügen, und dazu durch eine Schule hindurchgehen, die eben so nothwendig ist wie der Erwerb der erforderlichen theoretischen und praktischen Kenntnisse. Auch thut diese Abhängigkeit keinen Schaden, weil sie eben eine allgemeine ist und jeden Referendar ohne Ausnahme und in ganz gleichem Maße trifft. Erst später, während der Assessoren- und vor Allem während der Richterzeit, bildet sich der Charakter voll aus, tritt das Moment Abhängigkeit oder Unabhängigkeit zu Tage. Der fügsame Referendar, der seine Stellung richtig auffaßt, kann später jede Beeinflussung energisch abwehren, weil er sich dann als Richter fühlt und weiß, was sein Amt an Unabhängigkeit von ihm fordert. Und eben so möglich ist es, daß ein junger Mann, der sich als Referendar mitunter unbotmäßig zeigte, später, wenn es sich um Beförderung oder Versetzung als Richter handelt, zum Streber wird.

Deshalb sind die Gründe, die man gegen den Assessorenparagraphen geltend gemacht hat, durchaus unzutreffend, der Widerspruch hat vielmehr einen ganz anderen Hintergrund. Es handelt sich um die Judenfrage. Der Jude hat es bei uns sehr schwer, in eine höhere Beamtenlaufbahn zu gelangen; auch in der juristischen hat er zwar keinen rechtlichen Anspruch auf Anstellung, aber die Praxis bringt es mit sich, daß er, wenn er als Assessor ruhig wartet

und sich dem Minister für freiwerdende Posten zur Verfügung stellt, schließlich Richter wird. Hört diese Praxis auf, wird ihr Aufgeben durch ein Gesetz sanktionirt, so verliert er diese letzte Zuflucht. Schließen die anderen Verwaltungen die Juden aus, so folgt daraus von selbst, daß sie sich in der Justiz zusammendrängen und einen Einfluß gewinnen, der ihnen weder nach dem Verhältniß der Bevölkerungzahl noch nach demjenigen zwischen Juden und Christen innerhalb der gebildeten Stände zusteht. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so, wie der Adel im Heere, wird dann der Jude zum bestimmenden Element im Richterstande. Der Leser kennt vielleicht die Anekdote, die erzählt, wie Levy seinen Sohn Isidor vor dem Eintritt ins Gymnasium taufen läßt, damit er nicht gehänselt wird, und wie sein Freund Aron das Gleiche thut. Als der kleine Isidor zum ersten Male aus der Schule nach Hause kommt, fragt ihn der Vater, wie es ihm gegangen sei. „Ach", sagt er, „der Aron und ich sind so sehr von den Anderen gehänselt worden." „Warum denn?" fragt der Vater. „Ja, weil wir die einzigen Christen in der Klasse waren." Diese Erzählung übertreibt gewiß, aber in manchen Gymnasialklassen ist schon heute die Zahl der Juden größer als die der Christen und deshalb ist es wirklich nicht unmöglich, daß bald auch in manchen Straf- und Civilkammern die Mehrzahl der Richter aus Juden besteht. Das werden auch die eifrigsten Philosemiten nicht wünschen und ein solches Verhältniß würde lebhaften Widerstand im Volke finden, das noch viele Vorurtheile gegen die Juden hat und nicht wünscht, daß sie zur herrschenden Klasse werden, namentlich nicht zum herrschenden Element im Richterstande.

Gerade im Interesse des Judenthumes liegt es deshalb, daß Dem vorgebeugt wird, daß eine Auswahl stattfindet, — nicht so, daß man das Judenthum an sich schlechtweg, sondern daß man die ungeeigneten Elemente überhaupt ausschließt, die jüdischen sowohl wie die christlichen. Die trotz allen Fachkenntnissen ungebildeten Emporkömmlinge thun dem Judenthum den schwersten Schaden. Man mag über „Schneidigkeit" und über den „Reserveoffizier" spotten, so viel man will: unsere Armee übt nun einmal einen erziehlichen Einfluß aus, auch auf dem Gebiete feiner Sitte und guter Formen. Menschen mit schwarzen Fingernägeln und schmutziger Wäsche, die die Sauce mit dem Messer essen, werden am Offiziertische nicht geduldet, ganz gleich, ob sie der Linie oder der Reserve angehören. Wer sich gegen Spott und freundschaftliche Mahnung unempfänglich zeigt, wird nicht Offizier; aber auch die Beamten wollen solche Elemente nicht gern zu Kollegen haben.

Nun sind wir ja meistens sehr ungerecht; wenn sich unter zehn Menschen mit schlechten Manieren ein Jude befindet, so rechnet man bei diesem einen den Fehler der Rasse an, bei den neun Christen der Person. Darunter leidet der wohlerzogene, anständige jüdische Beamte, darum wird

es ihm so sehr schwer, Boden zu fassen, darum wünscht Niemand mehr als er eine Durchsiebung. Dagegen schieben die schlecht erzogenen jüdischen Elemente auch die verdienteste Zurücksetzung auf ihre Religionzugehörigkeit, niemals auf ihr persönliches Verhalten, und gelangen deshalb auch nicht dazu, eine Selbstprüfung vorzunehmen und eine Besserung ihrer Sitten zu versuchen. Benehmen sie sich taktlos, führen sie in anständiger Gesellschaft, namentlich in solcher von Damen, unfläthige Redensarten, spotten sie in frivolster Weise über Dinge, die dem Christen heilig sind, und zieht man sich deshalb von ihnen zurück, so sagen sie: „Der Jude wird verbrannt." Daß man ihnen zunächst freundlich entgegengekommen ist, vergessen sie. Werden diese Elemente ausgeschlossen, so kann der anständige jüdische Richter sich um so leichter die Achtung seiner Kollegen und Mitbürger erwerben, — und daraus würde sich die Konsequenz ergeben, daß auch die anderen Verwaltungen sich den Juden nicht länger verschlössen. Je mehr Juden sich unter den heutigen Umständen die Anstellung ersitzen, je mehr unlautere Elemente sich in den Richterstand eindrängen, desto größer wird der antisemitische Antagonismus werden und die Sache kann mit dem gänzlichen Ausschluß des Judenthumes von der Richterlaufbahn enden. Nach unserer Verfassung ist der Jude vollberechtigter Staatsbürger und deshalb hat er auch ein Recht darauf, Richter zu werden; aber nach der Verfassung sind alle Preußen vor dem Gesetz gleich und der Jude hat keinen Anspruch auf besondere Berücksichtigung. Daß Formalwissen allein dazu ausreicht, einen Menschen zum Richter zu qualifiziren, wird Niemand behaupten wollen; deshalb muß der Staat das Recht haben, auch nach anderen Eigenschaften zu fragen. Wer sie nicht besitzt, darf nicht Richter werden, ganz gleichgiltig ob er Jude oder Christ ist. Wir müssen danach streben, daß der Richterstand der erste im Staate wird, wir müssen von dem Grundsatz ausgehen, daß die Besten gerade gut genug für ihn sind. Will man dem Staatsbürger das Recht geben, sich ein Amt zu ersitzen, — nun, dann wähle man sich dazu andere Dienstzweige. Daß alle Verwaltungen eine Auswahl treffen können, nur die Justizverwaltung nicht, daß das Richteramt als ein Recht in Anspruch genommen werden kann, das man einzig und allein durch Ablegung von Prüfungen erwirbt, daß also rein formales Wissen allein dazu befähigen soll, über Leib und Leben, Vermögen und Ehre der Mitbürger zu bestimmen, daß Persönlichkeit und Lauterkeit des Charakters überall sonst in Frage kommen sollen, beim Richterstande aber nicht: Das ist die umgekehrte Welt und widerspricht jedweder Vernunft und Logik.

Assessorenparagraph und Richterbesoldungsgesetz sind gescheitert; hoffentlich gewinnt bis zur nächsten Session die gesunde Vernunft wieder die Oberhand.

Valentin.



Spare bei Scherl!

In Deutschland braucht Einer nur Glück zu haben, so ist er für Tausende schon ein abgethaner Mann. Durch eine neue und eigenartige Idee, durch die Energie der Ausführung schafft ein bis dahin Unbekannter sich Erfolge, — damit hat er sich das Gericht geschaffen. Man findet, daß er eigentlich alle Fehler besitzt: Diesem ist er nicht vornehm genug, Jenem erscheint sein ganzes Thun eitel Schein und Schwindel, der Dritte stellt sich, als wüßte er überhaupt von seiner Existenz nichts. Sind die Erfolge aus eigener Kraft des Einzelnen, durch die Lossagung vom Hergebrachten erstritten, wirklich so selten in Deutschland, daß man nur schwer an ihre Realität und Reellität glaubt? Und was treibt die Leute dann dazu, Alles zu thun, einen solchen Mann zu ärgern und zu stören, wenn sie schon nichts thun können, seine Erfolge zu verringern?

Ich spreche von einem modernen Typus. In Frankreich, England, Amerika, sogar in Griechenland ist der selbstgemachte Mann häufig, der sich durch Ursprünglichkeit und Thatkraft ein großes Vermögen erwirbt und, nachdem er sich seine sichere Unabhängigkeit geschaffen hat, seinen Ehrgeiz darin sucht, den Rest seines Lebens für sein Land zu arbeiten, etwas Dauerndes und Nützliches für die Allgemeinheit zu schaffen: Volksheime, eine Universität, ein Museum. In Deutschland trifft man diese Erscheinung leider nur selten. Hier hört der Einzelne auch nach den größten Erfolgen ungern auf, für sich selbst zu schaffen, oder er zieht, wenn er sich unabhängig weiß, ins Ausland und lebt in Paris oder Rom, — was man bei der geringen Annehmlichkeit der Lebensformen in Deutschland freilich Niemandem verdenken kann. Denn bleibt Einer hier und bethätigt sich für das Wohl des Volkes, so wird er sofort verdächtigt, der Reklamesucht, der Ordensstreberei beschuldigt, lächerlich gemacht, geflissentlich ignorirt, ja, von den Behörden, die Eingriffe in ihre alleinvolksbeglückende Bestimmung wittern, gehindert und geärgert. So fehlen bei uns ganz jene Selbstkorrekturen des Kapitalismus, die besonders in Amerika manche Ausschreitungen wieder gut machen.

Herrn August Scherl ist es ungefähr so ergangen. Er hat in Berlin eine weit verbreitete Zeitung, den Lokalanzeiger, begründet, dank seinem hervorragenden organisatorischen Talent; er verstand es, geschickte Mitarbeiter um sich zu versammeln, und besonders, sich von der berufsmäßigen Zeitungspedition zu befreien, die jede lebhafte Propaganda unmöglich macht, da sie die Blätter aller Richtungen in den gleichmäßigen, hergebrachten Geschäftsformen vertheilt. Mag man nun Scherls Zeitung gut oder schlecht finden, — jedenfalls bedeutet ein Blatt, das es in zwölf Jahren auf mehr als 180,000 Abonnenten und bis zu zwölf Inseratenbeilagen bringt, einen ungeheuren persönlichen Erfolg. Nun hat dieser Mann, der „mit nichts" angefangen und es zum Millionär gebracht hat, den edlen Ehrgeiz, Etwas zu leisten, was dem ganzen Volk zu Gute kommt. Man sollte glauben, daß Jeder sich sagen müßte: ein offenbar so gescheiter Mann kann nichts schlechthin Dummes planen; Etwas dürfte schon an seinem Projekt sein; Jeder

sollte sich wenigstens darum kümmern. Aber wir leben ja in Deutschland, wo ein Bürger vom anderen voraussetzt, daß dieser sich immer nur aus seiner Tasche bereichern will, und wo die Regirung von ihrer eigenen Allweisheit so überzeugt ist, daß sie jeden Versuch eines intelligenten Bürgers, über seine individuellen Interessen hinaus zu denken, als eine sträfliche Anmaßung betrachtet.

Sprechen wir erst von dem Projekt des Herrn Scherl, dann von dessen höchst merkwürdigem und charakteristischem Schicksal.

Es handelt sich um die Reform des Sparens. Man kann als Sozialdemokrat über den Werth des Sparens sehr gering denken, in ihm eine kleinbürgerlich-reaktionäre Bethätigung sehen, die nur den großen Prozeß der allgemeinen Proletarisirung aufhält, der dem großen Kladderadatsch und dem Zukunftstaat vorangehen muß. Wer aber mit gegebenen Dingen rechnet und glaubt, daß wir noch einige Dutzend Jährchen in diesem verwünschten Klassenstaat uns werden einrichten müssen, wird im Sparen eine förderenswerthe Aeußerung des bürgerlichen Geistes finden. Daß unsere Sparkassen — die wichtigsten Anstalten zur Förderung des Sparbetriebes — von der wünschenswerthen Vollkommenheit noch weit entfernt sind, wird heute selbst von den Fachkreisen nicht mehr geleugnet. Sie leiden an dem Fehler aller unserer bureaukratischen Einrichtungen: sie sind schwerfällig, ihre Organisation ist mehr geschaffen, abzuschrecken als anzureizen. Einzahlungen, Auszahlungen, Kündigungen sind mit langem Warten und Formalitäten verknüpft; der kleine Mann scheut die weiten Wege, den Zeitverlust, um die oft wenigen Groschen, die er gerade entbehren kann, abzuliefern: er wartet, bis er eine größere Summe zusammen hat, und erleidet Zinsverlust; oder er giebt das Geld aus, da es die großen Umstände nicht lohnt. So sind die Sparkassen, namentlich auf dem Lande und in den kleinen Städten, aus Wohlfahrteinrichtungen für die Masse Nützlichkeiteinrichtungen für die Wohlhabenden geworden. Es liegt im Zuge der Zeit, daß die volksthümlich gedachten Institute, wie Kreditbanken u. s. w., nur praktische Werkzeuge für das Großkapital werden. Seit die meisten Sparkassen sich von der alten Einschränkung losgemacht haben, von einem Sparer nur Einlagen bis zur Gesammthöhe von 3000 Mark anzunehmen, sind sie eigentlich nur eine Nebenform der Depositenkassen. Nun hat man zur Erleichterung des Massensparens in einigen Ländern, z. B. in Oesterreich, die Postsparkassen eingeführt, aber die Verkoppelung zweier einander so fremden Zweige wie Postwesen und Sparwesen hat sich nicht sonderlich bewährt.

Scherl kam also auf den Gedanken, das Uebel bei der Wurzel zu packen. Er dachte wie Mohammed: „Kommt der Berg nicht zum Propheten, so muß der Prophet zum Berge kommen." Kann der Sparsame aus Zeitmangel seine Groschen nicht zur Kasse tragen, so muß sie die Kasse bei ihm abholen, und zwar regelmäßig, damit er die Hauptsache lernt: regelmäßiges Sparen. Und zwar jede Woche den selben Betrag, damit der Ordnungsinn doppelt gestärkt wird. Nehmen wir also, um den verschiedensten Einkommen Rechnung zu tragen, vier Sätze: der Bescheidenste spart in der Woche fünfzig Pfennige, der besser Gestellte eine Mark, noch Wohlhabendere sparen zwei und vier Mark. Diese Summe wird jede Woche abgeholt, für die Abholung wird monatlich eine Kleinigkeit (wenige Pfennige) extra bezahlt. Das System Scherl erleichtert also zunächst das Sparen und

gewöhnt an regelmäßiges Sparen. Es ist, wie man sieht, nicht für die ganz Armen gemacht, — aber diese können überhaupt nicht sparen. Scherl will auch nicht „die soziale Frage lösen", er will nur, wie er sich ausdrückt „die Stellen des Volkskörpers, wo die gesunden Theile an die kranken Glieder angrenzen, gegen das bedrohliche Weiterfressen der sozialen Krankheitstoffe schützen."

Dieses System des Abholens allein wäre jedoch noch keine soziale That. Es besteht sogar schon bei einzelnen Sparkassen, ohne daß es da aufregende Erfolge erzielt hätte. Schließlich kann man keinen Menschen zwingen, regelmäßig zu sparen, und wenn Jemand mitten im Jahr nicht mehr zahlen kann und sein Geld zurückverlangt, so kann mans ihm nicht weigern.

Wo man die Menschen also zum Guten nicht zwingen kann, muß man sie locken, sagt Scherl. Wenn Sie heute ein Jahr lang allwöchentlich die selbe Summe an die selbe Stelle ausleihen — denn sparen heißt ausleihen —, so entsteht ein staffelförmig aufsteigender Zins, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Scherl hat ausgerechnet — und ich will gleich bemerken, daß alle Rechnungen Scherls von den hervorragendsten Technikern geprüft und unangreifbar sind —, daß bei einer Wocheneinlage von 4 Mark, also einer Jahresersparung von 208 Mark, dieser Zwischenzins bei der Sparkasse etwa 1 Mark 80 Pfennige beträgt. Und nun, nach der Entdeckung dieses Zwischenzinses, kommt die verständige scherlsche Deduktion. Mit der baren Auszahlung dieses Zwischenzinses wird Niemandem gedient sein. Wer sie trotzdem wünscht, mag sie sich ausfolgen oder zum Sparkapital zuschreiben lassen. Wir Anderen aber wollen in ganz Deutschland — oder vielleicht zunächst in ganz Preußen — von maßgebender Stelle, also vom Centralausschuß des Deutschen Sparkassenverbandes, alle diese hunderttausend kleinen Zwischenzinse in eine Kasse zusammenwerfen lassen, damit eine große Prämienlotterie veranstaltet werde, an der alle Sparer des Jahres theilnehmen. Für 1,80 Mark Zwischenzins giebts ein ganzes Loos; wer wöchentlich nur 50 Pfennige, 1 Mark oder 2 Mark gespart hat, also nur den achten, vierten Theil oder die Hälfte von 1 Mark 80 Pfennigen Jahreszins zu fordern hat, bekommt $^1/_8$, $^1/_4$, $^1/_2$ Prämienloos. Den Lotterieplan kann man aufstellen, wie man will: man kann auf je 300 000 Vollloose bis zu 12 500 Gewinne machen, den höchsten zu 100 000 Mark, den niedrigsten zu 20 Mark.

Ist dieser Gedanke nicht ganz verwünscht gescheit?

Man spart regelmäßig, man hat keine Lauferei, das Geld wird jede Woche abgeholt. Am Jahresschluß hat man sein Kapitälchen, das man abheben oder der Sparkasse weiter lassen kann, zu dem üblichen Zinsfuß der Sparkasse. Und am Jahresschluß bekommt man noch ein Loos gratis obendrein, auf das man, wenn das Glück gut ist, hunderttausend Mark gewinnen kann, — in einer beispiellos dastehenden Lotterie, bei der die gesammte Summe der Looswerthe ohne Profit und ohne Abzug zur Ausspielung kommt. Man riskirt nichts weiter als den Verlust des Staffelzinses des einen Jahres, der bei einer Schlußsparsumme von 208 Mark ganze 1 Mark 80 Pfennige beträgt, — die man so wie so nie in Baar bekommen hätte, denn erstens hätte man die kleinen Summen zu Hause aufgehoben, bis man eine größere zusammen hatte, die den Gang nach der Sparkasse lohnt, und zweitens zahlen auch die meisten Sparkassen erst nach einer bestimmten Karenzzeit Zinsen für die Einlagen. Ganz ängstliche Hasen

aber, die ihren Staffelzins haben und auf die Lotterie verzichten wollen, können sogar mit ihrer 1 Mark 80 Pfennige selig werden.

Die innere Verwaltung der Sache, die eigentlich das Publikum nicht kümmert, ist, Das sei trotzdem hier bemerkt, vortrefflich organisirt. Herr Scherl schlägt eine Vermittelunganstalt vor und will sie aus seinen Mitteln einrichten, die, durch eine Centrale in Berlin und unzählige Filialen im Lande, die Beiträge von den Sparern einzieht, nachdem sie zu deren Sicherung allwöchentlich den einzuziehenden Betrag bei den Sparkassen vorher eingezahlt hat. Die Quittung geschieht durch in ein Buch einzuklebende Marken, welche die Sparkassen an die Vermittelunganstalten verkaufen. Jeder Sparer erhält wöchentlich eine Zeitung gratis geliefert, die alle Bekanntmachungen und wichtigen Mittheilungen der Verwaltung enthält. Der Etat der Vermittelunganstalt balancirt, so daß nichts bei der Geschichte auf Kosten der Sparer verdient werden kann; Ueberschüsse, die trotzdem entstehen, dürfen satzungsgemäß nur zum Nutzen der Sparer verwendet werden. Jeder Sparer hat das Recht, zu bestimmen, bei welcher Sparkasse sein Geld deponirt werden muß. Ein Ehrenkomitee, aus lauter hohen und höchsten Beamten bestehend, überwacht die ganze Geschäftsführung und leitet besonders die Verloosung und die Gewinnabsendung. So ist für die wichtigsten wie für die nebensächlichsten Fälle Vorsorge getroffen: einige Punkte, in denen Dies vergessen scheint — wie bezüglich des Aufsteigens oder Absteigens aus einer Sparklasse in die andere im Laufe des Jahres — sind leicht gelegentlich zu regeln und ändern nichts an der Vortrefflichkeit des Planes.

Die Fachmänner, die Sachverständigen haben sofort die soziale Bedeutung der Sache erkannt. Nationalökonomen von Weltruf, wie Wilhelm Roscher und Adolph Wagner, prüften das Projekt bis in alle Einzelnheiten, nannten es das beste Sparsystem und bemühten sich um seine Einführung. Der Ausschuß des Deutschen Sparkassenverbandes, also die leitende Stelle für das deutsche Sparwesen, acceptirte den Plan, schloß bezüglich der Vermittelunganstalt einen Vertrag mit Herrn Scherl und that dann den entscheidenden Schritt: er reichte beim preußischen Minister des Innern das Gesuch um amtliche Genehmigung des Systemes ein, bezw. um amtliche Genehmigung der Prämienlotterie, des einzigen Theils des Systemes, der der Genehmigung bedurfte. Die braven Herren vergaßen nur, daß es drei Mächte in Preußen giebt, die einander trefflich verstehen und ohne Verabredung stets einig sind, freie und wohlthätige Institutionen zu verhindern und zu unterdrücken: der Fiskus, die Bureaukratie und die Presse.

Der Antrag, der eine wichtige Frage des sozialen Lebens betraf, blieb zunächst vier Jahre lang überhaupt ohne jede Antwort. Man ist eben sehr gründlich in Preußen. Und nach vier Jahren der — sagen wir: Prüfung kam kurzerhand der Bescheid ... hier muß ich wörtlich citiren: „daß Ihren Vorschlägen eine weitere Folge nicht gegeben werden kann, so lange die Durchführung Ihres Sparsystemes auf eine Verbindung mit einem Lotterie-Unternehmen gegründet ist."

Sankt Fiskus hatte gesprochen. Man ist längst einig über die sittliche Bedenklichkeit der Staatslotterie, über die Wunderlichkeit der Denkweise einer Staatsverwaltung, die sich von allen Strafkammern des Landes die tiefe Sittlichkeit ihrer Grundlagen bescheinigen läßt und doch ihren Aufgaben nicht anders nachkommen zu können behauptet als dadurch, daß sie die arbeitlose Gewinnsucht

anstachelt, um aus ihren Opfern Profit für die Staatskasse zu ziehen. Aber Scherls Prämienziehung ist keine gewöhnliche Lotterie, da der Unternehmer nichts bei ihr verdient und da alle Einzahlungen, die doch nur indirekte Zahlungen, nur ein Verzicht sind, wieder ausgespielt werden. Und Miquel, der einzige preußische Beamte, der seit Bismarck kein Bureaukrat ist, Miquel, der Reichsharpagon, Miquel, der Steuergargantua, ist der eifrigste Förderer des scherlschen Planes! Der alte Zauberer im Kastanienwäldchen weiß zu gut, daß Spiel nur die Spiellust befördert, daß man sich leichter an zwei Lotterien betheiligt als an einer, daß er von jedem im Jahreslauf ersparten Hundertmarkschein unfehlbar seinen Steuertribut erheben wird, daß er also selbst bei einer Minderung des Staatslotterieüberschusses — die aber ganz ausgeschlossen ist — immer noch gewinnen würde. Der Minister des Innern aber ist fiskalischer als der Finanzminister.

Gut. Volenti non fit injuria. Wer sich ins Gedränge mischt, um Ordnung zu schaffen, und keine Pickelhaube trägt, soll sich nicht beklagen, wenn man ihm auf die Füße tritt. Haben Sie Herrn Scherl gerufen, den Werth Ihres Sparkassenbuches zu erhöhen? Der Mann soll sich begnügen, Millionär zu sein, und nicht öffentliche Interessen wahrnehmen. Das Ministerium hat zu entscheiden, das Ministerium sagt Nein, — also, Herr Scherl, drucken Sie Ihre Zeitung!

Herr Scherl druckt also seine Zeitung. Da kommt ihm eines Tages ein Erlaß des Ministeriums des Innern vor die Maschine . . . ein ganz merkwürdiger Erlaß. Er reibt sich die Augen und denkt: „Daß Dich das Mäusle beißt! wo hab' ich die Geschichte blos schon gelesen?“

Da wird nämlich den Sparkassen empfohlen, „die breiten Schichten der Bevölkerung dadurch mehr an regelmäßiges Sparen zu gewöhnen“, daß kleinere Sparbeträge „in Höhe von fünfzig Pfennigen, einer, zwei oder vier Mark durch Sparkassenboten allwöchentlich bei den Sparern abgeholt werden“. Die Quittung soll durch Sparmarken erfolgen, die am Jahresschluß gegen Sparkassenbücher umgetauscht werden. Und „nach Schluß des Sammeljahres werden die während desselben eingezahlten Spareinlagen mit 1,7 Prozent von der Sparkasse verzinst.“ Kurz gesagt: Se. Excellenz der Herr Minister Graf zu Eulenburg, der eben die Erlaubniß zur Durchführung des scherlschen Sparsystemes verweigert hat, empfiehlt vier Monate später dieses System den öffentlichen Sparkassen zur Durchführung, aber er unterdrückt den Namen des Urhebers und unterdrückt vor Allem die Hauptsache, den wichtigsten Punkt: die Prämienausspielung, ohne die der Reiz des neuen Systemes für den Sparer völlig verloren geht.

Was aber will der Herr Minister mit dem seltsamen Zinsfuße von 1,7 Prozent? Warum gerade 1,7?

Die Sache ist höchst einfach. Scherl hat gefunden, daß, wenn jedem Vollsparer, der am Jahresschluß 208 Mark aufgesammelt hat, ein dem Zwischenzins gleichwerthiges Loos im Preise von einer Mark achtzig Pfennige gratis gegeben wird, Das einer durchschnittlichen Verzinsung von ungefähr 1,7 Prozent entspricht. Diese Ziffer hat nur wissenschaftlich-statistischen Werth, sie wird in der Praxis nie gebraucht werden, denn jede Sparkasse wird am Schluß jedes Sparjahres einfach zusammenrechnen, wie viel mal 208 Mark bei ihr auf Sparmarken eingezahlt worden sind, um so viel Vollloose an die Vermittelunganstalt auszugeben. Ein Rechenexempel von zehn Minuten. Der Minister muthet

aber den Sparkassen zu, die kleinen Beiträge nicht nur auf ihre eigenen Kosten abholen zu lassen, sondern für jeden Einzelnen der Millionen Sparer am Jahresschluß den ihm zukommenden Zins nach dem nicht leicht zu handhabenden Zinsfuße von 1,7 Prozent zu berechnen und zu buchen! Juchhe! würden die Kassenbeamten und die Rendanten eine Freude gehabt haben! Die Fachmänner in den Sparkassenverwaltungen sahen einander an, ob die Regirung sich einen schlechten Witz mit ihnen gemacht hätte; dann aber wurden sie unangenehm und wiesen die Weisheit vom grünen Tische mit entschiedenem Protest zurück. Und nun geschah Etwas, das selbst Nora als das Wunderbare hätte gelten lassen: in den offiziösen Blättern war plötzlich aus dem verkrüppelten Wechselbalg des Grafen Eulenburg das scherlsche Sparsystem geworden, dessen Undurchführbarkeit jetzt die Sparkassenverwaltungen — die selben, die eben um seine Genehmigung petitionirt hatten! — verkündet hätten. Und solche Herren regiren uns, machen unsere Gesetze und lassen uns einsperren, wenn wir uns erdreisten, unsere Mitbürger vor dem Schaden zu warnen, den eine unfähige geheiligte Bureaukratie über uns zu bringen droht.

Aber haben wir in Deutschland denn nicht eine Presse, die, für Wahrheit und Recht kämpfend, sich beeilen wird, jede die Interessen der Sparer, Das heißt des halben Volkes, fördernde Idee zu vertreten, jede sie schädigende Maßregel zu bekämpfen und den Namen eines gemeinsinnigen Mannes zu reinigen, wenn er zu Unrecht in den Schmutz gezogen wird?

Heilige Einfalt, — in welchem Lande leben Sie denn? Rührt denn jener Plan nicht von einem Manne her, der sein Talent im Zeitungwesen bethätigt hat? Der in wenigen Jahren ein glänzend gehendes Blatt geschaffen hat, das die anderen Zeitungen an Erfolgen überholte, ihre Abonnenten und Inserate minderte? Welches Glück, wenn sich hier eine Schlappe herausstellte, die nicht nur den Nationalökonomen, sondern auch den Verleger träfe! Mit dem breitesten Behagen druckten tausend Blätter die offiziöse Note von der angeblichen Undurchführbarkeit des scherlschen Sparsystemes (d. h. des eulenburgischen Rumpfstückes) nach; und als Scherl, zur Wahrung seiner Ehre und seiner geistigen Eigenthumsrechte, eine gedruckte Darlegung des vollständigen Sachverhaltes veröffentlichte, nahmen ganze drei Blätter — zwei unbedeutende Wochenschriften und eine kleine Tageszeitung — davon Notiz. Diese Thatsache spricht mehr und deutlicher als lange Anklageschriften von dem moralischen Tiefstand unserer Presse, die, um nicht etwa einem Konkurrenten zu nützen, die materiellen Interessen eines ganzen Volkes auf einem wichtigen Gebiet verkümmern läßt.

Ich bin darum gern der Aufforderung des Herausgebers der „Zukunft“ gefolgt, zum ersten Male an weitbeachteter Stelle Wesen und Schicksale des scherlschen Sparsystemes kurz darzulegen. Jeder Leser scheint mir in dieser Sache Interessent; und von dem vereinigten Drängen Aller hängt es allein ab, daß der Imperativ: „Spare bei Scherl!“ in kürzester Frist ein kategorischer werde.

Conrad Alberti.



Ausstellungplaudereien.

Exhibitions, Expositions und Ausstellungen: Das sind wirklich drei nach dieser Folge degenerirte Schöpfungen. Die Exhibitions von 1851 und 1862 und die Expositions von 1855 und 1867 wurden nach Zubilligung sehr großer Subventionen ins Leben gerufen. Die Paläste standen damals noch nicht in einer „nassen Ecke". Bis 1862 wurden die Ausstellungobjekte Galerie über Galerie gruppirt und konzentrirt. Die Ausstellung auf dem champ de Mars 1867 war der Gipfel der Installationkunst und damit der Uebersichtlichkeit. Damals schuf Dreher aus Schwechat einen Konzentrationpunkt feuchtfröhlichen Angedenkens, auf dem durstige und wißbegierige Besucher bei dem Austausch der Studienresultate sich erquickten und gegenseitig neue Ziele beleuchteten, die leicht zu finden waren. Bis zum wiener Jahre 1873 waren die „Pariser Kinder", Drehers $^1/_5$ Liter, völlig ausgewachsen und Das täuschte nach und nach über die Beängstigung des Bewußtseins hinweg, daß jener Kampfplatz unter der Cholera und einer schlechten Lage (gegenüber schon entwickelten Industriestaaten) zu leiden hatte. An dem Defizit waren die sehr opferwilligen Aussteller und deren umsichtige leitenden Organe nicht schuldig.

Die internationale Ausstellung von 1878 und mehr noch die pariser von 1889 — von den australischen, belgischen und amerikanischen Ausstellungen braucht man nicht zu reden — zeigten die selben Fehler, die wir jetzt in Treptow sehen. Sie wurden zu spekulativen Unternehmungen Aller, nicht nur der gewerblich produzirenden Kreise. Und wenn nicht Frankreich, wie ehedem Oesterreich, durch ein Spezialgesetz den Schutz der industriellen Arbeit — eben rechtzeitig — bei dem provozirten Weltstreit gesichert hätte, so wäre die Betheiligung des Auslandes noch geringer, die markt- und kramartige Ausfüllung des weiten Terrains noch störender gewesen und das angestrebte Ziel wäre wohl völlig verfehlt worden. Daß jenes Spezialgesetz unerwartet umfassende Folgen hatte, ist nie allgemein bekannt und gewürdigt worden.

Zu einer „exposition universelle" auf deutschem Boden hat bisher der Muth gefehlt. Wir sind „penny wise and pound foolish". Wir ernennen Reichskommissare, stellen ihnen die Mittel und Mittelchen zur Erweckung des sogenannten Ehrgeizes und zu herrlichen Zeitungartikeln zur Verfügung, finden sie aber machtlos, wenn es ans Aufräumen und Abrechnen geht. Krupp belastete sich bekanntlich nicht mit dem Rücktransport seiner „Riesenkanone"; er verschenkte sie. Er kann es sich leisten. Von Australien haben viele, sehr viele Aussteller nie Etwas über den Verbleib ihrer Güter erfahren können und von Chicago sind erst nach drei Jahren die heiß ersehnten Auszeichnungen eingelaufen.

Seit 1878 fehlt, ausgenommen bei Maschinen- und Viehmärkten, die planmäßige Förderung der Interessen der Aussteller. Sie sind nicht Leiter der Unternehmung, sondern spielen Blindekuh. Auf den Anmeldeschein folgt als Prämie die Niete. Man darf schon von einem Ausstellung-Unwesen reden, das künftig nur durch die industrielle Welt programmmäßig ferngehalten werden kann.

Vor etwa drei Jahren wurde mit Rücksicht auf den berliner Plan ein Programm entworfen und verbreitet, nach dem endlich einmal wieder die Ausstellung den Ausstellern gehören sollte. In diesem Programm wurde gezeigt,

in welchem Umfange die Fortschritte der Technik gerade jetzt dazu ermuthigten, eine neue Phase des Ausstellungwesens zu eröffnen. Um die Uebersichtlichkeit herzustellen, wurde vorgeschlagen, nach gewerblichen Verfahren, gewerblichen Erzeugnissen und gewerblicher Kunst zu gruppiren. So, schien mir, wird der nachfragende Interessent mit Erfolg studiren können. Um — dem Bedürfniß entsprechend — durch die Aussteller selbst instruktiv wirken zu können, sollten durch Vorträge die erprobten Grundlagen für gewerbetechnischen Betrieb neben den aufwachsenden Neuerungen und Vortheilen ihre Erklärung finden; und um den Zuzug von den Ausstellern werthvollen Besuchern auf die ganze Periode zu vertheilen, wird in dem Programm die vierundzwanzigwöchige Dauer der Schaustellung so ausgenutzt, daß das Ausstellungmaterial in zwölf Betriebsklassen erscheint und je im ersten und zweiten Vierteljahr eine Woche lang demonstrativ verwendet werden kann, so z. B.: daß an fünf oder sechs aufeinanderfolgenden Tagen in amphitheatralischen Räumen eine erschöpfende Vorführung des Betriebes und der Produkte der Metall-, Holz-, Papier-, Glas-, Industriebranche u. s. w., und an besonderen Abenden eine Besprechung von erprobten Wohlfahrt- und anderen gemeinnützigen Förderungmitteln stattfinden sollte.

Zur Ausführung eines solchen Programmes hatte eine Anzahl unserer hervorragendsten Industriellen und Technologen wie auch der Arbeitausschuß bereits die Mitwirkung zugesagt. Die Idee, das Wesentliche den auf solche Art zu versammelnden Konsumenten darzubieten, anstatt sie ununterbrochenen Ablenkungen zwischen störenden Individuen und Reklametrommeln bei staubigen Wegen und stupiden Auskünften auszusetzen, wurde also von maßgebenden Seiten als ausführbar anerkannt. Für Berlin scheiterte das Projekt, ehe es von den eigentlichen Gewerbetreibenden diskutirt war, an der geheim bewirkten Abstimmung für den ausgedehnten treptower Park, der, wenn man nicht ganz abseits liegenden Spekulationen Raum gewährte, lukrativ nicht verwendbar wäre.

Daran muß erinnert werden, um dem Vorwurf zu wehren, daß man räsonniren wolle, ohne doch fördernd wirken zu können. Für die pariser Ausstellung von 1900 — Das hat eine Autorität im Ausstellungwesen, Professor Dr. Exner in Wien, wohlwollend besorgt — sind, mutatis mutandis, Vortheile aus diesem Projekt dankbar angenommen worden.

Und nun hören Sie hierzu das Urtheil eines an Erfahrung außergewöhnlich reichen Großindustriellen. Nach Zustimmung in Einzelnheiten heißt es: „Der Plan ist meist originell, logisch erörtert und die Ausführung sicherlich anstrebenswerth. Aber er betrifft ein Zukunftprojekt, wenigstens für unsere Verhältnisse. Sie wissen selbst und haben es oft beklagt, daß die Interessen der Gewerbetreibenden und Fabrikanten nicht unter einen Hut zu bringen sind. Der verläßliche Boden zu friedlichem industriellen Wettkampf fehlt für uns. Wir haben an die Klinken von Haupt- und Hinterthüren zu unserer Gesetzgebung greifen und im Sturm Thüren eintreten lassen. Niemals hat ein beschlußfähiger Reichstag, sondern stets eine kleine Gruppe gefügiger Opportunitätpolitiker die Vorlagen und unsere Petitionen hastig erledigt. Ein kalter Zug fegt die ohnehin oft nichtswerthig geformten Gesetzesparagraphen zum Mißbrauch in alle Ecken und es ist jammervoll anzusehen, wie indifferent das Gros der Schutzbedürftigen dem Durcheinander zusieht, anstatt auch nur einer einheitlichen Pro-

zedur energisch das Wort zu reden. Unsere wiederholten öffentlichen Warnungen, daß an der Spitze des subjektiv arbeitenden, dem Druck der Ansprüche unterliegenden und doch mehr und mehr belasteten Patentamtes nicht eine juristische Bureaukratie walten dürfe, sind — man könnte sagen: trotzig — wie eine Umkehrung des Bedürfnisses behandelt worden. Gesetze nach völlig entgegengesetzten Tendenzen, und nicht nur Das, sondern auch in der eigenen Form unlogisch aufgebaut, Gesetze, deren Wirksamkeit theils von dem Ermessen einer Administrativbehörde, theils von dem der ordentlichen Gerichte und — Gott seis geklagt — vom Staatsanwalt und Polizeibeamten abhängt, ohne daß die Konkurrenz all dieser Faktoren bei dem selben Eigenthumsobjekt auszuschließen wäre, — mit so verzettelten Gesetzen kann eine Industrie nicht arbeiten, die sich angewiesen sieht auf die Konzentration und Ausnutzung oder Abwehr der fortwährend sie anfechtenden Ansprüche. Ausstellungen sind bei dergleichen komplizirtem, meist nur vermeintlichem Schutzwerth eine schlimme Sorte von submittirendem Verfahren, bei dem die Bewerber ohne Reugeld oder die ärgerlichsten Prozesse nicht davonkommen. Außerdem ist der Staat — vergessen Sie Das nicht — der allergrößte Industrielle und muß, wohl oder übel, konkurriren. Auch er scheint sich dabei korrumpirender Mittel nicht entschlagen zu können. Ich wünsche Ihnen von Herzen das Beste, aber mitthun und resolut kämpfen ..." Da haben wir eine Quintessenz aus unseren Leiden. Solche Betrachtungen sollten nicht übersehen werden, ehe man Mängel einer Lokalausstellung, über die ich kurz sprechen will, allzu eifrig aufbauscht.

In dem „Notizbuch" der Zukunft vom neunten Mai wurde bereits die „lehrreiche Geschichte der berliner Gewerbeausstellung" kurz aufgezeichnet. Inzwischen „ist das Werk vollendet". Es ist ein Unternehmen, zu dem gewerbliche Kreise aller Art, keineswegs die Industriellen allein, seit Jahren gedrängt haben. Die guten Resultate des Jahres 1879 haben dazu ermuthigt, obschon — wie damals — unsere größeren Industriellen vor einer Lokalausstellung warnten und in großer Zahl dem Unternehmen fern blieben. Wenn aber von der Eisen- und Maschinen-Großindustrie, die von der Menge noch weniger als von dem lernbegierigen Beschauer im treptower Park gesucht wird, abzusehen ist: der ganze Rest bietet der großen Mehrzahl der Besucher viel Instruktives. Man wird die Ausnutzung des schattigen Geländes für den erstrebten Zweck als mustergiltig, die Mehrzahl der Bauten und neu geschaffenen Anlagen als imposant und das Ganze als sehr gelungen anerkennen müssen.

Die „Zukunft" kann nicht einer Besprechung von Einzelnheiten Raum geben, sondern nur in Kürze auf gemeinnützig wirkende Abtheilungen hinweisen. Dazu gehören vornehmlich die Fachausstellungen, die zu beiden Seiten, zwischen Hauptgebäude und Hauptrestaurant, ihre Stätte fanden. Die Pavillons für den Betrieb von Gewerben, das Gebäude für chemische Produkte, chemische, mechanische und photographische Apparate, die Hallen für Nahrung- und Genußmittel, für Fischerei- und Sportgeräthe; ferner — hinter dem Karpfenteich — einzelne Theile der Kolonialausstellung und vorn Scherls Druckerei mit den Zeilensetz- und Gießmaschinen: diese Theile sind mit sichtlichem Aufwand von Erfahrung, mit Fleiß und Opferwilligkeit von den Ausstellern und den leitenden Männern reich und meist überraschend schön dargestellt. Hervorragend

sehenswerth sind die Gruppen XVIII und XIX in einem Bau südöstlich vom Hauptgebäude. Ganz vortrefflich geordnet und einzeln bezeichnet, findet sich hier das Material für wissenschaftliche Hygiene, für Krankenpflege, für Ernährung und Pflege des Körpers und eine sehr reichhaltige Sammlung von Mitteln für das Lehr- und Unterrichtswesen. Hier können die edlen Förderer der Wohlfahrt kleinerer Gemeinden ihr Streben befriedigen und mit Staat und Stadt um die Wette die vergleichsweise billigen, heute unentbehrlichen Apparate, Modelle, Bilder und Zeichnungen erwerben, durch deren Erklärung ein nicht zu überschätzender Nutzen geschaffen wird. Aus der Reihe der theatralischen Vorführungen muß als höchst originell und lehrreich das „Marine-Schauspiel" hervorgehoben werden. Zehn oder zwölf Boote von im Maximum fünf Meter Länge — sie wurden wegen der Vollkommenheit ihrer maritimen Ausrüstung bisher fast ausnahmelos doppelt so groß geschätzt — mit einem unsichtbaren Matrosen bemannt und elektrisch sehr flott getrieben, führen auf einem See von etwa siebenzig Meter Geviert Manöver und Flottenkämpfe aus, die, was Vielseitigkeit und Präzision betrifft, das gerechte Erstaunen selbst der Sachverständigen erregen. Mit welcher Hingabe und Geduld der Lieutenant Leps, der Schöpfer dieses kühnen Unternehmens, gearbeitet haben muß, um dem Zuschauer diesen Genuß zu gewähren, werden wohl nur Wenige beurtheilen können, aber es wird kein Zweifel darüber herrschen, daß hier auch technisch eine hervorragende Leistung geboten ist.

Und nun das Haupt-Industriegebäude und sein Inhalt. „Großartig", sagt man leicht; Das mag auch für den Neuling ein passendes Wort sein. Der Wandelgang mit den Bureaux für den Komfort der Besucher und Journalisten ist eine sehr nachahmenswerthe und nützliche Einrichtung. Die Wandelhalle ist nicht ein Appendix, wie die Hallen, die, unvortheilhafter abgetrennt, für die Aufnahme eines Theiles der Gruppen III und VII, Bau- und Ingenieurwesen, und für unsere sehr bedeutende Metallindustrie zu dienen haben; aber bei ihrer räumlich großen Gestaltung ist in diesem schönen Vorbau, wie in allen Theilen des Hauptgebäudes, die schwierige Beleuchtungfrage meist sehr glücklich gelöst. Neues, leitend einwirkende technische Verbesserungen oder Erfindungen, sucht der Beschauer freilich mit nur geringem Erfolg. Neue Schöpfungen werden oft von einer Lokalausstellung mit gerechten Bedenken zurückgehalten, zumal die Autoren der neuesten Leistungen um deren Verwerthung an den berufensten Stellen nie verlegen sind. Neue Blüthen zeigt insbesondere unser Kunstgewerbe, eine Thatsache, die fast in allen Abtheilungen des Hauptgebäudes leicht erkennbar wird. Leider kann man auch dabei von Impressionisten reden. Namentlich in der Farbenkombination wird häufig schwer gesündigt. Wenn es darauf ankommen soll, „odd" zu erscheinen (wir haben, glaube ich, kein Wort, das den englischen Begriff voll deckt), dann sollte man das Außergewöhnliche in vorsichtiger Wahl der Zeichnung oder in nicht unnützen Modellformen suchen, nicht aber z. B. Vasen in den grellsten Regenbogenfarben auf kaltwirkender silberner Unterlage von einem Fuß tragen lassen, der wiederum unkünstlerisch die Anwendung der Galvanoplastik, der Vergoldung, Oxydirung und Emaillirung zugleich aufweist. Solche Häufungen stören noch mehr das der Ruhe bedürftige Empfindungvermögen als die meist karikirenden, kostbar umhangenen Büsten, die wir in den stattlichen Auslagen unserer Konfektionäre finden.

Unter den Kunstschmiedearbeiten findet man leider auch mancherlei Verirrungen. Ein Preisrichter (Konkurrent! Solche Wahl ist bei Lokalausstellungen schwer vermeidlich) tadelte an dem klassisch schönen Thor, das für das „Theater des Westens" bestimmt ist, die Profilirung der geschwungenen Streben. Sollte der Onkel nicht lieber bei Sehring in Charlottenburg noch die Schule besuchen oder seine Kritik wider die Sargausstellung für Leichenprotzen verwenden?

Die Edelmetallarbeiter, besonders unsere Juweliere, wetteifern glücklich mit den besten Leistungen der leider zu oft noch modernen ausländischen Kunst; die Verfertiger der Imitationen machen ihnen, auch in einer Zeit und einer Stadt, in der man über seine Verhältnisse zu leben nur zu leicht verführt wird, keine unlautere Konkurrenz, wenn sie darauf verfallen, das Innere von „silbernen" Theelöffeln mit farbigen Portraits aus dem Kreise unserer Herrscher und Helden zu versehen.

Preiswürdigkeit ist die Frage im Gegensatz zu dem summarisch gesprochenen „Billig und Schlecht", einer Uebersetzung für „Cheap and nasty", wie in der „Sun" zur Zeit der Philedelphia-Ausstellung ein Gesammturtheil über deutsche Produkte lautete. Wenn der Autor der viel citirten Worte damals zu einer Verschärfung Veranlassung hatte, so wird er heute, in dem Gefühl gegenseitiger Dankesverpflichtung, gern anerkennen, daß es nur eines Rippenstoßes an Harthörige bedurft hat, daß nicht aber gemeint sein sollte, den deutschen gewerblichen Produzenten fehlten die Eigenschaften, die einen erfolgreichen Mitbewerb zu sichern pflegen. Einen solchen Vorwurf würde die Thatsache widerlegen, daß wir Deutschen seit dreizehn bezw. sechzehn Jahren, trotz fast muthwillig aufrecht erhaltenen Nachtheilen, überall auf dem Weltmarkt beliebt und von den Gewerbetreibenden anderer Nationen gefürchtet sind. Die Vortheile der „Internationalen Konvention für den Schutz des gewerblichen Eigenthumes", die nur durch den bureaukratischen Widerstand uns allein, in Ermangelung eines Anschlusses an die „Staatenunion", immer noch versagt bleiben, konnten während der langen Periode nur durch ganz hervorragende Intelligenz und durch eine Opferfähigkeit wettgemacht werden, die längst nicht mehr an uns ausprobirt werden sollte, denn unsere Opfer bedeuten eine ersichtliche Schädigung unseres Nationalvermögens. Unsere Erzeugnisse sind preiswerth, lohnen uns selbst aber am Schlechtesten. Wenn bei der herrschenden Belastung der Gewerbetreibende heute nur mit billiger Waare konkurriren kann, so ist er eben gezwungen, von Surrogat zu Surrogat hinabzusteigen und es kann wahrlich nicht lange mehr dauern, bis das Wort „Billig und Schlecht" als ein allgemeiner berechtigtes Epitheton gilt. Unsere Ausstellung läßt erkennen, daß die günstigen Folgen des langsam wieder gehobenen Lokalbedarfes zur Zeit nicht dazu nöthigen, nach der Parole „Billig und Häßlich" bei Gestaltung der Produkte zu verfahren. Aber der sich in allerlei Formen auf den Arbeitgeber häufende Druck — ganz abgesehen von der relativen Schutzlosigkeit im Verkehr mit gewerblichem Eigenthum — erlaubt heute kaum noch eine befriedigende Entlohnung der intelligenten Arbeitnehmer. Wir sind auf dem schlimmsten Wege, die herrschenden Uebel sintfluthartig zu gestalten und damit das selbständige Leistungvermögen der lebenden Generation völlig zu vernichten.

Beten wir für Miquel und das Reichsamt des Innern und arbeiten wir, viribus unitis, wider die Harthörigkeit.

Berlin. Karl Pieper.



Das Ewig-Gestrige.

Die Musik spielt. Irgend Etwas. Vielleicht „Linger longer loo" oder die Gigerlkönigin oder was weiß ich. Wir sind ganz zufällig hier eingetreten, mein Freund und ich. So aus reiner Langeweile. Was sollten wir auch den ganzen langen heißen Sommerabend anfangen? Vor zehn Uhr können wir doch nicht zur Nacht essen, spaziren gehen ist auch nicht möglich und keines der Theater ist geöffnet, über die wir im Winter so oft raisonnirt haben. Nun sind wir in dem Biergarten hier, wo für wenige Groschen Entree uns bei trübem Bier die Künstler vom Brettl ihre Scherze voragiren.

Eine dicke Schwüle brütet über dem Tisch. Sie lagert mit wonnigem Behagen unter den Aesten der Bäume. Das Bier ist lau und nicht zu trinken, der Künstler da oben — „Der Liebling der Residenz" steht auf dem Zettel — nicht anzuhören.

Wir räkeln uns verstimmt und erschlafft auf den harten Gartenstühlen.

Ich blicke um mich. Meistens ein kleinbürgerliches Publikum. So richtig Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit Frau und Kindern. Kleine Beamte, da und dort ein verliebtes Pärchen. Dazwischen auch ein paar Flaneurs, die auf Raub ausgehen.

Ein wieherndes Lachen schallt durch den Garten. Die Leute toben Beifall. Sie sind so genügsam! Ein paar stramm sitzende Tricots, eine rüde Zote, eine freche Miene, — und man schwelgt in orgiastischen Stimmungen.

Pause.

Wir schlendern langsam durch den Garten. Mein Freund grüßt.

„Wer war denn Das?"

„Franz Moerner — kennen Sie Den denn nicht? Er verkehrt ja auch in unseren Kreisen, wenn er in Berlin ist."

Ich bleibe stehen und schaue mich lange um. Mein Freund wird meine Neugier nicht begreifen.

Unmerklich lenke ich unseren Weg dem Fremden nach. Meine Blicke wägen und mustern ihn ganz genau . . .

Ich kenne ihn, kenne ihn schon lange . . .

Und ich muß der Tage denken, die vergangen sind . . .

Die Musik quietscht wieder so einen erzdummen Gassenhauer: ein fratzenhaftes Präludium zu meinen zarten Stimmungen.

Ein feines, schmales Profil taucht vor mir auf, mit einem großen, sinnenden Auge . . . Schwarzes, krauses Haar rahmt die klare, hohe Stirn ein. Sie hat ein lichtblaues Foulardkleid an, wie damals, als wir im Prater spaziren gingen. O, ich weiß den Tag nur zu gut!

. . . Ich wußte, daß ich nicht der Erste war, daß sie Andere vor mir geliebt hatte. Sie hatte nie davon gesprochen. Aber man merkt es, man fühlt es. Ueber alle Aeußerungen, Empfindungen, Gedanken, ja über das Wesen der Frau selbst lagert sich so ein Fluidum, das Erfahrung und gesättigte Lust athmet.

Ich wußte es, doch ich sprach nie davon. Ich hatte Angst. Aber die kitzelnde Neugier verließ mich freilich nicht; oder war es der Schmerz oder — Neid? Vielleicht Alles zusammen. Wenn ich sie küßte, peinigte mich die Neu-

gier: wer hat sie vor mir geküßt? Und der Neid fragte: warum warst Du nicht der Erste? Und der Schmerz murrte: Konnte sie nicht warten, bis Du kamst?

Ich nährte meine Qual künstlich, sie wurde mir zur wollüstigen Marter. Doch endlich, eines Tages, ward sie mir zu groß, ich mußte fragen.

Ich tastete zaghaft an dem Geheimniß. Ich spielte den Freigeistigen und sagte: „Diese Männer! Schreckliche Egoisten! Sie wollen, daß die Frau sich gedulde, bis wir sie beglücken ... Sie soll auf den Tag warten, da wir — immer gerade der Mann, der spricht — vor sie hintreten und sagen: Hier bin ich. Nun beginnt Dein Leben!"

Sie antwortet nicht.

Ich dringe weiter:

„Aber ich bin nicht so wie die Anderen! Gott sei Dank, das thörichte Vorurtheil habe ich mir abgeschminkt. Eine Frau wie Du, so lebensfroh, so ganz ungebundene Natur ... Das würde ja auch gar nichts an unserem Verhältniß ändern ... nein, wirklich nicht ... Was vergangen ist, liegt ja hinter uns ... Du kannst es mir doch sagen ...

Aber sie wollte nicht ..

Ich quälte, ich bat: „Siehst Du, nur das Nicht-Wissen martert mich so .. Sei doch offen .. Laß nicht ein Geheimniß zwischen uns sein .."

Doch sie war klug, — sie wußte, daß das Vergangene immer bleibt.

Nun zürnte ich und schalt ihre Lieblosigkeit.

Da, endlich, bekannte sie. Stockend und zagend .. und erzählte mir ihre erste Liebesgeschichte, deren Held Franz Moerner war ..

O, wie ich litt bei der Beichte, die ich gewollt hatte! Wie die Peitsche des Flagellanten schlug sie auf meine Seele .. sie riß blutige Wunden, — und ich hatte doch eine dämonische Gier, immer mehr zu erfahren ..

Ich hätte den Mann vernichten mögen, den ich nicht kannte, der für mich nur ein Schatten war; ich hätte die Frau auf der Bank neben mir kaltblütig umbringen können, ich hätte mich selbst töten mögen, denn mir war so elend und verzweifelt zu Muthe ..

Ihre Worte, die so zag, so wehmüthig kamen, sie peitschten mein Blut, daß es durch die Adern brauste. Ich hätte unter der Marter sterben mögen. Da erst, in dieser Minute, fühlte ich, wie groß meine Liebe zu ihr gewesen, — ich maß sie an meinem Schmerz. Ich fühlte, daß sie den Ausdruck all meines Empfindens bedeutete, daß ich nichts, kein Athom mehr für etwas Anderes auf der Welt übrig hatte. Ich fühlte, was sie mir war, ich begriff, was ich verloren hatte. Ich verwünschte meine Neugier, ich verwünschte die Frau, die mir gebeichtet hatte.

Das Vorurtheil war stärker als ich. Vor meinen Augen gewann Alles Farbe, was sie mir da sagte .. Ich sah sie und ihn .. ich sah es damals, ich sah es noch später .. Wenn ich sie küßte, so schob sein Schatten sich zwischen uns und einen Augenblick huschte der Gedanke über mich: so hat er sie auch geküßt .. ihre Liebkosungen, ihre Schmeicheleien, genau so gehörten sie einst ihm ..

Ich dachte nicht daran, was ich einst anderen Frauen vor ihr gesagt hatte. O nein!

Das thörichte Vorurtheil! Oder vielleicht war es kein Vorurtheil? Viel-

leicht gefallen wir uns in der Rolle des Sünders und wollen in der Frau das Ideal sehen, das Gefäß unseres Glaubens, dessen Anschauen uns läutert wie der heilige Gral ... Die Liebe der Frau soll uns adeln. Sie ist uns die Sehnsucht nach der Reinheit. Die Geliebte soll für uns die Madonna sein, die uns erlösen kann. Dieser Egoismus des Mannes ist wundervoll fein.

Und nun spritzt ein Fleck auf das Gewand unserer Madonna. Wir reiben ihn eifrig fort, wir reiben so lange, bis der Fleck fort und in dem Gewand ein Loch entstanden ist, das ewig bleibt ..

Nicht alle Männer thun es; die es nicht thun, sind die Glücklichen. Aber die Anderen! Die sensiblen Naturen, die Märtyrer ihres Wahnes, die die bohrende Grübelei nie verläßt .....

Wir blieben noch lange Zeit bei einander. Monate, einige Jahre. Aber nie wich die Erinnerung an die Stunde der Beichte. Sie bohrte an meiner Liebe, sie bröckelte Stück für Stück von ihr los, sie zerstückelte sie, bis sie eines Tages sie vernichtet hatte. Sie schlief sanft und mählich ein, — und ohne Haß gingen wir auseinander.

... Ich liebe eine andere Frau und nur von Zeit zu Zeit taucht das Bild der vorigen auf in zarten Farben ... ich liebe und liebe glücklich ..

Und wie ich mit meinem Freund zwischen den Biertischen promenire und jenen Mann verfolge, der meine erste Liebe zerstört hat, meine erste große Liebe, da zieht wie ein Panorama die Geschichte unserer glücklichen Tage an meiner Erinnerung vorüber. Es ist, als wäre es damals, und ich schwelge in seligem Glück und in glücklicher Seligkeit .. Fast vergesse ich auf Augenblicke die Andere ..

Wir sind nahe an Herrn Moerner herangekommen. Er dreht sich um, er grüßt meinen Freund .. mein Freund stellt uns vor. Mein Name, dann: „Herr Moerner“. Wir haben uns sogar die Hand gegeben und gemurmelt: „Sehr angenehm“ oder so Etwas. Noch einmal steigt alter Haß in mir auf. Ich mustere ihn, ich wäge ihn mit mir ab. Also Der! Ich bekrittele ihn .. ich kann nichts Besonderes an ihm finden! Wir sprechen .. er scheint mir so nichtssagend! Also Den liebte sie! Ich werde auf die Vergangenheit wieder eifersüchtig und wüthend. Zu dumm! Aber der Gedanke verläßt mich nicht .. ich weiß, der Haß macht mich ungerecht ... ich durchlebe wieder so qualvolle Minuten wie damals im Prater. Und es ist doch Alles aus, schreit es tausendmal in mir, — und doch, es ist eine Qual, die sich nicht beruhigen will. Ich betrachte ihn immer noch als meinen Feind, der mir Alles zerstört hat, was ich einst besaß.

Das Glockenzeichen ertönt. Der zweite Theil des Programmes beginnt. Ich ziehe meinen Freund aus dem Garten. Wir sind durch den Thiergarten gefahren, dessen Wege in der schweigenden Pracht des Mondes liegen.

Ein kühler Hauch strich um meine fiebernde Stirn ... er verwischt die trüben Nebelbilder; meine Geliebte stand vor mir und sagte mahnend: Du hast kein Recht mehr, an sie zu denken. Du lebst jetzt mir.

Zu Hause habe ich ihr Bild geküßt, das auf meinem Schreibtisch steht. Und dann schrieb ich ihr einen langen, langen Brief.

Den hat sie gar nicht verstanden, wie sie mir zwei Tage später sagte ...

Paul Linsemann.



Selbstanzeigen.

Ein Caligula unseres Jahrhunderts. Vom Dr. Oskar Martens. Berlin. Verlag von Georg Reimer.

Gewisse historische Spezialuntersuchungen haben stets mein Erstaunen erweckt. Nach langem Untersuchen z. B. herauszufinden, daß ein Name, dessen Träger in der Geschichte nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat, etwa in den Proskriptionlisten eines Sulla vorkommt, und nun festzustellen, was allerdings noch nicht festgestellt war, daß dieser Cajus oder Petronius hier und nicht anderswo sein Ende gefunden hat, — dieses Ergebniß erschien mir niemals sehr lohnend. Ja, heißt es dann, aber das historische Feld der Spezialforschungen ist schon so gründlich beackert, daß, wichtige Beiträge zu liefern, unmöglich wird. Stets habe ich diese Behauptung für falsch gehalten und bin in dieser Ansicht noch bestärkt worden, als ein zehnjähriger Aufenthalt in den Ländern des ehemals spanischen Südamerikas in mir das Interesse und eine gewisse Vorliebe für die Geschichte dieses Landes erweckt hatte. Zumal von deutschen Historikern ist die Geschichte des südamerikanischen Kontinentes meist sehr stiefmütterlich behandelt worden. Und doch haben sich hier in alten und neuen Zeiten Ereignisse von großer Tragweite abgespielt, die nicht nur das Interesse des Historikers, sondern auch das jedes Gebildeten zu erregen im Stande sein dürften. In einer im vorigen Jahre erschienenen Schrift (Ein sozialistischer Großstaat. Die geschichtliche, soziale und politische Grundlage des Reiches Tahuantinsuyn, des Staatswesens der Incas, auf dem südamerikanischen Hochlande. Berlin. 1895. Verlag von Emil Streisand.) suchte ich die natürlichen Bedingungen aufzuhellen, die die eigenthümliche, hochentwickelte Kultur der Incas vor der Entdeckung Amerikas bedingte; in dem Charakterbild „Ein Caligula unseres Jahrhunderts“ führe ich den Leser nach Argentinien, in die jüngste Entwickelungphase dieses Landes. Der Caligula unseres Jahrhunderts ist der Diktator und Generalkapitän Juan Manuel Rosas, der eine wohl Niemandem sympathische, aber unzweifelhaft sehr merkwürdige Rolle in der Geschichte Südamerikas gespielt hat. Ein Mann, der, wie er, der Geschichte eines großen Theiles von Südamerika den Stempel aufzudrücken vermochte, ist wohl einer eingehenderen historischen Beleuchtung werth.

Dr. Oskar Martens.



Hagars Liebe. Schauspiel von Franz Lindheimer. Heidelberg 1896. Druck und Verlag von J. Hörning.

In der bekannten Erzählung der Bibel von der Ergebenheit und dem Stolz Hagars, der Magd, von Sarahs, ihrer Herrin scheinbar so entsagender Nachsicht und späterer Eifersucht, von Abrahams getheilter Liebe und erschreckender Grausamkeit, von Ismaels, des Hagarsohnes, Verwilderung, ferner in exegetischen Schriften, die schon auf einen geklärten Abschluß dieses ewig neu bleibenden Romans hinzielen, fand ich einen Stoff, wie ich ihn gewaltiger, hinreißender für ein Drama nicht wünschen konnte. Unter dem Zauberzwange seiner poetischen

und psychologischen Schönheit war mir die Arbeit leicht und zur Durchwirkung der biblischen Vorgänge mit heiteren und ernsten Szenen eigener Phantasie waren zunächst die Gestalten von Lot, dessen Töchtern, Mamreh u. A. neben den Hauptpersonen willkommen. Das Wesentlichste meines Dramas sehe ich darin, daß hier alle religiösen Momente, die ja in der Bibel vorwiegend motivirend erscheinen, vermenschlicht sind und jede Handlung sich auf menschlicher Leidenschaft und Schwäche aufbaut. Ich hoffe denn auch, veranschaulicht zu haben, daß der edle und leidenschaftliche Mann, der in Unfreiheit zum Sünder wird und dem ein liebendes Weib verzeiht, der wahre Liebling Gottes ist, und ich glaube, daß mein Thema und die Art, wie ich es auffaßte, formte und ausschmückte, Manchen fesseln dürften.

Heidelberg. Franz Lindheimer



Bilanz des Jahrhunderts. Von D. Norden. Otto Wigand. Leipzig 1896.

Unsere moderne Welt mit ihren tausendfach sich verschlingenden Verhältnissen erscheint dem Beobachter wie ein finsterer, unheimlicher Wald, den zu durchstreifen er sich scheut. Das Dunkel aber wird immer zur Gefahr. Hier sehen wir Millionen blinden, überspannten Hoffnungen sich ergeben, dort bauen Andere Dämme in den Strom und meinen, ihn so aufhalten zu können. Ueberall fehlt die klare Erkenntniß der eigenen Welt, die Würdigung der Kulturgesetze, der freie Blick, der das Heute als einen Tag in der Reihe der Jahrhunderte sieht. Wollen wir zuversichtlich vorwärtsschreiten, so müssen wir auf frühere Erfahrungen uns stützen und daneben den neuen Bedingungen unserer Zeit Rechnung tragen. Ich habe versucht, in gedrängter, übersichtlicher Form das Wesen unserer Gesellschaft zu fassen und einen Einblick in unsere sozialen Verhältnisse zu gewähren.

D. Norden.



Römische Allotria. Vademekum für Italienbummler von Hans Barth. Zürich. C. Schmidt. 1896.

„Römische Allotria“ wollte ich dem guten Touristen, der Italien nur durch die Brille Bädekers und Meyers betrachtet, vom wahren italienischen Leben keine Ahnung hat, in jedem bettelnden Chiocciaren-Bengel, jedem bunt kostumirten Modellchen der Spanischen Treppe, jedwedem Spekulanten auf des „forestiere“ Begeisterung und Geldbeutel den „romantischen“ Italiener erblickt, der mitten in Italien in einer Welt des Scheines und der Theaterdekoration lebt, — dem so beschaffenen werthen Landsmann wollte ich einige Winke für das Verständniß des „bel paese“ geben. Und damit diese Winke sich dem Gedächtniß besser einprägten, hatten einige Freunde vom Pinsel — Dall' Oca Bianca, Fleischer, Fuchs, Klein-Chevalier, Lancerotto, Manzel, Hermine von Preuschen, Sartorio, Wieland u. A. — die Güte, mein kleines „Vademekum“ auch mit künstlerischen Beiträgen zu bedenken. Damit Glück auf die Reise nach dem wahren Italien, nicht nach dem, das nur auf der Bühne und in den Novellen alter Jungfern existirt.

Rom. Dr. Hans Barth.



Eine neue Russenanleihe?

In allen Zeitungen melden Depeschen aus Paris von einer bevorstehenden Russenanleihe. Die politischen Kreise Frankreichs beschäftigen sich ganz feierlich mit der Sache, und weil ein Mendelssohn gerade von Petersburg nach Paris gereist ist, fügt man bei uns rasch auch diese Eisenbahnfahrt in die Berechnung. Doch kann es sich jetzt kaum um eine ungewöhnlich große Emission handeln. Die recht gut unterrichteten Russen, mit denen ich darüber sprach, vermochten mir keine Ursache für ein ungewöhnlich ausgedehntes Geldbedürfniß anzugeben, da selbst eine Valutaregulirung nach Wittes irriger Meinung keine weitere Geldbeschaffung nöthig macht, und ich weiß auch, daß die bedeutenden pariser Zeitungen in diesem Sinne bereits seit vierzehn Tagen bearbeitet wurden.

Zu den ganz wenigen Ländern ohne eigentlich neue Anleihen gehört seit Jahren Rußland. Das ist eine Thatsache, die man selbst dann nicht übersehen kann, wenn man dem deutschen Markte ein weiteres Kühl- und Fernbleiben von allen Papieren des östlichen Nachbarn wünscht. Unsere Regirung nimmt jetzt in dieser schwierigen Frage eine ganz veränderte Haltung ein, die wohl auch den Mitbewerb Mendelssohns — des in Petersburg einflußreichsten deutschen Bankiers — bei dieser neuesten Anleiheverhandlung erklärt. Rußlands Emissionen haben noch unter Wyshnegradski lediglich Konversionen gegolten, also nicht einer Vermehrung, sondern einer Verminderung des Couponsdienstes. Als der genannte Minister sich endlich so übermüthig fühlte, daß er sogar zum dreiprozentigen Typus überzugehen wagte, ereilte ihn die Strafe in Gestalt einer gründlich mißlungenen Emission. Er war bekanntlich gezwungen, für 200 Millionen Rubel zurückzukaufen, und Herr Zion machte sich später ein Vergnügen daraus, diese Transaktion gegen den damals eigentlich noch gar nicht vorhandenen Witte auszubeuten. Konversionen werden auch diesmal wohl der neuen Anleihe zu Grunde liegen, wenn auch, wie immer bei solchen Gelegenheiten, noch einiges Baargeld nach Rußland abfließt. In diesem Jahre und in den folgenden werden die Ablösungen verschiedener Privatbahnen fällig, so daß deren Obligationen in geringer verzinsliche Staatspapiere umzuwandeln wären; ein gutes Erträgniß der betreffenden Linien gilt auch ferner wohl als gesichert. Alle diese Bahnen haben eine starke Erneuerung ihres Materiales nöthig; die reichlichen Bestellungen bei unseren Eisen- und Stahlwerken gelten deshalb auch nicht nur dem eifrig betrieben Bau der sibirischen Bahn. Schon die bisher verstaatlichten Linien haben eine große Abnutzung erfahren, denn angesichts des Schicksals, das ihnen bevorstand, wollten sie, um eine möglichst hohe Dividende herausrechnen zu können, jede schwere Ausgabe vermeiden. Hielt ihnen dann die Regirung ihre schlechten Schienen oder Waggons vor, so hieß es: Wir haben kein Geld, erlaubt uns, Obligationen auszugeben. Eine Kapitalsvermehrung bei Betrieben, die man kaufen will, konnten natürlich die Behörden nicht zugeben, wohl aber hätten sie darauf dringen können, daß die Erneuerungen den laufenden Ueberschüssen entnommen würden. Solche Weisungen unterblieben, weil man damals in den Ministerien noch nicht die Erfahrungen von heute hatte. So enorm ist die Nachfrage nach Eisenbahnmaterial, daß, wie man mich versichert, fast alle Werke in Rußland selbst für die nächsten fünf bis sechs Jahre Bestellungen haben sollen. Dadurch ist man im Punkt der

Erträgnisse so verwöhnt, daß belgisch-südrussische Hütten bei fünfzig Prozent Dividende thatsächlich unzufrieden sind, da die Unternehmer sehen, wie neben ihnen ein Werk siebenzig Prozent vertheilt. In Deutschland haben nach einer in Petersburg verbreiteten Meinung die Schlesier die meisten russischen Aufträge erhalten; aber auch Rheinland-Westfalen darf zufrieden sein und in unserer verminderten Eisenausfuhr vom Mai — der ersten Abschwächung in diesem Jahre — figuriren wohl Oesterreich-Ungarn, Süd- und Westeuropa, aber nicht Rußland, mit einer Abnahme gegen das Vorjahr. Neuerdings sind sogar an einigen großen deutschen Plätzen russische Agenten etablirt, die anhaltend bedeutende Lieferungen und Gründungen von Fabriken aller Art zu vermitteln haben.

Was nun den Stand der russischen Finanzen betrifft, so scheinen die Budgetreden des Herrn Witte noch immer besser zu lauten, als die an sich ganz gute Lage wirklich beschaffen ist. Bei uns glaubt man, daß, weil das Zarenvolk kein Parlament und keine Preßfreiheit hat, auch eine Kritik des Finanzsystems dort mit einer Verschickung auf administrativem Wege beantwortet wird. Indessen hat Herr Witte bereits vor dem Staatsrath eine sehr schwere Stellung; eine scharfe Opposition im Stil Richters gehört dort zu den regelmäßigen Ereignissen, und während kein Gesetz uns befiehlt, die Reden Richters dem Kaiser vorzulegen, werden die Debatten aus dem Staatsrathe dem Zaren stets pünktlich unterbreitet. Er ist es, der dann einer der beiden Parteien Recht giebt und, ohne daß der Minister sich in seiner Stellung erschüttert zu fühlen braucht, die Entscheidung nach Belieben trifft. Die Budgetrede des Finanzministers wird im Staatsanzeiger veröffentlicht und es lohnt sich wohl, sich die russische Fachpresse mit ihrer zuweilen äußerst hartnäckigen Kritik der wichtigsten Regirungäußerungen anzusehen. So hatte Herr Witte diesmal erklärt, das beträchtliche Sinken der Getreidepreise sei ein Glück für das Land, da zahlreiche Wirthschaften mit der selbst gebauten Frucht nicht auszukommen vermöchten und noch zukaufen müßten. Nun ist ja bekannt, daß selbst in Zeiten der glänzendsten Ernten einzelne Gouvernements jenes ungeheuren Reiches nicht allein Getreidemangel haben, sondern ihm auch in Folge des schleppenden Verkehres nur schlecht abhelfen können. Die Behauptung also, daß Rußlands Weizen und Roggen in erster Linie Rußland und nicht dem Export gehöre, hätte schon deshalb auf kein Befremden gestoßen, weil sie gar nicht neu ist. Herr Witte aber hatte zahlreiche, über das ganze Land verstreute Bauernwirthschaften im Auge, die alljährlich noch Getreide zukaufen müßten. Diese Meinung reizte zur Untersuchung und die Folge war, daß der Minister unaufhörlich in Reden und in Leitartikeln der dortigen Zeitungen um genaue örtliche Angaben ersucht wird, die bisher ausgeblieben sind.

Was geht aber das Getreide überhaupt den Leiter der Finanzen an, da doch ein Ackerbauminister vorhanden ist? Zunächst existirt ein solcher Minister erst seit zwei Jahren, trotzdem nahezu achtzig Prozent der russischen Bevölkerung Bauern sind. Der Finanzminister nun muß sich nothgedrungen auch für dieses Gebiet interessiren, da es ihm seine ergiebigsten Einnahmen verschafft und da durch den Preisfall auch für die Finanzen eine ganz veränderte Lage entstanden sein müßte. Alle russischen Wirthschaftpolitiker stehen da vor einem Räthsel. Denn trotz den elenden Getreidepreisen haben die Staatseinnahmen keinen Rückgang erfahren. Die Annahme, daß die wachsende Quantität die niedrigen Sätze ausgeglichen haben

könnte, ist von vorn herein abzuweisen. Es bleibt also nur ein einziger Umstand übrig, der, so wenig auch offiziell davon gesprochen wird, doch in den glaubwürdigen Mittheilungen von Gutsbesitzern seine Bestätigung findet. Die Regirung läßt nämlich die Steuern ungleich strenger als sonst eintreiben, und da dieser Dienst gänzlich von dem Druck abhängt, der von entscheidender Stelle aus geübt wird, so kann die Wirkung schon sehr erheblich sein. Wie gesagt, fast achtzig Prozent der russischen Bevölkerung sind Ackerbauern. Die zuweilen dort stark gehäuften Steuerrückstände entwickeln sich regelmäßig in Folge von Mißernten oder gesunkenen Getreidepreisen; es war deshalb früher auch üblich, nicht zu streng vorzugehen. Wenn man aber bisher von vier Pferden nur zwei pfändete, so soll es jetzt, wie hartnäckig behauptet wird, so weit gekommen sein, daß sogar die Hühner weggenommen werden. Bekanntlich hat der russische Staat auf dem Lande nicht mit dem Einzelnen, sondern mit der Gemeinde zu thun. Pro Hektar wird die Quote natürlich je nach der Fruchtbarkeit des Gouvernements bestimmt, diese Quote wird selten verändert und die Gemeinde haftet dafür. Die Gemeinde muß also, dem gemessenen Befehle von oben folgend, grausam gegen die eigenen Glieder wüthen, und da die Gemeinderäthe selbst entweder gern billig ersteigern oder hochverzinslich ausleihen, so hat sich durch diese bedenkliche Sitte im Bauernstand ein Element des härtesten Wuchers herausgebildet.

Rußland kann seine Handelsbilanz mit dem Getreideexport allein heute nicht mehr ausgleichen. Die Preise fallen und an der Möglichkeit einer Hebung auf das frühere Niveau zweifeln die größten Optimisten. So ist man zur Förderung der Industrie gelangt, die der seßhafte Mushik doch verachtet. Darüber, daß die immer stärker anwachsenden Arbeiterschichten einen Keil in das sonst gleichmüthige russische Landvolk treiben, geben sich auch die Gebieter an der Newa keiner Illusion mehr hin; aber was sollen sie thun? Das Reich muß nicht allein viele Bedarfsartikel bald allein herstellen können, sondern es muß auch noch seine eigenen Fabrikate ausführen. Neben der sich immer mehr ausbreitenden Fabrikthätigkeit wird in Rußland die Hausindustrie gehätschelt; für sie geschehen dort wahre Wunderdinge, denn man will nicht allein die wucherische Vertheuerung des Rohstoffes, sondern auch die Ausbeutung durch die Wiederverkäufer beseitigen. So ist seit zwei Jahren eine Bank in Perm gegründet worden, die solchen Hausfabrikanten sogar Vorschüsse auf ihre fertige Arbeit gewährt und die befriedigende Dividenden bezahlen soll. Auch andere Aktiengesellschaften widmen sich diesem gemeinnützen Zweck und in Petersburg existirt sogar eine Ausstellung von Erzeugnissen russischer Privatindustrien, die von dort aus durch Agenten direkten Absatz suchen.

Diese Umstände sind im Augenblick nicht uninteressant; eine wirkliche Russenanleihe würde in Europa wahrscheinlich aber einige Unruhe erregen.

Pluto.



Ferien.

Aus den verriegelten und verhängten Wohnungen dringt süßlicher Naphtalingeruch, auf den Höfen werden Betten geklopft, an den Säulen laden rothe Thielenzettel zu billigen Lustfahrten und in den lieben Zeitungen müssen kretensische und kubanische Lügengeschichten die Spalten füllen. Wer es nicht wüßte, würde wittern, daß die goldenen Tage der Ferienfreiheit begonnen haben. Dem Deutschen Reich, das schon lange fast ohne jede Unterbrechung in froher Ferialstimmung erhalten wird, bringen sie nichts Neues; die feriae stativae und imperativae haben in unserem allzu öffentlichen Leben sich einen so weiten Raum erobert, daß nachgerade ein Caesar Claudius zu ersehnen ist, der rasch der geräuschvollen Festerei ein Ende macht. Der ruhige Bürger vermißt wohl weder den Reichstag, der durch sein schamloses Verhalten beim Paragraphenausverkauf das bröckelnde Ansehen der Parlamente wieder um ein beträchtliches Stück verkürzt hat, noch den Kanzler, der in Aussee der selbst in Berlin während der Amtszeit streng festgehaltenen Gewohnheit, täglich mindestens acht Stunden zu schlafen, in süßestem Behagen gehorchen kann; dem ruhigen Bürger brachte das kaiserliche Telegramm, das die „angestrengte Mitwirkung“ des Schillingsfürsten an dem Bürgerlichen Gesetzbuch dankbar rühmte, die vorläufig letzte Ueberraschung und ein gesteigertes Interesse an der so oft bang erörterten Frage, wer wohl den Monarchen über politische Vorgänge informiren mag. Und die Politiker? Sie setzen mit annoch ungeschwächten Kräften das alte Spiel fort, das den hübschen Namen Kanzlerrathen empfangen hat, und freuen sich, daß die Ferienzeit ihnen doch wenigstens einige Abwechselung bringt. Während Onkel Chlodwig und der Bieberstein er gemächlich der Ruhe pflegen und die deutsche Politik, so weit sie nicht hundstäglich verkampfert ist, in dem hoch und höchst geschätzten Herrn von Holstein den würdigsten Leiter gefunden hat, kommt die Erleuchtung allein von Norden und das Kanzlerrathen wird durch die Neugier komplizirt, welche Kandidaten Phili und der Anekdotenschwabe wohl mit an Bord gebracht haben mögen. Einstweilen geht das Gerücht, der müde Mann von Aussee werde, wenn der Kaiser wider Erwarten auch diesmal das Gestade von Cowes betreten sollte, die gute Gelegenheit benutzen und den Spuren des von der Börse mit dem Titel eines Mißhandelsministers geschmückten Freiherrn von Berlepsch folgen. Aber die Behauptung klingt noch recht schüchtern und unwahrscheinlich, sie findet kaum irgendwo den rechten, freudigen Wunderglauben und löst leider ja auch treuen Mannen das beängstigende Räthsel nicht, welchen Stern die nachchlodwigische Epoche uns am Firmament heraufführen könnte. Die Ungeduld der emsigen Herren ist schwer zu begreifen; sie sollten längst doch gelernt haben, daß es uns immer ganz wundervoll ergeht, mag Caprivi oder Hohenlohe, Marschall oder Boetticher, Holstein oder Kayser nun gerade am beweglichen Ruder sitzen. Für das Deutsche Reich erscheint im Augenblick nur die Frage wichtig, ob der Exvicekönig von Pe-Tschili der Einladung zu den Kaisermanövern folgen oder sich bei Mohrenheim, Salisbury und Armstrong zu einem neuen Kurse umstimmen lassen wird. Alles Uebrige darf man in Ferienträgheit geduldig erwarten; die feriales libri, deren Redakteure bald wohl die Mitternachtsonne bestrahlt, werden rechtzeitig schon die Namen der neuen Heiligen und Märtyrer melden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 18. Juli 1896.

Die Bayreuther Festspiele.

Niemals hat es mir gelingen wollen, einem aufrichtigen Gegner Wagners wirklich böse zu sein; dazu wurde ich zu spät geboren. Früher, in den Tagen, wo ein Hans von Bülow seinen sengenden Witz, sich selbst zum Nachtheil, über die Gegner des noch gänzlich verkannten Meisters ausgießen durfte, wo ein Nietzsche, als apokalyptischer Seher, den kommenden Tag Bayreuths verkündete und die Zweifler mit jener Wucht der Verachtung strafte, die bis ans Ende seine Hauptkraft blieb, da mag Zorn am Platze gewesen sein. Wer damals an Wagners Genie glaubte, wer mit ihm wollte, Dem galt es einen Kampf auf Leben und Tod. Jetzt aber hat die vox populi, vox dei das entscheidende Urtheil gefällt, — ja sogar die vox populorum. Die christliche Liebe macht es uns zur Pflicht, den alten Gegnern den Rückzug zu erleichtern; mögen sie mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abziehen, wir wollen ihnen nichts nachtragen. Und wenn es noch lebende Ueberreste oder Nachkommen jener tanzende Derwische giebt, von denen in ihren bayreuther Berichten von vor zwanzig Jahren die Herren Lindau und Genossen so Wunderliches zu erzählen wußten, die, ähnlich wie die alten Germanen „immer noch Eins" tranken, „immer noch ein Motiv" in den Werken des Meisters entdeckten, bis sie im delirium tremens der sogenannten „Motivsucht" in die bayerische Landesirrenanstalt gebracht werden mußten, so mögen sie auch mitziehen. Es ist merkwürdig, wie Alles in der Welt zusammenhängt; Schopenhauer meinte, Raubthier und Beute seien einander genau angepaßt: eben so genau waren Eduard Hanslick und Edmund von Hagen auf einander eingerichtet; der übrigen Welt sind sie entbehrlich: schwindet der Eine, so verliert auch der Andere seine Daseinsberechtigung. Was nicht hinschwindet, weil es der Welt durchaus unentbehrlich ist, Das ist das Lebenswerk des Genies.

Vor zwanzig Jahren, als der unvergleichliche Mann selbst noch lebte, gelang es nicht, zwei Aufführungen des „Ring des Nibelungen" (in dem nur etwa 1400 Personen fassenden bayreuther Festspielhause) zu füllen: die Einen wurden durch die Hanslicks, die Anderen durch die Hagens abgeschreckt, die übergroße Mehrzahl jedoch hatte überhaupt keine Ahnung, was es mit diesen „Festspielen" für eine Bewandtniß habe, und empfand nur die uns Allen natürliche Abneigung gegen einen Genuß, der nicht blos Geld, sondern auch Mühe kosten sollte und hinter dem der sichere Instinkt der Menge irgend etwas Revolutionäres witterte, irgend einen Angriff auf Hergebrachtes, Bequemes, Gewohntes, irgend eine Aufforderung zu moralischen Entschlüssen. Man darf wohl behaupten, daß Revolutionen immer nur in eigenem Interesse gemacht werden; nun kam aber ein Mann, der durch die Begründung besonderer „Festspiele" in einem abgelegenen fränkischen Städtchen zunächst seine eigenen Interessen enorm schädigte — ich meine Interessen im Sinne des Ungarische Goldrente kaufenden Familienvaters — und dabei vorgab, daß ihn einzig das Interesse der Kunst dazu bestimme, also eines abstrakten, schlecht definirbaren Begriffes, mit dem wir, außer wenn er uns als allegorischer Zierrath auf Brunnen und Theaterfassaden begegnet, keine sehr konkrete Vorstellung zu verbinden pflegen. Das war entschieden eine unheimliche Erscheinung; und da der Mensch, um eine Handlung zu begreifen, unwillkürlich nach ihren Motiven sucht und da dieses von Wagner angegebene Motiv nicht verstanden wurde, so rieth man auf eine bis zum hellen Wahnsinn gesteigerte Megalomanie oder aber auf eine unglücklich konzipirte spekulative „Gründung", der die „Kunst" als Deckmantel dienen solle. Jetzt aber sind zwanzig Jahre verflossen; Das, was Schiller den „ruhigen Rhytmus der Zeit" nennt, hat seine Schuldigkeit gethan. Was Wagner wollte, als er sein Bayreuth schuf, wissen wohl auch noch heute sehr Wenige; nach und nach sieht man aber doch ein, daß er Dieses und Jenes nicht gewollt haben kann. Man zeiht ihn nicht mehr der Großmanns- oder der Gewinnsucht, und während man noch immer nicht ganz sicher ist, warum er die Festspiele wollte, spricht Das, was durch die Festspiele erreicht wurde, eine so beredte Sprache, es ist, trotz allem gehässigen und verleumderischen Gegenreden, Allen so sonnenklar geworden, daß, was dort geleistet wird — obwohl noch weit von der Vollkommenheit entfernt — etwas ganz Unvergleichliches ist, eine künstlerische That, zu der die moderne Welt überhaupt kein Analogon bietet, daß jetzt aus allen Ländern Europas, aus Amerika, aus Australien und aus dem fernsten Asien Festspielbesucher herbeiströmen, fünf Cyklen des Ringes auf den letzten Platz besetzt sind und zehn es gewiß nicht minder wären. Und nun erleben wir das Komische: die selben unproduktiven Geister, die früher nach Wagners Motiven herumtappten, weil die reine Begeisterung für die Kunst ihnen nichts Verständliches bedeutete, suchen jetzt eben so unbeholfen und erstaunt nach einem

Erklärungsgrund für den massenhaften Besuch der Bayreuther Festspiele, — und richtig, sie haben das psychologische „Motiv“ wieder herausgefunden: man geht nach Bayreuth, „weil es Mode ist“! Nicht nur die „Antis“ behaupten Das, sondern auch die „Aners“; die Antis, weil sie untröstlich sind, ihre Weisheit und ihre Prophezeiungen Lügen gestraft zu sehen, die Aners, weil ihre geistige Verfassung einmal auf Märtyrerthum gestimmt war und sie jetzt nicht plötzlich aus der lydischen Tonart in die phrygische übergehen konnten und auch nicht gelaunt waren, mit den Rechten des Siegers zugleich dessen Pflichten zu übernehmen. Lassen wir diese Leute bei Seite, die Antis sammt den Aners; sie sind nach Voltaires Grundsatz im höchsten Grade sündhaft, denn sie sind langweilig. Die Festspiele haben gesiegt; das zwanzigjährige Jubiläum ihrer Entstehung, das jetzt gefeiert wird, ist der endgiltige und glänzendste Beweis dafür. Fragen wir uns nun, was dieser Sieg zu bedeuten hat.

* * *

Man wird gut thun, bei Wagner zwei Dinge auseinanderzuhalten, wiewohl sie organisch in seiner Persönlichkeit eng zu einander gehörten: den Künstler und den Reformator unserer Kunstzustände. In dem Einen haben wir den künstlerischen Schöpfer neuer Gebilde zu betrachten, in dem Anderen den praktischen Verwirklicher künstlerischer Absichten, gleichviel ob eigener oder fremder, — wenn man sehr wagnerisch sein will, kann man sogar ganz allgemein sagen: der Absicht aller Kunst. Ueber Beide haben uns die zwanzig Jahre Bayreuther Festspiele viel gelehrt. Trotz dem Widerstreit der Meinungen und trotz der herrschenden Unklarheit der Begriffe, von der man sich leicht täglich überzeugen kann, wissen doch nach und nach immer mehr Menschen, und zwar in Folge des Besuches von Bayreuth, was sie von diesen beiden Seiten des wagnerischen Wirkens zu halten haben; was nicht klar ausgedacht ist, wird doch deutlich empfunden und diese Empfindung genügt in unserem Falle. Schon Schiller behauptete, der Weg zum Kopf müsse durch das Herz genommen werden; für das Verständniß eines Kunstwerkes und eines Künstlerlebens ist Das auch sicher der rechte Weg.

Ueber Wagner, den Schöpfer dramatischer Kunstwerke, hat lange der heftigste Streit getobt. Ich meine nicht den Streit darüber, ob Wagners Muse schön sei; dieser Streit gehört zur Geschichte menschlicher Narrheit; sondern darüber, zu welcher künstlerischen Gattung dieser seltsame, in Worten, in Tönen und in Bildern dichtende Künstler zu rechnen sei. Die Einen nahmen den Weg zum Herzen durch den Kopf und dieser schlaue Kopf verfehmte natürlich Alles, was noch nicht fein ordentlich klassifizirt war, — Das war der Fall bei den meisten Kritikern und Fachästhetikern; bei den Anderen, und Das war die große Mehrzahl, wirkten zwar Wagners Werke in jeder halbwegs

genügenden Aufführung unmittelbar auf das Herz, der Weg von hieraus in den Kopf war aber von dem Dorn und Gebüsch, das aus einer nur halb verdauten klassischen Bildung, vermengt mit Gartenlaube-Aufsätzen, hervorsprießt, verwachsen. Die Musiker — ich könnte fast alle berühmten Theoretiker und Kritiker bis hoch in die siebenziger Jahre nennen, wenn ich nicht christliche Milde walten zu lassen versprochen hätte — die Musiker waren darüber einig, daß diese Musik keine schöne sei. Die Dichter, oder wenigstens die Literaten (denn so lebenskräftige Dichternaturen wie Gottfried Keller machten eine rühmliche Ausnahme) erklärten nicht minder einstimmig, die Dichtungen Wagners seien „gräulich". Seine Anforderungen an die dekorative Kunst fand man mehr phantastisch als geschmackvoll. Und dennoch, wo sie auch aufgeführt wurden: diese Bühnenwerke wirkten wie gar keine anderen; bald lebten die Theaterdirektoren hauptsächlich von ihnen, bald konnten die enormen Kosten eines Bayreuther Festspieles durch den Zudrang der Begeisterten gedeckt werden. Und zwar wies dieser Erfolg kein einziges jener allbekannten Anzeichen einer ephemeren Tagesliebhaberei auf; er wuchs langsam und stetig, er ergriff alle Länder und alle Berufsklassen: in Spanien wurde eine Autorität auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie, in Frankreich ein Rechtsgelehrter, in England der Führer der konservativen Partei im Parlamente Verkünder der ungeahnten Schönheit und der mit nichts zu vergleichenden Eigenart der Kunstwerke Wagners. Das waren keine Derwische, auch keine „langhaarigen Enthusiasten", nicht einmal Modemenschen; im Gegentheil: was die Ausbreitung der begeisterten Anerkennung von Wagners Genie kennzeichnet, ist im Allgemeinen hohe geistige Qualität der Anhänger; bei der geistigen Plebs, beim Philister, hat Wagners Kunst den schwersten Stand; darum eben drang sie und dringt sie noch heute so schwer bei der Presse durch.

In allen, selbst in den hellsten Köpfen, blieb aber dennoch die eigentliche Natur dieser unvergleichlichen Begabung in gewisser Hinsicht ein Geheimniß, so lange diese Bewunderer entweder nur die Dichtungen (was früher bei Vielen der Fall war) oder nur die Musik (was im Auslande bis vor Kurzem fast allgemein galt) oder endlich nur die nach der Opernschablone zugestutzten Aufführungen kannten. Volle Klarheit wurde erst durch Darstellungen gegeben, die zwar aus unvollendetem Material nicht etwas Vollendetes gestalten konnten, mindestens aber aus der genauen Kenntniß von künstlerischen Absichten, die dem heutigen Rahmen des gesprochenen Dramas und der Oper völlig entwachsen sind, es doch vermochten, mit Benutzung der vorhandenen Kräfte ein ergreifend deutliches Abbild von diesen Absichten vor unsere Augen hinzustellen. Das war ein ungemein schwieriges Werk, zu dem hohe künstlerische Begabung, feinster Takt, unermüdliche Arbeitkraft und auch ein gut Theil weiser Entsagung nöthig waren. Nur abseits vom Tagesgetriebe und nur außerhalb

aller Rücksichten auf pekuniären Gewinn konnte dieser Versuch unternommen und mit Erfolg durchgeführt werden. Das that Bayreuth. Und dadurch, daß es Dies that, hat es uns zunächst zu einer deutlichen Erkenntniß von Wagners Genie verholfen. Wir wissen jetzt, was dieser merkwürdige Künstler war, und nun es ausgesprochen ist, bedürfen wir keines neuen Wortes: er war ein Dichter, und zwar einer der mächtigsten Dichter der Weltgeschichte. Er war einer jener echten Dichter, von denen Aristoteles sagt, „ihre Dichtung bestehe in Darstellung". Gerade deshalb eben, weil diese Dichtung in Darstellung besteht, existirt sie überhaupt — als Dichtung — einzig und allein im Augenblick der Darstellung. Goethe klagt: „Dem Literator kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand"; wie schlimm ist es aber erst bei den poetischen Werken Wagners bestellt, wo Worte und Töne und szenische Vorgänge „Buchstaben" sind, so lange nicht durch die geheimnißvolle Macht eines kongenial nachschaffenden Bühnenleiters, verbunden mit dem Zauber harmonisch zusammenwirkender Umstände, plötzlich die Dichtung als Darstellung sich offenbart! Ich glaube, es liegt auf der Hand, wie schwierig es sein muß, diese verschiedenen „Buchstaben" zu einheitlichem, spontanem Leben zu erwecken. Ein dramatisches Werk kann nur wirken, mit anderen Worten: ins Dasein treten, wenn es durchaus schöpferisch, ich meine, als das Erzeugniß augenblicklich gegenwärtiger Inspiration, erscheint; Das ist das Geheimniß des großen Schauspielers; nun haben wir aber bei Wagner einen unerhört komplizirten künstlerischen Apparat und wegen der Musik ist der Darsteller nicht frei, besitzt er kein Jota Recht zu willkürlichen, ihm „gut liegenden" Auffassungen, sondern muß sich zunächst in die Empfindung des schaffenden Dichters so vollständig hineinleben, daß dieser besondere Tonfall und dieser besondere Umfang der Bewegungen (der durch die Komposition mathematisch genau bestimmt ist) auch für seine Empfindung der natürliche, spontan sich einstellende sei. Ein solches Werk verlangt also sehr viel von den Darstellern: große dramatische Begabung und zugleich eine Begabung, die sich allen Intentionen des Genies, auch den zartesten, widerspruchslos anzuschmiegen versteht; zur Verwirklichung findet es aber einstweilen nur Opernsänger, also Leute, bei denen das schablonenhafte Marionettenthum systematisch ausgebildet worden ist und die im Dienst des Repertoires froh sind, wenn sie den rein gesanglichen Theil ihrer Aufgaben sicher beherrschen. Ein abseits gelegenes Bayreuth war schon deshalb nöthig, damit Gesangs- und Orchesterkünstler sich längere Zeit hindurch ungestört der Bewältigung dieser neuen Aufgabe widmen konnten. Nur dadurch konnte der Buchstabe dieser Musik zur lebendigen Sprache werden.

Noch einen Umstand gab es aber, der ein Bayreuth nothwendig machte, sollte ein Drama Wagners in die Erscheinung treten: damit das spontan Schöpferische sich geltend mache, genügt die Darstellung nicht, sondern der Zuschauer

muß selbst in einer Stimmung sich befinden, die wir wohl als eine „mitschöpferische“ bezeichnen dürfen. Für eine Posse genügt das Bewußtsein der erledigten Tagesarbeit; man will sich erholen und ist gern bereit, Saiten, die den Tag über unbenutzt und fast vergessen blieben, jetzt stramm zu spannen in sympathischer Erwartung des kommenden Genusses. Wie viel höhere Anforderungen stellt aber nicht ein shakespearisches Trauerspiel an unsere Empfänglichkeit! Oder eine bachische Passion! Wer solche Werke wirklich genießen will, wer bei ihrer Aufführung jene Schauer des spontan Schöpferischen im eigenen Körper nachempfinden möchte — und wer Das einmal erlebte, wird dem Genie nie anders als in dieser Stimmung entgegentreten wollen —, Der bedarf dazu einer besonderen Vorbereitung und kein einziger der begleitenden Umstände wird ihm gleichgiltig sein. Die Griechen wußten Das wohl! Das Drama aber in der von Wagner geschaffenen Form stellt an unsere Empfänglichkeit noch höhere Anforderungen; wäre dieser Meister wirklich ein „bloßer Musiker“, dann wäre es nicht so, und wer starrsinnig, aller Erfahrung zum Hohne, auf dieser vorgefaßten Anschauung beharrt, kann meine Behauptung natürlich nicht verstehen und ihre Richtigkeit nicht zugeben. Es ist aber einfach eine Thatsache, daß die Verschmelzung der verschiedenen Elemente eines wagnerischen Dramas, des Gedanklichen, des Symphonischen und des als Bild Erschauten, zu einer unmittelbar empfundenen Einheit eine ziemlich hohe geistige Leistung erfordert. In Wagners Kopf lebte einst das Kunstwerk als Einheit; es kann ja geradezu wissenschaftlich bewiesen werden, an seinen Entwürfen, Skizzen und Briefen, daß in der ursprünglichen Konzeption eines jeden seiner Bühnenwerke Bild, Wort und Ton nicht als Getrenntes neben einander ruhten, sondern eher als verschiedene Manifestationen der selben Idee, als gleichwerthige, genau bedachte Bestandtheile der einen untrennbaren dramatischen Absicht. Die berechtigtste Kritik aber, die man gegen seine dramatische Idee richten kann, ist die große Schwierigkeit, diese in dem dargestellten Kunstwerk nothwendiger Weise getrennt auftretenden Bestandtheile wieder als Einheit aufzufassen. Aus dem einen schöpferischen Brennpunkt divergirten die Strahlen; nun kommt der Zuschauer und erfaßt zunächst immer nur den einen oder den anderen Strahl, zunächst meistens den musikalischen; auf diesem Wege kann er aber niemals dazu gelangen, Wagners einheitliche Absicht als ein einheitliches Erlebniß im eigenen Herzen zu tragen; sondern nur dann erlebt man wirklich diese Kunstwerke, wenn man die verschiedenen Sprachen, die hier geredet werden, als eine Sprache unmittelbar empfindet. So lange Das nicht geschieht, bleibt ein wagnerisches Drama ein babylonischer Thurm; hysterische Melomanen mögen sich daran erfreuen, nicht aber kunstsinnige Männer, für die es keine schönen Ideen geben kann ohne Harmonie, Ebenmaß, Uebereinstimmung zwischen Zweck und Mittel, Klarheit. Vielleicht

giebt es einige so hoch begabte Leute, daß sie im Stande sind, bei jeder noch so mangelhaften Aufführung und trotz allen zerstreuenden Umständen die einheitliche dramatische Absicht Wagners unmittelbar zu empfinden. Die große Mehrzahl ist dazu jedenfalls nicht im Stande und sie bedarf, außer der vollkommenen Harmonie der Aufführung — und diese, nicht die technische Vollkommenheit des Details, ist das Wesentliche und Charakteristische in Bayreuth —, noch der erhöhten Empfänglichkeit, die durch dem täglichen Leben ganz entrückte, den täglichen Sorgen und Mühen fern liegende Umstände geschaffen werden. Nicht nur die Erwartung ist hier nöthig, sondern hohe Kunst ist eine gar ernste Sache und sie erfordert eine gewisse Feierlichkeit der Stimmung. Auch Das ist Bareuth geglückt. Der tiefe, religiöse Ernst, der aus dem schmucklosen Gebäude, dem Festspielhaus, uns entgegenweht, der Ernst, der froh opfernde Eifer aller Mitwirkenden versetzt den Besucher der Festspiele in eine eigenthümliche, sonst ungekannte Stimmung. Die Folge ist eine Erhöhung seiner künstlerischen Aufnahmefähigkeit, die, wenn auch nur vorübergehend, eine schöpferische Kraft entwickelt und dadurch in den Stand gesetzt wird, die ganze komplizirte „Darstellung" als eine einheitliche „Dichtung" zu erfassen.

Auf diese Art ist es Bayreuth geglückt, durch Darstellung aller Werke Wagners, vom Tannhäuser bis zum Parsifal, das klare Bewußtsein in uns zu wecken, daß Wagner, der Künstler, ein großer Dichter ist, ein dramatischer Dichter, der sich aller uns zur Verfügung stehenden Ausdrucksmittel bedient, um seine poetische Absicht möglichst restlos in die Erscheinung zu bringen. Ich führte vorhin Aristoteles an; der konservativste Literat wird wohl nichts dagegen anzuwenden haben, wenn ich wieder zu den Werken des Stagiriten greife, um eine genaue Definition dieser besonderen Dichterkraft zu finden, — in modernen ästhetischen Büchern findet man keine. In dem neunten Abschnitt seiner Poetik sagt Aristoteles: „Der Dichter, dessen Dichtung in Darstellung besteht, und zwar in Darstellung von Handlungen, muß mehr Dichter von Mythen als Dichter von Versen sein." Da haben wir die lange gesuchte Begriffsbestimmung. Daß die Musiktheoretiker und die Literaten so lange im Dunkeln herumtappen mußten, ist begreiflich; wie hätten sie ahnen können, daß noch in unseren Tagen ein Dichter von Mythen auftreten könnte? Der Begriff selbst war dem modernen Bewußtsein entschwunden. Wir kannten noch Dichter von Versen, wir kannten noch Dichter von Musik, daß es aber Dichter von Mythen gäbe, hatten wir vergessen. Und nun kam der gewaltigste Dichter von Mythen, den es vielleicht seit Homer gegeben hat, und zwar „bestand seine Dichtung in Darstellung"; Das war eine wirklich unklassifizirbare, weil noch nicht dagewesene Erscheinung. Jetzt wissen wir aber, wer der Künstler Wagner ist: die zwanzig Jahre Bayreuth haben es uns gelehrt.

* * *

Nicht ganz so gut ist es Bayreuth gelungen, uns darzuthun, was Wagner als Reformator unserer modernen Kunstzustände erstrebte. Das liegt in der Natur der Sache. Für Wagner ist die Kunst etwas Heiliges; sie ist der sichtbare Leib Dessen, was in der religiösen Erhebung als sprachunfähige Sehnsucht das Herz erfüllt. So ganz „Grieche" war vielleicht in dieser Beziehung noch nie ein Deutscher; was er von den Hellenen entnimmt, ist nicht dieses oder jenes abstrakte Schönheitideal, sondern das lebendige Gefühl für die hohe Würde der Kunst. In unserer modernen Welt fand er nun gar keine Möglichkeit, der Kunst zu der Anerkennung ihrer hohen Würde zu verhelfen. Darum wurde er Revolutionär. Eine Gesellschaftordnung, in der die Kunst mit Nothwendigkeit, wie er sagt, „Sklave des Erwerbes" ist, muß eine schlechte Ordnung sein. Wagner schreibt: „Dem Griechenthum war die Kunst im öffentlichen Bewußtsein gerechtfertigt, von ihm getragen, während bei uns die wahre Kunst nur im Gegensatze zu unserem öffentlichen sittlichen Bewußtsein sich geltend machen kann und deshalb revolutionär sein muß." Diese Ueberzeugung führte denn auch den Meister zu einer Reihe von tief anregenden Untersuchungen über soziale Fragen, — Untersuchungen, die allerdings das Wissenschaftliche und Statistische gar nicht berücksichtigen und das eigentlich Historische auch kaum streiften, sondern, wie die Schillers, das Aesthetische und dazu noch sehr eingehend das Religiöse als einzig entscheidend in den Vordergrund stellten. Hierauf heute einzugehen, würde zu weit führen; nur das Eine muß festgestellt werden, daß die Idee, Festspiele an einem abgelegenen Orte zu begründen, zunächst aus diesen allgemeinen Ueberzeugungen hervorging und also poetisch untrennbar zu ihnen gehört. Auch biographisch läßt sich dieser Zusammenhang leicht nachweisen. Die Festspielidee taucht nämlich bei Wagner zu Beginn der fünfziger Jahre auf, unmittelbar nach der Vollendung seiner ersten Reihe sozialer Schriften. Nun ergab sie sich aber nicht etwa unmittelbar aus den Ueberzeugungen von der Würde der Kunst und der Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Gesellschaft, sondern der Gedanke der Festspiele ist wesentlich ein Kompromiß. Der Künstler sieht ein, daß er gar keine Macht besitzt, um unmittelbar umgestaltend auf das Leben der Völker zu wirken; ist es ihm also mit seinen Ueberzeugungen ernst, so bleibt ihm nur die Wahl: entweder sich von aller Kunst zurückzuziehen oder aber einen modus vivendi zu ersinnen, der ihm gestattet, als Künstler weiter zu wirken, ohne darum ein schlechter, heuchlerischer Mensch zu sein. Wagner war sich darüber klar; gerade zu jener Zeit, im Anfang der fünfziger Jahre, sehen wir ihn sich ernstlich überlegen, ob er nicht auf ewig Abschied von der Kunst nehmen solle. Wie wäre Das aber bei seinem schöpferischen Drange möglich gewesen? Und so entsteht in seinem Kopfe, schon damals, der Gedanke, besondere dramatische Feste zu veranstalten, und

zwar enthält dieser Gedanke die zwei Kardinalpunkte, die später, bei der Begründung der Bayreuther Festspiele, und auch heute bei ihrer Fortführung, ebenfalls die Grundpfeiler des Ganzen bilden; erstens: diese Festspiele müssen an einem abgelegenen Orte stattfinden, wie Wagner am dreißigsten Januar 1852 an Liszt schreibt: „In irgend einer schönen Einöde, fern von dem Treiben und dem Industriegeruche unserer städtischen Civilisation .... große Städte mit ihrem Publikum sind für mich gar nicht mehr vorhanden"; zweitens: das Unternehmen soll und darf Niemandem pekuniären Vortheil bringen. Nach und nach hat Wagner von seinen idealen Forderungen Manches aufgeben müssen, die Welt hat zu dem von ihm vorgeschlagenen modus vivendi ziemlich harte Bedingungen gestellt; diese zwei Prinzipien blieben aber unangetastet. Bayreuth ist zwar nicht buchstäblich eine qualmfreie Einöde, es ist aber eine kleine, abseits gelegene Stadt, und wer nicht die Absicht hat, hinzugehen, wird schwerlich jemals dahin kommen; betreffs des pekuniären Vortheiles haben die Bedürfnisse des Lebens nicht allen mitwirkenden Künstlern gestattet, den idealen Standpunkt einzunehmen; einzig wesentlich ist aber, daß Wagner selbst es that, daß er die ihm von verschiedenen großen Städten angebotenen Millionen abschlug und unerschrocken dem ungeheuren Defizit vom Jahre 1876 entgegensah; einzig wesentlich ist, daß Bayreuth noch heute auf dieser selben unerschütterlichen moralischen Grundlage ruht und den Erben des Meisters wie den an der Verwaltung betheiligten Persönlichkeiten aus den Festspielen, außer der riesigen Arbeitlast, fast eben so große pekuniäre Opfer entstehen.

Bayreuth war also, ich wiederhole es, in der ursprünglichen Idee und es ist noch heute als verwirklichte und wirkende That ein Kompromiß. Was dieses Kompromiß zu bedeuten hat, läßt sich durch ein einfaches Beispiel leicht erläutern. In seiner Schrift „Die Kunst und die Revolution" hatte Wagner geschrieben: „Jedem Einsichtvollen muß es deutlich werden, daß, soll das Theater irgendwie seiner natürlichen edlen Bestimmung zugewendet werden, es von der Nothwendigkeit industrieller Spekulation durchaus zu befreien ist." Diese Befreiung läßt sich nun auf keine Weise verwirklichen; so lange nicht ganz andere soziale Verhältnisse eintreten, was gar nicht vorauszusehen ist, bleibt diese Forderung eine Utopie. Selbst die idealsten Festspiele sind insofern eine Spekulation, als ihre Kosten gedeckt werden müssen, was nur durch den Zudrang eines großen Publikums möglich ist, und zwar sind die Kosten eines solchen Festspieles aus mannichfaltigen, leicht begreiflichen Gründen ungewöhnlich hohe. Aber die Luft ist sofort reiner, wenn der Veranstalter der Festspiele selbst keine Spekulation daraus macht, wenn er à fonds perdu spielt und jegliche Entlohnung seiner Mühewaltung, jegliche Verzinsung des nöthigen Garantiekapitales (des sogenannten „Festspielfonds") von sich weist. Das ist in Bayreuth der Fall und Das nenne ich eben ein Kompromiß. Es ist ein

Kompromiß zwischen einem Künstler, der von der Heiligkeit seines Berufes durchdrungen ist, und einer Welt, die Kunst nur als Industrie kennt und kennen will. Die Festspiele stehen also auf einer industriellen Grundlage, sie kosten viel Geld und bringen entsprechend viel Geld ein. Als der Besuch ein geringer war, konnte nur wenig unternommen werden, mehrmals blieb das Festspielhaus Jahre lang geschlossen; als der Besuch zunahm und der Festspielfonds, aus dem Zustande des chronischen Defizits erlöst, etwas angewachsen war, konnten in schneller Folge größere Aufgaben gelöst werden. Die Thatsache aber, daß ein solches Unternehmen nicht den Geldgewinn als Zweck verfolgt, daß es sogar jeden Geldgewinn von sich weist, also dem selbstlosen Dienst reiner Kunst gewidmet ist, diese Thatsache steht einzig in der Welt da, — und die Festspiele, die seit zwanzig Jahren auf diesem von Wagner gelegten „Grundstein" ruhen, sollten uns, meine ich, über den Menschen Wagner und über die von ihm ersehnte Reform unserer Kunstzustände eben so viel lehren, wie sie uns über den Künstler Wagner gelehrt haben.

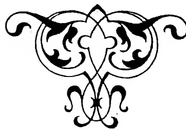
Aehnliche Kompromisse geht nun Wagner auf anderen Gebieten bei seinen Festspielen ein, namentlich in Bezug auf die künstlerische Verwirklichung seiner Absichten. Man spricht oft von „Bayreuther Musteraufführungen"; Wagner selbst hat meines Wissens niemals diesen Ausdruck gebraucht. Eine in jeder Einzelnheit mustergiltige Aufführung dürfte unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich sein, dazu ist die Ausbildung der Darsteller durchaus unzureichend. Man lese auch nach, was Wagner im „Kunstwerk der Zukunft", im „Künstlerthum der Zukunft" u. s. w. sich Herrliches träumt von einer freien, schöpferischen Genossenschaft aller Künstler! Davon sehen wir noch keine Spur. Es werden einfach Opernsänger rechts und links engagirt, möglichst wenig schlechte, und wenn einmal gottbegnadete Genialität angetroffen wird, wie z. B. bei Friedrichs, so ruft man vorsichtig: „Unberufen!" und hofft auf den zukünftigen Tag, wo auch die nicht Genialen die nöthige Vorbildung für diese neue Kunst besitzen werden. Die gesammte Darstellung ist also ebenfalls ein Kompromiß. Das schadet aber wenig, denn was bei einer dramatischen Aufführung den Eindruck der Vollkommenheit hervorruft, ist nicht so sehr die Virtuosität, auch nicht die Fehlerlosigkeit, sondern die harmonische Zusammenwirkung aller Theile; und hier kommt dem wagnerischen Kunstwerke gerade die vorhin erwähnte, manchmal recht bedenkliche Komplizirtheit zu Gute. Sobald nämlich nicht einseitig die Musik, sondern, im Gegentheil, die gesammte dramatische Absicht für die Darstellung das gestaltende Prinzip abgiebt, unterstützen die verschiedenen Elemente einander: das deutlich vernommene Wort kann den nicht ganz richtigen Tonaccent ersetzen, das fein nuancirte Orchesterspiel kann die konventionelle Geberde als eine individuell charakteristische empfinden lassen. Fachleute finden alle Jahre viel an den bayreuther Auf-

führungen auszusetzen, lauter technische Einzelnheiten; dabei übersehen sie aber ganz allgemein sowohl den Zweck wie auch das Unvergleichliche der Gesammtleistung, denn diese sind nicht materielle und (wenn ich so sagen darf) „analytische" Vollkommenheit, sondern jene undefinirbare Harmonie, die Goethe als „höchste Kunst, Magie der Weïsen" bezeichnet. Auch hier erhält, wie man sieht, das Kompromiß einen absoluten Werth dadurch, daß neben dem äußerlichen Nachgeben, neben der klugen Benutzung der vorhandenen Möglichkeiten ein unantastbarer Kern bestehen bleibt: dort, bei der Geldfrage, war es die moralische Persönlichkeit, hier ist es die künstlerische Persönlichkeit.

* * *

Brauche ich erst noch auseinanderzusetzen, wie viel wir bei einer derartigen Betrachtung der Bayreuther Festspiele von Wagner zu lernen hätten und wie viel sie uns über ihn lehren? Ich glaube es kaum. Was menschlich ist, hat Fehler. Wagner war insofern gewiß keine Ausnahme. Auch sein dramatisches Kunstideal zieht sich selbst auf allen Seiten Grenzen, und da es Das thut, gönnt es anderen Idealen ihren verdienten Platz. So lange man das Auge auf einen der großen Genien der Menschheit geheftet hält, kann man nicht umhin, in ihm den primus inter pares zu sehen; Das trifft nicht minder bei Wagner als bei Anderen seiner Art zu. Der sogenannte „Wagnerianer" aber, wenn er jemals wirklich existirt hat, gehört längst zur Petrefaktenkunde; ehren wir sein Angedenken, — durch die Bayreuther Festspiele wurde er überflüssig. Noch mehr wollen wir jedoch den Meister ehren, dem wir die Festspiele verdanken, und Diejenigen, die, unbeirrt durch alle Gegnerschaft, der feindlichen Tücke trotzend, den Kleinmuth der Freunde verachtend, uns die Festspiele erhalten haben. Das war ein gutes Werk; denn: diese zwanzig Jahre werden zählen in der Geschichte der deutschen Kunst.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.



Zum Gedächtniß Heinrichs von Treitschke.

Ansprache auf einer Trauerversammlung der Studirenden der leipziger Universität.

Als in diesem Frühling Heinrich von Treitschke uns entrissen wurde, da hat, meine Herren Kommilitonen, wohl Jeder von Ihnen um ihn wie um einen Verwandten getrauert. Denn Das war die Eigenart dieses Mannes, daß er die Herzen der Nation, und vor Allem die der nationalen Jugend, in ihren Tiefen ergriff und Jeden Einzelnen durch seine rückhaltlose Hingabe an das Ganze so hinriß, als wäre er sein persönlicher Freund. Es ist die geheime Kraft großer Geister, und namentlich großer Lehrer — und wo wäre ein großer Geist nicht der Lehrer seiner Zeitgenossen gewesen? —, so zu wirken: in aufopfernder Hingabe an Jedermann sich selbst der Zeit darzubringen; so haben vor Allem die größten Deutschen gelebt: ein Luther, ein Bismarck.

War Heinrich von Treitschke in der Auffassung des Lebensideals mit diesen Gewaltigen unseres Volkes einig, so versteht man es wohl, wenn Sie es für richtig erachtet haben, erst heute seinem Namen zu huldigen. Der erste Schmerz traf tief; Die dem Toten geistig nahe standen, verstummten; und wir haben es, nicht zum ersten Male in unserer Zeit, erlebt, daß in den wogenden Weihrauchswolken geschäftiger Lobpreisung die klaren, aber auch scharfen Züge eines großen Toten zunächst verlöschten. Wir aber wollen keinen modernen Heiligenkult; und uns soll in dieser feierlichen Stunde das Bild des großen Historikers unverschleiert erwachsen, wenn auch auf dem Hintergrunde jener pietätvollen Treue, die sich mit dem Toten eins fühlt, indem sie sein Bild im eigenen Inneren aus den Schlacken der Vergangenheit wiederum zu unvergänglichem Leben aufbaut.

Wer Heinrich von Treitschke auch nur einmal gesehen hat, Der wird ihn schwerlich wieder vergessen. Dieser breite, fast als Koloß wirkende Rumpf auf festen Beinen, diese muskulösen, arbeitfrohen Hände, — und auf diesem Körper ein Haupt, das in seinen Abmessungen trotz Allem fast noch zu groß erschien, umwallt von dichtem Haar und kräftig gekraustem Bart; und aus ihm heraus leuchtend eherne Züge, ein energischer Mund, eine scharf vorspringende Nase, eine fest zurückgeschobene Stirn; und über Alledem die offene Freudigkeit des Kampfes, ein paar glänzende, mächtige Augen, aufblitzend von Gedanke zu Gedanke, und in lachendem Glück erstrahlend über die knapp sitzende Form, die ein beredter Mund dem Gedachten schlagfertig zu geben wußte. So steht er vor Denen, die ihn gekannt haben, ein ewig reges Bild geistigen

Lebens und damit ein Redner von deutschem Schlag. Denn deutsche Beredtsamkeit verabscheut die vorbereitete Form kunstvoll rhetorischen Aufbaus. Wie sie nicht überreden, sondern überzeugen will, so wirkt sie mit innerlichen Mitteln. Die ganze Person des Redners muß zu uns sprechen, sollen wir warm werden, als eine lebendige, gleichsam durchsichtige Trägerin seiner Ideen, als eine Schaustatt emporkeimender Stimmungen und vorschnellender Gedanken, als ein Kunstwerk nicht formaler Sprachbildung, sondern leidenschaftlichen Durchbrechens hin zum erstrebten Inhalt. So hat Treitschke gesprochen zu den vielen Tausenden, die sein Wort begeistert hat, von den Genossen des leipziger Turnfestes im Jahre 1863 an, deren Herzensrührung zuerst ihn seinem Volke bekannter machte, bis zu den letzen Hörern seiner Wintervorlesung im verflossenen Semester. Wie ein Strom im Felsbett, brausend und zischend, doch aus dem unergründlichen Quell der Bergtiefe genährt, wie ein Naturereigniß floß seine Rede dahin, bald vom furor teutonicus wie vom Sturme da draußen gepeitscht, bald in lachendem Humor das Blau des Himmels spiegelnd. Und als Redner zunächst wird Treitschke in dem Gedächtniß Derer fortleben, die ihn gehört haben.

Aber der Nation war er mehr. Vor Allem: er gehörte auch hier den Tausenden. Er war kein Aristokrat der feingesponnenen Art, die in sich zurückgezogen die Berührung anders Gesinnter scheut, keiner der kunstreichen Egoisten, die sich aus kluger Enthaltung einen vornehm-bornirten Lebensinhalt aufzimmern. Sein durch und durch aristokratisches Wesen war von jener edlen Art, die sich Anderen nähert, in der Ueberzeugung, nicht schlechter zu sein als sie, und die, in Wahrheit unendlich besser als die Menge, unbewußt dahin wirkt, das Empfinden und Handeln der Massen zu adeln.

Was konnte ein solcher Charakter wirken, war er in eine Zeit hinein geboren, da es galt, der Nation die höchsten und zugleich allgemeinsten, die tiefsten und zugleich verbreitetsten Instinkte geschichtlichen Lebens und nationalen Daseins wieder einzuimpfen: jene Instinkte einer reinen, allumfassenden Vaterlandsliebe und jenen Drang auf staatliche Einheit Aller, die ihr durch die unerhört grausame Entwickelung mehrerer Jahrhunderte fast entrissen zu sein schienen! Und Treitschkes Jugend fiel in eine solche Zeit. Unklar und gährend waren die Jahre, da der 1834 geborene sächsische Generalssohn zum ersten Denken heranwuchs. Aber früh, trotz Revolution und Reaktion, trotz harten Kämpfen gegen Familie und engeres Vaterland, wirkten die eingeborenen Kräfte seines Wesens. Halb noch als Knabe empfand er bereits deren A und O: die Sehnsucht nach der Einheit und Größe Deutschlands. Und prophetisch wußte er von vorn herein, daß harte Kämpfe nur dies hohe Ziel erschließen würden; niemals ist er der idyllischen Ruhseligkeit der meisten Achtundvierziger verfallen. Im „Sang des Friedens“ ruft er einem Freunde zu:

Den Hammer brauchts, das Erz zu löthen,
Es braucht der Flamme heiße Gluth:
In Zorn und Streit, in Schmerz und Nöthen
Erstarkt der freie Mannesmuth.
Kampf! ist der Tage Losungzeichen,
Kampf! kündet der Geschichte Mund . . .
Wohl herrlich ists, am warmen Frieden
Sich weiden, an des Sieges Lust —:
Dem Kämpfer auch ist Heil beschieden,
Der Friede in der braven Brust.

Es ist die Stimmung, die ihn niemals verlassen hat. Als er von Leipzig scheidet, im August 1863, aus einer Lage, da seinem preußisch-deutsch fühlenden Herzen der Aufenthalt im engeren Geburtlande wenig Behagliches bot, gab ihm Gustav Freytag aus dem treuen Freundesringe des Kitzing das Zeugniß: „Besonders kräftig und laut strömte aus Ihrem Innern Gedanke, Gefühl, Forderung; Ihre feste und rücksichtlose Entschlossenheit hat auch uns nicht selten gehoben, befestigt und in der eigenen Auffassung bestätigt.“ Und freudig nennt ihn der ältere Freund den Max Piccolomini des Kreises. Und als dann der junge freiburger Professor die Kämpfe des Jahres 1866 über Baden heraufziehen sieht und den Staat, dem er dient, wankend erblickt in der Treue zum großen Vaterlande, wie er sie auffaßt: da zögert er keinen Augenblick, den Staub von den Füßen zu schütteln, und er fährt nach Berlin, der Stätte zu, die ihm heilig ist.

So würde dieses starke Leben gebrochen sein, wäre ihm nicht sein Wunsch geworden. Aber eben das Jahr 1866 brachte die Lösung. In blutigen Schlachten entlud sich die säkulare Spannung der innerdeutschen Politik, wie sie das Aufkommen doppelter Ostmächte, Preußens und Oesterreichs, gezeitigt hatte; und die aufsteigende Klarheit nach dem Gewitter ließ eine künftige deutsche Einheit hoffen. Es sind die schönsten Jahre im Leben Treitschkes gewesen. Ganz, ein Tropfen im Meer, in seliger Hingabe mündete sein Leben in die große Bewegung der Zeitgeschichte. Kiel, Heidelberg, seit 1874 Berlin, wurden die Stätten seines immer ausgedehnteren akademischen Wirkens; daneben trat, eine längere Zeit hindurch stark betont, die praktische Thätigkeit des Politikers im Parlament.

Aber mehr als dieses frohe Thun hatten die Jahre 1866 und 1870 Treitschke eingebracht. Was kann einem tapferen Mann auf der Höhe des Lebens Herrlicheres werden als die klare Einsicht in die Erfüllbarkeit nicht nur, nein die Erfüllung seiner Ideale? Treitschke sah den Wunsch seines Lebens zur Wirklichkeit erblühen; das Wichtigste auf dieser Welt schien ihm erreicht; und so, im selbstsicheren Bewußtsein des Errungenen, ward er zum Historiker seines Volkes.

Fürwahr ein Zusammentreffen sonder Gleichen! Und wie auch der Streit noch tobe über die Berechtigung seiner politischen Auffassung des Geschehenen, wie wenig umgrenzt auch noch die Stellung sei, die er im Gesammtverlauf der geschichtlichen Wissenschaften unserer Tage eingenommen hat: wir halten uns in den Grenzen historischer Auffassung, wenn wir es aussprechen, daß Treitschke sich dieses Glückes würdig erwiesen hat. Wie erscheint doch in seinen frühesten Schriften, namentlich in seinen Gedichten, seine Phantasie noch undisziplinirt, seine plastische Anschauung noch gering; wie ringt er noch mit der Form, wie leidet der Hörer unter den dröhnenden Tönen des Pathos und der flirrenden Farbengluth sich kreuzender Gleichnisse. Erst in der großen Aufgabe einer deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts hat dieser starke Geist sich aus den Kämpfen der Gegenwart zur vollen Selbsterziehung hindurchgerettet; er mildert den leidenschaftlich-pamphletistischen Ton und, von einer Phantasie greifbarster Klarheit geleitet, ordnet er die Entwickelungmassen unserer jüngsten Vergangenheit. So folgt, auf Grund eingehender Studien, als Ergebniß eines eisernen Fleißes, welcher der Nacht fast die Hälfte ihrer Stunden zu rauben pflegte, ein Theil der deutschen Geschichte dem anderen, bis der erste Band mit seiner triumphirenden Epopöe der Freiheitkriege und der letzte mit seiner wunderbaren Zeichnung Friedrich Wilhelms des Vierten, das unendlich reiche, großartiger Züge freilich entbehrende Bild der gesammtdeutschen Entwickelung während des zweiten bis vierten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts umschließt. Mag man in der breit dahinfluthenden Darstellung dieser Zeiten Licht und Schatten nicht immer richtig vertheilt finden, mag der gewählte Standpunkt der Beurtheilung schon heute veraltet erscheinen, mag man Vorliebe entdecken und Abneigung, ira und studium: all diese Empfindungen überwiegt jetzt das Gefühl der Trauer, daß auch dieses große Werk ein Bruchstück geblieben ist, wie so viele Geistesdenkmäler vor Allem germanischer Herkunft. Wie würde Treitschke die Bewegungen des Jahres 1848 geschildert haben, die Zeiten überhaupt, da seine eigene Erinnerung die wiederbelebten Zeugnisse vergilbter Papiere zu ergänzen vermocht hätte! Welche Bedeutung hätte diese neue Quelle der Tradition für einen Historiker haben müssen, der die Zeitgeschichtschreibung stets als die vornehmste aller historischen Bethätigungen betrachtet hat! Und nicht nur um einen wissenschaftlichen Verlust handelt es sich hier, sondern um einen nationalen. Wie Dürer bei der angeblichen Nachricht von Luthers Tode im Jahre 1521 verzweifelnd ausrief: Wer soll uns nun das Evangelium noch weiter klärlich auslegen? —, so dürfen wir wohl, im Bewußtsein eines für uns nicht ersetzbaren Verlustes rufen: Wer soll uns nun das nationale Gedenken an die großen Erhebungjahre 1870/71 noch als ein Ganzes vermitteln? Mit Treitschke ist nicht nur ein nationaler Historiker dahingegangen, sondern, für die wichtigsten Augenblicke unserer Geschichte in diesem Zeitalter, ein Stück der

nationalen Ueberlieferung selbst; es giebt keinen noch lebenden Zeugen des großen Krieges, der ihn hierfür ersetzen könnte.

Der Trauer um diesen Verlust Ausdruck zu geben, Das ist wohl das Schönste, was man zu Treitschkes Ehren zu sagen vermag: Nicht blos als ein Historiker seines Volkes, nein, als ein Stück der deutschen Tradition dieses Jahrhunderts selbst wird er unvergänglich fortleben in der Geschichte unseres Volkes, zusammen mit allen jenen Großen, denen der im Leben treu bethätigte Grundsatz, daß die Sache reden und der Name schweigen solle, die Unsterblichkeit auch des Namens gesichert hat.

Nachruhm aber heißt für die Ueberlebenden Vorbild. Die politische Lage der Welt ist nicht mehr die jener Zeit, da Treitschke seine Ideale bildete; wir urtheilen nicht mehr, wie Treitschke geurtheilt hat; trotz aller Größe der geistigen und sittlichen Kräfte, die in den sechziger und siebenziger Jahren unser Volk in Erregung setzten, beginnt diese Zeit uns, den glücklichen Enkeln, doch schon in der Größe und Mannichfaltigkeit ihrer bewegenden Impulse geringer zu erscheinen als die Gegenwart. Die europäische Politik hat seitdem einer Weltpolitik weichen müssen, der geographische und ethnographische Horizont hat sich seitdem unendlich erweitert, und die Beziehungen unserer Industrie, unseres Handels, unserer Bildung, ja die Auswirkung unseres gesammten nationalen Wesens überhaupt können nicht umhin, dieser Bewegung zu folgen. Völlig neue Bedürfnisse erfordern völlig neue Mittel der Befriedigung; und mehr als jemals bleibt heute zurück, wer hinter sich schaut. Um aber richtig, kraftvoll und gottvertrauend vorwärts zu schauen, dazu bedarf es der stärkenden Erinnerung an Das, was große Vorfahren, unter anderen Verhältnissen allerdings, aber mit nicht geringerem, oft vielmehr stärkerem Maße sittlicher Energie als wir rein gewollt und tadellos vollendet haben. Schauen Sie in diesem Sinne zu Treitschke zurück und schauen Sie in diesem Sinne, indem sie sein verklärtes Bild auf sich wirken lassen, zu ihm empor! Sehen Sie in ihm den großen Geschichtschreiber Ihres Volkes, aber vergessen Sie nicht, in ihm noch mehr zu erblicken: den treuen Eckart seiner Nation und Ihrer Aller, einen Charakter, der seine Ideale niemals vergaß, — und damit den echten Deutschen des Heldenzeitalters der Jahre 1866 und 1870.

Das ist die Meinung, in der ich dem Toten, bevor Sie ihm nach alter deutscher Sitte den Minnebecher zutrinken, als Dolmetscher Ihrer Gefühle ein Have cara anima zurufe.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.



Frauenarbeit in Wien.

In den Räumen der Handels- und Gewerbekammer zu Wien gab es während der letzten Monate an Sonntagen und in den Abendstunden der Werktage einen dort ungewöhnlichen Anblick. Auf den sonst von Mitgliedern der Kammer eingenommenen Plätzen saßen täglich neue Gruppen von Frauen und Mädchen. Sie waren nicht gekommen, um durch Schönheit, Putz und Frohsinn ein Fest zu beleben, — Das zeigte schon ein Blick auf ihre Reihen. Im ausgewaschenen Baumwollkleide von bäuerlichem Schnitt, das dunkle Kopftüchel auf den Haaren, oder in ärmlicher städtischer Tracht nach längst vergangener Mode, nur Wenige in neuerer, aber immer von billigstem Stoffe hergestellter Kleidung, tiefen Ernst in den Minen: so saßen sie da. Kein fröhliches, wohl aber ein interessantes Schauspiel war es, das sie boten. Alle Rassen, welche die so überaus bunte Bewohnerschaft Wiens aufweist, schienen hier vertreten. Da saß die blonde Bajuwarin mit regelmäßigen Zügen, dort die Czechin mit hervortretenden Backenknochen und tiefliegenden, aber lebhaften Augen; hier erblickte man den energischen Gesichtsschnitt einer Tochter romanischer Vorfahren, dort die dunkle Haut und das Gluthauge der Magyarin; hie und da zeigte sich auch eine Erscheinung von semitischem Typus. So verschieden wie der nationale Ursprung mochten auch die Volksschichten sein, aus denen diese Frauen hervorgegangen waren, die Erziehung, die sie gehabt, die Schicksale, die sie durchgemacht hatten. Hier feine Züge, die den Stempel der Kultur der Voreltern und der ausgebildeten eigenen Intelligenz trugen, dort das plumpe, wenn auch manchmal angenehme Gesicht eines geistig ganz unentwickelten und von unentwickelten Menschen abstammenden Wesens. Fast alle diese so verschiedenartigen Erscheinungen aber — vom blutjungen Ding bis zum Weibe mit durchfurchtem Antlitz — hatten Eines gemeinsam: jenen Ausdruck, den Entbehrung, Sorge und Ueberanstrengung dem Menschen aufprägen. Er gab dem kindlichen Gesichtchen einen krankhaften Zug, er ließ das junge Weib ältlich erscheinen, er vertiefte die Linien, mit denen sich die Zeit in die Züge einschreibt, und verlieh der Frau mittleren Alters das Aussehen einer Greisin.

Diese Frauen und Mädchen gehörten zu Jenen, die sich in Wien durch Arbeit ihr Brot verdienen, und waren, auf den Wunsch einer aus Männern und Frauen verschiedener Berufe, Kreise und Parteien gebildeten Enquete-Kommission, gekommen, um Auskunft über ihre Arbeitverhältnisse und ihre Lebensweise zu geben. Mit ihnen kamen von jedem Betriebszweige zwei oder drei Männer, manche davon Werkführer, um die Technik des Gewerbes und die allgemeinen Arbeiterverhältnisse zu schildern.

Die Idee der Enquete war von der Ethischen Gesellschaft und von

einer die Erweiterung der Frauenrechte anstrebenden Damengruppe ausgegangen; den Frageplan hatten zwei Fachmänner verschiedener sozialer und politischer Richtung, Universitätprofessor Dr. E. von Philippovich und Dr. L. Verkauf, entworfen. In der Enquete-Kommission befanden sich Angehörige fast aller Parteien Oesterreichs: Liberale, Sozialdemokraten, katholische Sozialreformer u. s. w. Was man bezweckte, waren keine statistischen Erhebungen, sondern Stichproben aus dem Erwerbsleben des weiblichen Geschlechtes. Da in der Kommission nicht nur die nationalökonomische Gelehrsamkeit reichlich vertreten war, sondern es auch nicht an Männern fehlte, die als Unternehmer oder als Mitglieder der Gewerbebehörde und wohlthätiger Vereine, oder als ehemalige Angehörige des Arbeiterstandes selbst tiefen Einblick in die Arbeitverhältnisse Wiens genommen hatten, konnten die Aussagen der männlichen und weiblichen Experten genau kontrolirt werden. Von noch größerer Bedeutung als diese sachverständige Aufsicht war aber für den Werth der Enquete der Eindruck, den die übergroße Mehrzahl der erschienenen Arbeiterinnen selbst machten, die Art und Weise, wie sie auf die an sie gerichteten, von den verschiedensten Standpunkten ausgehenden Fragen antworteten. Man hatte hier meist sehr einfache Frauen vor sich, mit Mühen und mit Sorge um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse überhäufte Wesen, deren Blick nicht über den engsten Kreis ihrer Pflichten und Aufgaben hinausgeht. Von Respekt für die Kommission erfüllt, die manchen von ihnen den Eindruck eines Gerichtshofes zu machen schien, waren fast Alle sichtlich bestrebt, gewissenhaft und sachlich auszusagen. Da gab es, mit wenigen Ausnahmen, keinen Wortschwall, keine Klagen, kein Ausmalen von Plage, Sorge und Elend, keine Seufzer und Thränen. Viele der Expertinnen berichteten über furchtbare Zustände, unter denen sie litten, mit einer Ruhe, mit einer Objektivität, die geradezu unheimlich auf den Hörer wirkte. Sie hatten sich mit diesen Dingen abgefunden, an diese Uebel gewöhnt; sie halten sie offenbar für so unvermeidlich wie die Naturgesetze, denen der Mensch unterworfen ist. Gerade und offen antworteten fast alle Frauen und Mädchen auf Fragen selbst recht heikler und unangenehmer Art. Nur gegenüber zwei Punkten der Frageliste zeigte sich häufig das Streben, sich durch allgemeine Redensarten von den oft sehr hartnäckigen Fragestellern loszumachen oder zu schweigen; sie betrafen die Gefahren für die Sittlichkeit der Arbeiterin und deren Ernährung. Manche Arbeiterin und mehrere als Experten erschienene Unternehmerinnen erzählten von den sittlichen Gefahren, mit denen unmoralische Unternehmer und Werkführer die unter ihnen stehenden Frauenspersonen bedrohen, aber fast keine wollte zu dieser Kenntniß durch eigene Erfahrung oder Beobachtung gekommen sein. Sie fürchteten offenbar, durch eine solche Mittheilung ihren Ruf zu schädigen. Auch auf die Frage nach der Ernährung

suchten manche Arbeiterinnen die Antwort zu vermeiden oder zu verhüllen, — sie schämten sich ihrer Armuth.

Ueberblicken wir die Aussagen der Arbeiterinnen und die ergänzenden Mittheilungen der männlichen Experten des Arbeiter- und des Unternehmer-Standes, so tritt uns ein Gesammtbild des weiblichen Erwerbslebens in Wien vor Augen, das nur wenige Lücken aufweist und dessen Richtigkeit durch die bisherigen Erhebungen der Sozialwissenschaft bestätigt wird.

Sehen wir uns zuerst die Heimarbeit an. Unter ihrer Flagge finden wir fast alle Volksschichten vertreten, von der Dame aus adeligem Hause, aus höherer Beamten- und Offiziersfamilie, bis zur Taglöhnerstochter vom Lande, dem ehemaligen Dienstmädchen. Die Einen arbeiten, um ihr Toilette- oder Haushaltungsgeld zu erhöhen, die Anderen, um den zum Unterhalt der Familie unzureichenden Verdienst des Ehemannes oder Vaters zu ergänzen, um ihre Kinder etwas Besonderes lernen zu lassen, ihre verwaiste Familie oder sich selbst zu erhalten; die Einen arbeiten allein oder mit der Mutter, der Schwester, den größeren Töchtern, den Kindern in deren schulfreier Zeit; die Anderen nehmen sich Arbeiterinnen, Lehrmädchen, Dienstmädchen zum Helfen. Was wird durch Heimarbeit hergestellt? Fast Alles — so zeigte die Enquete —, was in einer Privatwohnung überhaupt hergestellt werden kann, wozu man keines großen Raumes, keiner umfangreichen Handwerksbehelfe, keiner Motoren bedarf. Die Kleider-, Ueberkleider- und Wäsche-Konfektion, die Schneiderei und Näherei für Kunden, die Schusterei, die Posamenterie, Papierkonfektion, Metallindustrie, die Bürstenbinderei und zahlreiche andere Industrien und Gewerbe lassen ihre Waare ganz durch Heimarbeit herstellen oder verlegen einen Theil des Herstellungprozesses auf den Boden der Heimarbeit. Denn von allen dem Unternehmer zu Gebote stehenden Arbeitarten ist die Heimarbeit für ihn die bequemste und billigste. Es wurde in der Kommission häufig mitgetheilt und durch Zahlen illustrirt, daß es Regel ist, sie niedriger zu entlohnen als die Arbeit in Fabrik und Werkstatt. (Denn die Heimarbeiterin, so erklärte ein großer Unternehmer, genießt ja den Vortheil, bei der Arbeit ihr eigener Herr zu sein, ihre Familie bei sich zu haben und ihren Haushalt besorgen zu können.) Ferner erspart sie dem Unternehmer die Kosten für Arbeitraum, Licht und Heizung, für Aufsicht, für Krankenversicherung. Sie läßt ihn frei von den Verpflichtungen, die das Arbeiterschutzgesetz dem Unternehmer gegenüber der Betriebsarbeiterschaft auferlegt: für die Heimarbeit gilt keine Maximalarbeitzeit, keine Sonntagsruhe, kein Verbot der Nachtarbeit, der Arbeit von Kindern. Die Heimarbeit steht dem Unternehmer bei Bedarf zur Verfügung, ohne daß er ihr dauernde Beschäftigung zu bieten braucht. Dies Angebot von Heimarbeit ist in Wien so groß und wächst fortwährend so sehr, daß der Unternehmer stets die Aus-

wahl unter den sich anbietenden Arbeitkräften hat, ihnen die Löhne diktiren und deren Niedrigkeit wieder benutzen kann, um die Löhne seiner Betriebsarbeiterinnen herabzusetzen. Oft braucht sich der Unternehmer gar nicht die Mühe zu geben, den Lohn der Heimarbeit zu verringern. Heimarbeiterinnen kommen zu ihm und bieten sich selbst zu weit niedrigerem Lohne an als ihre Konkurrentinnen, nur um Beschäftigung zu erhalten.

Darf ich ein paar Expertinnen der Heimarbeit vorführen? Hier die junge Frau mit dem tiefen Leidenszuge auf dem hübschen Gesicht, der Sprache und dem Benehmen nach aus gebildeter Familie, gehört zu den Heimarbeiterinnen mit besserem Verdienst. Sie näht in ihrer Wohnung auf ihrer Maschine Mieder, die sie durch eine Zwischenmeisterin von einer großen Miederfabrik erhält. Von sieben Uhr früh bis neun Uhr abends, mit Ausnahme der für das Kochen des einfachen Mittagsmahles nöthigen Zeit, sitzt sie an der Maschine und verdient dadurch in der Woche sechs, manchmal auch sieben Gulden. Wegen der Dichtigkeit und Härte des Miederstoffes ist die Arbeit sehr schwer, die Frau muß ihre Füße beim Treten der Maschine stark anstrengen. Nach ein paar Jahren schon ist die Maschine durch die Härte des Stoffes verdorben und zum Miedernähen nicht mehr brauchbar; die Frau muß sie billig verkaufen und sich eine neue anschaffen. Drei Kinder brachte diese Heimarbeiterin zur Welt, und zwar unter großer Gefahr, — schwere Geburten sind die Regel bei den Miedermacherinnen. Eines lebte nur kurze Zeit, die anderen sind rhachitisch: „Das sind alle Kinder von Miederarbeiterinnen,“ damit tröstete der Arzt die Frau.

Hier eine Heimarbeiterin der Papierkonfektion, Wittwe eines Handwerkers. Auf dem mittelgroßen Gerippe klebt die Haut; man fürchtet, die Knochen klappern zu hören, wenn sie sich bewegt. Tief liegen die Augen in ihren Höhlen, aber sie blicken freundlich. Das ausgewaschene Kattunkleid ist rein, das Haar in ländlicher Weise glatt und nett aufgesteckt. Ruhig und höflich, doch etwas schüchtern, antwortet sie auf die ihr gestellten Fragen: Sie hat sich und ihre zwei die Schule besuchenden Kinder zu erhalten. Von sieben Uhr früh bis zehn Uhr abends pflegt sie Klebearbeit zu machen, die sie durch das Kochen des Mittagsmahles und wenigstens zweimal wöchentlich durch Abliefern der Arbeit in der Fabrik unterbricht. Mit dem Wege hin und zurück und der Warte- und Untersuchungzeit in der Fabrik braucht sie zum Liefern jedesmal wenigstens drei Stunden. Ihr Wochenverdienst sind zwei Gulden achtzig Kreuzer. Ihre und ihrer Kinder Nahrung besteht morgens und abends in Kaffee und Brot (dazu wird täglich ein Liter abgerahmte Milch gekauft), mittags in Einbrennsuppe und Brot oder Kartoffeln. Der Vincenzverein giebt ihr allwöchentlich etwas Brot und Mehl, manchmal auch einen Beitrag zum Miethzins; gute Leute spenden ihr und den Kindern alte Kleider; hätte sie diese Hilfe nicht, so könnte sie nicht leben.

Eine Bürstenarbeiterin erzählte: „Die Heimarbeiterinnen bekommen vom Dutzend Bürsten um fünf Kreuzer weniger als die Fabrikarbeiterinnen (die in der guten Zeit einen Wochenverdienst bis zu vier Gulden, in der schlechten bis einen Gulden fünfzig Kreuzer hinab haben). Sie liefern ihre Arbeit täglich ab, manchmal zweimal am Tage. Die Kinder helfen; es wird nachts gearbeitet. Als ich Heimarbeiterin war, arbeitete ich von $^1/_2$7 Uhr morgens bis zehn Uhr nachts. Der Haushalt kostete sehr wenig Zeit. Mein Mann, der auch Bürstenbinder ist, half mir, wenn er abends von der Arbeit nach Hause kam. Wir verdienten aber nur drei Gulden die Woche."

Ich erwähnte bereits die Heimarbeiterin, die sich andere Arbeiterinnen zu Hilfe nimmt und dadurch zur Mittelsperson zwischen ihnen und dem Unternehmer wird. Dieses System ist der verschiedenartigsten Entwickelung fähig; man findet es in allen Arten, von der ehrbarsten bis zur schuftigsten; von der selbst arbeitenden und vermöge ihrer Geschicklichkeit den schwierigsten Theil der Arbeit leistenden bis zu der Mittelsperson, die nicht arbeitet, reichlich vom Arbeitlohne der Arbeiterinnen lebt, deren Kräfte sie aufs Aeußerste anspannt und denen sie kaum das zur Lebensfristung Nöthige giebt.

Zwei Gründe sind es, die in einer Anzahl von Industrien den Unternehmer bewegen, die Heimarbeiterin nicht direkt zu beschäftigen, sondern sich des Zwischenmeisters oder der Zwischenmeisterin zu bedienen; erstens: die Mittelsperson muß dem Unternehmer den Werkmeister ersetzen; zweitens: sie muß dem Unternehmer Risiko ersparen. In Betriebszweigen, wie der Kleider-, Ueberkleider- und Wäsche-Konfektion, giebt der Großunternehmer dem Schneidermeister, der nicht mehr selbst einen genügenden Kundenkreis besitzt, der des Schneiderns oder Weißnähens kundigen Frau im Besitz einer Nähmaschine und eigener Wohnung, den Stoff für die herzustellenden Waaren. Sie schneiden sie zu, lassen sie theils in ihrer Wohnung, theils von zuverlässigen Heimarbeiterinnen in deren Heim nähen und sorgen, daß Alles so gemacht wird, wie es der Unternehmer anordnete. Sie sind ihm verantwortlich für die ganze Herstellung, ersetzen ihm also den theueren geschickten Zuschneider und den anständig zu entlohnenden Werkführer. Wie vollständig der Unternehmer diese Leistung der zur Meisterschaft in dem betreffenden Betriebszweige gelangten Mittelsperson überläßt, davon hier nur ein Beispiel aus der Enquete. Der Chef einer großen Schneiderfirma war als Experte erschienen und theilte manches Interessante mit, aber es zeigte sich — und er bekannte es auch ohne Scheu —, daß er vom Schneiderhandwerk gar nichts verstand, keine Idee von der Herstellung seiner Waare besaß. Eine weniger wichtige Rolle spielen Zwischenmeister und Zwischenmeisterin da, wo sie die Stoffe zugeschnitten erhalten und nur für das Nähen zu sorgen haben. So weit sie nicht selbst arbeiten, erfüllen sie hier dem Unternehmer gegenüber nur die Aufgabe, ihm das Risiko zu ersparen.

Die Heimarbeiterinnen sind, wie Das bei niederer Entlohnung begreiflich ist, meistens sehr arm, leben „von der Hand in den Mund“ und stehen, besonders bei Krankheit- oder Todesfällen in ihrer Familie, oft der bittersten Noth gegenüber, so daß sie nicht mehr wissen, womit ihren Hunger stillen oder woher den Miethzins nehmen. Da ist denn zu fürchten — und es geschieht auch manchmal —, daß sie die ihnen zur Bearbeitung anvertrauten Dinge ins Pfandhaus tragen und der Unternehmer so zu Schaden kommt. Deshalb geben viele Unternehmer ihre Arbeit nur an Mittelspersonen, die so viel Eigenthum besitzen, daß man sich an ihnen schadlos halten kann. Die Zwischenperson steht in Verbindung mit Heimarbeiterinnen, kennt deren Verhältnisse und weiß, was sie ihnen ohne Gefahr anvertrauen darf. Aus dieser Vermittlerrolle zieht sie dann ihren Nutzen.

Wie groß der Theil vom Stücklohn des Unternehmers ist, den die nichtarbeitende und die einfache oder Meisterarbeit verrichtende Zwischenperson für sich behält, konnte nur in wenigen Fällen festgestellt werden, denn die Mittelsperson hält es meist vor den Arbeiterinnen geheim. Nach Allem, was man erfuhr, ist das Verhalten der selbstarbeitenden Zwischenmeisterinnen in dieser wie in anderer Hinsicht weit besser als das der nichtarbeitenden. Mehrere Expertinnen lobten die Zwischenmeisterinnen, bei denen sie beschäftigt sind, hoben hervor, daß diese auch Arbeiterinnen gewesen seien und deshalb nun auch ihre Arbeiterinnen nicht zu kurz kommen ließen. Die Wochenverdienste der Arbeiterinnen bewegen sich zwischen drei und sechs Gulden; höhere sind Ausnahmen. In Bezug auf Arbeitzeit, Sonntagsruhe, Luft und Reinlichkeit im Arbeitraum, der fast immer zugleich Schlafzimmer und nicht selten Küche ist, sind die Zustände auch bei den anständigen Zwischenmeisterinnen oft sehr traurig. Sie sind aber noch golden gegen Das, was man bei jenen Zwischenpersonen findet, die aus der Arbeit von kaum der Schule entwachsenen Mädchen ihren Profit ziehen. Werfen wir einen Blick in eine solche Zwischenmeisterei, wie sie die Enquete beleuchtete. Da sehen wir als Haupt einen Pfiffikus, der seinen Beruf an den Nagel hing, um bequemer von anderer Leute Arbeit zu leben. Er hat eine Frau — ein Anderer wieder eine Mutter oder eine „Wirthschafterin“ —, die von einem weiblichen Gewerbe, sei es nun Stickerei, Näherei oder Blumenmacherei, Etwas versteht. Er hat auch eine wohleingerichtete Wohnung und erhält deshalb auf sein Ersuchen von einem großen Unternehmer Arbeit. Nun läßt er aus einer armen Gegend Böhmens, Mährens oder Schlesiens einige Mädchen von vierzehn bis sechzehn Jahren kommen, giebt ihnen Kost — Kaffee, Brot, Wassersuppe und Gemüse — und Wohnung, im besten Falle ein Bett für je zwei Mädchen, meist nur einen Strohsack auf der Erde, und nach einigen Monaten einen Lohn, — siebenzig bis achtzig Kreuzer wöchentlich. Seine Frau und eine

Arbeiterin, die er für diesen Zweck aufnimmt, müssen die meist schon im Gewerbe etwas geübten Mädchen abrichten (es giebt in den genannten Ländern Schulen für alle Arten weiblicher Hausindustrie) und nun läßt der Edle drauflos arbeiten. Seine eigene Thätigkeit besteht im Verkehr mit dem Unternehmer und im Antreiben der Mädchen. Was in dieser Hinsicht der nichtarbeitende Zwischenmeister fertig bringt, ist großartig. Er erzwingt von seinen Arbeiterinnen eine noch viel größere Leistung per Stunde, als sie in der Fabrik durch die zu emsigstem Fleiß bewegende Stückarbeit erzielt wird. Die Arbeitzeit dehnt sich in diesen Zwischenmeistereien ins Endlose. Vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht sitzen die jungen Mädchen am Stickrahmen, an der Nähmaschine, über den Kunstblumen; für sie giebt es keinen Sonn- und Feiertag. Morgens haben sie oft nicht einmal Zeit, sich zu waschen, mittags wird das kärgliche Mahl schnell verschlungen, denn rasch treibt der Herr seine Erhalterinnen wieder zur Arbeit. Andere Zwischenmeister wieder nehmen ihre Arbeiterinnen, meist blutjunge, unerfahrene Dinger, frisch aus der Provinz, als Dienstmädchen auf — gleich fünf oder sechs in einer kleinen Miethwohnung! — und lassen sie gewerblich für sich thätig sein. Die weitgehende, beinahe elterliche Gewalt, die das Gesetz dem Dienstgeber über den Dienstboten ertheilt, machen dieses Verhältniß ganz besonders geeignet zur schrankenlosen Ausbeutung der Mädchen. Die stete Ueberanstrengung, der Mangel an Schlaf, die karge Kost, die Unreinlichkeit, die verdorbene Luft des engen Zimmers richtet deren Gesundheit meist zu Grunde. Hier hält die Tuberkulose besonders reichliche Ernten; es wurden in der Enquete sogar Fälle von plötzlichem Tode durch Ueberanstrengung berichtet.

Selbstarbeitende Zwischenmeisterinnen nehmen auch manchmal Arbeiterinnen in Kost und Wohnung, weil sie dabei ihren Miethzins und Küchenaufwand besser ausnützen. Eine solche Zwischenfrau der Handschuhmacherei theilte mit, daß sie ihren Arbeiterinnen Kost und Schlafstelle — Fleischsuppe und Gemüse, sie erhalten kein Fleisch — mit dreieinhalb Gulden die Woche berechne.

Außer dem Schaden, den die regellose und überbillige Heimarbeit den Heimarbeiterinnen selbst und ihren Kindern an Leib und Seele bringt, schadet sie auch empfindlich den Handwerksmeistern und -Meisterinnen jener Betriebszweige, in denen selbständiger Kleinbetrieb neben der Thätigkeit von Zwischenmeistern und Heimarbeitern für den Großunternehmer besteht.

Beim soliden, noch fest auf eigenen Füßen stehenden Handwerksmeister ist die Arbeiterin in der Regel besser daran als im Großbetriebe; sie wird höher entlohnt und anständiger behandelt. Auch das Lehrmädchen erwirbt sich hier, wo ja noch keine Arbeitstheilung besteht, bessere Kenntniß des Gewerbes und umfassendere Geschicklichkeit als in der Fabrik. Aber so manche Meister sinken zur Abhängigkeit von einem Großunternehmer, zur Zwischen-

meisterei hinab und suchen dann ihre traurige Lage durch Lohndruck und Ausdehnung der Arbeitzeit zu verbessern. Lassen diese Meister auch nicht nachts in ihrer Werkstatt arbeiten, so geben sie doch während der Saison am Abend und an Samstagen der Arbeiterin so viel zu thun mit, daß sie bis Mitternacht und während des ganzen Sonntages angestrengt beschäftigt ist.

Furchtbare Ausbeutung von Lehrmädchen und Zwingen der Gehilfinnen zur Nacht- und Sonntags-Arbeit im eigenen Heim findet man besonders häufig in Gewerben, die spezifisch weibliche sind, wie die Federnschmückerei, die Blumenmacherei u. s. w., wo die Frau des Unternehmers oder eine Vorarbeiterin die eigentliche Meisterarbeit thut und der Mann nur den kaufmännischen Theil des Unternehmens, manchmal auch das Antreiben besorgt. Hier werden unverhältnißmäßig viele Lehrmädchen gehalten und sie sind häufig in Wohnung und Kost. Einige Expertinnen berichteten über die Naturalverpflegung und die Behandlung, die sie während ihrer Lehrjahre gehabt und erfahren hatten; es waren meist sehr traurige Erinnerungen: schlechte, schmutzige Schlafstellen in überfüllten Räumen, elende, ungenügende Kost, dabei manchmal Monate dauernde Entziehung des Stückes Brot, das die Mädchen zum Frühstück und am Nachmittag erhalten sollten, wegen Zerbrechens einer Scheibe (eine wirklich grausame Strafe für die stets wolfshungrige Jugend!), Arbeit bis um Mitternacht, grobe Behandlung. Wollten die Mädchen am Sonntag die Kirche besuchen, so mußten sie es so früh thun, daß sie um sechs Uhr morgens wieder zu Hause waren, — nachdem sie am Samstag bis um Mitternacht gearbeitet hatten! Ueber die Schädigung der Sittlichkeit der Lehrmädchen durch ihre sogenannten Lehrmeister wurden — unter Hinweis auf die Erhebungen der Krankenkassen — in der Enquete ganz entsetzliche Dinge berichtet.

In der Großindustrie Wiens hat die Frauenarbeit die Männerarbeit schon aus weiten Gebieten verdrängt und thut es mit jedem Tage mehr. Dafür gab die Enquete sehr zahlreiche und auffallende Beweise und auch die Ursachen dieser Erscheinung machte sie klar. Das Weib zieht in die Fabrik ein mit der Maschine, welche die Kraft und Ausdauer des Mannes überflüssig macht. Es dringt ein in die handwerksmäßigen Gewerbe, wenn diese in Großbetrieb übergehen, der die Theilung der Arbeit ermöglicht und dadurch einen Theil des Herstellungprozesses auch den schwächeren weiblichen Händen erreichbar macht. Die Frau wird ferner vom Großunternehmer auf den Platz des Mannes gestellt, wenn der Druck der Konkurrenz ihn antreibt die Herstellungkosten zu vermindern. Denn die Frau giebt sich mit einem Lohne zufrieden, für den der Mann nicht mehr zu haben ist. Sie ist damit zufrieden, auch wenn sie das Selbe leistet wie der Mann. „Ihr seid viel zu niedrig bezahlt; Ihr verdient eigentlich einen Gulden sechzig Kreuzer den

Tag!“ sagte in einer Metallwaarenfabrik, die fast nur noch Frauen beschäftigt, ein Werkführer zu seinen Arbeiterinnen, die einen Wochenverdienst von sechs bis sieben Gulden hatten. Es ist Ansicht der Unternehmer wie der Arbeiterschaft, daß die Frau zum Leben viel weniger braucht als der Mann. Deshalb wird ihre Arbeit nach ganz anderem Maßstabe gemessen als die seinige, und wenn sie trotz dem niedrigen Ansatz bei Akkordarbeit durch Aufgebot all ihrer Kraft die nach oben hin gesetzte Grenze überschreitet, dann wird ihr der Ueberschuß einfach gestrichen. Das weibliche Lohnmaximum ist nicht in allen Fabriken gleich; nach den Daten der Enquete zu urtheilen, beträgt das höchste — seltene Ausnahmen abgerechnet — bei Stückarbeit sieben Gulden, sinkt aber in manchen Fabriken auf fünf und vier Gulden. Eine Metallarbeiterin berichtete, daß sie im Stücklohne durch angestrengten Fleiß und durch nächtliche Hausarbeit ihren Wochenverdienst auf sechs Gulden gebracht hatte. Davon strich ihr der Werkführer einen halben Gulden und erklärte: „Fünf Gulden fünzig Kreuzer sind Lohn genug für Dich; mehr braucht ein Frauenzimmer nicht zu verdienen.“ Die Arbeiterin beschwerte sich beim Unternehmer, dieser jedoch erklärte: „Das geht mich nicht an.“ Andere Expertinnen berichteten ähnliche Vorkommnisse und sprachen von der Lohnhöhe, „über die hinaus ein Frauenzimmer nicht verdienen darf“, wie von einem unumstößlichen Gesetz, dem sie sich ohne einen Gedanken des Widerstandes unterzuordnen hätten.

Die Arbeitzeit in vielen Großbetrieben erreicht nicht elf Stunden. Damit ist die Arbeiterin aber noch nicht überall frei. In allen Industrien, wo die Vornahme eines Theiles der Arbeit in der Wohnung der Arbeiterin möglich ist — so das Poliren kleiner Metallgegenstände, das Einwickeln von Bonbons, das Fertigmachen kleiner Waaren der Papierkonfektion u. s. w. —, bekommt die Arbeiterin abends und am Samstage ihr Pensum mit nach Hause, so daß sie am Werktage drei bis vier Stunden und einen großen Theil des Sonntages zu arbeiten hat. Zur festgesetzten Zeit muß sie die Sachen zurückbringen, und wurde sie, von Müdigkeit überwältigt, oder weil sie den Sonntag für sich und ihre Familie freihaben wollte, nicht fertig, so muß sie in manchen Fabriken das Fehlende ohne Entgelt machen. Diese nächtliche und sonntägliche Hausarbeit wird in das Lohnmaximum eingerechnet. Man sieht, daß dieses ganze System die Wirkung hat, die Arbeiterin zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte, wenn nöthig zur äußersten Ausdehnung ihrer Arbeitzeit, zu zwingen, ohne dem Unternehmer Ausgaben für Antreiben zu verursachen, ohne der Industrie den guten Ruf kurzer Arbeitzeit zu rauben und ohne ihr Lohn-Budget zu erhöhen.

Ueber das Verhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft im Großbetriebe wußten die Expertinnen nicht viel zu sagen; ihr Blick schien

sich meistens nur bis zum Werkführer und der Aufseherin zu erheben. Von einem Theile dieser Vertreter des Unternehmers wurde Gutes, von einem anderen manches Böse berichtet: Launen und Parteilichkeit von Frauen, Roheit, Habgier und unsittliche Bestrebungen von Männern. Einiges Licht auf die den Arbeiterinnen nicht klare Stellung des Großunternehmers zur Arbeiterschaft werfen die Mittheilungen von Großindustriellen, die als Experten erschienen. Sie erklärten, daß sie den Verkehr mit den Arbeiterinnen den Werkführern zu überlassen pflegen. Ueber die Einzelnheiten der Arbeit wußten nur Wenige von ihnen genau Bescheid; über die Ernährung der Arbeiterinnen und ähnliche Details konnten sie nichts berichten. Die kommerzielle Leitung des Betriebes, Repräsentationpflichten und Dergleichen nehmen offenbar ihre Zeit viel zu sehr in Anspruch, als daß sie die Arbeiterschaft anders als aus der Ferne betrachten könnten. Mehrere Großunternehmer erklärten, daß sie den Verkehr mit der Arbeiterschaft dem Werkführer überlassen, daß der Arbeiter sich jedoch über jenen beim Chef beschweren dürfe. Sache des Werkführers ist die Aufnahme und Entlassung der Arbeiter, in manchen Betrieben mit Gutheißung des Chefs. Der Werkführer bestimmt den Lohn, der Werkführer weist der Arbeiterin die einträglichere oder schlechtere Arbeit zu; der Werkführer berichtet dem Chef, der nicht sein ganzes Arbeiterheer persönlich kennt, Alles, was dieser über seine Leute wissen soll, und schlägt ihm Aufnahme oder Entlassung der einzelnen Personen vor. Und jeder Arbeiter wie jede Arbeiterin hat das Recht, sich beim Chef über den Werkführer zu beklagen. Mehrere Chefs versicherten, Das sei auch wirklich schon vorgekommen.

Die Saison beherrscht fast alle Betriebszweige der Großindustrie und der Heimarbeit; sie beeinflußt in gewissem Grade auch das Handwerk. Es werden nicht nur die Waaren, die von der Mode abhängen, und die zu bestimmten Zeiten des Jahres besonders begehrten und rasch unbrauchbar werdenden Dinge so rasch wie möglich mit Aufgebot aller Arbeitkräfte und mit weitester Ausdehnung der Arbeitzeit hergestellt, um dann den Betrieb wieder durch Monate ganz oder fast vollständig ruhen zu lassen, sondern auch eine Menge von Gütern, die weder aus der Mode kommen noch verderben. Ein Theil der Unternehmer pflegt die Arbeiterinnen beim Beginn der Saison aufzunehmen und nach deren Schluß zu entlassen; ein anderer Theil entläßt die Mehrzahl der Arbeiterinnen nicht, läßt sie aber „aussetzen“, Das heißt, er läßt sie manchmal Wochen lang gar nicht, dann wieder einen bis drei Tage in der Woche arbeiten, so daß sie oft in der Woche nur einen bis zwei Gulden verdienen. Die stille Zeit dauert in manchen Betriebszweigen bis zu sieben oder acht Monaten. Die Arbeiterinnen suchen sich dann andere oder Nebenarbeit, finden sie aber oft nicht, da das Angebot von weiblichen Arbeitkräften in Wien sehr stark und der Arbeitwechsel nur innerhalb gewisser verwandter Betriebszweige möglich ist.

In den arbeitlosen Zeiten bleibt der Arbeiterin nichts übrig, als Schulden beim Kleinhändler von Lebensmitteln und Brennstoffen zu machen, ihr Sonntagskleid und ihre Wäsche ins Leihhaus zu tragen und sich das Essen so viel wie möglich abzugewöhnen. Im Fasten ist sie ohnehin geübt. Denn die Lebensweise der Arbeiterinnen Wiens, wie sie in der Enquete festgestellt wurde, ist die denkbar kärglichste. Kaffee — Das heißt eine Brühe aus viel gepulverten Feigen, wenig Kaffee mit Zusatz von etwas abgerahmter Milch — nebst Brot ist bei den meisten das Morgen- und Abendmahl, bei vielen auch das Mittagsessen. Fleisch essen an Werktagen nur die Arbeiterinnen, die über acht Gulden in der Woche verdienen; die anderen, so weit sie sich nicht mit Kaffee begnügen, nehmen Suppe und Brot oder Gemüse und Brot, die besser gestellten Suppe, Gemüse und Brot. Die Frauen, die am Sonntage etwas Rindfleisch oder in der Woche hier und da eine Pferdewurst kaufen, bilden die Minderzahl. Wie ungenügend eine solche Ernährung für hart arbeitende Frauen und Mädchen ist, zeigte die Blässe und Abgezehrtheit der meisten Expertinnen. Bei ihren Löhnen und bei der langen Arbeitlosigkeit können sie aber, da sie Wohnung und Kleidung zu bezahlen, manchmal auch Kinder zu ernähren haben, nicht anders essen.

Die meisten unverheiratheten und allein stehenden Arbeiterinnen haben keine Wohnung, sondern gehen „zu Bett", Das heißt, sie miethen eine Schlafstelle in einem Zimmer oder einer Küche, wo auch die Familie des Vermiethers und andere Miether schlafen. Das Bett kostet gewöhnlich einen Gulden für die Woche. Verheirathete Arbeiterinnen pflegen eine kleine Wohnung — meist Kabinet und Küche oder Zimmer und Küche zu neun bis zwölf Gulden monatlich — zu haben und sich durch Vermiethung von Schlafstellen an allein stehende Arbeiter und Arbeiterinnen den Miethszins zu erringen. Das oft sehr enge Zusammenwohnen hat manche sanitären und sittlichen Uebel zur Folge.

In der Enquete wurden zahlreiche Schädlichkeiten zur Sprache gebracht, denen die Arbeiterin im Betriebe ausgesetzt ist. Mit Menschen überfüllte, von Staub und Bügeldunst durchzogene Zimmer, die während der kalten Jahreszeit höchstens täglich eine Viertelstunde gelüftet werden, in der Heimindustrie; schlecht gelüftete, selten gereinigte, von den schädlichen Gasen und Staubarten des Produktionprozesses erfüllte Räume in der Großindustrie. Wohl bestehen für die Großindustrie strenge Vorschriften im Interesse der Gesundheit des Arbeiters und es giebt Unternehmer, die sie genau befolgen. Andere kehren sich nicht daran, wissen aber gegenüber den Gewerbebehörden den Schein zu wahren. Hier nur ein paar Beispiele aus der Enquete. In zwei Hadernsortirereien Wiens, wo Massen von alten und neuen Lappen für die Papierfabrikation vorbereitet werden, waren auf Aufforderung der

Behörde Exhaustoren angebracht worden zum Aufsaugen des furchtbaren und sehr schädlichen Staubes, der sich in solchen Betrieben entwickelt. Die Expertinnen erzählten nun in aller Unschuld, daß der Exhaustor nur in Betrieb gesetzt, mit einem in Gang befindlichen Motor verbunden wird, „wenn der Herr Gewerbeinspektor kommt", was vom Comptoir aus, wo er zuerst erscheint, telephonisch gemeldet wird. Und in einem anderen Großbetriebe, wo in den Arbeiträumen vorschriftwidrig zu viele Arbeiterinnen beschäftigt waren, meldet gleichfalls das Telephon die Ankunft des Gewerbeinspektors und dann wurde die Ueberzahl der Mädchen schnell in Verstecke — auf den Dachboden, in den Keller, die Aborte u. s. w. — gejagt, auch sonst Alles schnell in korrekten Zustand gebracht, so daß der Aufsichtbeamte wähnen konnte, in einer Musteranstalt zu sein.

Viele Arbeiten, zu denen im Großbetriebe die Frauen verwendet werden, sind schon an und für sich gesundheitschädlich für das weibliche Geschlecht. So die zahlreichen Beschäftigungen, bei denen die Arbeiterin den ganzen Tag stehen, bei denen sie direkt schädliche Dünste einathmen, fortgesetzt schwer heben oder andere zu schwere Arbeit thun muß. Diese Schädlichkeiten finden ihren Ausdruck im stets sehr hohen Krankenstand der weiblichen Arbeiterschaft, unter der besonders die Tuberkulose Verheerungen anrichtet. Besonders grell aber zeigt sich die Wirkung der rücksichtlosen Verwendung des Weibes in der Industrie an der kommenden Generation. Es giebt Betriebszweige, in denen keine Frau ein Kind lebend oder lebensfähig zur Welt bringt. So die Galvanisirung von Metallgegenständen, die heute fast ganz in Frauenhänden ist, gewisse Arten der Metallschleiferei, das Hohlhippenbacken, wo das fortwährende Heben der schweren Eisen Totgeburten zur Regel macht, und andere mehr. Früh- und Totgeburten sind auch bei den Dachdecker- und Maurerweibern häufig, die schwere Lasten zu tragen haben. In andern Betriebszweigen werden die Kinder zwar nicht so oft vor der Geburt getötet, aber sie haben meist keine Lebenskraft und sterben in der Wiege.

Es ist unmöglich, hier noch der anderen auffallenden Erscheinungen zu gedenken, welche die Enquete aufdeckte. Die Wirkungen der steten Arbeithetze, der Unsicherheit der Existenz, der Hungerlöhne, der unumschränkten wirthschaftlichen Gewalt des Unternehmers und seines Stellvertreters über die junge Arbeiterin, der Abwesenheit der in der Fabrik arbeitenden Frau vom häuslichen Herde auf Religiosität, Sittlichkeit, Familienleben —: das Alles möge sich der Leser selbst ausmalen.

Wien. Marie von Vogelsang.



Das neue Militärblatt.

Hochverehrte Leser der „Zukunft", neulich kam ich auf einen verrückten Einfall. Ich wollte eine neue Zeitschrift gründen. „Sie werden doch nicht!" schrieen alle meine Bekannten in aufrichtiger Bestürzung. Aber ich hatte mir den Gedanken nun einmal in den Kopf gesetzt und mein Verleger — naiv, wie alle seine Berufsgenossen — versicherte treuherzig, unter dem hohen Adel würden sich merkwürdige Leute finden, die um der Sache willen und nicht um schnöden Gewinnstes halber mit Kußhand bereit wären, das nothwendige Kapital darzuleihen. Eine Unschuld!

Mir war es aber sehr ernst mit dem komischen Gedanken. Denn ich bin überhaupt ein komischer Mensch, wie man mich schon oft versichert hat. An Beweisen fehlt es nicht: ich bin Lieutenant a. D. und doch kein Nörgler; ich bin ein „geborener" Monarchist und doch ein Gegner aller Absperrungmaßregeln, mögen sie bei nationalen Festen durch Polizeimannschaften oder vor dem Allerheiligsten des Herrschers durch die Hofclique erfolgen; ich wohne in Berlin und besuche die Gewerbeausstellung nicht; ich habe die Armee und viele ihrer Institutionen in der Oeffentlichkeit vertheidigt und bringe jetzt doch Ideen zum Vorschein, die der Majorität unseres Offiziercorps revolutionär und vielleicht als ein crimen laesae maiestatis erscheinen werden. Diesen Ideen sollte das Blatt, das ich gründen wollte, als Trägerin dienen. Ich kann aber die Leser von vorn herein beruhigen: es erscheint nicht, denn es fehlt an einem kapitalen Kerl, wie mein Verleger ihn sich gedacht hatte, und die Magnaten von heutzutage unterscheiden bei dem Worte „Verdienst" aufs Genaueste den Artikel.

Das neue Blatt sollte die Berechtigung zu seinem Entstehen und Bestehen in drei neuen Gedanken finden. „Furchtbar wenig, was?" werden die Kameraden sagen und doch wird man mir nicht einmal die drei als neu gelten lassen. Erstens also: es sollte völlig unabhängig geleitet werden. Und Das soll ein neuer Gedanke sein? rufen alle Herausgeber, Redakteure und Verleger militärischer Zeitschriften; sind wir etwa nicht unabhängig, das Militär-Wochenblatt an der Spitze? Der Kriegsminister hat erst kürzlich erklärt: das Militär-Wochenblatt sei unabhängig, — und so unabhängig sind die anderen Blätter eben auch. Aber Scherz bei Seite und die freundliche Floskel des Herrn von Bronsart ebenfalls: die Freiheit, die ich meine, ist doch eine etwas andere. Hier, so deklamirte ich im stillen Kämmerlein, soll jede noch so freimüthige Kritik, wenn sie nur von der Liebe zu Volk und Heer eingegeben ist, ihre Stätte finden, freilich nur die positive Kritik, der es um ehrliches Bessermachen, nicht um eitel gehässiges Besserwissen zu thun ist. Hier soll jede wohlerwogene Ansicht, jede schwer erworbene Ueberzeugung ausgesprochen, angegriffen und verfochten werden können. Jeder, der etwas Neues, etwas Werthvolles zu sagen vermag, soll hier zu Worte kommen. Freilich unter Wahrung der vornehmen Form, die dem Standescharakter des Offiziercorps traditionell geworden ist, mit dem Zorn der freien Rede, aber ohne die vergifteten Waffen der heutigen Journalistik, mit dem Morgenstern, der Feuer aus dem Helm schlägt, mit dem vornehmen Schwert und ritterlich offenem Visier.

Damit sollen denn die Schranken für die Kämpfer abgesteckt sein; nun

aber zum Turnier und fort mit allen kleinlichen Rücksichten und vor Allem mit der Rücksicht, die bei jeder heterodoxen Silbe nach oben schielt. Viel zu viel wird vertuscht und vertüncht; nur die befreiende Wirkung des offenen, muthigen, weithin hallenden Wortes bringt Gedeihen und Gesundung, wo das Flüstern und Raunen in stillem Groll und hämischer Verbitterung wie schleichendes Gift wirkt. Das Aussprechen ist der erste Schritt zur Verständigung, aber es kann nur dann als segensreich sich erweisen, wenn auch das Letzte gesagt wird, das in des Herzens tiefstem Grunde schlummert. Hineingeleuchtet in die Winkel, um klarer und wahrer zu werden. Die Alten, in roher Charakteristik gesprochen, schweigen, „neigen sich, beugen sich"; die Jungen, die mit dem Prinzip der Oeffentlichkeit groß geworden sind, werden, so hoffe ich, für das Aussprechen sein. „Das Wort ist frei, sagt der General" (man denke: der General!), — und daß es genug Dinge giebt, die gesagt werden können, genug, die gesagt werden müssen, wird Niemand leugnen, und wenn er der ersten Armee der Welt angehörte. Ich vermag Denen nicht Recht zu geben, die jedes Pamphlet am Liebsten auf dem Holzstoß verbrennen möchten; nur die Taktik muß verlassen werden, solche Schriften „totschweigen" zu wollen, weil diese schwächliche Haltung, die sich vornehm nennt, in den breiten Schichten der Bevölkerung die Ansicht nährt, die Angriffe auf die Armee seien in ihrem vollen Umfange gerechtfertigt, die belastenden Thatsachen wahr, die Reformvorschläge ausführbar und wohlthätig. Ich spreche hier in eigener Sache: als vor einigen Monaten Kraffts Broschüren „Glänzendes Elend" und „Kasernenelend" in tausenden von Exemplaren durch Deutschland verbreitet wurden, hielt das unabhängige, vornehme Militär-Wochenblatt es unter seiner Würde, die Schriften oder meine Entgegnungen einer Kritik zu unterziehen, obwohl eine Zeitschrift, deren Niveau erheblich höher liegt, die „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine", eingehende Besprechungen über diese Erscheinungen brachte. Schon damals schrieb ich: „Tief eingewurzelt ist in unseren höheren — und nicht nur militärischen — Kreisen die alberne Gepflogenheit, unbequeme Erscheinungen vornehm zu ignoriren. Wie lebendige Anachronismen nehmen sich die zahlreichen Vertreter dieser erstaunlichen Frühschoppen-Anschauungen aus. Um den Feind angreifen zu können, sollte man wenigstens wissen, wo er steht und wie stark er ist." Den Grad der Erkenntniß, der zwischen dem literarischen Werth eines Buches und seiner symptomatischen Bedeutung zu unterscheiden befähigt, hatte ich nicht vorausgesetzt, denn schon damals hatten persönliche Erfahrungen mich darüber belehrt, welche Anschauungen in Bezug auf literarische Dinge in den maßgebenden Kreisen unserer Armee herrschen.

Die falschen Anschauungen, die einem energischen Widerspruch nicht begegnen, finden ungehemmte Verbreitung; und so ist es erklärlich, daß die Forderung von Reformen auf militärischem Gebiet ganzen Parteien als ein höchst populärer und geradezu unentbehrlicher Artikel ihres politischen Dogmas erscheint. Und auf diesem Felde würde für das neue Blatt eine zweifache nützliche Aufgabe sich eingestellt haben. Dem Werden und den Wandlungen im Organismus des Heeres zu lauschen, aus den flüchtigen und widerstreitenden Stimmungen die bleibende, einheitliche Tendenz zu sondern, das Lebenskräftige zu erhalten, Umbildungen zu fördern, Neubildungen anzubahnen, würde ihr erster Theil sein und dieser würde sich wesentlich aus der Mitarbeit aktiver Offiziere ergeben, die im

täglichen Getriebe des Mechanismus die Reibungen am Besten kennen lernen oder, in anderem Bilde, von jeder Erkrankung des Organismus mitleiden und an rechtzeitiger Prophylaxe und vernünftiger Diät als Glieder interessirt sind. Der Aufgabe zweiter Theil würde es sein, die von der Regirung beabsichtigten Reformen, so weit sie begründet sind, in die Oeffentlichkeit literarisch einzuführen und dort zu vertreten, Mißverständnisse aufzuklären, Mißdeutungen zurückzuweisen, freilich, wo es noththut, Reformen auch im Gegensatz zu den militärischen Behörden zu fordern und im Volk für sie zu werben. Auch hier erwüchse viel nützliche Arbeit, denn es ist erstaunlich, welche grenzenlose Unkenntniß und leider auch Leichtgläubigkeit im Lande der allgemeinen Wehrpflicht in militärischen Dingen herrscht. Es giebt nichts, was sich der Spießbürger in Bezug auf den Luxus im Offiziercorps, die Roheit der unteren Chargen, das Elend der Mannschaften nicht schmunzelnd und gruselnd aufbinden ließe. Und in der modernsten Literatur spiegelt sich Das deutlich wieder. So lange der Lieutenant nur die komische Figur der Witzblätter war, mochte es noch angehen; jetzt aber bemächtigen sich angesehene und erfolgreiche Schriftsteller mit Vorliebe militärischer Stoffe, in denen sie unter willkürlichster Voraussetzung oft geradezu ungeheuerlicher Sitten und Anschauungen des Offizierstandes einen Typus geschaffen haben, der zum Glück der Wirklichkeit keineswegs entspricht. Was beweist diese Thatsache? Daß diese erfolgreichen Schriftsteller, die eben Das besitzen, was man flair oder Nase nennt, mit ihren grassen Schilderungen den Geschmack des Publikums zu treffen glauben und auch wirklich treffen. Es besteht in der That eine Kluft zwischen einem Theil des Bürgerthumes und dem Offizierstande.

Ist Das unvermeidlich? Gewiß nicht. Ist es ein gesunder Zustand? Nein. Ein unseres Volkes würdiger Zustand? Nein, bei der Erinnerung an 1813 und 1870! Und hier liegt die dritte Aufgabe der Zeitschrift, die „Volk und Heer" heißen müßte. Und worin besteht diese dritte Aufgabe? Der Erstarrung, der Isolirung des Offiziercorps entgegenzuwirken, die vorurtheilsvolle Feindsäligkeit der bürgerlichen Kreise zu besiegen, den Stimmungen des Volkes so gut wie den Bedürfnissen des Heeres ungeschminkten Ausdruck zu geben, das Gefühl der Solidarität zu pflegen und es neu zu beleben, wo es erloschen ist. Der Erziehung, der Bildung des Offiziercorps müssen neue Bahnen gewiesen werden, das Offiziercorps muß die stärksten unserer Zeitgedanken kennen lernen, es muß über die dienstlichen Pflichten hinaus seiner hohen sozialen Aufgabe sich bewußt werden, es muß das geistige Leben der Nation mitleben. Und so würden denn in dem neuen Blatte auch politische, soziale, literarische Fragen von Literaten, Gelehrten, Politikern erörtert werden. Es giebt genug solcher Fragen, die mit dem Wohl und Weh der Armee und jedes einzelnen Offiziers eng verknüpft sind. Es kann dem Offizier nicht gleichgiltig sein, ob wir in einem Industriestaat oder in einem Agrarstaat leben, nicht gleichgiltig sein, ob die philologischen oder die naturwissenschaftlichen Bildungelemente die Schule beherrschen, nicht gleichgiltig sein, ob den Deutschen ein Dichter ersteht. Und so weiter.

„Volk und Heer" soll ein Blatt sein, das der Gemeinsamkeit gewidmet ist, wie der verschmelzende Titel sie zum Ausdruck bringt. Es hieß ja neulich, Excellenz von Bronsart wolle die Militärliteratur reformiren. Ich bin neugierig.

Eduard Goldbeck.



Der weiße Hut.

(castor impulsus L.)

Der Hut hat eine stattliche politische Geschichte. Allgemein ist der Hut des schweizerischen Landvogtes Geßler bekannt, vor dem die biederen Aargäuer bei Küßnacht den Hut ziehen mußten. Viel weniger ist die in Schweden von 1719 bis 1772 gegen Arvid Horn entstandene Opposition bekannt, die sich die Partei der „Hüte und Mützen“ nannte. Die Hüte mußten 1765 weichen, an ihre Stelle trat die Herrschaft der Mützen, bis der Staatsstreich Gustavs des Dritten 1772 dem Parteiwesen ein Ende machte.

Auch bei uns in Deutschland war das Parteiwesen immer eine heimische Pflanze: so viele Hüte und Mützen in den Schaufenstern der Hutmacher ausliegen, so viele Parteien giebt es auch. Unser „eiserner Kanzler“ war kaum in sein Amt getreten, als sich den Feinden Preußens im Auslande sein schlimmster Feind, das Abgeordnetenhaus in Berlin, gesellte. Der fortschrittliche Präsident Grabow fand in seiner Antrittsrede kein Wort des Dankes für die Armee und das Ministerium, überhäufte dieses vielmehr mit Vorwürfen. Das Haus brüllte ihm Beifall und eine Deputation aus Köln brachte ihm sogar eine silberne Bürgerkrone. Graf Eulenburg stellte ihn wegen seiner Parteilichkeit zur Rede und Reichensperger bemerkte damals, die Fortschrittspartei allein hemme das gedeihliche Zusammenwirken des Volkes mit der Regirung und sei doch nur von einer Minderheit im Volke gewählt, wenn sie auch durch ihre Manöver die Mehrheit im Hause erlangt habe. Die Fortschrittspartei, die damals das Heft in der Hand hatte, wies höhnisch jede Vermittelung zurück und verweigerte die Kosten für die Organisation des Heeres wie für den Krieg. Am zwölften Juni 1865 stimmte das Abgeordnetenhaus über den Etat ab; der Ministerpräsident stellte fest, welchen peinlichen Eindruck es mache, daß dieses Haus einer großen nationalen Frage gegenüber keinen Boden zu finden wisse als den einer sterilen Negation. Am siebenzehnten Juni wurde der Landtag zum sechsten Male geschlossen; die Regirung betonte dabei, daß sie den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten und die Interessen des Landes nach außen wie nach innen kräftigst vertreten werde.

Die hitzigsten Mitglieder des Hauses vereinigten sich mit der Partei in Köln, die früher schon dem Präsidenten Grabow den Lorbeerkranz überschickt hatte, zu einer großartigen Demonstration gegen die Regirung, im Zusammenhang mit der fünfzigjährigen Feier der Einverleibung der Rheinprovinz in den preußischen Staat; diese Feier hatte am fünfzehnten Mai im Beisein des Königs in Aachen stattgefunden. Die Fortschrittler hetzten in Köln die zahlreichen Arbeiter auf, was die hervorragendsten Führer der Partei, wie Graf Schwerin, Grabow, Waldeck, Twesten, veranlaßte, dem in Köln angesagten Feste fernzubleiben. Der kölner Kaufmann Classen-Kappelmann, der an der Spitze des Festausschusses stand, miethete den Gürzenich zur Abhaltung des Festes. Unterdessen war auch die Regirung nicht unthätig gewesen; sie verbot die Gürzenichfeier und instruirte den Bürgermeister Eich von Nippes, das in seinem Amtssprengel vermuthlich stattfindende Fest zu verbieten und zu verhindern. Inzwischen waren die für das Fest bereiteten Speisen auf Möbelwagen in den zoologischen Garten gebracht worden, wo das Fest der Polizei zum Trotz abgehalten werden sollte.

Auch der Scheich von Longerich begab sich pünktlich in Begleitung seines „weißen Hutes“ und des Polizeikommissars Sauer dahin. Da am zweiundzwanzigsten Juli der Erinnerungtag dieser denkwürdigen Feier ist und mir die von einem Augenzeugen zur Verfügung gestellten Akten Manches bringen, was zur Aufklärung der öffentlichen Meinung dienen könnte, so will ich den Hergang an der Hand der Akten kurz dem Leser darstellen. Eine halbe Stunde nach Beginn des Essens (3 Uhr) brachte der barmer Kaufmann Gustav Röttgen einen Trinkspruch auf die Majorität des Landtages mit folgenden Schlußworten aus: „Ich kann nicht anders, mein Herz drängt mich, es schlägt für Recht und Gerechtigkeit und für unsere Verfassung: die Majorität des Abgeordnetenhauses lebe hoch!“ Der in der Nähe stehende Kölner Ernst Oelbermann äußerte dem protokollirenden Polizeikommissar gegenüber: „Nehmen Sie auch noch auf, daß ich jeden Preußen verachte, der in dieses Hoch nicht einstimmt.“ Der Scheich von Longerich, Bürgermeister Eich von Nippes, gab darauf der Versammlung kund, daß er als Vertreter der Polizeibehörde anwesend sei. Diese auf das Vereinsgesetz vom elften März 1850 gestützte Kundgebung stieß in der Versammlung auf ein lautes, höhnisches Hochrufen. Der Zimmermeister Wülfrath aus Köln forderte dann im Auftrage des Komitees die Versammlung auf, „keine Reden zu halten und keine Lieder zu singen, da das Komitee Solches nicht wünsche.“ Der Bürgermeister Eich hatte in dieser Aeußerung genügende Anhaltspunkte, die Versammlung als eine solche zu betrachten, von der nach § 1 des angeführten Gesetzes der Polizeibehörde vierundzwanzig Stunden vor dem Beginn Anzeige erstattet werden mußte. Da Das nicht geschehen war, erklärte er auf Grund des Gesetzes die Versammlung für aufgelöst und forderte die Anwesenden gleichzeitig auf, das Lokal sofort zu verlassen, widrigenfalls es mit Gewalt geräumt werden müsse. Der Aufforderung folgte in den dichten Mengen der Menschen ein Hohngelächter der Hölle. Mittlerweile wurde in den Restaurationsälen auf den Helden des Tages, Classen-Kappelmann aus Köln, ein stürmisches Hoch ausgebracht und der dort alsbald erscheinende Wächter der heiligen Hermandad mit gleichen Ehren empfangen. Der Aufforderung zum Auseinandergehen wurde auch hier so wenig wie anderwärts Folge geleistet. Justizrath Heinzmann aus Bochum schloß seinen Trinkspruch: „Wer das Leben liebt und den Tod nicht scheut, Der geht froh und frei durch die wankende Zeit; wir haben den Classen-Kappelmann aus Köln, Der ist ein braver Mann, ihm bringe ich ein Hoch!“ Der Redner hat diesen, dem Gehege seiner Zähne entquollenen Redestrom durch Urtheil des Zuchtpolizeigerichtes zu Köln vom siebenten Februar 1866 mit einer Geldbuße von 15 Thalern büßen müssen, da er erklärte, daß er das Lokal nicht verlassen werde.

Der Gestrenge von Longerich hatte jetzt aber das äußerste Maß seiner Geduld und Langmuth erschöpft und das ihm von der Kommandantur zur Verfügung gestellte Militär des Forts XI requirirt. Das Publikum sammelte sich nun in dichten Massen vor den Restaurationlokalen und begann dort die polizeilichen Anordnungen noch mehr zu verhöhnen. Der Galanteriewaarenhändler Schulz aus Köln (Hohestraße) hielt von der Terrasse herab eine Ansprache an das Publikum, das als eine „Versammlung unter freiem Himmel“ auf Grund des Gesetzes von der Polizeibehörde zum Verlassen des zoologischen Gartens aufgefordert wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde der Fabrikant Schnabel aus

Hückeswagen wegen Widersetzlichkeit gegen die Militärbehörde auf deren Anordnung verhaftet. Noch bevor der Garten geräumt war, wurde Bürgermeister Eich auf dem Hauptwege umzingelt und von mehreren Personen mit unsanften Schlägen auf seinen „weißen“ Hut traktirt. Ein später in der Person des Fabrikanten Ewald Berninghaus aus Essen ermittelter und durch Urtheil des Zuchtpolizeigerichtes zu Köln mit sechs Wochen Gefängniß bestrafter Fortschrittsmann versetzte dem Bürgermeister sogar einen Fußtritt in die linke Weiche. Der Versuch des Mißhandelten, den Thäter festzustellen, wurde durch Gewalt verhindert; er ließ aber in den Händen des Bürgermeisters, wie einst der keusche Joseph bei Madame Potiphar, einen handgreiflichen Zeugen in der Gestalt des abgerissenen oberen Theiles des rechten Rockärmels zurück.

Erst gegen halb acht Uhr abends war der Garten geräumt. Der damalige Direktor, Dr. Bodinus, sah in der Schließung des Gartens einen Eingriff in die guten Rechte des Publikums, das sein Eintrittsgeld bezahlt habe und so schnöde um seinen erwarteten Genuß gebracht worden sei. In der Kölnischen Zeitung vom achtundzwanzigsten Juli forderte er die Betroffenen auf, „sich an den Herrn Bürgermeister von Longerich zu halten“. Ich glaube nicht, daß dieser gute Rath von einem praktischen Erfolge begleitet gewesen ist.

Der Eingang zum Garten wurde durch eine Infanterie-Abtheilung bis gegen Abend bewacht, gegen sechs Uhr erfolgte unter Trommelwirbel die dreimalige Aufforderung an die Menge, sich auch von dem Vorplatze des Einganges zurückzuziehen. Die Fortschrittler zogen nun jenseits des Rheines nach Deutz in den Gasthof „Belle-Vue“. Auch hier wurde die Gesellschaft durch den Herrn Bürgermeister Schaurte zum Auseinandergehen aufgefordert. Es kam hierbei zu einer erregten Erörterung darüber, daß der Herr Bürgermeister nicht den Hut abgenommen habe. Und sonderbarer Weise trug der deutzer Bürgermeister gleich dem Herrn Bürgermeister aus Longerich einen „weißen Filzhut“. Es scheint eine Ironie der Weltgeschichte, daß mit einem Schlage zwei Hüte eine so große Berühmtheit erlangen sollten. Der weitere Verlauf ist bekannt; die Festgenossen dampften am folgenden Tage mit der Eisenbahn nach Oberlahnstein, woselbst sie wiederum von dem zum Empfange bereiten nassauischen Militär in entsprechende Obhut genommen wurden.

Der Scheich von Longerich, dem bei dem Feste der Fortschrittler so übel mitgespielt wurde, war natürlich lange Zeit das Ziel des Witzes und der politischen Glosse. Der Kladderadatsch stellte die bescheidene Anfrage, ob es nicht im Interesse der öffentlichen Ordnung und zur Vermeidung von Mißverständnissen wünschenswerth erscheine, daß unsere Bürgermeister „geaicht“ würden. In den „Illustrirten Rückblicken“ dieses Blattes erhält der zoologische Garten zu Köln vom Bürgermeister Eich zu Longerich sogar ein schönes Exemplar Biber (Castor impulsus L.) zum Geschenk, der in jener Gegend „aufgetrieben“ wurde.

Jetzt lebt der Scheich von Longerich im Ruhestande als beinahe „eingemeindeter Beigeordneter der Stadt Köln“; er trägt nach wie vor seinen weichen „weißen Filzhut“ und an Sonntagen den „weißen Cylinder“, und zwar in otio et dignitate. Den „Angetriebenen“, dessen Jubiläum wir jetzt feiern, wird er wohl im Laufe der Zeit mit einem neuen Bibi vertauscht haben.

Köln. Dr. Joesten.



Der gerettete Zopf.

Erster Auftritt.

Ober-Regirungrath Grauschimmel, Regirung-Referendar von Unschuld.

Grauschimmel: Ist diese Holzberechnung schon technisch revidirt?

von Unschuld: Nein, Herr Ober-Regirungrath.

Grauschimmel: Dann muß sie zunächst dem Regirung- und Baurath Trümpelberg zugehen mit dem Ersuchen um Vornahme der technischen Nachprüfung.

von Unschuld: Ich kann sie ihm wohl gleich bringen?

Grauschimmel: Um Gotteswillen, wo denken Sie hin? Der Abgang des Schriftstückes aus unserem Bureau in das technische Bureau muß doch im Journal vermerkt werden. Es muß eine Reproduktionfrist notirt werden, damit monirt werden kann, wenn die Sache nicht zurückkommt. Ist sie eilig?

von Unschuld: Jawohl, der Neubau des Schulhauses ist schon vor zwei Jahren beschlossen worden. Das jetzige Haus ist baufällig. Das Dach und die Decken sind defekt und vertragen keine Reparaturen mehr. Es hat schon wiederholt durchgeregnet.

Grauschimmel: Verfügen Sie also eine Reproduktionfrist von vier Wochen. Wie würden Sie die Verfügung an den Baurath aufsetzen?

von Unschuld: Herrn Baurath Trümpelberg zur gefälligen Revision.

Grauschimmel: Technischen Revision, wollen Sie sagen.

von Unschuld: Ich dachte, Das könnte fortbleiben, weil die Verfügung an den technischen Beamten gerichtet ist.

Grauschimmel: Denken führt zu Mißverständnissen. Man muß sich feste Regeln einprägen und sie anwenden, ohne rechts und links zu sehen; dann entgleist man nicht. Merken Sie sich einen wichtigen Grundsatz: eine gute Verfügung muß immer vollständig sein. Daß der Leser sie aus dem Zusammenhang ergänzt, kann ja wohl vorkommen; man darf aber niemals darauf rechnen. Sie wollten also schreiben: Herrn Baurath Trümpelberg zur gefälligen technischen Revision, nicht wahr?

von Unschuld: Jawohl, Herr Ober-Regirungrath.

Grauschimmel: Ueberlegen Sie sich einmal selbst, ob Das ginge.

von Unschuld (nach einigem Nachdenken): Ich kann kein Bedenken finden.

Grauschimmel: Ja, aber ich bitte Sie, ist denn der Baurath unser Untergebener? In dieser peremptorischen Form dürfen Sie doch nur an eine nachgeordnete Behörde verfügen. (Es klopft.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Regirungrath Vordermann.

Vordermann: Morgen, meine Herren.

Grauschimmel: Morgen, Herr Kollege. Lieber Unschuld, ich will Sie nicht aufhalten; schreiben Sie nur ganz kurz: Urschriftlich, unter dem Beding der Rückgabe, dem Königlichen Regirung- und Baurath Herrn Trümpelberg Hochwohlgeboren hierselbst, mit dem Ersuchen um gefällige möglichst baldige Vornahme der technischen Revision der nebenstehenden Holzberechnung er-

gebenst zu übersenden. Königliche Regirung, Abtheilung für Kirchen- und Schulwesen.

von Unschuld: Sehr wohl, Herr Oberregirungrath! (Ab.)

Vordermann: So werden wir in Zukunft nicht mehr schreiben dürfen.

Grauschimmel: Wieso?

Vordermann: Haben Sie den neuen Erlaß noch nicht gelesen?

Grauschimmel: Welchen Erlaß?

Vordermann: Zur Verminderung des Schreibwerkes.

Grauschimmel: Ist mir noch nicht vorgelegt; ich war zwei Tage verreist. Was steht denn drin?

Vordermann: Eine lange Geschichte. Es wird Alles auf den Kopf gestellt. Ergebenst und Gehorsamst, Gefälligst und Geneigtest dürfen nicht mehr geschrieben werden; Hochwohlgeboren und Wohlgeboren auch nicht. Die verschiedenen Abtheilungen und Bureaux der Regirung sollen nicht mehr schriftlich, sondern nur noch mündlich mit einander verkehren.

Grauschimmel: Herr Kollege machen Sie keine schlechten Witze.

Vordermann: Mein voller Ernst, wir sind Alle starr. Unser braver alter Rechnungrath scheint den Schreck nicht überleben zu sollen.

Grauschimmel: Mottenwedel?

Vordermann: Der arme Mensch! Wie er gestern Vormittag den Erlaß gelesen hat, ist er aufgesprungen, hat das Fenster aufgerissen und ist ein paar Mal sprachlos in der Stube herumgelaufen. Dann hat er sich wieder hingesetzt und eine geschlagene Stunde, den Kopf in beide Hände gestützt, über dem Schriftstück gebrütet. Seitdem redet er wirres Zeug und scheint eine Gehirnkongestion gehabt zu haben. Wahrscheinlich wird er eingehen; jedenfalls hat er den Verstand verloren.

Grauschimmel: Dann ist unsere Abtheilung aufgeschrieben. Auf Mottenwedel war unbedingter Verlaß. Was er aufgesetzt hatte, konnte man unbesehen unterhauen. Der Aermste! Das sind ja aber auch wüste Sachen, die Sie da erzählen. (Es klopft.) Herein!

Kanzleidiener: Der Herr Regirung-Präsident lassen den Herrn Ober-Regirungrath zu einer Konferenz bitten.

Grauschimmel: Schön, ich komme. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Amtszimmer des Regirung-Präsidenten.

Präsident von Tausend-Sasa. Ober-Regirungräthe: Würdig, Grauschimmel, von Mehlhose.

von Tausend-Sasa: Die Besprechung, zu der ich die Herren eingeladen habe, betrifft eine Frage von großer Tragweite. Der Ministerial-Erlaß zur Verminderung des Schreibwerkes ist Ihnen zugegangen. Es handelt sich für uns um die Art seiner Ausführung.

Würdig: Herr Präsident, ich darf vielleicht darum bitten, von der Theilnahme an der Berathung entbunden zu werden. Ich habe den Erlaß gelesen und mich sofort entschlossen, meinen Abschied einzureichen. Ich werde also bei der Ausführung des Erlasses nicht mehr mitwirken.

von Tausend-Sasa: Ihren Abschied? Aber mein verehrter Herr Ober-Regirungrath, davon kann doch keine Rede sein. Eines solchen Erlasses wegen werden Sie doch nicht Ihr Amt niederlegen?

Grauschimmel: Ich kann Ihren Entschluß ganz gut verstehen, Herr Kollege; am Liebsten ginge ich auch.

von Tausend-Sasa: Aber nehmen Sie mirs nicht übel, meine Herren, — zwei so erfahrene alte Beamte wie Sie werden doch nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. Sie haben doch schon manche Suppe gekostet, die nicht so heiß gegessen wurde, wie sie gekocht war. So wird es auch hier gehen; und wir können vielleicht Einiges dazu beitragen. Gerade darüber wollte ich mich jetzt mit Ihnen verständigen.

Würdig: Ihr Wohlwollen, Herr Präsident, ist ja sehr dankenswerth; aber ich bin nicht mehr im Stande, die neue Wendung mitzumachen und eine vierzigjährige Uebung abzustreifen wie ein schmutziges Hemd. Wenn ich meine Vorgesetzten nicht mehr gehorsamst bitten und koordinirte Behörden nicht mehr ergebenst ersuchen soll, so weiß ich nicht, wozu ich auf der Welt noch nützen kann.

von Tausend-Sasa: Aber der Staatsdienst kann gerade jetzt eine Kraft wie die Ihrige schlechterdings nicht entbehren. Nehmen Sie wenigstens noch an unserer Besprechung Theil. Vielleicht bringt das Resultat Sie doch noch auf andere Gedanken. Wir können Manches thun, um die Wirkungen solcher einschneidenden Maßregeln zu mildern und ihnen alles Jähe und Unvermittelte zu nehmen. Es kommt auf den Geist an, in dem der Erlaß ausgeführt wird, nicht auf seinen Buchstaben

Würdig: An der Konferenz werde ich auf Ihren Wunsch also theilnehmen, Herr Präsident.

von Tausend-Sasa: Ich danke Ihnen. Also zur Sache. Das Erste, worüber ich Ihre Meinung erbitte, ist die Frage, ob die bisherigen Formen nur für den Verkehr der Behörden unter einander verboten sein sollen oder auch in unserem Verkehr mit dem Publikum. Der Wortlaut des Erlasses spricht sich nicht darüber aus; vermuthlich haben die Herren Ressortminister diese Frage dem Ermessen der einzelnen Regirungen überlassen wollen.

Würdig: Nach der Intention des ganzen Erlasses fürchte ich, daß die Herren Ressortchefs angenommen haben, die Ausdehnung des neuen Stiles auf den Schriftverkehr mit dem Publikum würde sich aus seiner Anwendung zwischen den Behörden von selbst ergeben.

von Mehlhose: Glauben Sie wirklich, die Herren Minister könnten so weit gehen wollen?

Würdig: Ich habe mir einen Ministerial-Erlaß wie diesen bis jetzt überhaupt nicht vorstellen können. Angesichts solcher Thatsachen muß man Alles für möglich halten.

Grauschimmel: Mir scheint die Anwendung des Erlasses auf unsere Schreiben an Privatleute ganz ausgeschlossen. Denken Sie doch nur an die Konsequenzen. Wenn wir nicht mehr ergebenst und gefälligst schreiben, wird uns das Publikum auch nicht mehr ergebenst, gehorsamst und geneigtest anreden.

von Mehlhose: Den Anspruch darauf müßten wir aber doch unbedingt aufrecht erhalten.

Grauschimmel: Müßten, — aber werden wir es können? Was wollen Sie machen, wenn der Kaufmann X. oder der Gutsbesitzer Y. eben so unhöflich an uns schreibt wie wir an ihn?

von Mehlhose: Aber erlauben Sie, quod licet Jovi, non licet bovi.

Würdig: Daß wir uns die selben Formen gefallen lassen müssen, die wir gebrauchen sollen, ist ganz unzweifelhaft. Unsere Unterbehörden sollen ja auch nicht mehr gehorsamst an uns berichten. Was ihnen recht ist, muß dem Publikum billig sein.

von Mehlhose: Verstehe ich recht, daß z. B. der Landrath nicht mehr gehorsamst an uns berichten soll?

von Tausend=Sasa: Das geht aus dem Erlaß ganz klar hervor, Herr Kollege.

von Mehlhose: Dann nehme ich Alles zurück, was ich gesagt habe. Barmherziger Himmel, ist je so Etwas dagewesen? (Er läßt den Kopf sinken, blickt apathisch vor sich hin und verharrt bis zum Schluß in dieser Stellung.)

von Tausend=Sasa: Wir sind also darin einig, daß wir allen Theilen, denen wir in der abgekürzten Form schreiben, die selbe Form nachsehen müssen. Eben darum wollte aber Kollege Grauschimmel diese lakonische Kürze auf den wechselseitigen Verkehr der Behörden beschränken, während ich den Kollegen Würdig dahin verstanden habe, daß wir zwischen Behörden und Publikum keinen Unterschied machen sollten. Nicht wahr, Herr Ober=Regirungrath?

Würdig: Wir werden solchen Unterschied nicht machen können, befürchte ich, Herr Präsident. Daß es sehr erwünscht wäre, dem Publikum gegenüber die alten Formen beizubehalten, ist selbstverständlich; darin gebe ich dem Kollegen Grauschimmel völlig Recht. Ich sehe nur nicht ein, wie Das möglich sein soll. Ich würde ja überhaupt jedes Rütteln an unseren bewährten Formen unterlassen haben. Nachdem aber ihre Beseitigung im Prinzip beliebt worden ist, sehe ich kein Halten mehr. Mehr als einen Stil können wir nicht schreiben, an zwei verschiedene Stile, einen gegen Behörden und einen anderen gegen Private, können wir keine Behörde gewöhnen.

Grauschimmel: Das kann ich durchaus nicht zugeben, Herr Kollege. Wir haben auch jetzt schon mehr als einen Stil. Wir haben einen Berichtstil, einen Verfügungstil, einen Requisitionstil, einen Beschlußstil und so weiter. Warum sollen wir nicht eben so gut einen Stil an Behörden und einen Stil an Private einführen? Ich wüßte sogar Bezeichnungen dafür: kurzer Stil und langer Stil. Damit die Subalternen nicht fehlgehen, könnte ja der Dezernent jedesmal angeben: kurzer Stil oder langer Stil.

Würdig: Wo bliebe dann aber die angestrebte Vereinfachung des Schreibwerkes? Es würde das gerade Gegentheil dabei herauskommen.

von Tausend=Sasa: Das würde für mich keine durchschlagende Erwägung sein, sobald Rücksichten der Staatsklugheit in Frage kommen. Die Verminderung des Schreibwerkes soll angestrebt werden, gewiß; aber doch nur nach Möglichkeit, Das heißt vor Allem so weit, wie sie nicht mit höheren Staatsinteressen kollidirt. Glauben Sie aber nicht auch, daß hier ein ganz eminentes Staatsinteresse auf dem Spiele steht? Wenn sich jeder Privatmann daran gewöhnt, an die Regirung zu schreiben wie an Seinesgleichen, wo soll dann unsere Autorität bleiben?

Würdig: Herr Präsident, die ist leider durch den Erlaß unter allen Umständen gefährdet. Wo bleibt der Respekt der Bevölkerung vor dem Landrath, wenn die Schulzen nicht mehr gehorsamst an ihn zu schreiben brauchen?

von Tausend-Sasa: Schlimm genug, lieber Herr Kollege, gewiß; aber um so mehr wird es Pflicht der Regirungen, bei der Ausführung des Erlasses mit der denkbar größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Ich kann nicht leugnen, daß mir die Ausführungen des Kollegen Grauschimmel sehr beachtenswerth erscheinen. Besonders auch die Bezeichnungen kurzer Stil und langer Stil. Wir können damit diesen Gegenstand fallen lassen und zu einer zweiten Frage übergehen. Die Anrede Euer Hochgeboren, Hochwohlgeboren oder Wohlgeboren soll nicht mehr gebraucht werden. Womit werden wir uns statt Dessen zu behelfen haben? Nehmen Sie zum Beispiel den Fall, wir schreiben an einen anderen Regirung-Präsidenten, an den Präsidenten eines Oberlandesgerichtes oder an einen Oberpostdirektor. Solche Herren können wir doch nicht mit „Sie“ anreden.

Grauschimmel: Ich würde schreiben; der Herr Regirung-Präsident, der Herr Oberlandesgerichts-Präsident, der Herr Oberpostdirektor werden — u. s. w.

Würdig: Das ist ja noch länger als: Euer Hochwohlgeboren werden.

Grauschimmel: Was bleibt uns aber übrig? Sie sehen daran nur, daß diese Vorschrift des Ministerialerlasses unzweckmäßig ist.

von Tausend-Sasa: Ich muß auch hierin dem Kollegen Grauschimmel Recht geben. Ich werde also anordnen, daß überall, wo bis jetzt die Ausdrücke Euer Hochwohlgeboren u. s. w. gebraucht worden sind, in Zukunft die betreffenden Adressaten in der dritten Person mit vollem Titel angeredet werden, vorausgesetzt, daß es sich um gleichgestellte oder höher stehende Behörden handelt. Nun aber noch ein wichtiger Punkt. Sollen wir den Ministerialerlaß vertraulich behandeln oder ihn in den Amtsblättern und Kreisblättern veröffentlichen lassen? Was meinen Sie?

Grauschimmel: Meinerseits würde ich von jeder Veröffentlichung abrathen. Im Publikum wird es sicher böses Blut machen, wenn man liest, daß die Verwaltung ihre alte höfliche Schreibweise aufgeben soll.

Würdig: Ich stehe zu dieser Frage eben so wie zu der ersten. Wenn ich es für durchführbar hielte, würde ich, wie der Kollege Grauschimmel, empfehlen, so wenig wie möglich von dem Inhalt des Erlasses in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen. Ich halte Das aber nicht mehr für durchführbar. Ich habe den Erlaß schon vor acht Tagen in der Täglichen Rundschau gelesen, und so viel ich weiß, haben ihn auch andere berliner Blätter gebracht.

Grauschimmel: Macht nichts, auf dem Lande werden nur die Kreisblätter gelesen.

Würdig: Ausschließlich doch nicht mehr, außerdem drucken auch die Kreisblätter im nicht amtlichen Theil berliner Nachrichten von allgemeinerem Interesse ab.

Grauschimmel: Zum Glück liest unsere Bevölkerung aber nur den amtlichen Theil.

von Tausend-Sasa: Jedenfalls haben wir keine Veranlassung, unsererseits für die Verbreitung des Erlasses durch seine amtliche Veröffentlichung Sorge zu tragen. Die öffentliche Meinung könnte dadurch meines Erachtens nur verwirrt werden. Wie der Erlaß auf die Stimmung im Lande wirken würde, ist mindestens zweifelhaft. Wir müssen uns also darauf beschränken, den

Unterbehörden Abschriften zugehen zu lassen und sie mit den erforderlichen Direktiven zu versehen. In drei Monaten werden uns die Unterbehörden über ihre Maßregeln und Wahrnehmungen in dieser Angelegenheit Bericht zu erstatten haben.

Grauschimmel: Zunächst würden also wohl bei jeder Abtheilung unserer Regirung Akten, betreffend die Ausführung des Erlasses, anzulegen sein.

von Tausend-Sasa: Sehr richtig.

Grauschimmel: Unter welchem Rubrum würde das Aktenstück in der Registratur zu führen sein?

von Tausend-Sasa: Akta Generalia, betreffend die Ausführung des Ministerialerlasses wegen Verminderung des Schreibwerkes.

Grün-Tisch.



Selbstanzeigen.

Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. Berlin 1895, Verlag von Hermann Walther.

Wie in aller Welt kommt ein Provinzdoktor dazu, eine dramatische Handwerkslehre zu schreiben? Ich fühle tief die Berechtigung solcher Frage und würde auch gern versuchen, mich zu entschuldigen, wenn nicht schon Andere es für mich besorgt hätten. Ein weiser Kunstrichter war gleich so gütig, einen amtlichen Dramaturgen in mir zu vermuthen, einen „höchst routinirten Praktiker", „mit allen Hunden gehetzt". Ein anderer Kritiker meinte, der Verfasser müsse „in irgend einer Stellung seit Jahren zum Bau gehört" haben; die „Westminster Review" endlich nannte erst dieser Tage mein Buch „thoroughly artistical". Ich möchte daher den Lesern der „Zukunft", denen es noch neu ist, hier in aller Kürze nur sagen, weshalb ich es schrieb.

Ich glaubte während meiner berliner Jahre, die Beobachtung zu machen, daß dem dramatischen Anfänger der Mund des Kundigen sich nur unter Anwendung sanfter Gewalt zu öffnen pflege, um einen nützlichen Wink zu ertheilen. Ferner schien mir Freytags „Technik des Dramas" nur dem Vorgeschrittenen viel zu sagen, der es doch ohnehin schon weiß. So entstand meine „Handwerkslehre" aus der Absicht, gerade dem Neuling Einiges von Dem an die Hand zu geben, was mir selbst einst Niemand verrathen wollte. Einige Sackgassen, in die sich ein Dramatiker verrennen kann, wollte ich mit Laternen abstecken; nicht alle Technik, aber den Begriff des Technischen an sich herausarbeiten. Ich wollte zeigen, daß Dramatik Willensdichtung ist und als Befruchterin der Entschlußkraft kerngesund und den Forderungen der Volkshygiene nicht entgegen sein müsse. Sehr gern wäre ich sofort mit meinem Namen hervorgetreten, doch mein — leider zu früh verstorbener — Verleger litt es nicht. „Sehen Sie", sagte mir der kluge Mann, „in Deutschland wird ja nie gefragt: Hat das Buch Verstand? sondern

immer: Welcher Geheimrath hat es geschrieben? Sind Sie Geheimrath?" Ich blickte verwirrt zu Boden. Man wird im Lauf seines Lebens Mancherlei; doch verheirathet und Geheimrath war ich wirklich noch nie gewesen. So wählte ich ein Pseudonym, mit dem ich andeuten wollte, daß ich meine Maximen vom großen Briten ableitete und daß, wenn man den „Schwan vom Avon" als einen stattlichen Dreimaster sich dächte, mein kleines Boot sich in seinem Kielwasser hielte.

Guben. Dr. Robert Hessen.



Exredakteur Sauer. Von Lothar Schmidt. Berlin 1896. Schuster & Loeffler.

Zur Empfehlung des eigenen belletristischen Werkes kann der Autor, wenn er nicht ein Narr ist, wenig sagen. Ich hoffe, daß meine Leser Humor, echten Humor, darin finden werden, auch Pathos und warmes, wahres Leben. Ich fürchte aber auch, daß sie ein Dutzend Druckfehler entdecken werden.

Breslau. Lothar Schmidt.



Die Lehre von der Wiedergeburt auf theistischer Grundlage. L. Gräfe & Sillem, Hamburg.

Ein Bestandtheil aller Religionen ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Wird Religion als unentbehrlicher Faktor in der Entwickelung der Menschheit überhaupt erhalten bleiben, so wird auch dieser Glaube weiter bestehen, — wenn auch nicht in seiner heutigen abendländischen Form. Er wird sich nicht auf der Grundlage veralteter, heute wissenschaftlich überwundener Vorstellungen behaupten können, sondern nur auf der Grundlage der Entwickelunglehre und des Gesetzes der Erhaltung aller Kraft. Vom Standpunkt einer die transszendente Realität der Individualseelen bejahenden Entwickelunglehre ist der Glaube, daß unser Geist nach dem Zerfall des Körpers in anderen Körpern wieder geboren wird, das einzig mögliche Unsterblichkeitsystem. Dieses ist der Glaube, der schon in der Kindheit der Menschheit, aus dem ursprünglichen intuitiven Gefühl hervorgegangen, von fast allen Naturvölkern angenommen worden ist und sich noch heute bei dem größten Theile der Menschheit findet. Dieser Glaube wird von mir auf theistischer Grundlage rationalistisch begründet; auch werden empirische Thatsachen angeführt, die für seine Wahrheit zeugen. Dieser Glaube widerspricht nicht den Lehren Jesu von Nazareth. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wurde er auch von manchen christlichen Sekten gelehrt, bis er von der „rechtgläubigen" Kirche erstickt wurde. Bei manchem vorurtheilsfreien Leser meines kleinen Buches dürfte die Prophezeiung Schopenhauers, daß es nur dahinstände, wie lange das heutige Europa diesen tröstlichen Urglauben der Menschheit noch entbehren würde, Glauben finden.

Blankenese. Karl Andresen.



Börsenstille.

Zehn Centimes, nicht mehr, hat die italienische Ministerkrisis gekostet; nicht etwa, weil man die Italienerrente jetzt eher der Steigerung für fähig hält, sondern wegen unserer bleischweren Geschäftsstille. Trotz dieser Stille aber hat die Spannung wegen der russischen Anleihe noch zugenommen; es sieht fast so aus, als ob die Verhandlungen mit Berlin abgeschlossen, die mit Paris noch nicht beendet sind. Die französische Regirung hatte ihre Abneigung gegen eine neue Emission wohl nur unter der Voraussetzung gezeigt, daß der dortige Markt die Anleihe Rußlands ganz ausschließlich decken müsse; in dem Augenblick aber, wo auch deutsches Kapital herangezogen wird, liegt die Sache nicht nur ganz anders, sondern sie steht sogar unter der nicht abzuweisenden Wirkung des Neides. Vor Allem ist es gut, sich dabei von einem wichtigen Irrthum abzuwenden: nicht die russische Regirung sucht direkt eine Anleihe, sondern diese Anleihe wird ihr, wie immer, entgegengebracht. Petersburger Bankdirektoren, die nächstens auf ihren Zwischengewinnen auszuruhen hoffen, geben je nach der politischen Konstellation ihren Freunden in Paris oder Berlin einen Wink, es folgen Reisen und Besprechungen, — und plötzlich hat Herr Witte einen Vorschlag in Händen, an den er vielleicht nie gedacht hat, dessen offenbare Bequemlichkeit aber selbst für einen minder klugen Finanzminister etwas Einschmeichelndes haben würde. Ein persönliches Bemühen der Hohen Excellenz ist so völlig ausgeschlossen wie etwa eine Anleihereise des pariser Rothschild nach Petersburg, von der jüngst einige Depeschen fabelten. Hat nun Herr Witte einmal Appetit nach dem neuen Gelde bekommen, dann regt sich in dem Finanzmanne auch der Diplomat; er sorgte jetzt z. B. für die Aufhebung jener berühmt gewordenen Schwierigkeiten, die dem Eintritt fremder Israeliten in Rußland entgegenstanden, um auch hierdurch eine Theilnahme der Häuser Rothschild und Stern vorzubereiten. Bei Alledem bleibt freilich der Zweck der neuen Anleihe noch immer unaufgeklärt, falls sie mehr sein sollte als eine Konversion. Absichtlich habe ich in meiner vorigen Darlegung die sibirische Bahn ganz fortgelassen; noch in seinem letzten Budgetbericht an den Zaren hat Herr Witte, trotzdem der Bahnbau doch längst im Gange ist, wiederholt, daß er auch in diesem Jahr ohne Anleihe auskommen werde. Das war sein Stolz, und wenn es jetzt anders käme, so würden seine Gegner, die ihre sachlichen Zweifel niemals zu verhehlen brauchten, nur ein einziges Wörtchen sagen: „Endlich!“

Von der sibirischen Bahn, die etwa 7000 Werst umfaßt (die Werst = 1,06 Kilometer), sind bereits 3000 gebaut. Es sind Strecken dabei, die 40 000 Rubel pro Werst kosten, und solche, die bei dem ganz eigenartigen Ufercharakter der sehr breiten Flüsse, die zum Theil besondere Brückenkonstruktionen erfordern, bis auf 170 000 Rubel zu stehen kommen. Rechnet man also einen Durchschnitt von 90 000 Rubeln, so macht Das für die Gesammtlänge der Bahn 630 Millionen Rubel aus. Der Bau, der bereits vier Jahre dauert, dürfte noch eine eben so lange Zeit in Anspruch nehmen, aber eine Rentabilität wird vor zehn Jahren gar nicht erwartet. Es ist also klar, daß selbst Obligationen, die etwa nach Bedarf auf die fertig gestellten Strecken ausgegeben würden, eigentlich unangebracht wären. Und gesetzt, es handelte sich um eine Bahn mit laufenden Einnahmen, so giebt es in Rußland hypothekarische Prioritäten überhaupt nicht und Priori-

täten doch nur überall da, wo ein Aktienkapital vorangeht. Hier aber ist eine Aktiengesellschaft gar nicht vorhanden, es bliebe demnach nichts Anderes übrig, als eventuell eine Staatsanleihe dafür aufzunehmen. Doch hat die russische Staatskasse so starke Ueberschüsse, daß diese sogar den außerordentlichen Etat balanciren halfen; weshalb könnten denn nicht noch weitere vier Jahre je 80 Millionen Rubel jener Bahn zufließen? Die spätere Rentabilität hängt auch von der Konsumfähigkeit der Ansiedelungen ab, für die schon jetzt außerordentlich viel gethan wird, während der Export, auch des Getreides, mehr für den Osten berechnet ist.

Eine Anleihe, die Herr Witte aufnähme, würde wohl nur in Gold sein; im Lande selbst kann er dagegen die Ausgaben für Eisenbahnen in Papier zahlen. Das ist eine Differenz von 50 Prozent, die sich ein so guter Rechner kaum aufladen wird. Sollte es sich aber um eine Anleihe zur Regulirung der Valuta — einer solchen in Gold — handeln, so wären nach der Meinung dortiger Fachmänner Goldankäufe für weit mehr als eine Milliarde nöthig. Denn die in der That sehr großen und noch wachsenden Goldbestände der russischen Bank reichen wohl zur Bedeckung der Noten hin, nicht aber zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Zahlungverkehres, der im Osten, wo weder die Eisenbahnverbindungen noch die Post- und Bankcentralisirungen stark entwickelt sind, ungleich größere Goldbestände braucht als bei uns im Westen. Entweder wird also mit der Erfüllung jenes Goldtraumes noch gewartet, oder eine Riesenanleihe muß kommen, deren Ziffer so groß ist, daß man sie lieber unausgesprochen läßt. Uebrigens läßt Rußland gerade jetzt in der pariser Münze viele vollwerthige halbe und viertel Silberrubel prägen, die bisher nur in geringer Zahl cirkulirten.

Nichts wird jetzt so lebhaft bei uns erörtert wie diese Anleihefragen. Denn verweht sind Deutschlands Exporthoffnungen auf China, nachdem Herr Detring unseren Montangrößen zuletzt in Köln doch reinen Wein einschenken mußte. Als Aufrichtigkeit wollte man Das noch loben, während wahrscheinlich Sir Robert Hart in Shanghai mit Ungeduld von unserem Chinataumel las und deshalb Detring, mit dem ihn so viele Interessen verbinden, einige aufrüttelnde Depeschen gesandt hatte. Die Aufträge für Krupp beweisen gar nichts, denn ihn muß man haben. Bei gesprungenen Radreifen, die von Krupp sind, kann sich ein chinesischer Beamter immer ausreden und vielleicht auch bei Kanonen der selben Firma, falls mit ihnen dennoch eine Niederlage erlitten wird. Inzwischen ist Li-Hung-Tschang auch im fürstbischöflichen Palais zu Seraing abgestiegen, wo jetzt Herr Greiner, der Generaldirektor der belgischen Société Cockerill, wohnt. Schon vor einigen Jahren sah dieses Riesenwerk etwa fünfzig Chinesen bei sich, die dort eifrig studirten und auch später in ihrem Vaterlande Eisenhütten bauen halfen. Einstweilen vermißt unsere Eisen- und Stahlindustrie China noch keineswegs, denn der Markt bleibt anhaltend stark beschäftigt. In einzelnen Artikeln, wie z. B. dünnen Blechen und Handelsblechen, könnten allerdings noch Aufträge genug angenommen werden. Irrthümlich hat die Börse das Zurückführen einer kleinen Geschäftsabschwächung auf die Inventuren als eine Art Ausrede aufgefaßt. In Wirklichkeit nehmen aber die Werke lieber im Juli ihre Bestände auf, weil die Tage dann länger sind und weil man auch im Januar bei großer Kälte das Eisen nicht anfassen kann, ohne es an der Hand förmlich haften zu sehen.

Die Augenblickssiege der Silbermänner der Union, und zwar der extremen

Richtung dieser Partei, haben New-York verhältmäßig kühl gelassen, nachdem und weil Europa sich darüber nicht allzu sehr aufgeregt hatte. Nach alter Erfahrung stehen die heftigsten Agitationen noch bevor, aber man weiß auch, wie wenig die ersten ziffernmäßigen Resultate zu bedeuten haben. Es sei hier nur an Clevelands Wahl im Jahre 1884 erinnert, wo seine Bekämpfung einen solchen Grad von Bitterkeit erreicht hatte, daß man erstaunt war, ihn dennoch als Präsidenten gewählt zu sehen. Wenn es nun auch jetzt unter den Republikanern Silbermänner giebt, so nimmt man doch an, daß von den Demokraten sich noch weit mehr Wähler zu Gunsten der Goldwährung trennen werden. Auch drüben kennt man übrigens die berühmte Sitte der Abkommandirungen.

Ein ähnliches Manöver hat jüngst auch der Hessischen Ludwigsbahn als Privatunternehmen ein Ende gemacht. Es gab eine Generalversammlung, nach deren Charakter man im Grunde mit den Aktionären kein Mitleid zu haben braucht. Denn die Zeitungen berichteten es zwar nicht, aber wer dort war, konnte hören, wie die Anwesenden immer Bravo riefen, — einerlei, ob nun ein volksthümlicher Anwalt vor einer Verschleuderung des Aktienbesitzes warnte, oder ob der Vorsitzende des Aufsichtrathes mahnte, in den sauren Apfel zu beißen. Aber es war interessant, sich bei dieser Schlußversammlung im Evangelischen Vereinshause zu Mainz die Geschichte der Ludwigsbahn-Gesellschaft in Erinnerung zu rufen. Welcher Gegensatz zu den vierziger Jahren, wo die Regirungen Gott dankten, daß Privatleute Städte wie Darmstadt, Mainz, Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden u. s. w. verbinden wollten, und jede nur gewünschte Konzession gewährten und wo die Bahnunternehmer Gott dankten, daß ihnen eine Metallfirma die Schienen lieferte, und gar nicht nach dem Preise fragten. Heute tadelt man den Eigennutz des Großbürgers und übersieht dabei die ungeheure Arbeit, die hier in schweren Jahren begonnen, durchgehalten und bewältigt wurde. Auch bei dieser Verstaatlichung war Herr Miquel der Schlaue, da er dem hessischen Ministerium das Odium eines etwas gewaltsamen Vorgehens großmüthig überließ. Er selbst, der doch so gern nach neuen Einnahmen hamstert, that zunächst scheinbar nur widerwillig mit, bis er seine eigenen Bedingungen stellen konnte. Die Verhandlungen selbst brachten dann zwei Fehler. Erstens durfte nicht gerade der Verwaltungrath der Bahn, dem doch noch einige Vortheile zu bieten waren, die Eigenthums-Entrüstung der Aktionäre allzu lange repräsentiren. Zweitens durften die beiden Führer der Opposition — der kluge berliner Rentier und der beredte hamburger Rechtsanwalt — weder bei zwei hessischen Ministern noch bei dem preußischen Finanzminister eine Audienz nachsuchen. Nachdem diese Audienzen einmal stattgefunden hatten, war es gleichsam gesellschaftlich unmöglich, noch in heftigem Widerstand zu beharren oder, was im Ernstfalle nöthig geworden wäre, den Widerstand sogar noch zu steigern. Vielleicht hat aber Herr Dr. Blumenfeld Recht gehabt, als er annahm, bei 741 Mark habe die Geduld der Regirungen ein Ende. Es war bei der kürzlichen Verpreußung der Werra-, der Saal- und der Weimar-Geraer Bahn, wo Herr Miquel seine Kunst im leichten Kaufen bewährte. Einem noch jungen Direktor wurden 100 000 Mark bewilligt; bei der anderen Bahn gewährte man dem Verwaltungrathe Kompetenzen, die dieser noch gar nicht besessen hatte, und bei der dritten Gesellschaft wurden den thüringischen Regirungen Zinsen kapitalisirt, die à fonds perdu gegeben waren. So wirds gemacht!

Pluto.



Notizbuch.

Herr Wehlan, ein sechsundzwanzigjähriger Assessor, hatte, wenn der Gouverneur und der Kanzler auf Urlaub waren, in Kamerun über die Machtmittel des Deutschen Reiches zu verfügen. Es scheint, daß er von seinen Befugnissen nicht immer den rechten Gebrauch gemacht und mitunter dem hitzig aufflackernden Zorn rascher gehorcht hat, als es für einen Beamten in schwieriger und verantwortlicher Stellung sich ziemt. Es scheint: so muß, so nur darf man sagen, denn aus den kurzen und lückenhaften Prozeßberichten läßt sich ein klares Bild der Vorgänge nicht gewinnen. Das hindert die ehrenwerthen Macher von öffentlichen Margarinemeinungen natürlich nicht, den jungen Mann in allen Tonarten zu beschimpfen; seit bald zwei Jahren wird er von den selben Leuten, die sonst so gern von den Wohlthaten des Rechtsstaates laut radotiren, zum Abschaum der Menschheit gezählt und das Gezeter ist nur noch schriller geworden, seit zwei deutsche Gerichtshöfe sich mit den angeblichen Schandthaten des Assessors beschäftigt haben. Die potsdamer Disziplinarkammer hat Herrn Wehlan zu einer Geldstrafe und zur Versetzung in ein anderes Amt verurtheilt und der leipziger Disziplinargerichtshof, dem der Präsident des Reichsgerichtes vorsitzt, hat als höchste Appellinstanz dieses Urtheil bestätigt. Beiden Gerichtshöfen hat das umfangreiche Aktenmaterial vorgelegen; sie konnten die Zeugenaussagen wägen und werthen und die Persönlichkeit des Angeschuldigten auf sich wirken lassen. Beide Gerichtshöfe sind nicht zu dem Entschluß gelangt, den blutjungen Mann, der für sein Vaterland das Leben eingesetzt hat und dessen Eifer und Fähigkeiten durch die besten Zeugnisse bescheinigt sind, mit Schimpf und Schande für immer aus dem Reichsdienst zu jagen. Man sollte meinen, daß gegen diese von den korrektesten, ruhigsten, allzu sanften Regungen wohl am Wenigsten zugänglichen Herren gefällte Entscheidung nicht das Geringste einzuwenden ist: die Richter haben den Thatbestand genau geprüft, sie haben gehört, daß der deutsche Lehrer, die Beamten und Missionare in Kamerun die reinliche Lebensführung und die Thätigkeit des Herrn Wehlan rühmten, und sie sind bei der Strafzumessung sicherlich ihrem Gewissen gefolgt. Dennoch erdreisten sich die Schwarzkünstler, die von dem Leben und den Nöthen in einem afrikanischen Fieberloch keine Ahnung haben und den Thatbestand nur aus Kolportageschilderungen kennen, die Richter nebst dem Verurtheilten jetzt gröblich zu schmähen. Statt die Kolonialverwaltung hart zu tadeln, die es in ihrer harmlosen Unkenntniß afrikanischer Zustände für angebracht hält, junge, unerfahrene Beamte unter den schwierigsten Verhältnissen mit fast oder völlig souverainer Macht zu bekleiden, toben sie gegen den genugsam bestraften Assessor und gegen die Disziplinarbehörden, deren Mitglieder am Ende doch bessere Rechtskenner sind als der geliebte Repetitor Kayser, und überliefern die deutschen Kolonialbestrebungen dem Hohn und der Verachtung des Auslandes. Dieses Treiben, das schon in dem Falle des Herrn Leist und während der Petershetze zu beobachten war, wird nachgerade gemeingefährlich. Es ist schon schlimm genug, daß unsere Kolonialbeamten, wenn sie eines Amtsvergehens beschuldigt sind, regelmäßig vor Richter gestellt werden, die von den rauhen Nothwendigkeiten eines kriegerischen Tropenlebens nicht mehr wissen als der neue Pharao von Joseph; vollends unerträglich aber ist die allerneueste Unsitte, daß Leute, denen der Thatbestand ganz und gar unbe-

kannt ist, sich als einen höchsten Gerichtshof konstituiren und die Angeschuldigten wie verworfene Schurken durch die Spießruthen gefälschter öffentlicher Meinungen hetzen. Verfahren so Parteien, die stets mit scheelem Blick auf die deutsche Kolonialpolitik gesehen haben oder die emsig nach Symptomen gesellschaftlicher Zersetzung suchen, dann ist ihr Bemühen wenigstens verständlich; daß sich ihnen jetzt auch sogenannte Kolonialfreunde gesellen, beweist nur, welche Fortschritte die Pharisäergesinnung im neuen Reiche schon gemacht hat und wie ängstlich wir uns hüten müssen, spottend künftig noch vom britischen cant zu sprechen. Einstweilen herrscht in Deutschland ja wohl noch das Recht und nicht die öffentliche Surrogatmeinung; von der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, deren unermeßlicher Weisheit wir den Jahre lang währenden Skandal verdanken, darf man deshalb erwarten, daß sie Herrn Wehlan, wie es der einmüthige Spruch zweier Gerichtshöfe fordert, in ein anderes Amt versetzt, damit er die Verfehlungen seiner Jugend auslöschen kann. Die Kolonialabtheilung wird ihre schweren Aufgaben aber dann erst erfüllen können, wenn Herr Kayser, der Virtuose der Dankbarkeit, dessen Operettenreise nach Ostafrika noch in heiterer Erinnerung ist, der Einpaukerthätigkeit zurückgegeben und durch eine für das wichtige Amt geeignetere Persönlichkeit ersetzt worden ist. Freilich: auch der gepriesene Prinz von Arenberg, der jetzt, in den Tagen der Centrumsherrschaft, als Nachfolger des Kolonialkaysers genannt wird, könnte den dunkelen Erdtheil nur durch fremde Brillen sehen. Aber ist Wissmann nicht der deutschen Regirung ein zu kostbarer Besitz, als daß sie ruhig abwarten sollte, bis er im Tropenklima seine Gesundheit völlig zerrüttet hat? Wenn Wissmann an die Spitze eines wahrhaft selbständigen Kolonialamtes träte und als Gouverneur von Ostafrika von dem energischen und doch kühl wägenden Oberst Liebert abgelöst würde, der für die Chinesen viel zu gut ist, dann dürften wir hoffen, endlich einmal eine stetige und verständige Kolonialpolitik zu erreichen, die ihre Entschlüsse nicht von öffentlichen Meinungen, sondern von den Interessen des Deutschen Reiches abhängig macht und, wo durch allzu helle Oeffentlichkeit diese Interessen bedroht werden könnten, die Verfehlungen einzelner Beamten heimlich zu ahnden und ihre üble Wirkung zu tilgen vermag.

* * *

Während die papiernen Betrachtungen über den Prozeß Wehlan ohne sommerliches Ermatten fortgesetzt werden, ist ein anderer Strafprozeß, den man im Ernst doch nicht weniger interessant nennen darf, merkwürdig schnell hinter schützende Schleier geborgen worden. Herr Alexander Meyer, der trotz den inständigsten Bitten der Welt noch immer nicht mitgetheilt hat, warum er einst aus dem Justizdienst schied oder scheiden mußte, der dafür aber die Leser der Vossischen Zeitung durch die herrliche Hundstagskunde entschädigt, die Volkswirthschaftlehre habe die Aufgabe, die in unserem gesellschaftlichen Organismus waltende Weisheit zu bewundern, — dieser ausbündig gelehrte Mann erhitzt sich in seiner Fettfülle gegen den schlimmen Assessor, findet aber kaum ein armes Tadelswörtchen gegen den früheren Bankdirektor Hermann Friedmann, den der Richterspruch auf sechs Jahre ins Zuchthaus geschickt hat. Und dem feisten Muster strebt ein stattlicher Theil der Kollegenschaar nach. Die verschiedene Behandlung der beiden Fälle wäre schwer zu begreifen, wenn sichs bei Wehlan nicht um die Kolonialpolitik, bei Friedmann aber um die liebe Börse handelte; an der Kolonialpolitik ist höchstens für die Blätter Etwas zu ver-

dienen, die von großen Plantagenunternehmungen ressortiren und die dann natürlich auch kolonialfreundlich sind; von der Börse sind Prospekte, Inserate und Betheiligungen zu erlisten. Zwar wird uns, wie nach dem Zusammenbruch des wackeren Anton Wolff und der Gebrüder Sommerfeld, auch jetzt wieder verkündet, Herr Hermann Friedmann sei an der Börse immer als ein kleiner, verächtlicher Hallunke über die Achsel angesehen worden. Aber man darf vielleicht fragen, warum dem Wicht dann nicht die Möglichkeit versperrt wurde, seine schamlosen Betrügereien fortzusetzen; und man darf weiter fragen, ob der kleine Hallunke, wenn ihm eine seiner abenteuerlichen Spekulationen eines Tages einen Riesengewinn gebracht hätte, nicht sofort als ein großer Hallunke von bewundernder Achtung begrüßt worden wäre. Das alte Scherzspiel: Hammerstein ist der Typus des agrarischen Junkers, aber jeder Börsenbandit ist eine fabelhaft abnorme Ausnahmeerscheinung, hat an Zugkraft doch allmählich verloren. Sicherlich sind an der Börse nicht nur Betrüger zu finden und sicherlich war die von dem edlen Vetternpaar Fritz und Hermann Friedmann geleitete Rheinisch-Westfälische Bank eine besonders schmierige Gaunerherberge; aber die Vorgänge der letzten Jahre beweisen doch mit unangenehmer Deutlichkeit, daß ein sittliches Ressentiment, wenn es überhaupt den klaren Blick des die Ereignisse ohne Mitleid, Ekel und Furcht musternden Betrachters trüben darf, sich mit der allergrößten Berechtigung gegen die Börse, die Institution, wie sie heute geworden ist, kehren muß. Der Landgerichtsdirektor, der die Verhandlung gegen den kriminell ärger belasteten Friedmann mit Takt und Milde leitete, äußerte sein Erstaunen darüber, daß ein so völlig ungebildeter Mann Bankdirektor sein und für eine Handelsgesellschaft umfassende Geschäfte besorgen durfte; andere, noch naivere Leute retteten sich in den Glauben, Herr Friedmann, der zuletzt vor den Geschworenen eine widrige Hintertreppenkomoedie aufführte, sei ein blitzdummer Kerl, den nur die Macht der Umstände zu Schurkenstreichen verführt habe. Geriebene Börsenspitzbuben werden diese Ansichten mit innigem Behagen vernommen haben; sie wissen, daß man die Kunst der Orthographie nicht zu beherrschen braucht, um unter Jobbern als ein heller Junge zu glänzen, und daß ihr alter Genosse von der Rheinbank abgefeimt und verschmitzt genug war, um sich selbst durch die wirrsten Verwickelungen der Stellagegeschäfte winden und krümmen zu können. Und wenn sie sehen, wie die leicht gelenkte öffentliche Meinung jetzt den Fälscher, Betrüger und Dieb für einen dummen, ernster Beachtung nicht werthen Narren hält und den jugendlicher Sünden schuldigen Assessor an den Schandpfahl heftet, dann werden sie bei Hupka rasch noch ein Gläschen leeren, — in heller Freude darüber, daß der dunkele Erdtheil der Burgstraße noch heute der deutschen Menschheit so unbekannt ist wie der weißeste Fleck auf der afrikanischen Karte.

* * *

Der edle Li-Hung-Tschang, der in Belgien gesehen hat, wie rasch die Sozialdemokratie gedeiht, wenn der gekrönte Vertreter des Landes an Kongoabenteuer und an die theuren Reize der Tänzerin Cléo de Mérode Geld und Zeit verzettelt, und dem in Paris am Tage des Nationalfestes sogar ein Attentat auf das Staatsoberhaupt, freilich eins von der harmlosesten Sorte, servirt worden ist, wird, weil der umwedelte Kunde nicht genug eingekauft hat, jetzt sogar von der großkapitalistischen Presse verhöhnt und beschimpft. Das ist hart und eigentlich ungerecht; denn in der bourgeoisen

Kunst, möglichst rasch möglichst viel Geld zu machen, hat der schlaue Mandschumann es immerhin zu hervorragender Kulturmenschlichkeit gebracht. Sein Vermögen wird von amerikanischen Blättern auf fünfhundert Millionen Dollars beziffert; die Ziffer ist vielleicht yankeehaft übertrieben; jedenfalls aber hat der Exvicekönig den eigenen Vortheil noch sehr viel besser als die Interessen des chinesischen Reiches zu wahren gewußt. Ihm gehört die einzige Eisenbahn, die einen kleinen, 180 englische Meilen umfassenden Theil Chinas durchrollt, aber viel Geld einbringt, und er ist der Hauptaktionär sämmtlicher Großbetriebe, die mit ihrer civilisatorischen Thätigkeit das Reich der Mitte beglücken. Da sollte man ihm nicht länger nachtragen, daß er in Berlin nicht, wie es zuerst hieß, für ein hübsches Sümmchen Juwelen eingehandelt hat. Einen Mann, der den höchsten Mandarinenknopf und das größte Portemonnaie besitzt, sollten konjunkturlüsterne Händler nicht dem Hohn ihrer Schreiber ausliefern, auch wenn er, statt in der Berliner Gewerbe-Ausstellung tüchtig zu kaufen, das Portemonnaie in der gelben Jacke behalten und von dem Vertreter des Herrn Krupp ein Diamantengeschenk erbeten und angenommen hat.

* * *

Auch von einem anderen klugen Barbaren, der, wie der liebe Li, einst das europäische Händlervolk in wilde Aufregung brachte, wird in Deutschland jetzt viel gesprochen: von Hannibal, dem Sohn des Hamilkar Barkas. Er ordnete zwar, nach der Niederlage bei Zama, die karthagischen Finanzen, aber er ist nicht als Finanzmann, sondern als Feldherr berühmt und er kam, als er gegen Scipio zog, wie alle Gymnasiasten wissen, nicht als Kunde, sondern als Rächer und Eroberer nach Europa. Dennoch wird, mitten in der bourgeoisesten Friedsamkeit, seit ein paar Wochen sein Name häufig genannt und es ist deshalb vielleicht gestattet, an Grabbes Prusiasfragment zu erinnern, in dem Hasdrubals tapferer Bruder eine wichtige Rolle spielt. Prusias, der König von Bithynien, in dessen Reich Hannibal floh, als er von dem syrischen Antiochos den Römern ausgeliefert werden sollte, war ein ungewöhnlich begabter Herr: er dichtete Trauerspiele, hielt darauf, daß seine Höflinge in der Schule von Byzanz erzogen wurden, ging, wenn zwischen Krieg und Frieden zu wählen war, vergnügt auf die Hirschjagd und ließ von einem Hofmaler hochpolitische Zeichnungen entwerfen, die dann mit der gemeinen Wirklichkeit leider freilich nicht immer stimmten. Als Hannibal vor dem steif auf dem Thron sitzenden König erscheint, empfängt er von Prusias Belehrung über die Fehler, die er bei seinen Feldzügen gemacht haben soll: er hätte nicht über die Pyrenäen und Alpen steigen, sondern über das Meer nach Italien eilen und die Reiter nicht rechts, sondern links formiren sollen; und der Entschuldigungversuch des Karthagers, er habe sich nach der Gelegenheit des Ortes und der Zeit richten müssen, wird von dem allweisen Monarchen mit strengem Wort abgewehrt. Das kleine, hastig hingeworfene Fragment des wunderlichen Dichters ist recht lehrreich, — schon weil es gleich in der ersten Szene uns den für jede höfische Epoche bedeutsamen Satz des Prusias beschert: „Der Verdacht schon gilt bei Königen für ein Vergehen, denn wir können bei der Menge unserer Schmeichler und unserer heimlichen Feinde nicht errathen, ob ein Narr lobhudeln oder ein Feind uns ausspotten will."

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 25. Juli 1896.

Totengespräche.

Von den Phonolithkegeln der Lausche her wandert um die Dämmerstunde ein stämmiger Mann thalwärts. Ein Rucksack, aus dem allerlei Druckwerk hervorschielt, hängt auf dem wulstigen Rücken, die Beine, die einen rundlichen Bauchansatz zu schleppen haben, stecken in derben Lederschäften und leise rinnt matter Schweiß dem Wanderer von der niedrigen Denkerstirn. Er hat, da er den Jeschken erstieg, um den Blick ins Gelände der Elbe und Iser zu genießen, dem von der Sprudelkur geschwächten Körper ein Bischen viel zugemuthet und sehnt sich nach ruhiger Rast. Doch nicht eher, so hat ers auf dem Gipfel des Sandsteingebirges sich mit einem stillen Schwur gelobt, will er zu längerem Aufenthalt die umfetteten Glieder strecken, als bis er in die sandige Ebene der Niederlausitz gelangt ist, in das Land, dessen Wappen den rothen Ochsen im weißen Feld ragend zeigt. Er weiß selbst nicht, warum ihn gerade in diese reizlose Gegend die Neigung zieht, als müsse er wie ein Wallfahrer dort sich entsündigen; aber er hat auf reinerer Höhe einmal das Gelübde gethan und darf der Schwäche nicht weichen. Nun sinkt nach einem harten Wandertage wieder die Sonne; gräulich flatternder Qualm steigt aus dem stickigen Flachland, das letzte Geräusch der Tagesarbeit verhallt und Grillen und Frösche stimmen die feinen Instrumente zur Nachtmusik. Dem Wanderer, der sonst ein robuster, vom Geisterhauch nicht umwitterter Geselle ist, wird beinahe märchenhaft zu Sinn; er fühlt, zum ersten Male in seinem Leben, romantische Schauer und öffnet die entnüchterten Organe weit dem Wunderbaren Und die Wunder lassen

sich nicht lange erwarten. Rascher, als die müden Glieder es hoffen durften, hat der Waller die skynischen Gefilde erreicht; und während sein Auge froh in der Ferne eben ein Licht erspäht, das eine gastliche Stätte verheißt, trifft sein Ohr heller Gläserklang und der holde Hall menschlicher Stimmen. Sein Blick dringt durch den Dämmerdampf und erkennt im letzten, gilbenden Licht des Tages vertraute Züge: zwei Männer sieht er, die er einst gar wohl kannte, die für die Welt jetzt Tote sind, tot wie er selbst, und die doch hier bei sauerem Schlesierwein gemüthliche Zwiesprache halten. Er tritt näher, birgt sich vorsichtig aber hinter einen Busch und vernimmt, aufhorchend, damit das leise lukianische Kichern ringsum keine Silbe ihm raube, das wundersame Gespräch:

Caprivi: Mich wunderts nicht. Auf die Dauer kann Keiner es aushalten. Eigentlich geht es immer nur ein Jahr; dann, wenn man sich in den Parlamenten mit Versprechungen durchgeholfen hat, so gut es sich machen ließ, ist Jeder so morsch und verbraucht und kompromittirt, daß er selbst sich zum Tode reif fühlt. Haben Sie nicht bemerkt, daß jeder Sommer Krisengerüchte bringt? Das ist nicht nur Zeitungschreiberei; es ist wirklich jedesmal aus, so ganz aus, daß von selbst überall die Ansicht entsteht, nun müsse etwas Neues, noch nie Dagewesenes, kommen. Wenn gerade Feste zu erwarten sind, geht es allenfalls noch; die reichen immer für eine Weile; sonst aber ist vor und nach der Nordlandsreise stets eine kritische Zeit. Man soll Ideen liefern und doch keine Initiative zeigen, produktiv sein und doch bescheiden im Hintergrund bleiben. Ich habe ja geduldig Alles auf mich genommen, aber schließlich langweilte ich doch; ich soll über die Landwirthe, die Halbbataillone, über den Artikel gegen Botho und die Strecke bei Phili gefallen sein, — Alles falsch: ich war einfach langweilig geworden und eine neue Nummer wurde verlangt. Und ich wette: Ihre Entlassung hat keinen anderen Grund.

Berlepsch: Dieser Ansicht möchte ich doch nicht beipflichten. Mich hat eine prinzipielle Meinungverschiedenheit mit den Kollegen aus dem Amt getrieben. Ich fand mit meiner staatsmännischen Ueberzeugung an der maßgebenden Stelle keinen Beifall mehr und so blieb mir nichts übrig als ein Rückzug mit Ehren. Allerdings muß ich einräumen, daß ich auch in den Parlamenten vom Glück verlassen war; das Handelskammergesetz und die Ladenschlußstunde waren nicht durchzudrücken. Aber daß ich langweilig geworden sein soll, kann ich doch nicht zugeben. Es handelte sich um verschiedene Weltanschauungen, um die wichtigsten Fragen der

soziologischen Wissenschaft, und ich bin stolz, das Opfer rückständiger Vorurtheile zu sein. Es ist Ihnen ja bekannt, wie der Freiherr von Stumm . . .

Caprivi: Schön, — Stumm mag nachgeholfen haben; er kann Manches wagen, was jedem Anderen übel bekäme, er weiß, daß ers kann, und wirthschaftet mit Briefen und Telegrammen wunderlich genug. Aber seine Schlauheit besteht eben darin, daß er nur auf schon mindestens halbtote Gegner losschlägt; mit Boetticher ist er, trotz den Klebegeschichten und dem ganzen humanen Kram, noch heute ein Herz und eine Seele. Ihnen kann es natürlich nur angenehm sein, wenn die öffentliche Meinung Sie für ein Opfer des Halbergers hält; wenn Sie sich aber selbst dafür halten, sind Sie in einem argen Irrthum befangen. Stumm richtet sich ohne Murren mit Jedem ein, der in Gunst ist; erinnern Sie sich, wie er sich beeilt hat, von dem Alten abzurücken, und wie rasch ihn die Steinberger Kabinetspolitik wieder zum begeisterten Schwärmer für den Sachsenwaldmenschen machte? Sie sehen die Dinge noch gar zu harmlos an, liebe Excellenz; leben Sie erst einmal so lange in der Verbannung wie ich, dann werden Sie anders denken. Sie haben eine Büste, ich habe einen Ehrendegen mit der huldvollsten Widmung; Sie haben ein paar gleichgiltige Vorlagen nicht durchbringen können, ich habe Alles prompt durchgebracht, Großes und Kleines; ich hatte sogar für das Schulgesetz eine sichere Mehrheit und hätte auch die neue Panzerflotte durch die Klippen gelootst. Aber, glauben Sie mir, wir sind Beide langweilig geworden und mußten deshalb gehen. Jede andere Annahme ist nichts als ein frommer Wahn.

Berlepsch: Aber, gestatten Sie, ich muß doch am Besten wissen, welche grundsätzlichen Schwierigkeiten ich mit den Kollegen . . .

Caprivi: Die Kollegen! Als ob es so Etwas wie eine kollegiale Verständigung heutzutage noch gäbe! In welcher Welt haben Sie denn gelebt? Bei uns kümmert sich das eine Ressort doch schon lange nicht mehr um das andere; jeder Minister sorgt nur für sich selbst, fegt die Unannehmlichkeiten still vor das Nachbargebäude und bemüht sich, seine Wünsche der maßgebenden Stelle so zu insinuiren, daß sie wie selbst gefundene Weisheit erscheinen können. Ich will gar nicht fragen, ob Sie, wenn es Ihnen nahe gelegt worden wäre, nicht auch anders gekonnt hätten, — na, nehmen Sie mirs nicht übel, Sie wären thatsächlich der Erste und ich selbst habe meine Stellung stets nur als die eines gehorsamen Dieners aufgefaßt, der empfangene Befehle pünktlich auszuführen hat. Jedenfalls dürfen Sie an den Spuk von den Kollegen

nicht glauben. Jeder von den Leuten ist froh, wenn er die Unterschrift des Monarchen hat und im Uebrigen so wenig wie möglich von Geschäften hört. Die Kollegen hätten Alles mitgemacht. Ich kam als ein politisch splitternackter Infanterist aus Hannover, ließ mir von Göring, Huber und Meyer schnell ein Nothgewand anmessen, krempelte Alles um, Wirthschaftpolitik, Dienstzeit, Behandlung von Polen und Welfen, — und alle Kollegen waren immer bereit, Alles mitzumachen. Waren Sie übrigens nicht auch dabei, lieber Freiherr? Nein, da liegt der Haken nicht. Von Ihnen wurde, ganz wie von mir, allmählich zu viel gesprochen; daß wir verhaßt waren, war nicht gefährlich; schlimm war nur, daß wir überhaupt so viel genannt wurden. Gehaßt wird Boetticher auch, aber Niemand hält ihn für einen Menschen, der jemals auch nur die kleinste Sache auf eigene Faust unternehmen könnte, Niemand zweifelt, daß er mit feiner Nase immer der richtigen Witterung nachgeht; darum ist er über den Berg weggekommen, hat uns überlebt und wird vielleicht noch Manchen, der sich heute für kerngesund ansieht, begraben. Der Haß und das Schimpfen machen es also nicht; man muß sich nur zu verstecken wissen. Ich habe mir gewiß jede erdenkliche Mühe gegeben, sogar den Schein einer selbständigen Absicht zu meiden; am Ende aber war ich wider Wunsch und Willen doch beinahe ein Programm geworden, — und da war es aus. Miquel versteht das Geschäft besser; er arbeitet von früh bis spät wie ein Maulwurf, aber man sieht ihn eben nicht. Und Chlodwig ist wieder durch seine müde Hinfälligkeit geschützt; man läßt ihn lächelnd in Ruhe und nennt ihn mitleidig den vornehmen alten Herrn, der ein patriotisches Opfer bringt. Im Grunde machen die Leute doch jetzt genau das Selbe, was ich auch gemacht hätte; sie sind nur nicht so exponirt. Ihr Unglück, liebe Excellenz, fing mit dem Tage an, wo Sie, sicher zu Unrecht, schlau als der selbständige Vertreter einer bestimmten Politik hingestellt wurden. Das ging nicht. Gerade wie damals beim armen Zedlitz. Minister, von denen ernsthaft geredet wird, als trieben sie selbst Politik, sind nicht zu brauchen, — sonst hätten wir heute noch den Alten in Berlin. Ueberhaupt ist für ausgeprägte Persönlichkeiten, von denen im Guten oder im Schlimmen Etwas erwartet wird, die Zeit nicht günstig; glauben Sie, daß Waldersee sich in Altona amusirt, und haben Sie von Schlieffen schon oft reden gehört?

Köller (aus dem Busch): Excellenz ... Sie sind erstaunt, meine Herren, mich hier zu sehen. Der Umsturzärger hat mich ein Bischen aufgeschwemmt, auch hatte ich mir auf meine alten Tage das gott-

verdammte Bücherlesen angewöhnt und war auf den Hund gekommen. Mußte nach Marienbad und soll viel laufen; mit dem Titel und Rang eines Staatsministers kann man doch nicht zu radeln anfangen. Weiß der Deib — entschuldigen Sie — weiß der Henker, was mich gerade in diese elende Niederlausitz trieb. Das heißt: jetzt weiß ich, was es war: der innere Drang, einem bedeutenden Manne zu sagen, daß ich ihm Unrecht gethan habe. Gottfried Keller hat mir verziehen; Sie werden als preußischer General, Herr Graf, nicht rachsüchtiger sein als eine Stadtschreiberseele aus Zürich. Ich habe den letzten Theil Ihres interessanten Gespräches belauscht und muß bekennen: Excellenz, Sie haben ein erlösendes Wort gesprochen und mir mein eigenes Schicksal enthüllt. Ja, auch ich bin gefallen, weil man zu viel von mir sprach, weil ich eine starke, überragende Persönlichkeit war. In diesem Bewußtsein will ich mich trösten. Soll ich nun ein Glas Wein haben? Wenn nich, denn nich!

Berlepsch: Sie sollen eins haben. Wir Beide standen im ministeriellen Leben nicht auf dem besten Fuße; hier aber, im stillen Reich der Schatten, ist Ihre behäbige Erscheinung mir ein willkommener Trost. Jetzt erst, da dem Bunde der Dritte gesellt ist, kann ich die Weisheit würdigen, die aus dem beredten Munde unseres allverehrten Grafen Caprivi sprach. Wenn ich auf uns Drei blicke und unser Wirken an meinem Geist vorüberziehen lasse, scheint jede weitere Möglichkeit eines neuen Kurses mir völlig erschöpft zu sein. Ich wurde gerufen, um den sozialen Fragen schnell die Antwort zu finden, und ich darf wohl behaupten, daß ich sie fand. Der Herr Graf von Caprivi wurde geholt, um den von Bismarck verfahrenen Karren wieder ins rechte Gleise zu bringen, und jeder gute Deutsche weiß, wie er die schwere Aufgabe bewältigt hat. Unser Kollege von Köller sollte der rothen Rotte den Daumen aufs Auge halten und mit seiner weithin berühmten Diplomatenkunst schmeichelnd und streichelnd das wilde Heer der Bündischen in das gouvernementale Lager zurückführen; und auch ihm lachte der schönste Erfolg. Was gemacht werden kann, Das, wir dürfen es froh und stolz uns gestehen, haben wir mit emsigem Eifer gemacht: wir haben für dreijährige und zweijährige Dienstzeit, für und gegen hohe Schutzzölle uns engagirt, haben die Sozialdemokraten, Polen und Welfen mit Sanftmuth und mit Strenge behandelt, mit dem Centrum geschmollt und gekost und, nach einem geflügelten Wort unseres zweiten Kanzlers, an Christenthum und Atheismus in gleichem Maße unsere Sympathien

vertheilt; schließlich haben wir mit Denen sogar den festesten Freundschaftbund geschlossen, deren Hilfe uns zuerst unheimlich war, und der Kollege Köller hat sich in kieler Stimmung bereit finden lassen, auf das Wohl der Presse zu trinken. Wir haben gethan, was verlangt wurde, und ich frage: Welches wohlthätig Neue kann nach uns noch kommen?

Köller (brummt): Das weiß der Phili!

Caprivi: Ich weiß es. Seit ich so viel allein bin und weder Stunden lang vor der Front steif auf dem Gaul zu sitzen noch täglich die ehrlichen Gesichter von Holstein und Kiderlen zu sehen brauche, habe ich mich in die mir früher ganz fremde Sitte des Nachdenkens geschickt und Manches, was mir sonst dunkel war, klar erkannt. Als ich damals von Hannover geholt wurde, war mir — ich sagte es ja ganz offen bei dem Abschiedsdiner des Alten, wo ich die Fürstin führte — zu Muth wie einem Kind in einer dunklen Stube. Mir war bedeutet worden, ich solle es anders machen als Bismarck; ich machte es anders und glaubte, nun könne mir nichts geschehen. Dann, als die stillen Herren, die unsere niederträchtigen Junker die eigentlich regirende Familie nennen, ihre Händchen im Spiel hatten, als von Wien und Liebenberg nach Prassen die Telegramme flogen und Botho jeden Nachmittag schmunzelnd durch die Wilhelmstraße ging, wurde die Sache schon schwieriger. Und endlich kam der Tag, wo ich bei Vilma Parlaghy saß und das Hurrahschreien hörte, das den einziehenden Alten begrüßte. Also wieder was Neues. Da konnten meine steifen Beine in den Gummistrümpfen nicht mehr mit und ich fühlte deutlich: jetzt ist es aus. Das Stück, das verlangt wird, kann Keiner auf die Dauer blasen. Aber ein Neues könnte doch nach uns noch kommen. Excellenz Berlepsch hat Recht: wir haben gethan, was verlangt wurde. In einem alten Buche las ich neulich Etwas von tragischer Schuld. Vielleicht war es eine tragische Schuld, daß wir immer thaten, was verlangt wurde, daß wir uns als Bureaugehilfen und kommandirte Generäle, nicht als verantwortliche Minister fühlten; vielleicht wird es im Deutschen Reiche nicht eher besser, als bis Männer kommen, die nicht Alles thun, was verlangt wird. Erheben Sie Ihre Gläser, meine Herren, und trinken Sie mit mir auf den ersten Mann, der als Berather der Krone laut und deutlich Nein zu sagen versteht!

Berlepsch (ängstlich): Excellenz wollen doch nicht etwa Ihren Vorgänger, den boshaften Chef der geheimen Fronde, leben lassen?



Der neue Akademiker.

Vor Kurzem ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß Herr van't Hoff aus Amsterdam als Ordentliches Mitglied der Akademie nach Berlin berufen worden sei. Es solle ihm ein physikalisch-chemisches Laboratorium mit den erforderlichen wissenschaftlichen Hilfskräften zur Verfügung gestellt werden, das ihn in den Stand setze, sich seinen Forschungen ganz nach freier Wahl und Neigung zu widmen, ohne ihm andere Verpflichtungen aufzuerlegen als eine wöchentlich einstündige Vorlesung. Diese Notiz, die sich als vollkommen richtig erwies, erregte ziemliches Aufsehen, nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, sondern mehr noch im großen Publikum. Die Berufung eines nichtdeutschen Gelehrten auf eine für ihn persönlich geschaffene und geradezu ideale Stellung — wohl bisher ohne Vorgang — beschäftigte die öffentliche Meinung um so mehr, als der Name van't Hoffs außerhalb der naturwissenschaftlichen Kreise noch wenig bekannt war. Wer ist denn dieser Mann und was hat er so Außerordentliches geleistet, fragte man mich gelegentlich. Er ist, erwiderte ich, unter Anderem einer der Hauptbegründer des modernen Zweiges der Chemie, den man als Stereochemie, als die Lehre von der Raumgestalt chemischer Gebilde, bezeichnet. Er ist, fügte ich hinzu, was noch mehr ist, der Schöpfer der neuen Theorie der Lösungen. Theorie der Lösungen, wiederholte Einer der Anwesenden, ein bekannter Jurist und Finanzmann, ja, was ist denn Das eigentlich? Nun, sagte ich, die Sache ist nicht gerade einfach zu erzählen und zu einer Plauderei in Damengesellschaft kaum besonders geeignet. Obwohl es sich um Verbindungen und Lösungen handelt, entbehrt die Sache doch jeglichen romantischen Reizes. Denken Sie sich ein Stück Zucker in Wasser gelöst; was ist aus dem Zucker geworden? Das ist so eine der Fragen, die Physiker und Chemiker seit vielen Jahrzehnten quälte und deren Beantwortung wir erst van't Hoff verdanken. Merkwürdig, entgegnete der Jurist, und deren Beantwortung dem praktischen Verstande doch so einfach erscheint: aus dem Zucker ist eben Zuckerwasser geworden. Man lachte und ich stimmte ein. In der That, erwiderte ich, wie einst die Theologen blutige Fehden um die Erklärung von Worten der Schrift geführt haben, so diskutirten auch die Naturforscher lange, wenn auch minder hitzig, über Fragen wie die, was denn „eigentlich" die Auflösung eines Stoffes in einer Flüssigkeit sei, ein physikalischer oder ein chemischer Vorgang. Es dauerte eine geraume Weile, bis man einsah, daß der Streit um diese Schlagworte, wie es so zu gehen pflegt, ziemlich zwecklos sei und daß auch hier der Dichterausspruch gelte: wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Die Gelehrten hatten eben, wie die Ungelehrten, keine Ahnung von dem Vorgang und der Natur der Lösung und ihre sogenannten Erklärungen gingen nicht hinaus

über den eben gehörten und juristisch wohl unanfechtbaren Satz: die Auflösung von Zucker in Wasser ist die Bildung von Zuckerwasser. Zweifellos, aber — man bleibt so klug als wie zuvor.

An diese Unterhaltung werde ich durch die Aufforderung des Herausgebers der „Zukunft", eine Darstellung der Leistungen van't Hoffs zu geben, erinnert. Es wurde mir dadurch das öffentliche Interesse an dessen Berufung bestätigt, allein ich fragte mich, ob es möglich sei, in einer politisch-literarischen Wochenschrift ein Bild von dem Werke gerade eines solchen eigenartigen Forschers und mathematisch denkenden Theoretikers zu entwerfen. Das Publikum, und nicht nur das ungelehrte, hat eine heilige Scheu vor Allem, was an die theoretische, an die sogenannte unpraktische Spekulation grenzt, und das Schlagwort ist gleich bei der Hand: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie. Nun ist aber van't Hoff der reinste Theoretiker. Er hat nie in seinem Leben auch nur den geringsten neuen Stoff entdeckt, in den Patentregistern ist er eine absolut unbekannte Persönlichkeit. Ein solches Leumundszeugniß ist bisher dem Chemiker in seinem Fortkommen meist sehr hinderlich gewesen. Wenn van't Hoff dennoch seinen Weg gemacht hat, noch dazu in sehr kurzer Zeit, so muß wohl etwas Besonderes an ihm sein. Willst Du, geschätzter Leser, Das gern erkunden, so richte Dich auf einiges Kopfzerbrechen ein, ich kann Dich sonst von Deinem Wissensdrange nicht kuriren.

Jacobus Hendricus van't Hoff wurde 1852 am dreißigsten August in Rotterdam geboren. Er widmete sich zunächst dem Ingenieurfach, dann den Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie und Physik, und studirte in Delft, Leyden, Bonn, Paris, Utrecht. Nachdem er, dreiundzwanzig Jahre alt, seine erste, in der Folge höchst einflußreich gewordene Schrift: La chimie dans l'espace, veröffentlicht hatte, wurde er 1876 als Lehrer an der Thierarzneischule in Utrecht angestellt. Welchem geringen Verständniß jene bahnbrechende Schrift sogar in bedeutenden Köpfen zuerst begegnete, zeigt eine Kritik des leipziger Professors Kolbe, der die Meinung aussprach, daß der Pegasus, auf dem dieser Phantasieflug van't Hoffs unternommen worden, wohl der utrechter Thierarzneischule entlehnt sein möchte. Die zwei Jahre nach der französischen Ausgabe erschienene deutsche Uebersetzung von Herrmann wurde von Wislicenus bevorwortet, — seltenes Spiel des Zufalles: dem Nachfolger Kolbes auf dem leipziger Lehrstuhle. 1877 wurde van't Hoff Lektor und im nächsten Jahre Professor der Chemie und Physik an der neu begründeten Universität zu Amsterdam und in dieser Stellung hat er bis jetzt gewirkt. 1884 erschien sein inhaltreiches Werk: Études de dynamique chimique, 1887: Dix années dans l'histoire d'une théorie. Ferner schrieb er: „Ansichten über organische Chemie" und eine Reihe zum Theil Epoche machender Abhandlungen in holländischen, deutschen, französischen, englischen

und schwedischen Zeitschriften. Ich beschränke mich hier auf eine — und zwar nur in den allgemeinsten Umrissen gehaltene — Schilderung seiner Leistungen auf dem Gebiete der räumlichen chemischen Vorstellungen; ein zweiter Aufsatz soll die Theorie der Lösungen behandeln.

Durch die denkwürdigen und für alle Zeit klassisch bleibenden Untersuchungen Pasteurs über die Weinsäuren*) war der Begriff der Symmetrie und Asymmetrie in die Chemie eingeführt worden. Pasteur hatte den experimentellen Nachweis geführt, daß die Verschiedenheit der Eigenschaften bei identischer chemischer Zusammensetzung der Körper, die Isomerie, in Zusammenhang stehe mit der symmetrischen oder asymmetrischen Anordnung der Atome im chemischen Massentheilchen, in der Molekel. Pasteur legte sich auch schon die Frage vor: welcher Art ist die Asymmetrie des Baues eines optisch aktiven (die Polarisationebene drehenden) Körpers, wie der Weinsäuren? Betrachtet man irgend welche in der Natur vorkommenden oder künstlich erzeugten Gegenstände in Bezug auf ihre äußere Form, so ergiebt sich, daß sie sich in zwei verschiedene Klassen eintheilen lassen: die einen, die symmetrischen, geben ein Spiegelbild, das sich mit dem Gegenstande vollkommen identisch erweist, sich mit ihm decken läßt, die anderen, die asymmetrischen, thun Dies nicht, obwohl sie im Uebrigen ganz nach dem selben Plane gebaut sein können. Ein Würfel zum Beispiel, eine gerade Treppe, der menschliche Körper, gehören zu der ersten, zu der symmetrischen Art. Gebilde der zweiten Gruppe sind unter anderen die menschliche Hand, eine gewundene Treppe, eine Pyramide mit ungleich großen Flächen, sogenanntes asymmetrisches Tetraëder u. s. w. Obwohl die rechte Hand in allen Stücken der linken wie ihrem Spiegelbilde ähnelt, so ist sie doch in Bezug auf die Anordnung ihrer identischen Theile von ihr verschieden. Ein rechter Handschuh paßt nicht auf die linke Hand, ein linker nicht auf die rechte. Die Hand, die gewundene Treppe, das unregelmäßige Tetraëder sind asymmetrisch gestaltet, sie geben Spiegelbilder, die sich mit dem Gegenstande nicht decken, wie der rechte Handschuh die linke Hand nicht bedecken kann. Nach einem solcher unsymmetrischen Typen sind offenbar die Rechtsweinsäure und die Linksweinsäure gebaut. Nach welchem, Das wissen wir nicht. Bilden etwa die Atome in der Rechtsweinsäure eine rechts gewundene Spirale, in der Linksweinsäure eine links gewundene? Und ist die inaktive Mesoweinsäure von symmetrischer Gestalt und inaktiv geworden, weil die Spirale sich aufgedreht hat? Oder sind die drehenden Weinsäuren entgegengesetzt asymmetrische Tetraëder, die Mesoweinsäure dagegen ein symmetrisch gewordenes, eine regelmäßig gestaltete Pyramide? Diese Fragen sind

*) S. „Pasteur als Chemiker“ vom Geheimrath Professor Viktor Meyer, „Zukunft“ v. 28. Dezember 1895.

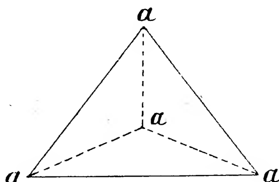
von Pasteur aufgeworfen worden, aber ihre Lösung war nicht ihm beschieden, der diese Forschungen der molekularen Physik und Chemie verließ, um sich seinen bekannten biologischen Untersuchungen zuzuwenden.

Hier knüpften, fast zu gleicher Zeit (1874 bis 1875), zwei andere Forscher an: Le-Bel und van 't Hoff. Die Grundzüge ihrer Ideen sind die nämlichen und basiren in erster Linie auf den glänzenden Arbeiten Pasteurs, ferner aber auch auf Anregungen, die auf Spekulationen Kekulés zurückzuführen sind. Van't Hoff ist der Hauptförderer der räumlichen Vorstellungen in der Chemie, weil er seine Anschauungen nicht allein präzis formulirte, sondern ihnen auch eine solche Ausdehnung und Vertiefung gab, daß sie alsbald zu vielseitiger praktischer Anwendung gelangten.

Anfangs der siebenziger Jahre gehörte van't Hoff zu den Zuhörern August Kekulés in Bonn. In dessen glänzenden Vorlesungen über organische Chemie pflegte der Meister die von ihm begründete Lehre von der atomistischen Anordnung, der chemischen Konstitution oder Struktur der Körper, durch Modelle zu erläutern. Der Kohlenstoff, der charakteristische Bestandtheil aller sogenannten organischen Verbindungen, ist vierwerthig, denn er vermag sich mit vier Atomen Wasserstoff oder ihm äquivalenten Atomen, wie Chlor, Brom, Jod, zu vereinigen. Diese selbst sind dagegen einwerthig, monovalent; ein Wasserstoffatom vereinigt sich nur mit einem einzigen Wasserstoff-, Chlor-, Brom- oder Jodatom. Der Sauerstoff ist bivalent, der Stickstoff trivalent, weil sie zwei, bezw. drei einwerthige Atome an sich zu ketten vermögen. Ein Kohlenstoffatom, das nur drei Wasserstoffatome angezogen hat, ist ungesättigt, eine Affinität oder Valenz ist noch frei und durch deren Bethätigung können die beiden ungesättigten Kohlenstoffatome mit einander vereinigt werden. Es entsteht so eine Kette, bestehend aus zwei Gliedern von Kohlenstoffatomen, an denen noch je drei Wasserstoffatome angelagert sind. Durch analoge Angliederung von Kohlenwasserstoffgruppen können immer komplexere Verbindungen erhalten werden. Wenn man den Wasserstoff durch Atome anderer Elemente von gleicher Valenz oder durch gleichwerthige Gruppen ersetzt, vermag man die verschiedenartigsten Körper, Farbstoffe, wichtige Arzneimittel u. s. w. künstlich aufzubauen. Diese große Verbindungfähigkeit ist eine besondere Eigenthümlichkeit des Kohlenstoffes und sie steht ohne Zweifel in Zusammenhang mit der Tetravalenz seines Atoms. Der Wasserstoff und der Sauerstoff, deren Atome nur mono- und bivalent sind, zeigen ein weit geringeres Assoziationvermögen und auch der trivalente Stickstoff erreicht in dieser Fähigkeit den Kohlenstoff nicht. Die verschiedene Valenz der verschiedenen Elemente ist vermuthlich von mehreren Umständen abhängig, unter denen wahrscheinlich die räumliche Gestalt der Atome oder die Richtung ihrer Affinitätwirkungen im Raume von Einfluß ist.

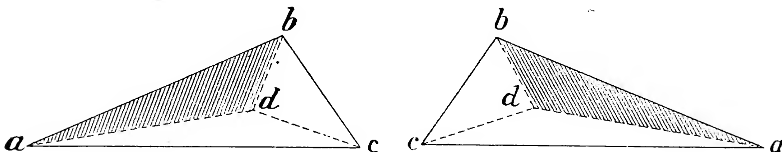
Kekulé wählte nun als sehr geeignetes Bild oder Modell des Kohlen-

stoffatomes eine gleichseitige Pyramide, ein sogenanntes symmetrisches oder regelmäßiges Tetraëder:



Man kann sich das Kohlenstoffatom selbst in den Mittelpunkt des Tetraëders verlegt und dessen vier Valenzen in die vier Ecken a, a, a, a gerichtet denken. Befinden sich in diesen vier vollkommen symmetrisch angeordneten und also gleichwerthigen Eckpunkten vier Wasserstoffatome (H = Hydrogenium) und bezeichnet man das Kohlenstoffatom mit C (Carbo), so würde also der einfachste Kohlenwasserstoff, CH_4, das Grubengas, durch die vorstehend perspektivisch gezeichnete Figur ausgedrückt werden können. So weit die Lehre Kekulés, an welche die Raumvorstellungen van't Hoffs anknüpfen.

Es kann nur einen einzigen Körper der eben besprochenen Art geben, da er vollkommen symmetrisch gebaut ist. Eine Isomerie der Gestalt ist undenkbar, denn das Spiegelbild des Körpers ist mit dem Urbild vollkommen identisch und damit deckbar. Aber ganz anders verhält sich die Sache, wenn das Kohlenstoffatom mit vier unter einander verschiedenartigen Atomen, a, b, c, d, verbunden ist. Da die Anziehung jedes einzelnen zu dem Kohlenstoffatom eine besondere ist, so werden sich alle vier Atome in verschiedene Entfernung von dem im Innern des Tetraëders befindlichen Kohlenstoffatom begeben. Das Tetraëder selbst wird dadurch ein asymmetrisches, von dem also eine räumliche Isomerie existiren kann:



Von diesen beiden Gebilden ist offenbar das eine das vollkommene Spiegelbild des anderen. Aber sie sind keineswegs identisch und lassen sich nicht zur Deckung bringen. Von a aus gesehen, liegt bei dem einen Tetraëder die schraffirte Fläche auf der linken, bei dem anderen auf der rechten Seite. Eine Spirallinie, die man von a über b und c nach d beschreibt, ist bei dem einen Tetraëder rechts gewunden oder in der Richtung des Uhrzeigers gedreht, bei dem anderen Tetraëder ist es umgekehrt. Man sieht, wie diese Bilder an die Vorstellungen Pasteurs von der Asymmetrie des Molekular=

baues anknüpfen. Wenn das eine asymmetrische Tetraëder die rechts drehende Weinsäure darstellte, so wäre das andere die Linksweinsäure.*)

Prüft man nun die zahlreichen, die Polarisationebene drehenden organischen Stoffe, so zeigt sich, daß in allen diesen mindestens ein Kohlenstoffatom enthalten ist, das mit vier unter einander verschiedenartigen Elementaratomen oder Atomgruppen verbunden ist. Niemals ist eine Ausnahme gefunden worden, so eifrig man auch danach gesucht und so oft man schon einer solchen auf der Spur zu sein geglaubt hat. Ein in diesem Kombinationzustande befindliches Kohlenstoffatom nannte van't Hoff ein asymmetrisches und seiner Gegenwart in den die Polarisationebene drehenden Substanzen schrieb er die optische Aktivität zu. Der Unterschied gegenüber der Auffassung Pasteurs liegt auf der Hand: Pasteur führt den in der Kristallographie und Optik eingebürgerten Begriff der Symmetrieverhältnisse in die Chemie ein. Er zeigt den Zusammenhang zwischen der chemischen Isomerie, den optischen Verhältnissen und der Symmetrie des molekularen Baues im Allgemeinen. Van't Hoff präzisirt diesen allgemeinen Begriff von der räumlichen Symmetrie oder Asymmetrie, indem er ihn auf das Kohlenstoffatom überträgt und beschränkt. Gerade in dieser Beschränkung liegt, wie wir sogleich sehen werden, der bedeutende Fortschritt. Zunächst sind es einzig und allein die organischen Verbindungen, d. h. die kohlenstoffhaltigen, die flüssig oder gelöst auf polarisirtes Licht einwirken. Das ist also eine spezifische Eigenschaft des Kohlenstoffatoms. Wenn ferner die Symmetrieverhältnisse nur in Bezug auf das Kohlenstoffatom entscheidend sind, so muß die Anzahl der Isomeriefälle und das optische Verhalten der Körper mit der Anzahl der in der Molekel enthaltenen asymmetrischen Kohlenstoffatome zusammenhängen, — ein Gedanke, der Pasteur ganz fern lag. Pasteur nahm an, daß von jedem asymmetrischen Gebilde vier Isomere sich ableiten und existenzfähig sein müssen: zwei aktive, den sich nicht deckenden Spiegelbildern entsprechend, ein drittes, inaktives, durch Kombination jener beiden entstehend, und ein viertes, ebenfalls inaktives, indem die asymmetrische Atomanordnung des Körpers eine symmetrische wird, z. B. durch Zurückdrehung der gewundenen, spiralförmigen Molekel. Nach den Anschauungen van't Hoffs sollte sich die Sache nicht immer so verhalten.

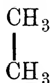
*) Daß eine spiral- oder schraubenförmige Anordnung an sich optisch inaktiver Stoffe in der That optisches Drehungvermögen hervorbringen kann, ist von Reusch und von Sohncke nachgewiesen worden. Schichtet man z. B. Glimmerblättchen, die an sich optisch inaktiv sind, so über einander, daß sie in einer bestimmten Richtung und um den selben Winkel gegen einander gedreht sind, so vermag eine derartig gewundene Säule den polarisirten Lichtstrahl in der selben Weise abzulenken wie Quarz. Sind die Windungen nach rechts gerichtet, so ist das System ein rechts drehendes, bei links gerichteter Windung wird die Polarisationebene nach links abgelenkt.

Untersuchen wir die möglichen Verhältnisse im Lichte der Vorstellungen van't Hoffs. Wenn die Molekel des Körpers nur ein asymmetrisches Kohlenstoffatom enthält, so sind nur drei isomere Formen denkbar, nicht vier. Nämlich die beiden den nicht deckbaren Spiegelbildern entsprechenden und ein drittes, durch Kombination dieser beiden erhalten. Ein viertes, durch Symmetrischwerden entstandenes, ist unmöglich, weil eben das mit vier unter einander verschiedenartigen Atomen verbundene Kohlenstoffatom an sich unsymmetrisch ist und es unter allen Umständen bleiben muß. In der That zeigte es sich, daß die Dinge in der Natur sich in dieser Weise verhalten. In der Milchsäure z. B. kommt nur ein asymmetrisches Kohlenstoffatom vor und es giebt nur drei isomere Milchsäuren: eine rechtsdrehende, eine linksdrehende und ein Gemenge beider, das inaktiv ist und sich in die aktiven Komponenten spalten läßt.

Sind zwei asymmetrische Kohlenstoffatome in der Molekel vorhanden, so sind folgende Erscheinungen vorauszusehen: beide Kohlenstoffatome können rechtsdrehend oder beide linksdrehend sein. Im ersten Falle liegt ein rechtsdrehender Körper vor, im anderen sein linksdrehender Antipode. Durch Kombination beider Körper muß ein inaktives, in seine aktiven Komponenten spaltbares Gemenge erhalten werden. Es ist aber noch ein viertes Isomere denkbar, entstanden in der Weise, daß von den beiden in dem Körper enthaltenen asymmetrischen Kohlenstoffatomen das eine ein rechtsdrehendes ist und das andere sein nicht deckbares Spiegelbild, ein linksdrehendes Kohlenstoffatom. Ein solches Isomere ist nicht spaltbar ohne Zerreißung der chemischen Molekel, d. h. ohne Zerstörung des Körpers selbst. Das sind nun genau die Verhältnisse, wie sie von Pasteur bei der Weinsäure aufgefunden wurden. Diese enthält, eben so wie ihre Isomeren, in der Molekel zwei asymmetrische Kohlenstoffatome. In der Rechtsweinsäure sind also beide rechtsdrehend, in der Linksweinsäure beide linksdrehend. Ein Gemenge gleicher Gewichtstheile beider Säuren giebt die inaktive und spaltbare Traubensäure. Die Mesoweinsäure dagegen enthält in der selben Molekel ein rechtsdrehendes und ein linksdrehendes asymmetrisches Kohlenstoffatom und sie ist aus diesem Grunde kein spaltbares Gemenge, sondern eine einheitliche chemische Verbindung. Die Mesoweinsäure entsteht durch Erhitzen aus der Rechtsweinsäure. Das erklärt sich dadurch, daß die vier verschiedenartigen an das eine asymmetrische, — und zwar rechtsdrehende — Kohlenstoffatom gebundenen Atome sich bei der höheren Temperatur ablösen und in entgegengesetzter Richtung wieder anlagern, also ein linksdrehendes asymmetrisches Kohlenstoffatom bilden. Wie auf diesem Wege aus einem System zweier rechtsdrehenden Kohlenstoffatome, aus der Rechtsweinsäure, die inaktive Mesoweinsäure gebildet werden kann, so ist die Linksweinsäure natürlich ebenfalls fähig, eine derartige Umwandlung zu erfahren. Alle Verbindungen, in denen eine paare Anzahl unter einander gleichartiger und asym-

metrischer Kohlenstoffatome vorkommen, müssen sich also eben so wie die Weinsäure und ihre Isomeren verhalten: es müssen vier Isomere existiren. Pasteur hatte angenommen, daß es mehr als vier isomere optisch verschiedene Körper der nämlichen Zusammensetzung überhaupt nicht geben könne. Das ist aber nach van't Hoffs Theorie nicht der Fall. Wenn die Zahl der in einer Molekel enthaltenen asymmetrischen Kohlenstoffatome wächst und dabei zugleich ihre Asymmetrie eine ungleichartige ist, so nimmt auch die Anzahl der möglichen Isomeriefälle zu und sie läßt sich im Voraus rechnerisch feststellen. So hat denn auch später namentlich der Chemiker Emil Fischer in Berlin gezeigt, daß die verschiedenen Zuckerarten, die mehrere ungleichartige asymmetrische Kohlenstoffatome enthalten, in der That in einer großen Reihe von isomeren Gebilden existiren, welche die Theorie van't Hoffs erwarten ließ.

Die Lehre von dem asymmetrischen Kohlenstoffatom hat der chemischen Forschung sehr bedeutende Dienste geleistet, reiche Anregung zu neuen Entdeckungen geboten und sich in der Untersuchung der räumlichen Konfiguration und der atomistischen Struktur der Körper als zuverlässiger Leitstern bewährt. Aber van't Hoff hat seinen Anschauungen noch nach einer anderen Richtung eine wichtige Folge gegeben. Es existirt nämlich eine große Zahl von Verbindungen, die isomer sind, obwohl sie keine asymmetrischen Kohlenstoffatome in dem vorher dargelegten Sinne enthalten, daher auch die Polarisationebene nicht drehen, und obgleich die Reihenfolge, in der die Atome mit einander in solchen Körpern vereinigt sind, keinen Unterschied erkennen läßt. Wird dem Grubengas, CH_4, ein Wasserstoffatom (H) entzogen, so entsteht der Rest CH_3 und zwei solcher können sich mit einander verbinden, indem sie sich zu



vereinigen. Werden der Grubengasmolekel zwei Wasserstoffatome entzogen, so kann der Rest CH_2 sich mit einem anderen gleichartigen dadurch verbinden, daß jeder von ihnen beide nun disponiblen Valenzen zur doppelten Verkettung benutzt:



Wir haben dabei im Auge zu behalten, daß jedes Kohlenstoffatom nach wie vor vier Valenzen besitzt und zur Geltung bringt. Ersetzt man nun in jedem der Reste CH_2 ein Wasserstoffatom H durch ein anderes Atom oder eine Atomgruppe, die wir mit A bezeichnen wollen, so ergiebt sich das Gebilde

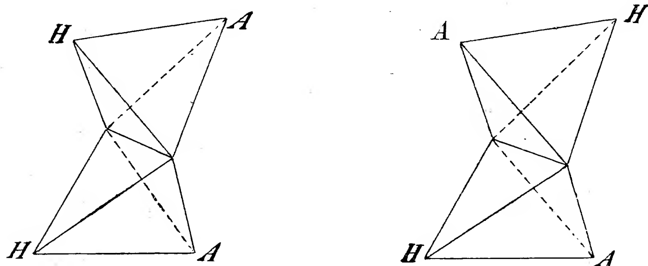


Es existiren nun immer zwei isomere, also verschiedene Körper dieser Zusammensetzung. Worauf die Verschiedenheit, die Isomerie, beruht, war früher vollkommen unbegreiflich. Von van't Hoff wurde nun darauf hingewiesen, daß auch in solchen Fällen Abweichungen in der räumlichen Konfiguration der Atome angenommen werden können.

Daß nämlich zwei und nur zwei räumlich verschiedene Gebilde von der eben gezeigten Zusammensetzung existiren können, wird sofort einleuchtend, wenn man sich wieder das einzelne Kohlenstoffsystem als ein tetraëdrisches vorstellt. Von den Verbindungen des Typus



sind dann zwei, nach folgenden Modellen gebildet, möglich:



die wir auch durch die Symbole



und



darstellen können.

Die beiden tetraëdrischen Kohlenstoffatome sind also durch zwei Ecken — Valenzen oder Affinitätpunkte — mit einander vereinigt. Die beiden H Atome können sich entweder senkrecht gegenüberstehen, wie das erste Modell zeigt, oder über Kreuz, wie es im anderen Modell zum Ausdruck kommt. Das Selbe gilt für die beiden A. Eine dritte Möglichkeit ist ausgeschlossen, falls jedes Kohlenstoffatom mit H und A verbunden sein soll.

Auch diese Anwendung der räumlichen Vorstellungen für die Erforschung der Isomerieerscheinungen hat sich als ungemein fruchtbar erwiesen und zu zahlreichen interessanten Entdeckungen in der Chemie geführt.

Heidelberg. Professor Dr. J. W. Brühl.



Das Stoeckerblatt.

Der Rücktritt des Handelsministers Freiherrn von Berlepsch ist vielfach als der Abschluß jener sozialpolitischen Aera bezeichnet worden, die im Frühjahr 1889, zur Zeit des rheinisch-westfälischen Bergarbeiterstrikes, angebahnt und zehn Monate später durch die kaiserlichen Erlasse vom vierten Februar 1890 feierlich eröffnet wurde. Herr von Berlepsch hat selbst als einzigen Grund seines Rücktrittes „Meinungverschiedenheiten mit den entscheidenden Stellen in der Gesammtauffassung der sozialpolitischen Fragen, insbesondere der Arbeiterfrage", angegeben. Er bezeichnete die bisherigen Gesetze nur als Anfang einer praktischen Fürsorge und gab der Befürchtung Ausdruck, der Geist Stumms werde jetzt zum Schaden der Gesammtheit den Sieg davon tragen. Eine seiner letzten Reichstagsreden enthielt eine scharfe Kritik der Konservativen, deren Haltung die jetzige Situation mit verschuldet habe, und mit Recht konnte dazu die Zeitung „Das Volk" die Bemerkung machen, daß die Thatsachen nun die entschiedene Stellungnahme der Christlich-Sozialen gegen die fraktionell Konservativen gerechtfertigt hätten. Da aber das Recht nicht immer die Macht hinter sich hat, so ging wenige Tage nach dem Sturze des Handelsministers die Nachricht durch die Presse, die Hauptredakteure des christlich-sozialen Organes hätten Persönlichkeiten weichen müssen, von denen man annimmt, daß sie beim hohen konservativen Adel weniger Beunruhigung hervorrufen. Dieser an und für sich unscheinbare Vorgang enthüllt ein Stück Zeitgeschichte, das an der Hand von Dokumenten und Kundgebungen der christlich-sozialen Partei beleuchtet zu werden verdient. Die Pfarrer Weber und Naumann haben in diesen Blättern häufig über die älteren und jüngeren christlich-sozialen Strömungen geschrieben. Diese Aufsätze erhalten eine beachtenswerthe Ergänzung, wenn die Thätigkeit der christlich-sozialen Partei und die Geschichte ihres Organes behandelt wird. Es wird daraus auch der Entwickelungsgang der eben abgeschlossenen sozialpolitischen Aera in voller Klarheit hervortreten.

Im April 1889 war Stoecker gezwungen worden, der politischen Agitation zu entsagen, um sein Hofpredigeramt noch kurze Zeit festhalten zu können. Genau um die selbe Zeit hatte der Strike der Bergarbeiter in den Rheinlanden begonnen und die „öffentliche Meinung" erregt. Da konnte auch die „Berliner Bewegung" nicht zurückbleiben. Hauptredner der Christlich-Sozialen waren damals Pastor Walter Burckhardt, Redakteur Oberwinder, der seit Ende 1888 als Vorsitzender der Christlich-Sozialen des zweiten Reichstagswahlkreises eine ungewöhnliche Thätigkeit in zahlreichen Bezirksversammlungen entfaltete, und der Referendar von Gerlach. Die für Stoecker geschaffene Lage war wesentlich Ursache, daß einzelne Redner einen lebhafteren, entschiedeneren Ton anschlugen. Bei den Christlich-Sozialen hielt Herr von Gerlach damals

die erste Rede gegen das noch bestehende Sozialistengesetz. Der Bergarbeiterstrike veranlaßte ein Komitee, an dessen Spitze Herr Major Blume stand, zum einunddreißigsten Mai 1889 eine große konservative Versammlung in die Tonhalle zu berufen. Zum Referenten war Herr Oberwinder bestimmt worden, nachdem die von ihm vorgeschlagene Resolution die Billigung des Komitees gefunden hatte. Diese Resolution betonte die Nothwendigkeit einer „Neuordnung der Erwerbsverhältnisse", da die jüngsten Arbeiteinstellungen wieder „einen Beleg dafür gegeben hätten, daß die Entwickelung des herrschenden wirthschaftlichen Systems an einem Punkte angelangt sei, wo es im allgemeinen Staatsinteresse als eine öffentliche Gefahr bekämpft werden müsse". Eben so wichtig wie die Verstaatlichung der Bahnen sei das staatliche Eingreifen in Bezug auf die Schienen- und Kohlenindustrie u. s. w. Der antisemitische Oberlehrer Hentig und der Baumeister Knauff bekämpften die Anträge Oberwinders, man verlangte stürmisch die Zurücknahme der Resolution, doch ergab sich nach lebhafter Debatte eine große Mehrheit für die Resolution und die von Oberwinder vertretenen Anschauungen. Dieses Resultat erregte großes Aufsehen in der Presse aller Schattirungen. Die „Freisinnige Zeitung" vom zweiten Juni 1889 brachte einen Leitartikel, der dem Erstaunen darüber Ausdruck gab, daß in einer von Geheimräthen und Offizieren geleiteten konservativen Versammlung der Sozialismus einen großen Triumph gefeiert habe. „Wenn Das Lassalle erlebt hätte!" fügte das Organ Richters hinzu. Bei den Christlich-Sozialen aber wurde gesagt, daß die Partei an die Traditionen der alten Sozialkonservativen und des ersten christlich-sozialen Organes, des „Staatssozialist", wieder angeknüpft habe, und die maßgebenden Führer beglückwünschten Oberwinder zu seiner Festigkeit gegenüber den „Kartellbrüdern". Seit jener Zeit hat der Leiter des „Volk" auch im Reiche in zahlreichen konservativen Vereinigungen mit Erfolg gesprochen. Viele seiner Reden sind als Leitartikel im christlich-sozialen Organ erschienen, und wer die einzelnen Jahrgänge durchblättert, muß bestätigen, daß die sozialpolitische Hatlung des Blattes seit seiner Begründung unverändert die selbe geblieben ist.

Die kaiserlichen Erlasse vom vierten Februar 1890 fanden bei den Konservativen eine sehr getheilte Aufnahme. Oberwinder war der Erste, der eine Reihe von konservativen Kundgebungen zu Gunsten der kaiserlichen Erlasse anregte. Den Geist dieser Kundgebungen zeigt eine Adresse, die der konservative Bürgerverein Süd-Friedrichstadt, dem auch der damalige Chefredakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung angehörte, an den Kaiser richtete. Die von Oberwinder verfaßte, in allen Blättern ohne Kommentar zum Abdruck gebrachte und vom Kaiser mit einem Dankschreiben beantwortete Adresse enthielt unter anderen folgende Sätze:

„Die Kundgebung Ew. Majestät hat in den Herzen aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde einen begeisterten Widerhall gefunden, sie ist als eine befreiende

That von Denjenigen begrüßt worden, welchen der Widerstand einflußreicher Kreise gegen eine die Sicherung der Arbeiter-Existenz umfassende Sozialreform die Besorgniß eingeflößt hatte, die ihrem ganzen Wesen nach zur unumschränkten Klassenherrschaft drängenden Finanzmächte könnten einen zu großen Einfluß auf das staatliche Leben gewinnen. Jeder denkende und zielbewußte Patriot weiß aus der Geschichte, daß das Königthum erstarkt ist in der Fortbildung des Staatsgedankens und in der Vertheidigung der Schwachen gegen übermüthige Bedrücker. Die wahrhaft loyale Königstreue verschließt sich nicht den Lehren jener revolutionären Katastrophe, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts eintrat, nachdem die Verblendung des herrschenden Standes die Absichten eines wohlwollenden, aber schwachen Monarchen durch Drohungen und offenen Aufruhr zum Scheitern gebracht hatte. Alle wirklichen Anhänger staatlicher Ordnung und friedlicher Entwickelung werden sich daher um Eure Majestät schaaren, damit das große soziale Reformwerk, unbeschädigt durch engherzige Bedenken, in seinen Grundlagen gesichert werde, ehe verhängnißvolle Ereignisse jeder Friedensarbeit ein gebietendes ‚Zu spät!‘ entgegenrufen.

In dem selben Maße, wie das Königthum in dem Bewußtsein seiner sozialen Mission handelt, wird sich in den arbeitenden Klassen die Erkenntniß Bahn brechen, daß eine starke Regirung, verbunden mit dem Ansehen eines ruhmvollen Herrscherhauses, weit geeigneter ist, den Triumph der allgemeinen Interessen über die Sonderinteressen zu ermöglichen, als der extreme Parlamentarismus, der mit Freiheitphrasen die Willkürherrschaft der Plutokratie zu verhüllen sucht und durch seine Alles überwuchernde und zersetzende Korruption selbst die Parteien der Sozialreform zersplittert und zur Ohnmacht verurtheilt.

Schon jetzt dürfte die eben so hochherzige wie staatsmännische Intervention Ew. Majestät dazu beitragen, das vielfach unerträglich gewordene Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu bessern; sie wird die Gleichgiltigen aufrütteln, die Zögernden vorwärts drängen und den Dienern des Staates und der Kirche, insoweit sie seither aus Opportunitätgründen den sozialen Bestrebungen nicht die entsprechende Beachtung angedeihen ließen, den Weg zeigen, auf welchem das Volk den Lehren der Religion und den Grundsätzen des lebendigen Christenthumes wieder mehr zugänglich gemacht werden kann. Ein solches Resultat ergänzt in der glücklichsten Weise die Bemühungen Ew. Kaiserlichen Majestät um die Hebung der Wehrkraft der Nation und bietet neue Garantien für die Erhaltung des Friedens. Denn Alles, was geschieht, den grausamsten aller Kriege, den sozialen Krieg, der täglich zahlreiche Opfer fordert und entsetzliche Verbrechen erzeugt, zu beseitigen oder zu mildern, dient auch der friedlicheren Gestaltung der äußeren Beziehungen der Völker."

Einige Monate vor dem Ablauf des Sozialistengesetzes trat eine bekannte Hofbuchhandlung mit der Regirung in Unterhandlung wegen Herstellung einer in einer Million Exemplaren zu verbreitenden Flugschrift an die Arbeiter. Dieses Geschäft wurde aber plötzlich vereitelt durch ein an die Presse versandtes Manifest an die Arbeiter Deutschlands, das äußerlich den Eindruck eines aus einem Ministerialbureau kommenden Schriftstückes machte. Bei der herrschenden Unkenntniß in sozialen Dingen nannten Viele den Grafen Douglas als

Verfasser. Im Bureau der Kreuzzeitung wollte man den Stil Hinzpeters erkannt haben. Die Frankfurter Zeitung meinte dagegen, das „merkwürdige" Schriftstück könne unmöglich von einer solchen Seite kommen. Bei einem Theeabend des Grafen Caprivi bildete das Manifest das Hauptthema des Gespräches und man erzählte sogar in der Presse, der Kaiser habe sich darüber in sehr lobenden Worten geäußert. Vergeblich bemühte sich die Polizei, den Autor zu ermitteln. Das Manifest enthielt zunächst eine Zurückweisung der von der Kölnischen Zeitung und anderen Blättern gegen die kaiserlichen Erlasse gerichteten Angriffe und hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Der Augenblick ist gekommen, wo Diejenigen, welche die veränderte Regirungtaktik im allgemeinen Staatsinteresse befürwortet haben, mehr als je verpflichtet sind, die kaiserliche Sozialpolitik gegen ihre Widersacher zu vertheidigen und in der sachlichen Behandlung der vorliegenden Streitfragen mit gutem Beispiel voranzugehen.

Von diesem Standpunkte aus wendet sich nachstehender Appell, der gleichzeitig ein Ruf nach Verständigung und Einigung ist, an alle arbeitenden Staatsbürger, mögen sie nun der Industrie oder der Landwirthschaft, dem Handel oder Verkehr, der Staats- oder Gemeindeverwaltung angehören.

Die kaiserlichen Erlasse vom vierten Februar 1890 bilden den Markstein einer neuen Epoche, eben so sehr durch den mächtigen Anstoß, welchen sie den sozialreformatorischen Bestrebungen in allen modernen Staaten gegeben haben, wie durch ihren Einfluß auf die Gestaltung der inneren Politik des Reiches. Indem sie es als eine Aufgabe des Staates bezeichneten, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihre Ansprüche auf die gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben, verkündeten sie in großen Zügen ein soziales Regirungprogramm, dessen Durchführung mit der ganzen Energie und Zähigkeit der Hohenzollern angestrebt werden wird, so zahlreich auch die Schwierigkeiten sind und so ungefügig sich auch die widerstrebenden Mächte erweisen mögen. Es ist Thorheit, Ideen, die sich den bedeutensten Denkern in Folge unbefangenen Studiums der sozialen Zustände aufdrängten, Ideen, welche in den Volksmassen in steigendem Maße einen lebendigen Ausdruck erhalten, mit Redensarten über philantropische Schwärmerei wohlmeinender ‚Dilettanten und Stubenpolitiker' oder mit Drohungen abzuthun. Weder die ‚Politik der Kanonen' noch der ‚Lynchknüppel der Bauern' sind im Stande, solche Ideen zu überwinden.

Mögen die Politiker, welche die soziale Krankheit unserer Tage durch eine Verschärfung des Sozialistengesetzes und die Beseitigung des allgemeinen Stimmrechtes zu heilen wünschen, das Urtheil jenes Gelehrten beherzigen, der, aufgewachsen in der Disziplin des altpreußischen Beamtenthumes, niemals den niedrigen Leidenschaften schmeichelte; der, anerkannt von allen Parteien als eine Autorität ersten Ranges, zur Vertheidigung des allgemeinen Stimmrechtes einst die Worte niederschrieb: ‚Es ist eben so hochmüthig wie unwahr, von der politischen Unerfahrenheit der Arbeiter zu sprechen, da noch niemals die politische Einsicht einer herrschenden Klasse so weit gereicht hat, die Revolution gegen sie selbst zu vermeiden.'

Durch eine Steuerreform, die den Armen nicht nur in der Gesetzesmotivirung sondern auch in der That entlastet, durch die staatliche Inangriffnahme der Wohnungfrage, durch eine die systematische Bekämpfung der sozialen Uebelstände ermöglichende Ergänzung der Reichsverwaltung, durch die Förderung einer zeitgemäßen Organisation aller Erwerbszweige und ähnliche dem Schutze der Arbeit dienende Bestrebungen müssen zunächst die sozialen Bedingungen für die innere Kräftigung und sittliche Hebung unseres Staatswesens geschaffen werden. Auf diese Weise erfahren Industrie und Landwirthschaft nicht nur keine Schädigung, — die schrittweise vorgehende, allmählich alle wirthschaftlichen Gebiete erfassende organische Sozialreform wird vielmehr die gesammte nationale Produktion verbessern und vermehren und endlich dem von Erschütterungen und Krisen aller Art heimgesuchten Erwerbsleben die ersehnte Sicherheit und Ordnung bringen. Zusammenfassung, Organisation der schaffenden Kräfte: Das ist in der Zeit der Auflösung und des excessiven Individualismus die allgemeine Loosung. Die unsinnigsten Strikes, welche oft bis zur Emeute ausarteten und mit Brandstiftung oder Mord endigten, ereigneten sich fast ausschließlich dort, wo Arbeiter und Arbeitgeber die regulirenden Einflüsse der Organisation noch nicht kannten. Solche Ausstände sind vielfach nur Symptome des erwachenden Klassenbewußtseins oder Folgen eines allzu heftigen Druckes gewesen. Aber die Opfer, welche sie forderten, die Verbitterung, welche sie erzeugten, standen in keinem Verhältniß zu ihrem Nutzen. Die praktische Reformthätigkeit wird daher in bedeutendem Maße gewinnen, wenn überall organisirte Kräfte, die in der Lage sind, die Grenzen ihrer Macht zu prüfen, einander gegenüberstehen.

Schon aus diesem Grunde wird die kaiserliche Regirung den Arbeitnehmern das Recht auf Organisation eben so wenig schmälern wie den Arbeitgebern. Sie ist aber auch überzeugt, daß die Klärung der sozialen Bewegung und die Milderung der bestehenden Gegensätze die Sozialdemokratie zwingen werden, andere Bahnen zu betreten. Die alten Tiraden gegen Religion und Königthum, gegen Fürsten und Pfaffen, die in der romantischen Periode des Individualismus den wichtigsten Theil des Repertoires der Aufklärungapostel bildeten, passen nicht in das Zeitalter der Sozialwissenschaft, die uns lehrt, wie sich die politischen Formen je nach dem sozialen Inhalt modifiziren."

In dem Appell an die Arbeiter heißt es zum Schluß:

„Denkt an die Feindsäligkeiten, welche die Kaiserliche Botschaft in gewissen Kreisen hervorgerufen hat. Denkt an die Hindernisse, welche einer Reform im Wege stehen, die der großen sozialen Neuerung durch die Vermehrung der sittlichen Kräfte und durch die Hebung des intellektuellen Niveaus der Massen erst die Wege ebnen soll. Mißachtet nicht den mächtigsten Hebel Eurer Emanzipation, indem Ihr die Hand bietet zur Untergrabung der Autorität des Königthumes. Im Interesse der Sache der Unterdrückten, im Interesse des inneren sozialen Friedens, der die beste Garantie für den äußeren Frieden bietet, im Interesse der internationalen civilisatorischen Mission des Deutschen Reiches und seiner Stärkung gegen die drohenden äußeren Gefahren, gegen die Feinde deutscher Kultur und Gesittung, schaart Euch um das Banner Eures Kaisers!"

Ein einziges berliner Blatt hatte das Schriftstück ohne Kommentar abgedruckt: das „Volk", dessen Chefredakteur der Verfasser des Manifestes war.

In diese Zeit fiel der Plan Stoeckers, eine „sozialmonarchische Vereinigung“ zu gründen. Das „Volk“ rührte dafür, noch ehe der Plan an die Oeffentlichkeit trat, in einer Artikelreihe die Trommel. Die charakteristischen Stellen dieser Ausführungen lauteten:

„Es handelt sich zunächst um die Mobilisirung aller christlichen und konservativen Kräfte und ihre Vereinigung in eine sozialmonarchische Partei. Alle, welche mit ihrem Kaiser für die zeitgemäße ‚Umbildung‘ der Parteien und die Klärung des Parteilebens eintreten wollen, werden willkommen sein. Wer im deutsch-freisinnigen Lager erkennt, daß der freie Sinn und der Fortschritt nichts gemein haben mit manchesterlichen Doktrinären und kleinlichen Krakehlern, wer bei den Nationalliberalen die Erfahrung gemacht hat, daß der nationale Gedanke bei den zersetzenden, staatfeindlichen Mächten des Großkapitalismus nur ein Aushängeschild ist, wer in der Sozialdemokratie zur Ueberzeugung gelangt ist, daß die anarchistische Wühlerei im schroffen Gegensatze zum Sozialismus steht, Der trete ein in die Reihen der Partei der Sozialmonarchie. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dem sozialmonarchischen oder autoritär-sozialistischen Gedanken die Zukunft gehört; die Frage ist nur die: Sollen wir warten, bis der Großkapitalismus sich unserer letzten Positionen bemächtigt, Alles zersetzt, der Fäulniß preisgegeben und in egoistischer Verblendung alle Schrecken einer Katastrophe hervorgerufen hat?“

Es kam auch ein Aufruf, zahlreiche Personen, darunter konservative Wortführer wie der Rechtsanwalt Meyer in Tilsit, meldeten sich zum Beitritt, aber die Wirkung der durch eine Zurücksetzung erzwungenen Demission der Hofprediger Stoecker und Schrader und der Widerspruch zahlreicher Konservativen gegen den Plan Stoeckers führten dazu, daß die „sozialmonarchische Vereinigung“ spurlos verschwand. Dennoch war die Richtung, die das „Volk“ vertrat, Ende 1892 so erstarkt, daß sie auf dem Tivoli-Parteitage einen bedeutsamen Sieg davon trug. Noch in der Vorbesprechung hatten die konservativen Führer den von ihnen ausgearbeiteten Programmentwurf festgehalten, darunter auch den Punkt 14, der Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie verlangte. In der Hauptversammlung wurden auf Antrag des Herrn von Gerlach aus dem Punkt 14 des Entwurfes die Worte betreffend die Bekämpfung der Sozialdemokraten „mit den Machtmitteln des Staates“ und ihre „Kennzeichnung als Feinde der staatlichen Ordnung durch die Gesetzgebung“ entfernt.

Damals kamen Stimmen im „Volk“ zum Ausdruck, die den Tivoli-Parteitag als den Geburtstag der unabhängigen konservativen Volkspartei feierten, aber immer aufs Neue wurde auch auf den Weg hingewiesen, der zum Gedeihen der Volkspartei führe:

„Es gilt, den sozialen Bedürfnissen des Volkes das nöthige Verständniß entgegenzubringen, alte Vorurtheile abzustreifen und Fühlung zu gewinnen mit den breiten Schichten der Nation. Zwar machen sich auch im konservativen Lager noch Stimmen geltend, die lediglich von einer Aenderung der Wahlgesetze Heil

erhoffen, aber es sind zum Glück nur vereinzelte Stimmen. Dagegen bricht sich immer mehr die Erkenntniß Bahn, daß die ablehnende oder gleichgiltige Haltung der maßgebenden konservativen Kreise gegenüber den christlich-sozialen Bestrebungen in Verbindung mit der Unterstützung einer wenig intelligenten Repressivpolitik jede erfolgreiche Thätigkeit unter den Volksmassen seither unmöglich machte."

Das kommende Jahr brachte bereits Enttäuschungen. Stoecker selbst trat im Mai 1893 mit einem christlich-sozialen Wahlmanifest hervor, das auch Graf Roon und andere Konservative unterzeichneten. Dieses Manifest proklamirte die selbständige, von den Konservativen getrennte Wahlaktion der Christlich-Sozialen. Stoecker wurde in Siegen und Neustettin aufgestellt. In beiden Wahlkreisen waren die Herren Oberwinder und von Gerlach längere Zeit für ihn thätig. Bei dem entscheidenden ersten Wahlgange in Neustettin hatte Stoecker selbst seine Sache dadurch geschädigt, daß er auf die Vorstellung der konservativen Führer von Herzberg und von Knebel diesen die sofort als Flugblatt verbreitete Drahtnachricht sandte: „Nehme dort kein Mandat an, es handelt sich nur um eine Zählkandidatur gegen Ahlwardt." Die schlimme Wirkung dieser Antwort konnte auch, als bei den späteren Wahlgängen Stoecker selbst erschien, nicht wieder beseitigt werden. Herr von Herzberg, der damals die Herren Ahlwardt und Dr. Förster als Gäste bei sich empfing, arbeitete gegen Stoecker. Ahlwardt stand auf der Höhe seines Einflusses. Ein bekannter konservativer Abgeordneter erschien in der Redaktion des „Volk", um diese zu bewegen, für Ahlwardt einzutreten, er erhielt aber eine scharf ablehnende Antwort. Oberwinder galt deshalb bei gewissen Nichtsalsantisemiten stets als „Judenfreund".

In der christlich-sozialen Versammlung, die im Sommer 1893 stattfand und von den Radauantisemiten gewaltsam gestört wurde, hatte ein Redner das Zusammengehen von Christlich-Sozialen, radikalen und gemäßigten Antisemiten empfohlen. Der Versammlungbericht verzeichnet bei dieser Rede den Zwischenruf eines Redakteurs der Staatsbürger-Zeitung: „Ja, wenn der Oberwinder nicht wäre!" Noch mehr Feinde entstanden Oberwinder bei den Antisemiten, als er in dem gegen ihn als Verleger, nicht als Verfasser einer Broschüre über den Knabenmord in Xanten durchgeführten Prozeß seinen Standpunkt wie folgt kennzeichnete: „Ein Mann, der, wie ich, während einer mehr als fünfundzwanzigjährigen öffentlichen Thätigkeit viel unter Verleumdungen und Beleidigungen zu leiden hatte, wird gewiß nicht leichtfertigen Beschuldigungen irgend welcher Art Raum gewähren. Als Christ und Sozialpolitiker habe ich stets christliche und soziale Mißstände bekämpft, wo ich sie gefunden habe, niemals aber stellte ich mich dabei auf den Standpunkt des Rassenhasses oder der Feindschaft gegen die jüdische Religion." (Der Prozeß Oberwinder, Berlin 1893. Vaterländische Verlagsanstalt.)

In den Sommer 1894 fällt das Attentat gegen Carnot. Es wurde

von den Gegnern der Sozialreform in unerhörter Weise ausgenützt. Der ehemalige Leiter des Preßbureaus des Staatsministeriums empfahl in einer Broschüre die „Diktatur". Und bald kam im „Volk" die Befürchtung zum Ausdruck, die Konservativen könnten wieder rückfällig werden und in die alte Repressivpolitik einlenken. In einem Leitartikel, der kurz nach der königsberger Rede des Kaisers erschien, hieß es zum Schluß im Vorgefühl der harten Kämpfe, die da kommen sollten:

„Der Weg, der die Nation retten und die Monarchie vor Katastrophen bewahren kann, ist klar vorgezeichnet. Unsere Mitstreiter kennen ihn und sind auf dem Marsche, — gewärtig der neuen, schweren Kämpfe, die da kommen werden. Im Angesichte des Feindes, dem jedes Mittel recht ist, um uns zurückzudrängen, rufen wir unseren Freunden zu: Festgestanden! Die Herzen stark und die Fahne hoch!"

Dieser Artikel erschien am neunten September 1894. Wenige Wochen später muß sich in konservativen Kreisen irgend Etwas ereignet haben, worüber Schweigen beobachtet wird. Das Eine ist aber sicher: die Leiter des „Volk" hatten von einem gewissen Tage an die felsenfeste Ueberzeugung, daß ein Staatsstreich geplant werde. In der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung wurde um diese Zeit der Wunsch nach einer guten konservativen Regirung laut, da die Mittelparteien nicht fähig seien, die Schwierigkeiten der Lage zu überwinden. Bei der Erörterung des allgemeinen Wahlrechtes wird in dem selben Blatt nur ganz beiläufig bemerkt, daß die Bundesfürsten, die die heutige Reichsverfassung verliehen haben, am Ende auch eine andere Verfassung geben könnten. Das „Volk" aber schlug den Generalmarsch und machte, wie die Freisinnige Zeitung sich ausdrückte, die „Bürgervereine mobil". Graf Caprivi weilte in Karlsbad und Graf Eulenburg vereinbarte mit Herrn von Ploetz die Audienz der Vertreter des Bundes der Landwirthe beim Kaiser. Am neunzehnten Oktober erschien Oberwinder nach einem Vereinsberichte im konservativen Bürgerverein „Vor dem Halleschen Thor" und ließ ein Schreiben an Herrn von Manteuffel beschließen, das nach dem „Volk" im Wesentlichen wie folgt lautete:

„Die mittelparteilichen Pläne haben trotz ihren bedenklichen Grundlagen feste Gestalt gewonnen. Repressivgesetze zur Eindämmung sozialdemokratischer und ‚verwandter demagogischer' Bestrebungen sollen eingeführt und das Reichstagswahlgesetz soll abgeändert werden. Diese letzte Eventualität ist unleugbar auch an maßgebenden Stellen Gegenstand ernster Erwägungen gewesen und für die Ermöglichung der Durchführung wird mit Hochdruck gearbeitet.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, Gesetzesvorlagen zu erörtern, deren Inhalt wir nicht kennen, doch müssen wir die Ueberzeugung aussprechen, daß eine Verwirklichung der mittelparteilichen Absichten, anstatt ihren Zweck zu erreichen, die Gegensätze verschärfen und die inneren Schwierigkeiten in einer Zeit vermehren würde, wo täglich auswärtige Verwickelungen von unabsehbarer Tragweite unsere ganze Aufmerksamkeit beanspruchen können.

Was heute in erster Linie den Staat bedroht, Das ist weniger die offene, Allen erkennbare Agitation der Sozialdemokratie als der wachsende, mit den sittlichen, nationalen und sozialen Lebensbedingungen jeder staatlichen Gemeinschaft unvereinbare Einfluß der internationalen Hochfinanz und ihre stetige, unfaßbare, aber Alles überwuchernde Zersetzungarbeit. Die Parasiten der Börse beherrschen die landwirthschaftliche und gewerbliche Arbeit, während die Volksklassen, welche die Werthe schaffen, den Staat erhalten und der Landesvertheidigung die besten Kräfte liefern, der Verarmung anheimfallen.... Aber auch die Großindustrie selbst, vielfach abhängig von den Banken, die, ohne Verständniß für die Bedingungen gesunder wirthschaftlicher Entwickelung, nur an den Vortheil des Augenblickes denken, geht schweren Krisen entgegen.

Wer die staatlichen Autoritäten stärken will, Der verlange Folgerichtigkeit in ihrer Haltung, Der protestire gegen das Hereinzerren der Krone in den Parteistreit, Der sorge für die ‚Durchdringung der Verwaltung mit sozialpolitischen Ideen‘ und für die Abweisung einer unverständigen Repressionpolitik.

Wer staaterhaltend wirken will, Der treffe die herrschenden Uebelstände an ihrer Wurzel, Der suche die großen sozialen Bewegungen zu begreifen, Der bekämpfe die Genußsucht und die Gleichgiltigkeit gegenüber den öffentlichen Interessen, Der rege an zum Geisterkampfe und zur Organisation, Der trete ein für eine durchgreifende soziale Reformpolitik.

Der innerste Grund der mittelparteilichen, offen und versteckt betriebenen Staatsstreichspolitik ist der heiße Wunsch nach Ruhe zum Genießen. Es darf dabei nicht verhehlt werden, daß dieses Ruhebedürfniß, die Sehnsucht nach Beseitigung aller unbequemen Agitationen, auch von Leuten getheilt wird, die sich konservativ nennen, aber mittelparteilich fühlen.

Man verschließt sich der Erkenntniß, daß das allgemeine Wahlrecht sicher einer Regirung die Mehrheit giebt, die durch Thaten ihre Symphatien für die produktiven, nothleidenden Volksklassen beweist. Die Mittelparteien haben längst das Vertrauen des Volkes eingebüßt. Eine Unterstützung ihrer gehässigen Klassenpolitik, ihrer staatgefährlichen Experimente durch die Konservativen ist unmöglich, weil dadurch die Einheit und Macht unserer Partei für immer gebrochen und die Sache des Staates und der Monarchie unheilbar geschädigt würde."

Nun kam der Sturz des Grafen Caprivi, der den Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg mit zu Fall brachte. Die weitgehenden Pläne der Repressivpolitiker wurden vertagt und Herr von Köller begnügte sich mit einer Vorlage, die Fürst von Hohenlohe als das „Minimum" des Erstrebenswerthen bezeichnete. Das „Volk" begann sofort einen energischen Feldzug gegen die Umsturzvorlage, deren Ziel und Motive in einer von Oberwinder verfaßten, bei H. Walther erschienenen Broschüre „Vor der Entscheidung" beleuchtet wurden. Inzwischen war in der konservativen Partei eine merkliche Abschwenkung von den auf dem Tivoli-Parteitage zum Siege gelangten Ideen eingetreten. Die Umsturzvorlage bot den Konservativen zu wenig. Das Kartell ad hoc (gegen die Sozialdemokratie) fand in der konservativen Presse warme Vertheidiger. Schon deshalb mußte die Fehde gegen das „Volk", das allein fest auf seinem Stand-

punkte beharrte, sich immer heftiger gestalten. Während man aber bis dahin mehr die Form einiger Aufsätze des „Volk“ getadelt hatte, trat nun Herr Röder von der Badischen Landpost gegen die prinzipielle Stellung des „Volk“ in die Schranken. Er wandte sich weniger gegen die „demokratischen Allüren“ des Herrn von Gerlach als gegen Oberwinder, den „korrekten Sozialisten“ des „Volk“, der weder ein „persönlicher“ Antisemit noch ein „historischer“ Konservativer sei und vor Allem nicht daran glaube, daß das Handwerk schon aus dem Grunde erhalten bleiben könne, weil der Kleinbetrieb billiger produzire als der Großbetrieb. Das Ceterum Censeo aller Aufsätze Röders lautete: Das „Volk“ muß in Acht und Bann gethan werden, damit „die konservative Partei vor der Schmach bewahrt wird, von Oberwinder in das Lager des Juden Lassalle geführt zu werden“. Der Ansturm gegen das „Volk“ zog sich durch das ganze Jahr 1895 und wurde besonders heftig, als das „Volk“ die „Konservative Korrespondenz“ zwang, für Stoecker einzutreten, und kurz darauf die „Norddeutsche Allg. Ztg.“ die Behauptung aufstellte, die konservative Parteileitung habe in der Angelegenheit des „Scheiterhaufenbriefes“ vor dem „Volk“ kapitulirt. Im Oktober 1895 war eine Aeußerung des Kaisers bekannt geworden, die entschieden die Trennung der Konservativen von Stoecker forderte. Der oberste Hofbeamte, der sonst fast nie in Fraktionsitzungen erschien, brachte auch die Angelegenheit vor die Reichstagsfraktion. Die Leiter des Elferausschusses boten dagegen ihren ganzen Einfluß in der konservativen Presse auf, um den Gedanken, sie könnten sich von Rücksichten auf den Hof bestimmen lassen, abzuweisen. Mehr als je mußte nun das „Volk“ als Sündenbock herhalten. Um die selbe Zeit führte Herr von Gerlach im „Verein Deutscher Studenten“ einen heftigen Kampf für Stoecker gegen den Professor Brecher. Auch der Obersthofmeister von Mirbach, der zum ersten Male mit dem „Volk“ in Konflikt gerieth, als er vor einigen Jahren eine Wahl Stoeckers in den Verstand der Generalsynode verhinderte, trat in Aktion: er zwang Herrn von Gerlach, aus der Adelsgenossenschaft auszutreten. Die Reden einiger konservativen Abgeordneten, der Hinweis auf die „glatte Machtfrage“, die offene Stellungnahme der „Konservativen Korrespondenz“ gegen die wichtigsten Punkte des alten christlich-sozialen Programmes von 1878 bewiesen übrigens zur Genüge, daß die konservative Fraktion in Bezug auf die Sozialpolitik sich vollständig dem Standpunkte der kapitalistischen Mittelparteien angeschlossen hatte. Halb zog es sie, halb sank sie hin. Stoecker, der die Verbindung mit den Konservativen aus mancherlei Gründen aufrecht erhalten wissen wollte, begab sich auf den Weg der Zugeständnisse. Zunächst sollte Herr von Gerlach aus der Redaktion entfernt werden. Ein angesehener Abgeordneter wollte beim Minister des Innern die Rückkehr des unbequemen Redakteurs in den Staatsdienst erwirken. Herr von Gerlach wußte indessen

von diesen Abmachungen nichts, er hätte auch derartigen Liebenswürdigkeiten nicht das gewünschte Verständniß entgegengebracht. Er ist schon durch seine Bedürfnißlosigkeit unabhängig und wird von allen seinen Parteifreunden wegen seines Fleißes, seiner Tüchtigkeit, Loyalität und sittlichen Reinheit geliebt; er würde die Partei am Wenigsten in einer Periode des Kampfes verlassen haben.

Zum fünfzehnten Januar war die entscheidende Sitzung des Elferausschusses einberufen. Vorher hatte das „Volk" noch in drei Aufsätzen die Entwickelung der Dinge dargestellt, an die Haltung der Konservativen in verschiedenen wichtigen Fragen erinnert und sein soziales Programm noch einmal präzisirt; es hieß da unter Anderem:

„Was die Sozialreform betrifft, so hat das ‚Volk', gerade weil es den Umfang und die gewaltigen Schwierigkeiten einer organischen Umgestaltung der wirthschaftlichen Zustände kennt, stets in erster Linie diejenigen Maßnahmen ins Auge gefaßt, die erzieherisch wirken und als Vorbedingungen für eine fruchtbare Reformthätigkeit betrachtet werden müssen. Wer wüßte nicht, wie verwirrend die weit verbreitete Unkenntniß in wirthschaftlichen Fragen wirkt. Wir bezeichneten es stets als einen Fehler, wenn man in den nothleidenden Schichten der Bevölkerung die Ansicht nähre, es genüge der Wille der Regirung, um gesellschaftliche Schäden abzustellen, die nur durch beharrliche Arbeit, durch den läuternden Kampf der Geister, durch das Zusammenwirken aller Männer von gutem Willen beseitigt werden könne. Wir sagten aber auch, daß der Regirung die Aufgabe zufalle, gestützt auf ihre Machtmittel, auf ihre Kenntniß der Verhältnisse, auf ihre die Gesammtlage überblickende Stellung, den oft planlosen und verworrenen Reformbestrebungen eine nützliche Direktion zu geben.

Im Einklang mit dem alten christlich-sozialen Programm verlangten wir in erster Linie die Unterstützung aller Bestrebungen, die auf eine zeitgemäße Organisation der Berufsstände abzielen. Es giebt nichts, was mehr staaterhaltend wäre als die Organisationthätigkeit, die Erziehung zur Selbstverwaltung, zur genossenschaftlichen Arbeit. Erst nach Bildung der großen Erwerbsgenossenschaften ist eine geeignete Grundlage für ständige Vertretungen, wie Landwirthschaftkammern, Arbeiterkammern u. s. w., geschaffen."

Am siebenzehnten Januar brachte die Konservative Korrespondenz parteioffiziös folgende Meldung:

„In der am sechzehnten Januar stattgehabten Sitzung des geschäftsführenden (Elfer-) Ausschusses der deutschen konservativen Partei stand der folgende Antrag des Herrn Grafen v. Schlieben-Sanditten erneut zur Berathung: ‚Die starke Strömung in der konservativen Partei, welche mit der Haltung des Herrn Hofprediger a. D. Stoecker in letzter Zeit — namentlich in Bezug auf die christlich-soziale Partei — nicht einverstanden ist, läßt aus taktischen Gründen es als wünschenswerth erscheinen, daß Herr Stoecker sein Mandat als Mitglied des geschäftsführenden (Elfer-) Ausschusses der Parteileitung niederlege, womit weder für noch wider jene Strömung Stellung genommen, auch ein Mißtrauensvotum gegen Herrn Stoecker nicht ausgedrückt werden soll.' Der Antrag wurde mit allen gegen eine Stimme abgelehnt. Hierauf beantragte Herr Graf zu Limburg-

Stirum: ‚Der Ausschuß erachtet es für unverträglich mit den Interessen der konservativen Partei, daß ein Mitglied des Elfer-Ausschusses enge Beziehungen zu der Zeitung ‚Das Volk‘ fortsetzt, welche die konservative Partei bekämpft. Der Ausschuß nimmt Akt von der Erklärung des Hofpredigers Stoecker, daß er diese Haltung des Blattes ‚Das Volk‘ durchaus mißbilligt und daß er eine den konservativen Interessen entsprechende Haltung des Blattes herbeizuführen beabsichtigt. Der Ausschuß erwartet von dem Hofprediger Stoecker bestimmt, daß er, falls ihm Dies bis zur nächsten Sitzung des Elfer-Ausschusses nicht gelingt, eine den Interessen der konservativen Partei entsprechende, unzweifelhafte Stellung einnehmen und Dies öffentlich erklären wird.‘ Nach längerer Debatte wurde dieser Antrag mit allen gegen zwei Stimmen angenommen. Die nächste Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses findet am ersten Februar, vormittags 11 Uhr, statt."

Stoecker scheint anfangs der Ansicht gewesen zu sein, das „Volk" könne diese Kundgebung ruhig über sich ergehen lassen. Oberwinder soll ihm aber entgegnet haben, Das sei schon in seinem (Stoeckers) Interesse unmöglich. Die Antwort, die dann erschien, lautete:

„Wir erklären darauf, daß wir es mit unserer Ehre für unvereinbar halten, uns dem Ultimatum der konservativen Parteileitung zu unterwerfen. Uns erfüllt das beruhigende Bewußtsein, daß wir von dem Erscheinen der ersten Probenummer des ‚Volk‘ an, in ununterbrochenen harten Kämpfen, ohne auf Dank oder reichen Lohn zu rechnen, von der Ueberzeugung geleitet wurden, den wahrhaft konservativen und staaterhaltenden Grundsätzen auch dann zu dienen, wenn wir insbesondere in den großen sozialen Zeitfragen unsere abweichende Stellung von der maßgebenden konservativen Fraktionpolitik geltend machten, vor einem Zusammengehen mit den Vertretern einer staatgefährlichen Klassenpolitik warnten und es für unsere wichtigste Aufgabe hielten, die Trägen und Gleichgiltigen aufzurütteln und soziale Erkenntniß zu verbreiten. Wir wollen gern zugeben, daß in dem schweren Kampfe, den wir oft nach verschiedenen Richtungen hin führen mußten, auch unsererseits manches zu schroffe, verletzende Wort gefallen ist, daß also zuweilen in der Form gefehlt wurde. Was aber die von uns vertheidigten Grundsätze betrifft, so glauben wir, auf dem richtigen Wege gewesen zu sein, und wir werden auch in der Zukunft diese Grundsätze hochhalten und nach Pflicht und Gewissen mit aller Energie vertheidigen. Dessen wollen wir insbesondere die Tausende von eifrigen und thatkräftigen Patrioten und Mitstreitern versichern, die mit Liebe und Begeisterung zu ihrem Organ ‚Das Volk‘ stehen."

Man erzählt, Stoecker sei von dieser Form der Antwort wenig erbaut gewesen und von dieser Stunde an habe er den Gedanken verfolgt, eine Umgestaltung der Verhältnisse beim „Volk" herbeizuführen. Darauf läßt denn auch die Thatsache schließen, daß Stoecker sofort, ohne mit dem Leiter des Blattes Rücksprache zu nehmen, mit einem ihm von konservativen Abgeordneten empfohlenen antisemitischen Agitator und Redakteur in Heidelberg in Unterhandlungen trat. Der junge Mann hatte die Konservativen in Baden bekämpft, er war in Duellhändel verwickelt und von dem konservativen Censor

Röder als „Fatzke“ gekennzeichnet worden, der stets mit dem Revolver herumlaufe und mit Briefen hervorragender Führer der konservativen Partei renommire. Daß dieser junge Herr Stein geeignet sein sollte, als Hauptredakteur ins „Volk“ einzutreten und dessen „Frontstellung“ zu berichtigen, wird man nicht leicht glauben können. Aber Stoecker hatte für diese Idee den Kapitalisten des „Volk“, dessen finanzielle Zuschüsse übrigens nach glaubhaften Versicherungen trotz der mehrfachen Vergrößerung des Blattes mit jedem Jahre geringer geworden waren, gewonnen. Stoecker konnte also in der entscheidenden Sitzung vom ersten Februar schon verkündigen, daß in gewisser Hinsicht Wandel geschaffen sei; aber die maßgebenden Wortführer legten ihm eine Formel zum Bekenntniß vor, von der sie wohl selbst wußten, daß sie Stoecker nicht annehmen konnte. Dieser schied also aus, der Kaiser gab seiner Genugthuung darüber Ausdruck und zu allem Ueberfluß veröffentlichte man noch Details über den Verlauf der Verhandlungen der Sitzung. Danach hätte Stoecker zuletzt ausgerufen: „Ihnen das Land, mir die Städte!“ (Zwischenruf: „Nur die großen Städte“.) „Es handelt sich jetzt um eine Machtfrage zwischen mir und Naumann.“

In einer Versammlung in der Tonhalle sagte Stoecker über die Bedeutung seines Ausscheidens:

„Wie jetzt die Strömung geht, so ist die konservative Partei schwer im Stande, in den Arbeitermassen irgendwie werbend und erobernd zu wirken. Sie ist mit den agrarischen Interessen und Nothständen viel zu sehr beschäftigt. Da wollen wir nun einmal versuchen, ob wir in freier Auseinandersetzung diese Dinge besser bearbeiten können; Viele im Deutschen Reich begrüßen Das mit der größten Freude. Da soll keine Feindschaft werden, es ist nur eine Aufgabe, die gelöst werden muß, die, wenn unser Vaterland bestehen soll, in christlichem Sinne und besten konservativem Geiste gelöst werden muß. Ich nenne Das christlich-sozialen Geist. Diese Aufgabe wollen wir anfassen und behandeln.“

Bezüglich der „Frontberichtigung“ des „Volk“ hatte Stoecker schon früher ausgeführt, das Blatt müsse wieder mehr antisemitisch und antisozialdemokratisch schreiben. Oberwinder sprach ebenfalls in jener Versammlung; er faßte noch einmal die Gründe für die Haltung seines Blattes zusammen und der Parteitag gab auch später seiner Sympathie für die beiden Redakteure des christlich-sozialen Organes Ausdruck. Der in den Blättern angekündigte Beschluß, in Neuruppin-Templin Herrn von Gerlach als Reichstagskandidaten aufzustellen, kam wahrscheinlich zum Theil wegen der Stellung Stoeckers zu Gerlach nicht zur Ausführung. Ueberdies hatte Stoecker damals schon Schritte gethan, die zu einer Aenderung der Haltung des „Volk“ führen sollten. Jetzt kommen die Absichten Stoeckers zur Durchführung und man fragt sich nur, ob auch die gewünschten Ergebnisse erzielt werden können, da die Leser des „Volk“ naturgemäß in erster Linie zu den Männern stehen, die dem Blatt das geistige Gepräge gegeben haben. Herr von Gerlach war seit 1889 eifriger Mitarbeiter

des „Volk". Im Jahre 1893 trat er in die Redaktion ein. Oberwinder hat von der ersten Probenummer an mitgearbeitet und alle seine Kräfte dem Unternehmen gewidmet. Wenn man jetzt die Entdeckung macht, daß er kein „historischer" Konservativer ist, oder wenn die Kreuzzeitung darauf hinweist, daß der künftige Leiter des Blattes, Herr von Oertzen, eine „vornehme" Natur ist, so ändert Das nichts an der Thatsache, daß das christlich-soziale Organ von vorn herein bestimmt war, ein volksthümliches Blatt zu werden, und daß man Oberwinders Reden in unzähligen konservativen Versammlungen freudig zustimmte.

In einem öffentlichen Leben, das drei Jahrzehnte umfaßt, hat Herr Oberwinder viele Kritiker und viele Feinde gefunden, vielleicht auch Irrthümer und Fehler begangen; aber es steht ihm jedenfalls manches gute Zeugniß zur Seite. Im Jahre 1870 sagte ein angesehener wiener Schriftsteller, Herr J. K. Lecher, in öffentlicher Gerichtsverhandlung über den als „intellektueller Urheber und unsichtbares Oberhaupt" der sozialen Bewegung in Oesterreich angeklagten Oberwinder: „Ich bin ein politischer Gegner von Oberwinder, muß aber sagen, daß er durchaus maßvoll in seinem Wirken ist. Nach dem Jahre 1866 kamen viele Deutsche nach Oesterreich, um hier rasch vorwärts zu kommen. Der Einzige, der seinen Idealen treu blieb und sich deshalb Entbehrungen auferlegte, war Oberwinder. Das machte mir ihn so sympathisch." Professor Jäger schrieb in seinem Buch über die Arbeiterpresse, das von Oberwinder beeinflußte oesterreichische Arbeiterblatt habe die praktischen Fragen in den Vordergrund gestellt und sich der sonst üblichen Angriffe gegen Staat und Kirche enthalten. Daß ein Mann wie Oberwinder bei den herrschenden Preßverhältnissen häufig mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist selbstverständlich. Dr. Rudolf Meyer sagte deshalb von ihm: „Er hat ehrlich gearbeitet und viel gelitten." Als nach der im Eingange erwähnten Versammlung in der Tonhalle (Mai 1889) Oberwinder vielfach in der Presse angegriffen wurde, schrieb ein alter Christlich-Sozialer an einen bekannten oesterreichischen Abgeordneten, der Gelegenheit hatte, viele Jahre hindurch die Thätigkeit Oberwinders zu verfolgen. Dieser antwortete: O. sei ein „durchaus lauterer Charakter". Zur Würdigung der sozialpolitischen Thätigkeit Oberwinders in Oesterreich kommt auch in Betracht, daß sie in die Zeit fällt, wo Oberwinder an der wiener Universität Hörer der Staatswissenschaften war und in freundschaftliche Beziehungen zu Lorenz von Stein trat, der bekanntlich die Aufgaben des sozialen Königthums staatswissenschaftlich begründet hat.

Bei Beurtheilung der Verhältnisse, die Stoecker bewogen haben dürften, in dem Blatte, das als „Stoeckerblatt" gilt, Aenderungen herbeizuführen, kommen nachstehende Umstände in Betracht. In der kirchlichen Fraktion, der Stoecker angehört, in der „positiven Union", haben sich die politischen Vorgänge des letzten Jahres fühlbar gemacht. Um einen Rückhalt zu gewinnen, suchte sich

also Stoecker auf den Führer der „Konfessionellen“, den Professor von Nathusius, zu stützen, der persönlich ein intimer Hasser des „Volk“ ist. Das Blatt hat seine letzte Schrift, in der er den Theologen wie ein Papst Lehren giebt, sachlich, aber sehr scharf kritisirt. Die Schlesische Zeitung hat daher wohl nicht ganz Unrecht, wenn sie die Beseitigung der Herren Oberwinder und Gerlach als Preis für die Unterstützung des Herrn von Nathusius bezeichnet. In diesen Tagen ist ja auch das Resultat der Aktion Stoecker-Nathusius, die „kirchlich-soziale Kundgebung“, erschienen, in der von Naumann und Genossen gesagt wird, daß sie den Klassenhaß schüren. Vielleicht haben auch noch andere schwierige Verhältnisse die Krisis herbeigeführt. Stoecker steht an der Spitze der Berliner Stadtmission, mit der noch andere Unternehmungen zusammenhängen. Die Stadtmission ist bemüht, die äußeren Erscheinungen der sozialen Fäulniß, wie sie besonders die Großstädte zeigen, zu mildern. Für dieses Werk der Wohlthätigkeit steuern Angehörige aller Klassen, am Meisten natürlich die Herren und Damen des hohen und höchsten Adels. Die christlich-soziale Partei will aber die inneren Ursachen der sittlichen und sozialen Mißstände ändern, die naturgemäß unter der sich stets mehr ausbreitenden Geldherrschaft eine solche Steigerung der öffentlichen Verderbniß herbeiführen, daß sie die Spuren der Wohlthätigkeit kaum erkennen lassen. Dieses Bestreben muß zu einem Kampf mit Kreisen führen, die bei aller Wohlthätigkeit sich von dem sozialen und politischen Standpunkte ihrer Klasse nicht freimachen können und die daher den sozialen Forderungen der christlich-sozialen Partei durchaus ablehnend gegenüberstehen. Sobald also das christlich-soziale Streben aus den Grenzen harmloser theoretischer Deklamationen und Anweisungen auf eine fernere Zukunft heraustritt, muß sich ein Gegensatz entwickeln zwischen den Interessen einer kämpfenden sozialen Partei und einer Wohlthätigkeitinstitution, die eines großen Apparates bedarf und viel Geld braucht. Möglich ist immerhin, daß es diese Erwägungen gewesen sind, die den „Reichsboten“ vor kurzer Zeit veranlaßt haben, Stoecker die besondere Pflege seiner Stadtmission ans Herz zu legen. Jetzt, nach der Veröffentlichung der „kirchlich-sozialen Kundgebung“, meint der „Reichsbote,“ man dürfe Stoecker wegen seines „Mangels an systematischer Stetigkeit“ keine leitende Stellung in dem neuen kirchlich-sozialen Bunde geben. Danach scheint auch die Opferung der Redakteure des Stoeckerblattes die Bedenken der konservativen Freunde gegen den Verfasser des Scheiterhaufenbriefes nicht beseitigt zu haben und man wird abwarten müssen, ob der frühere Hofprediger aus dieser neuesten Wendung seines an Schicksalen reichen Lebens Vortheile ziehen kann. ***



Deutsche Frauen.*)

Unter den deutschen Frauen herrschen tiefe und mit den richtigen Worten schwer zu fixirende Unterschiede. Die preußische Frau hat in Charakter, Temperament und in den Vorstellungen vom Verbotenen und Zulässigen wenige Berührungpunkte mit der bayerischen Frau, deren katholische Gefühlsreligion, eben so wie das mildere Klima, sie gewissermaßen der Natur näher bringt als jene, und sie ist wieder verschieden von der molligen, üppigen, aufflammenden und indolenten Wienerin.

Und neben den Stammesunterschieden besteht die tiefe Klassenscheidung, die in Deutschland, man könnte sagen, mit disziplinärer Macht aufrecht erhalten wird; eine Klassenscheidung, die dadurch noch tiefer wird, daß es keine geistige Aristokratie giebt — weder in künstlerischer noch in literarischer Beziehung —, die einen Sammel- und Vereinigungpunkt bilden könnte. Die großen deutschen Forscher und Erfinder, die den Stolz des Landes bilden, leben in stiller Zurückgezogenheit und suchen und üben keinen öffentlichen Einfluß; die Maler hängen in Cliquen zusammen und folgen — mit vereinzelten Ausnahmen — ausländischen Modeeinflüssen oder einer veralteten sentimental klassischen Tradition; und der Gesichtskreis der alten sowohl wie der neuen Dichter ist so eng und niedrig, die Persönlichkeiten sind so klein und unbedeutend, daß sie in dem, auf anderen Gebieten an große Leistungen gewöhnten deutschen Bewußtsein absolut keine Rolle spielen.

So in die Häuslichkeit ihrer Klasse eingezwängt, ist von den deutschen Frauen in der Oeffentlichkeit kaum Etwas zu merken. Ihr Einfluß ist nicht zu finden, ihre Züge treten nicht hervor. Man sieht sie auf der Straße, ohne daß sie sich abheben, man begegnet ihnen in Familiengesellschaften, ohne daß sie sich von einander zu unterscheiden scheinen. Eine Halbwelt im französischen oder selbst englischen Sinn giebt es nicht; die deklassirte Deutsche scheint auch immer gleich alle Eigenschaften der Kultur zu verlieren, — und Das liegt vielleicht nicht so sehr an ihr selbst wie an dem Verhältniß der Männer zu ihr. Auf den öffentlichen und Privatbällen werden die Töchter der höheren Klassen den heirathlustigen Männern zur Auswahl vermittelt, in den „Blumensälen" und „Elysien" knüpfen die selben Herren ihre viel freiwilligeren und oft befriedigerenden Beziehungen zu den Konfektioneusen, Näherinnen, Probirmamsellen und Ladnerinnen, in denen ein guter Theil der liebenswürdigsten und natürlichsten deutschen Weiblichkeit vertreten ist und von denen viele später in einer kleinbürgerlichen Ehe, in der Mann und Frau zusammen-

*) Diese Darstellung war ursprünglich für französische Leser bestimmt; sie wird aber auch in Deutschland Interesse, freilich auch manchen Widerspruch finden.

arbeiten, ein ruhiges Alter finden. In den Theatern, deren Leistungen sowohl schauspielerisch wie literarisch fast überall sehr niedrig stehen, herrscht die geputzte Jüdin vor. Auf den Frauenversammlungen und bei den emanzipatorischen Bestrebungen sind es auch vielfach Jüdinnen, die das große Wort führen, und nach diesen Versuchen der Befreiung des Weibes soll man die deutsche Frau nicht beurtheilen.

So wenig, wie man sie in der Oeffentlichkeit bemerkt, so wenig hat die deutsche Frau die Absicht, in die Oeffentlichkeit oder auf die Oeffentlichkeit zu wirken. Sie sucht sich weder durch ihre Leistungen noch durch ihren Esprit bemerkbar zu machen. Ist sie aber gezwungen, sich ihr Brot zu erwerben, so ergreift sie doch am Liebsten zwei Berufe: den der Lehrerin oder den der Schriftstellerin. Als Lehrerin arbeitet sie still und bescheiden in dem ihr vorgeschriebenen Kreise; als Schriftstellerin läßt sie sich auch alles Beliebige vorschreiben und arbeitet auch still und bescheiden; allerdings sind ihre literarischen Leistungen beinahe immer sehr gering. Aber gerade Das brauchen und verlangen die zahllosen deutschen Familienzeitschriften, denn wo in Frankreich Frivolität gefordert wird, fordert man in Deutschland Plattheit. In Frankreich denkt eben kein Mensch bei herumliegenden Zeitungen an die sittliche Gefahr für die Kinder; in Deutschland fällt der größte Theil der literarischen Produktion unter diesen Gesichtspunkt. Wenn aber die deutsche Frau doch einmal etwas Anderes schreibt, so ist es meistens unter bebel-liebknechtscher Anleitung die trockene Behandlung strohdürr formulirter sozialer Fragen. In dieses Gebiet hineingerückt, entkleidet sie sich eben so gern ihres Weibseins wie auf dem anderen ihrer Persönlichkeit. Was soll sie auch thun? Das Weib als solches existirt ja auf keinem Gebiet der deutschen Oeffentlichkeit, und bringen die deutschen Frauen einmal eine Petition um eine Gesetzesänderung ein, so formuliren sie sie nicht psychologisch unter dem Gesichtspunkt ihrer Weibansprüche, sondern parlamentarisch unter dem ihrer de facto bestehenden Majorität. Freilich ist auch die Betheiligung der deutschen Frau an der Sozialdemokratie lau.

Wenn man über den Charakter und das geistige Niveau eines Volkes Bescheid wissen will, so sucht man sich in unserer lesenden Zeit gewöhnlich zuerst durch die Frage zu helfen: Was liest dieses Volk?

Richtet man diese Frage an den germanischen Deutschen, so dürfte man in den meisten Fällen die Antwort erhalten: Er liest nicht gern. Freilich gelten hierbei einige Gradunterschiede.

In Süddeutschland, speziell in Bayern, liest der deutsche Mann wirklich überhaupt nicht gern. In den Cafés und Restaurants hängen nur wenige Zeitungen an den Wänden und die vor ihrem Kaffee oder ihrer „Maß“ sitzenden Männer genießen entweder Mocca und Bier in stiller Beschaulichkeit

oder sie spielen Karten dazu. Dabei entbehren sie weibliche Gesellschaft nicht, denn die Bedienung besteht ausschließlich aus jungen Mädchen, die in ihren schwarzen Kleidern mit ihren lieblichen, weichen Gesichtchen die verräucherte Stube anheimelnd machen und auf Verlangen mit wegwerfender Bewegung die Zeitungen herbeitragen, ohne Interesse dafür, ob sie von heute, gestern oder vorgestern sind. Das Café ist auch die Sammelstätte der Bürgerfrauen: hier treffen sich „Frau Lehrer", „Frau Postdirektor", „Frau Oberförster" zu ihrem wöchentlichen Kränzchen. Jede bezahlt ihren Kaffee und ihren Kuchen selbst und zwei oder drei von den besten Nachmittagsstunden werden einer gründlichen und streng moralischen Beurtheilung der lieben Nächstinnen gewidmet.

In Norddeutschland ist Das ganz anders. Da hängen in jedem größeren Restaurant lange Reihen von Tagesblättern. In Berlin kann man in den Hauptcafés die gesammte Presse Europas in ihren angesehensten Vertreterinnen finden. Die hereinkommenden Gäste haben kaum Hut und Rock abgelegt, so stürzen sie sich über die Zeitungen. Der Zeitungskellner hält Ordnung. Er sieht gewöhnlich aus wie ein Privatdozent und giebt gern mit Würde und Sachkenntniß in literarisch-börsianischen Fragen Auskunft.

Die norddeutschen Frauen guter Herkunft besuchen die Kaffeehäuser und Restaurants zu allen Tageszeiten, doch selten ohne Begleitung ihrer männlichen Familienmitglieder, am Zahlreichsten jedoch nach den Theatern, wo es allgemein Sitte ist, sich mit Bekannten im Café, noch lieber im Restaurant, zum Abendessen zu treffen. Besonders in Schriftstellerkreisen ist es beliebt, im Bierlokal am ungedeckten Tisch zu sitzen und zwischen den mitgenommenen Frauen und Töchtern die Berufsinteressen zu erörtern, während man auf der eichenen Tischplatte vom einfachen Steingutteller seine Fleischportion verspeist. Die Damen lassen sich dabei selten, außer mit beifälligem Lachen auf männliche Witze, vernehmen.

Aber wenn auch der deutsche Mann nicht gern Etwas liest, das ihn nicht direkt angeht, was übrigens — wenigstens an unserer Jahrhundertswende — bei den übrigen Europäern auch zu beobachten ist, so sind es doch in allen Ländern die Frauen mehr als die Männer, die sich für Das, was im neunzehnten Jahrhundert Dichtung genannt wird, interessiren. Und die Frage wäre daher in diesem Falle nicht zu stellen: Was liest der deutsche Mann? sondern: Was liest die deutsche Frau? Dagegen muß ich mir zunächst nun den Einwand erlauben, daß wir so nicht zum Kausalzusammenhang der deutschen Frau mit ihrer Lecture gelangen. Wir dürfen nicht fragen: Was liest die deutsche Frau? sondern: Warum liest die deutsche Frau? Sie liest nicht, um sich zu belehren, wie die Engländerin. Sie liest auch nicht, um sich zu stimuliren, wie die Französin. Die deutsche Frau liest, um sich zu betäuben.

Für die deutsche Frau ist die Lecture das Selbe, was ihr die Häkel-

arbeit oder die Stickerei ist: eine Ablenkung und ein Hinderniß für eigene Gedanken. Ob sie bei der Stickerei die Stiche zählt und ihre Aufmerksamkeit auf die Eintheilung der Farben fixirt hält, oder ob sie bei ihrer Familienblatt- oder Leihbibliotheklecture mit möglichster Geschwindigkeit möglichst viele Zeilen überfliegt; die Hauptsache ist in den meisten Fällen, daß man ohne Hindernisse vorwärtskommt. Häufig hat sie auch das Häkelmuster und die Zeitschrift neben einander vor sich auf dem Tisch liegen und genießt bald vom Einen, bald vom Anderen. Ihr Zweck ist dabei, in einen behaglichen Halbtraum eingewiegt zu werden; in dem man, was Einen im eigenen Leben drückt, peinigt, unbefriedigt gelassen und enttäuscht hat, vergessen kann. Und sie wacht davon mit einem Frösteln auf, wie aus einem Schlaf in Kleidern. Aber sie wacht auch mit der selben Fiebermattheit von einer Parforceleistung im Häkeln oder Sticken auf. Für die deutsche Frau und das deutsche junge Mädchen ist das Bücherlesen ein Narcoticum von ganz der selben Beschaffenheit wie das Kuchenessen in den Konditoreien, in denen sich zu gewissen Tageszeiten alle Altersstufen vom siebenzehnjährigen Backfisch bis zur fünfzigjährigen Frau in einem Grade drängen, daß kein Stuhl frei und die süßliche Luft unerträglich ist. Wen man aber da nicht trifft, Das ist die eigentliche Matrone, die selbe Matrone, die weder mehr häkelt noch stickt noch Bücher liest, — weil in ihr keine Unruhe mehr abzulenken und zu betäuben ist. Es ist dabei wohl zu bemerken, daß es diesen Frauen und jungen Mädchen viel gleichgiltiger ist, was sie lesen, als was für einen Kuchen sie essen. Den Kuchen wählen sie sich nach ihrem Geschmack, die Lecture lassen sie sich vom Leihbibliothekar oder von der Buchhandlung, die ihnen die Zeitschriften zuschickt, ohne Widerstand zu leisten, auswählen. Nur kosten darf sie nicht viel.

Eine französische Leserin wär nun spöttisch fragen: Sind denn die deutschen Frauen so unbegabt? Nein, unbegabt sind die deutschen Frauen gar nicht. Sie sind nicht nur nicht unbegabt, sondern ich möchte behaupten, sie gehören — als Frauen betrachtet — zu den bestbegabten Frauen der Welt. Und doch —? Ja, vielleicht darum eben! Es ist den deutschen Frauen so völlig gleichgiltig, was sie lesen, weil ihnen seit zehn bis zwanzig Jahren von ihren mehr oder weniger angepriesenen Dichtern doch fast nie Etwas vorgesetzt worden ist, wovon sie sich als Frauen ergriffen, begeistert oder intim verstanden gefühlt hätten.

Der deutsche Geist ist metaphysisch; psychologisch ist er nicht. Aber alle Frauen — und nicht zum Wenigsten die deutschen — sind Psychologinnen. In keinem Lande ist daher die Frau vom Manne so wenig verstanden worden wie in Deutschland, dagegen hat die Frau den Mann hier gerade sehr gut verstanden, wenn auch viel weniger mit dem Verstand als mit dem Instinkt. Deutschlands größte Dichter sind als Frauenkenner nicht bedeutend, als

Frauenschilderer allgemein. Sie geben das Typische am Weibe, das Individuelle nicht. Sie sehen es nicht; und ich zweifle daran, ob sie es empfinden. Aber die begabteren deutschen Frauen empfinden diesen Mangel. Und die deutschen großen Dichter sind schon lange tot. Was die letzten Dezennien hervorgebracht haben, ist weder groß noch Dichter. In Dem, was sie schreiben, giebt es keine Frauen, — nur hölzerne Figuren in der Toilette der verschiedenen Rangklassen, denen Zettel mit tugendhaften oder trivialen Redensarten aus dem Munde hängen. Darum ist es auch der deutschen Frau so völlig einerlei, was sie liest. Wie bei der Häkelarbeit unter dem Zählen der Maschen eine Schwingung in ihrer Seele sich löst, der sie unbewußt lauscht, — so lösen die ihrem Geiste ganz gleichgiltigen Schilderungen im Buch Seelenschwingungen von Wünschen, Erinnerungen, Erregungen in ihr aus, die als Begleiterscheinungen des Gelesenen etwas Glanz- und Lichtvolles um das Lesen verbreiten und immer wieder dazu verlocken, damit die Auslösungen stattfinden können. Legt sie dann das Buch weg, so fühlt sie sich leer. Sie hat nichts empfangen. Und darum betreiben auch die meisten Frauen und jungen Mädchen das Lesen heimlich. Sie schämen sich des Lesens, sie verbergen es fast wie etwas Unkeusches. Sie haben eine Erregung genossen, die sich aus ihnen gleichsam verstohlen gelöst hat. Und sie stehen blaß und zerstreut davon auf, — scheu und verdrossen. Das ist die Frucht der „Familienlecture".

Die tiefe Depression, die jetzt über Deutschland — und wie mir scheint über ganz Europa — liegt, ist an der deutschen Frau sehr deutlich wahrzunehmen. Ihre Sensationen sind die des Herzens. Und über die Familiensphäre hinaus giebt es jetzt keine solchen für sie. Sie hat in Zeiten der patriotischen, religiösen und literarischen Begeisterung einen starken und aufopfernden Antheil genommen. Jetzt giebt es schon seit Jahrzehnten gar nichts, wofür sie sich begeistern könnte. Der Alltag spielt sich unter parlamentarischem und außerparlamentarischem Gezänk öde und trüb ab. Alle fühlen die Unsicherheit eines Uebergangszustandes; und die Abwendung von allem Enthusiasmus — dem offiziellen und dem persönlichen — ist auffällig. Solche Zeiten sind für das Weib die leersten und unbefriedigendsten. Sie mag gewissermaßen in ihnen nicht aufwachen; sie lebt nur mit der Hälfte ihrer Vitalität; sie sucht in einer sonderbaren und verhängnißvollen Uebertreibung ihre einzige Befriedigung in der Liebe und der Kindererziehung. Aber in solchen Zeiten ohne Stimulanz sind die Männer träge und übellaunige Liebhaber. Und die übertriebene Vorstellung von der Bedeutung der Erziehung hat in Deutschland viel zur Hervorbringung einer freudlosen, unpersönlichen Jugend beigetragen.

Die Liebe ist für das deutsche Weib kein bewußter sinnlicher Genuß;

sie ist für sie auch keine Stimulanz und kein Raffinement wie für die Französin; sie bringt nicht einmal die Erregungen des Verbotenen für sie mit sich, denn die deutsche Frau hat fast nie einen Liebhaber, und wenn sie einen hat, läßt sie es sich selten angelegen sein, daß es ein Geheimniß bleibt. Die Liebe ist für das deutsche Weib eine Erwärmung. Sie ist vielleicht körperlicher bei ihr als bei einer anderen Rasse und vielleicht kommt daher der große Kinderreichthum der Germanen.

Wenn man abends auf den Straßen einer deutschen Stadt herumgeht, so sieht man in Pforten, Durchgängen und Thorwölbungen einsame Pärchen stehen, und schaut man näher hin, so ist es gewöhnlich ein Soldat und ein Dienstmädchen. Er ist ein junger, rothbäckiger Kerl vom Lande und sie ist jung und schüchtern. Es ist keine Spur von professioneller Liebe in der Haltung der Beiden. Er steht zärtlich mit dem Arm um ihren Leib, mit einer ausdrucksvollen, stummen Bitte in seiner ganzen Gestalt, aber zahm und friedlich. Und sie hält die Hände auf dem Magen gefaltet und rührt sich nicht. Sie können lange so stehen, man weiß nicht, ob sie mit einander sprechen, die Worte sind jedenfalls auch ganz gleichgiltig für Beide. Er ist sehr roth und sie ist sehr blaß. Das sind die Präliminarien für die Ankunft eines kleinen Vaterlandsvertheidigers. Aber die Stimmung dabei? Sie sieht traurig und bekümmert aus und er hat sichtlich ein böses Gewissen. Solche Gemüthsverfassungen pflegen bei anderen Nationen nicht zur Liebe aufzumuntern. Bei den Deutschen aber führen sie dazu. Und das Uebrige besorgt die gegenseitige körperliche Wärme, die sie fühlen, wenn sie so bei einander stehen. Diese körperliche Wärme zieht sie näher und näher an einander, ohne Bewußtsein und wie in einem Vorstadium des Einschlafens.

Wenn man die Frauen einer solchen Rasse betrachtet, so fällt es auf, wie wenig Erlebtes ihre Gesichter sagen. Die Französin trägt in ihrem Gesicht etwas Undefinirbares von all den Sensationen, den peinigenden, depravirenden, stimulirenden Erregungen, die sie durchgemacht hat. Der Russin kann man ungefähr ansehen, was sie erlebt hat. Den Engländerinnen und den Skandinavinnen kann man oft ihre Lebensgeschichte vom Gesicht ablesen. Nicht so der deutschen Frau aus den besseren Kreisen. Ihr Gesicht ist stumm. Ihr Blick, der in reiferen Jahren eigenthümlich unbestimmt vor sich hinsieht, verräth nichts, ihre Augen sind weder eingesunken noch gespannt, ihre Haut ist weder welk noch gedunsen, ihr Mund erhält seine Form allein von dem Vorhandensein oder dem Mangel der Zähne. Die Bildung der Schläfen und die Furchen der Stirn: nichts verräth etwas Anderes, als wie alt sie ist. Zuweilen ist in dem Gesicht ein stiller Ausdruck von Leiden, das doch vielleicht nur ganz physisch und lokal ist. Und sucht man ihren Blick zu greifen, so sieht er Einem offen an; aber er vertraut Einem nichts. Ich habe

es daher längst aufgegeben, die Gesichter der deutschen Frauen nach dem verborgenen Leben des Weibes zu fragen. Die äußerlich ausgeprägte Individualität, die bei Frauen anderer Nationen manchmal bis zur Verzerrung geht, schlummert in den Töchtern des gegenwärtigen Deutschlands. Aber ihr innerstes persönlichstes Leben, Leiden und Entbehren spricht eine fast schmerzlich intensive Sprache — in ihren Händen. Die Hände, die nicht geformt und gehärtet werden von einer schweren, entstellenden Arbeit, verrathen das Intimste am Weibe, Das, was kein Mund sagen kann. Ich habe sie hundertmal gesehen, diese Hände, in denen das gehemmte innere Leben des Weibes sich so krankhaft schmerzlich ausspricht, — Hände, in denen sich oft schon das Nahen der physischen Krankheit verräth. Solche Hände sieht man nie an Frauen, die sich voll haben ausleben können, sei auch ihr Leben voll schwerer Schickungen gewesen; nur das verschmachtende Leben hat sie; und ich habe Frauen gekannt, bei denen sie sich verwandelten und gesund und fröhlich aussahen, nachdem das Schmachten der Befriedigung gewichen war. Es sind nicht blos die Hände der Ehelosen und Liebeleeren: viele deutsche Gattinnen und Mütter starker Kinder haben sie und viele kinderlose Frauen.

Ich saß neulich in der Reisezeit am Tisch in einem Speisesaal eines deutschen Restaurants, das fast ausschließlich von deutschen Reisenden besucht wird. Die Deutschen sind ein reisendes Volk, das während des ganzen Sommers auf der Wanderung ist: Männer mit ihren Frauen, einzelne Frauen, oder Frauen in Gesellschaft, junge Mädchen zu Zweien und Dreien. Zwei Damen kamen herein und setzten sich in meine Nähe. Frauen von der fast riesenhaften Größe des westfälischen oder friesischen Stammes, starkknochige, breite, mächtige Gestalten mit geradlinigen, energischen Gesichtern und großen Füßen. Man sah, daß sie Mutter und Tochter waren, zwei solide Ehefrauen aus guten, sicheren Verhältnissen, die jüngere etwa vierzig, die ältere etwa sechzig Jahre alt. Ich betrachtete sie bewundernd, — als Offenbarungen eines Urweib- und Stammmuttertypus, den man nur noch selten sieht. Das Essen kam und sie zogen ihre Handschuhe ab und ich sah ihre Hände sich bewegen. Es waren kleine, verkümmerte, abgemagerte Hände, die nicht zu diesen Körpern zu gehören schienen, welke, müde, hochadrige Hände voll niedergehaltener Nervosität, ehrliche Hände mit scharfgezeichneten Knochen unter wässeriger Haut und schwachen grauen Nägeln; die selben Hände bei Mutter und Tochter, bei jener schon lederartig und knöchern geworden durch das Alter, bei dieser noch voll lebendiger, pulsender Leiden, — die Hände der Frauen, deren eigenem, persönlichem Leben es nie vergönnt war, sich auszuleben. Diese Hände sprachen von Siechthum: Siechthum der Seele und vorzeitigem Kränkeln der Körper. Aber ihre großen, aufrichtigen Gesichter verriethen nichts als die ruhige, fast hochmüthige Sicherheit auf altes festgegründetes Ansehen stolzer Menschen.

Worauf sie auch hatten verzichten müssen im Leben: Alles lag gebunden und niedergehalten in der Tiefe. Ihr Bewußtsein wußte nichts davon und wollte nichts davon wissen. Sie waren Trägerinnen der Pflicht und getreue Verwalterinnen ihres Amtes, streng gegen sich und doppelt streng gegen Andere.

Auf diesem Verzicht der deutschen Frau auf persönliches Ausleben beruht die Stärke des deutschen Volkes und die Männlichkeit des deutschen Mannes. Aber diese Männlichkeit ist oft rauh und einförmig und von der jetzigen Generation der jungen deutschen Frauen wird sie vielfach als langweilig empfunden. Diese jungen Frauen fühlen sich jetzt häufig vereinsamt. Ich erhalte oft private Mittheilungen von Fremden, die einen Augenblick lang in einem Briefe auftauchen und wieder verschwinden. „Kennen Sie dieses Gefühl der absoluten Einsamkeit, von dem man ergriffen wird," schrieb mir neulich eine Unbekannte, „selbst wenn der geliebte Mann in unserer unmittelbaren Nähe sich befindet?" Dieses Gefühl der Einsamkeit ist das Zeichen vom Auftauchen des Individualitätbewußtseins im Weibe.

Das deutsche Weib ist für den deutschen Mann nicht die Geliebte, — Das ist nur eine Uebergangsphase. Es ist für den deutschen Mann nicht einmal die Gattin, — Das ist das allzu Selbstverständliche. Es ist für ihn die Mutter. In seiner Frau liebt er die Mutter, wie er sie in seiner eigenen Mutter liebte, und die Gattin ist ihm nur eine Art Fortsetzung der Mütterlichkeit, die ihn als kleinen Knaben hegte und trug. Darum hat die Liebe in Deutschland so wenige Formen und Variationen und ist so einfach und sich immer gleich. Eine Art von Schamgefühl hält den deutschen Mann immer davon zurück, das Weib anders zu betrachten als wie unter den Augen der eigenen Mutter; und „Mama" oder „Mutter" nennt er gleich selbst die junge Gattin, sobald das erste Kind die beiden Silben stammeln kann. Auf dem Lande ist die Anrede zwischen Eheleuten überhaupt nur: Mutter und Vater.

Und vielleicht nimmt die wohlbegabte deutsche Frau deshalb eine nach außen so gar nicht hervortretende und kaum sichtbare Stellung ein, weil sie im Hause und ihren Kindern gegenüber eine Macht ist, deren Einfluß sich dadurch nicht verringert, daß er still geübt wird. Obgleich der deutsche Mann sehr darüber wacht, vor seinen Stammtischfreunden nicht als Pantoffelheld dazustehen, ist seine Selbstherrlichkeit doch stark begrenzt; sogar längst erwachsenen Söhnen ist die Mutter noch eine Autorität, an der sich nicht vorbeikommen läßt. Wie sehr auch bei dem rein erotischen Verhältniß das Mütterliche im liebenden deutschen Mädchen überwiegt, davon möge folgender Selbstmordsfall, den kürzlich die Zeitungen brachten, Zeugniß geben.

Eine fünfundzwanzigjährige Stickerin war seit anderthalb Jahren die Geliebte eines eben so alten Kaufmannes. Die wohlhabenden Eltern des Mannes widersetzten sich der Heirath. Der junge Mann, der von dem Mädchen

nicht lassen und es auch gegen den Willen der Eltern nicht heirathen wollte, schlug der Geliebten mit deutschem Pessimismus vor, zusammen zu sterben, und brachte bei einem Besuch eine Flasche Cyankali mit. Aber das Mädchen konnte den Gedanken seines Todes nicht ertragen, redete ihm den Selbstmord aus und nahm ihm das Gift weg. Das Verhältniß wurde nur noch intimer; in der Weihnacht erschien der junge Mann nicht bei seinen Eltern, sondern blieb bei seiner Braut. Die Eltern kamen vergebens, um ihren Sohn abzuholen, sie fanden keinen Einlaß. Am Nachmittag des nächsten Tages wollte die Schwester des Mädchens, die Friseurin war, sie besuchen, fand aber die Thür verschlossen. Sie ließ sie durch einen Schlosser öffnen. Im Bett lag das Mädchen tot, neben ihr die Flasche Cyankali und drei Briefe, einer an ihre Schwester, einer an den Geliebten, einer an dessen Eltern. Den Bräutigam bittet sie, ein ordentlicher Mann zu bleiben; da sie ihn nicht habe besitzen können, sei ihr das Leben werthlos geworden. Den Eltern sagt sie: sie hätte schon vor vierzehn Tagen mit ihrem Sohne zusammen sterben können. Sie habe ihnen Das nicht anthun wollen und stürbe darum allein. Und die Schwester bittet sie, ihr den Schmerz zu verzeihen, den sie ihr bereitet.

In diesem einfachen Vorgang ist die Gefühlsstimmung des deutschen Mädchens für den Mann, den es liebt, eigenthümlich gezeichnet. Es ist eine stille, latente Liebe, Etwas von der Wärme des Mutterschoßes, die das Kind umhegt.

Schliersee. Laura Marholm.



Kulturkampf in Ungarn.

Die liberale Partei Ungarns und ihre Regirung haben der römischen Kurie mit dem sogenannten „Kanzelparagraphen" den Krieg erklärt. In den Gesetzentwurf über die Gerichtsbarkeit der Kurie (des obersten Gerichtshofes) in Wahlangelegenheiten haben die Liberalen Bestimmungen aufgenommen, die gegen die katholische Volkspartei gerichtet sind und es den Geistlichen unmöglich machen sollen, die Religion zur Beeinflussung der Wahlen zu gebrauchen. Diese Bestimmungen bilden den sogenannten „Kanzelparagraphen" und lauten im Wesentlichen: „Geistliche oder eine kirchliche Würde innehabende Personen, die in Versammlungen religiösen Charakters mit kirchlichen Strafen drohen, kirchliche Gegenstände bei Wahlaufzügen benutzen oder Dies erlauben, werden mit Gefängniß, mit Geldstrafe und Verlust der politischen Rechte bedroht."

Diese Bestimmungen des Gesetzentwurfes haben in allen Schichten der Bevölkerung Unwillen erregt; selbst liberale Abgeordnete haben in ihren Reden über den Kanzelparagraphen nachgewiesen, daß dessen Annahme eine Herausforderung zum Kulturkampfe bedeuten würde. Der Kanzelparagraph gefährde die Freiheit der katholischen Kirche und ihrer Lehren, da es hierdurch möglich werde, einem katholischen Geistlichen, der im Sinne der Lehren seiner Religion einen Menschen der kirchlichen Gnaden verlustig erklärt, hierfür sofort zu bestrafen; zugleich sei der Paragraph gegen die Volkspartei gerichtet, also gegen eine im Rahmen der Gesetze gebildete Partei. Die Regirung konnte für den Paragraphen nur wenige Stimmen Mehrheit erzielen, — und auch Das nur dadurch, daß die Kossuth-Fraktion der äußersten Linken für die Regirungvorlage stimmte. Die Ugron-Fraktion der äußersten Linken protestirte durch ihren Führer gegen die Verfolgung der katholischen Kirche. Ugron behauptete, daß in Ungarn die Katholiken verfolgt und verhöhnt werden und daß die Aktion der Volkspartei der Ausfluß der berechtigten Entrüstung des Volkes über diese Verfolgung und Verhöhnung sei. Die Thatsache, daß der protestantische Franz Kossuth mit der Regirung stimmte, während der katholische Ugron die Vorlage bekämpfte, ist ein neuer Beweis dafür, daß es sich in Ungarn um eine politisch-religiöse Machtfrage handelt; die Protestanten und Juden wollen sich am Ruder erhalten, während die neun Millionen Katholiken ein Bündniß mit den sogenannten Nationalitäten geschlossen haben und bestrebt sind, den durch die Geschicklichkeit Kolomans Tisza (des Papstes von Debreczin) ihnen auferlegten Druck und die Verfolgung des Katholizismus und der Orthodoxie loszuwerden.

Die Hauptstütze der Protestanten sind die Juden, die ein Drittel der Bevölkerung der Hauptstadt ausmachen, die ganze Presse — ohne Unterschied der Parteien — in Händen haben und die Korruption in allen Klassen der Bevölkerung im Großen betreiben. In erster Reihe haben die Protestanten es nur den Juden zu verdanken (die sich in Ungarn als deutschfeindliche Chauvinisten geberden), daß es ihnen bis jetzt gelingen konnte, die Nationalitäten bei den Wahlen für die Kandidaten der liberalen Partei zu gewinnen; die Mehrheit der liberalen Partei ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die Nationalitäten — die Nordslaven, Serben und Rumänen — für die meistens protestantisch-liberalen Kandidaten stimmten. Ein Theil der liberalen Partei — fast sämmtliche katholischen Magnaten — hat sich der Abstimmung über den Kanzelparagraphen enthalten; diese Fraktion der liberalen Partei zeigt offen ihren Mißmuth gegen die Tisza-Wekerle Gruppe der Mehrheit; aber sie will während der Tausendjahrfeier keine Parteikrisis hervorgerufen. Die Frage ist nur, ob das Oberhaus den Kanzelparagraphen annehmen wird oder nicht; im Falle der Annahme wird der Kulturkampf schon bei den nächsten Wahlen für den Reichstag mit ganzer Kraft zum Ausbruch kommen und der niedere Klerus wird die hohe Geistlichkeit — nolens volens — mit sich reißen. Dem Fürstprimas war es bis jetzt gelungen, selbst die kampflustigen Bischöfe von Schritten zurückzuhalten, die gegen das neue Gesetz über die Kirchenreformen verstoßen hätten. Die höhere Geistlichkeit hat sich an der Bildung der neuen katholischen Volkspartei nicht direkt betheiligt, sondern die Parteibildung den katholischen Magnaten, den Grafen Rudolf Zichy und Nikolaus Esterhazy,

überlassen. Diese beiden hoch angesehenen und reichen Magnaten (Rudolf Zichy besitzt den Orden des Goldenen Vließes) und ihr Anhang entwickelten in letzter Zeit eine auffallende Rührigkeit und veranstalteten in den meisten Komitaten und in vielen Städten Volksversammlungen zur Förderung der katholischen Volkspartei, um auch die Nationalitäten orthodoxer Konfession in ihren Schooß aufzunehmen. Zu diesen Versammlungen strömt das Landvolk aus entfernten Gegenden herbei, so daß die Führer der neuen Partei öfters vor 50 000 bis 60 000 Wählern ihre Reden halten, die alle darin gipfeln, daß das Parlament die neuen Kirchengesetze einer Revision unterziehen und besonders das Gesetz, das die Konfessionlosigkeit gestattet, revidiren müsse. Bis jetzt hatte die Regirungpartei in allen Komitaten, wo die Wähler Slaven oder Rumänen sind, von der Opposition gänzlich freie Hand erhalten und der Regirung-Kandidat wurde nicht bekämpft, damit durch die Wahlagitation nicht die Nationalitätenfrage aufgerüttelt werde. Die ungarischen Slaven und Rumänen haben im Abgeordnetenhaus keinen einzigen unabhängigen Vertreter; alle Nichtmagyaren sitzen dort durch die Gnade der Regirung. Nun soll es anders werden. Graf Rudolf Zichy meint, es sei ein falscher Patriotismus, die Nationalitäten aus dem parlamentarischen Leben auszuschließen, nur um einen parlamentarischen Absolutismus zu Gunsten des protestantisch-jüdischen Bündnisses durch Jahrzehnte aufrecht zu erhalten. Die Nationalitäten sollen im Parlament gehörig vertreten sein und ihre Beschwerden und Wünsche vor aller Welt zu Geltung bringen können. Dadurch, daß man die Nationalitäten mundtot macht, wird die Nationalitätenfrage nicht aus der Welt geschafft.

Der Versuch der Führer der Volkspartei, die Nationalitäten an sich heranzuziehen, ist bis jetzt in Nord- und Südungarn glänzend gelungen. Das Ministerium Banffy ist über diesen Erfolg ganz bestürzt und versucht, durch die Komitatsbeamten und Obergespane die Wählerlisten zu modifiziren und eine Menge Wähler, die den Nationalitäten angehören, unter allerlei Vorwänden auszuschließen. Wenn nun der Kanzelparagraph Gesetzeskraft erhält und die Geistlichen bei den Wahlen nicht mehr agitiren dürfen, so daß jede Wahl durch den obersten Gerichtshof (die Kurie) für ungiltig erklärt werden muß, falls ein Geistlicher an der Agitation theilgenommen hat, so ist dadurch ein Vorwand geschaffen, um die meisten Wahlen der Volkspartei in Nordungarn für ungiltig zu erklären. Eine solche Verkümmerung des Wahlrechtes wird zur Folge haben, daß die Nationalitäten sich noch enger an die Volkspartei anschließen. Noch ist die Vorlage nicht Gesetz und schon hat die römische Kurie der ungarischen Regirung zu verstehen gegeben, welche Folgen dieses eventuelle Gesetz nach sich ziehen würde. Schon seit längerer Zeit hatten die ungarischen Bischöfe eine vom Kardinal Vega unterzeichnete Instruktion der Kongregation für die Angelegenheiten der Bischöfe und Regularen erhalten, aber sie wurde bis jetzt geheim gehalten; als das Abgeordnetenhaus den Kanzelparagraphen annahm, wurde die Instruktion in Wien und Budapest in den klerikalen Blättern veröffentlicht. Sie entspricht — mutatis mutandis — vollkommen der, die einst die selbe Kongregation an die Ordinarien Deutschlands erließ, als dort der Kulturkampf ausgebrochen war, und beweist, daß man im Vatikan den Kulturkampf in Ungarn als begonnen ansieht. Die Organe der Regirungpartei sind über die Instruktion entrüstet und sagen, es sei

zu verurtheilen, daß die Kongregation, in deren Wirkungskreis die Angelegenheiten und Berathungsgegenstände der Bischöfe und Regularen gehören, den Ordinarien Ungarns Rathschläge und Ermahnungen zu Theil werden läßt, die nicht mehr als ausschließliche Angelegenheiten der Kirche betrachtet werden können, sondern einschneidende Interessen des Staates betreffen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die konservativen Magnaten sich früher oder später der Volkspartei anschließen werden. Sie haben bei den Wahlen, seit dem Jahre 1868, eine neutrale Haltung beobachtet. Im Jahre 1868, als es galt, eine Parlamentsmehrheit für den Ausgleich von 1867 zu schaffen, den damals Tisza und Kossuth bedrohten, hatten die konservativen Magnaten riesige Summen aufgebracht, um der damaligen Deakpartei bei den Wahlen zum Siege zu verhelfen. Seit dieser Zeit sind die konservativen Magnaten den Wahlen fern geblieben und beschränkten ihre politische Thätigkeit auf das Oberhaus. Nun aber haben die Kirchengesetze und besonders die Vorgänge vor und während der Millenniumsfeier sie aus ihrer Lethargie aufgerüttelt. In der That ist die ganze Aktion der Regirungpartei gegen den Katholizismus und die konservativen Magnaten gerichtet; das Kabinet Banffy hat sie bei dem Nationalfest nur als Staffage und Dekoration benutzt. Tisza, Wekerle und Franz Kossuth bilden ein Konsortium, das den Katholizismus an die Wand drückt und dadurch die konservativen Magnaten in die Opposition drängt, wodurch es dann ermöglicht wird, daß Tisza seinem Haß gegen die katholische Kirche und Wekerle seinem Haß gegen die ungarische Aristokratie freien Lauf lassen. Es soll gezeigt werden, daß nur die Tiszas, Wekerles und Kossuths Patrioten sind, während die Kirchenfürsten und die Magnaten reaktionäre Finsterlinge sind, die die Nation der römischen Kurie ausliefern wollen. Aber die großen Verdienste des Episkopates und der Magnaten um die Abwehr der Angriffe gegen den Bestand des ungarischen Staates sind noch in Aller Erinnerung. Am Anfang des Jahrhunderts hatte sich Stefan Szechenyi mit den Konservativen an die Spitze der zu neuem Leben erwachenden Nation gestellt, um Schritt für Schritt zur Entwickelung der nationalen Kräfte zu schreiten; während dieser Arbeit Szechenyis erstand den Ungarn ein großer Patriot, Ludwig Kossuth, und führte die Nation zur Revolution und zur Waffenstreckung bei Vilagos; das Ende seiner Aktion hatte jeder zurechnungfähige Staatsmann in Europa vorausgesehen. Thiers sagte einmal: „Das größte Unrecht als Politiker habe ich Kossuth angethan. In den vierziger Jahren war ich der Ueberzeugung, daß Kossuth ein Werkzeug der wiener Reaktion sei und daß er die Mission habe, Ungarn in die Revolution zu treiben, damit die Reaktion in Ungarn eine Militärherrschaft einsetzen und Szechenyi und seine Anhänger, die eine allmähliche Entwickelung der nationalen Kräfte des Landes anstrebten, zu Paaren treiben könne. Erst später bin ich zu der Erkenntniß gelangt, daß Kossuth ein Ehrenmann und ein großer Patriot sei." Nach Vilagos sind die Konservativen dem Versuche Bachs, Ungarn in Oesterreich einzuverleiben, entgegengetreten. Am Anfang der fünfziger Jahre sagte der damals allmächtige Graf Grünne zu einem Standesgenossen: „Die uns am Meisten schaden, sind nicht Kossuth und sein Anhang, sondern die sogenannten konservativen Politiker. Diese intriguiren fortwährend und haben mächtige Verbündete in den Kirchenfürsten; der Fürstprimas und seine Geistlichen haben Zutritt zu den allerhöchsten

Herrschaften und wir dürfen gegen die Rebellen und Verschwörer nicht so streng vorgehen, wie es nöthig wäre. Wenn die konservativen Magnaten uns daran nicht hinderten, könnten wir mit den Magyaren leicht fertig werden." Diese von Tisza als reaktionär geschilderten Magnaten haben bei Hofe öfters eine Sprache geführt, die sich Tisza während seiner fünfzehnjährigen Ministerpräsidentschaft sicher niemals erlaubte. Die Konservativen haben stets ihr politisches Interesse dem Interesse des ungarischen Staates untergeordnet; dagegen hat das Konsortium Tisza-Wekerle-Kossuth die Konfessionlosigkeit eingeführt, um so einen Scheinliberalismus zur Schau zu tragen, obwohl die Liberalen doch wissen müssen, daß durch die Einführung der Konfessionlosigkeit der Nimbus und die werbende Macht des ungarischen Staates bei den Orientvölkern Abbruch erleidet. Die Orientvölker werden künftig Ungarn nicht mehr als einen christlichen Staat betrachten und den ungarischen Einfluß auf die Balkanstaaten abwehren.

— —

Wie man sieht, ist im politischen Leben Ungarns ein neuer Faktor entstanden: die christliche Volkspartei unter Führung der katholischen Geistlichkeit und der konservativen Magnaten, im Bündniß mit den Nationalitäten. Die Regirung kämpft gegen diese neue Partei mit gewaltsamen Mitteln und provozirt sogar den Kulturkampf, — in der Hoffnung, daß er zu Unruhen führen und ein gewaltsames Einschreiten der Regirung ermöglichen wird. Es wird wohl auch gelingen, bei den nächsten Wahlen eine Mehrheit für die liberale Partei zusammenzubringen, aber nur um den Preis einer Knebelung der Nationalitäten. Der Schwerpunkt der politischen Lage wird dann nicht mehr in dem neuen Rumpfparlament liegen, sondern in den Komitaten, wo Magnaten, Geistlichkeit und Nationalitäten Hand in Hand gegen die Regirung demonstriren und sich verurtheilen, einkerkern oder gar zusammenschießen lassen werden. Eine solche Lage würde aber dem apostolischen König von Ungarn, der mit seinen Völkern in Frieden leben will, wohl kaum gefallen. So lange die Führer der liberalen Partei sich den Nationalitäten, den Katholiken und den Magnaten gegenüber eine gewisse Mäßigung auferlegten, hat die Krone ihre Unterstützung der liberalen Partei — trotz deren stillem Bündniß mit der Kossuth-Fraktion — nicht versagt. Aber die Herausforderung zum Kulturkampf durch den Kanzelparagraphen kann der „apostolische" König nicht dulden. Eine dem Thron nahe stehende Persönlichkeit sagte neulich einem Delegirten: „Die liberale Wekerle-Gruppe zwingt die Krone, die ungarischen Angelegenheiten auch vom katholischen Standpunkt aus zu betrachten." Entspricht diese Aeußerung den Ansichten des Königs, dann dürfte das Ministerium Banffy nur bis zu den Wahlen am Ruder bleiben. Man sagt, dann solle der frühere Ministerpräsident, Graf Julius Szapary, mit der Bildung eines Uebergangsministeriums betraut werden, das zur Leitung der Reichstagswahlen berufen wäre.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.



Aufschwung?

Wie lange dauert an der Börse eine neue Aera? Unter Umständen nur von zwölf bis ein Uhr. Es ist gut, sich Das zu merken, da seit langer Zeit jetzt zum ersten Male wieder einige Kursbewegung zu spüren war und Hungrige, denen ein einfaches Mittagessen gleich ein Bankett scheint, von einer „neuen Aera" sprachen. In Wirklichkeit hat aber die große Spekulation das Publikum nur gerufen und dieses ist nicht gekommen. Nach langer Versumpfung konnten österreichische Kreditaktien binnen vierzehn Tagen um 16 Gulden steigen und weit später Diskonto-Kommandit dann rasch 3 Prozent einholen. Kreditaktien wurden von wenigen Händen in Wien stark poussirt. An unseren Märkten zog das Publikum aber vor, bei den höheren Notirungen zu verkaufen; womit der Trost wegzufallen scheint, daß ja zunächst stets die Börse allein vorwärts geht und die Menge erst nachlockt. Besonders Süddeutschland hat Diskonto beträchtlich abgegeben, während bei Kreditaktien wohl nur die Arbitrage mitspielte. In Berlin dagegen sah man vorwiegend sogenannte Eingeweihte kaufen, die „Tips" (über die Russenemission u. s. w.) erhalten hatten.

Wiens Hauptanregung bildete das neuere Interesse der Franzosen für Kronenwerthe. Eiserne Thor-Anleihe wurde von pariser Firmen in großen Posten angekauft — vielleicht sogar direkt von Warschauer —, um sie am dortigen Markt einzuführen. Auch ist es wohl neu, daß sich eine französische Bank, wie die Société Générale, bei der Finanzoperation einer österreichischen Bahn (Prag-Duxer) betheiligt. Lombarden und Staatsbahn sind die einzigen österreichischen Eisenbahnpapiere geblieben, für die bisher der französische Rentner zu interessiren war, und die letzten Staatsbahnprioritäten von 1895 wurden gar nicht mehr in Francs, sondern nur noch in Mark ausgestellt. Neuerdings scheint aber Frankreichs Kapital für fremde Werthe wieder empfänglicher zu werden. Die Rentensteuer hat dort nämlich erschreckt und die erste Ablehnung vermag die Furcht nicht zu bannen, daß andere Ministerien mit diesem Projekt wiederkommen werden. Ein Land, wo die progressive Einkommensteuer unmöglich gemacht wird, hat in der That die Wahrscheinlichkeit vor sich, die ungerechte Rentensteuer schließlich ins Leben treten zu sehen. Ein Coupon sollte aber doch eine glatte Zahlunganweisung sein und jede Belastung läßt sich eigentlich nur als eine Bankerotterklärung darstellen. Die beliebte Beziehung auf England paßt nicht im Mindesten, denn, abgesehen davon, daß ausländische Besitzer bei ihren englischen Konsols völlig steuerfrei ausgehen, dürfen auch die Inländer diese Quote an ihrer Einkommensteuer abziehen.

Sehr schwach waren Italiener, die, als sie bei der Ministerkrisis purzeln wollten, wohl gehalten worden sind, wie u. A. die sehr hohen pariser Medioreportsätze beweisen. Italien selbst bevorzugt eher seine Nebenwerthe; als es aber seine Rente zu kaufen begann, waren zwar die betreffenden Ordres wegen zu niedriger Limites unausführbar, allein die Tendenz konnte doch dadurch eine Wendung erhalten. Es muß aber endlich einmal ausgesprochen werden, daß man bei uns vielfach Italiener verkauft, d. h. daß Deutschland von seinen Anlagen beharrlich abstößt. Das geschieht schon lange und blieb nur deshalb ziemlich unbemerkt, weil unsere Spekulation reichlich kaufte. Seitdem nun die Spekulation von 85 Prozent ab wieder realisirt, wird die Thatsache des Abstoßens nicht weiter verhüllt,

denn den Verkäufen der Großen steht keine Aufnahme beim Publikum mehr gegenüber. Und die Ursache? Die Weitläufigkeiten bei der Einlösung der Coupons, zu der bekanntlich das Vorzeigen des Stückes nebst Zinsbogen nicht mehr genügt. Jetzt rächt sich der stolze Uebermuth der crispischen Regirung, die den deutschen Markt, sogar mit Hilfe der Wilhelmstraße, ungemein stark in Anspruch nahm, aber gegen unsere gewiß bereitwilligen Kapitalisten keinerlei Schonung kennen wollte. So heftig ist die hierdurch entstandene Mißstimmung, daß heute selbst bei Hinwegräumung jener Zinsschein-Chicane ein Zurückkehren der deutschen Sympathien ungewiß wäre. Eine Warnung für andere Staaten!

Für Spanier herrscht bei uns merkwürdiger Weise kein Interesse, vielleicht nur, weil Madrid und Barcelona darin den Ton angeben, nicht das uns vertrautere Paris. Portugiesen sehen ihren Kurs etwas von den nicht mehr ganz neuen Unifizirungbestrebungen beeinflußt. Dagegen sind Argentinier wieder ins Schwanken gerathen, — angesichts der parlamentarischen Verschleppungen wegen des Ordnens der Provinzialanleihen. Fünfprozentige Buenos-Ayres-Provinz sind einmal rasch um circa acht Prozent gestiegen, weil in Berlin englische Aufträge vorlagen; u. A. eine einzige Ordre auf 150000 Mark, was in solchen Werthen Etwas zu bedeuten hat. Gold-Mexikaner verhalten sich recht still, dagegen arbeitet es in den dreiprozentigen Internals, wegen der hier schon erörterten Aussicht auf eine offizielle londoner Notiz. Der englische Kurszettel kennt nämlich nur Anleihen, über die erschöpfende Daten zu erhalten sind, und Das ist bei dreiprozentigen Mexikanern erst jetzt möglich, seitdem ihrer weiteren Emission ein gesetzliches Ziel gesetzt wurde. Augenblicklich besitzt Süddeutschland mehr von diesem Papier als England und Mexiko zusammen und Verkäufe darin von 50000 Pfund Sterling sollen den Kurs keineswegs drücken.

Und unsere eigenen Konsols? Dreiprozentige Reichsanleihe steht pari: Das sagt genug. Die Sparer selbst greifen hierbei weniger ein als die großen Unternehmer und Fonds, die beständig umfassende feste Anlagen zu machen haben. Alle die neueren Unfall-, Krankheit- und Invaliditätversicherungen, über die unsere industriellen Etablissements noch immer als über eine „Bedrückung" klagen, kommen dem Konsolsmarkte in ungeahnt reichem Maße zu Statten.

Alle Bahngebiete mit einer einzigen Ausnahme liegen völlig leblos; nicht einmal Marienburger haben auf die Verstaatlichung der Hessischen Ludwigsbahn hin recht gezogen. Die Ausnahme bilden schweizer Bahnen, die im Heimathlande selbst gekauft werden. Da Das trotz starken Mindereinnahmen mancher Linien geschieht (bei Gotthard allein 100000 Francs im Juni), so müssen die Schweizer viel Geld anzulegen haben, denn die neuen Mehrausgaben gehen auf Arbeiterlöhne, sind also als dauernd anzusehen. In diesem Jahr hat die Ostschweiz mit ihrer Nordostbahn und der Union Suisse einen ungünstigeren Verkehr gehabt als die Westschweiz mit ihr Central- und Jura-Simplonbahn.

Montanpapiere zeigen schärferen Blicken eine zweifache Tendenz. Kohlenaktien waren stetig steigend auf Ordres aus Köln und Düsseldorf, also aus dem rheinisch-westfälischen Publikum heraus. Besonders gern kauft man Aktien von Gesellschaften, die viel Gaskohle haben; diese dürfte vom Syndikat noch hinauf gesetzt werden, während Hausbrand billiger als im vorigen Jahr ist. Das hält man für einen diplomatischen Schachzug und glaubt, das Syndikat wolle sich mit

seinen starken Steigerungabsichten gegenüber der Industrie im Bürgerthum selbst eine nützliche Beliebtheit sichern. Bekanntlich pflegen weitausschauende amerikanische Eisenbahnmänner um so liebenswürdiger zum Publikum zu sein, je rückhaltloser sie das ihnen anvertraute Gesellschafteigenthum auszubeuten trachten. Eisenaktien sind nur gut behauptet, denn die zahlreichen Kassapapiere dieses Gebietes, vor Monatsfrist noch Stolz und Blüthe des Effektenverkehres, liegen fast ganz darnieder. Aehnliches läßt sich von Industrieaktien zwar noch nicht sagen, aber doch bereits prophezeien. Denn hier und da wetterleuchtet es und wir sehen irgend ein an sich harmloses Papier an einem Mittag auch schon bis um 20 Prozent fallen. Ein gleicher Rückgang etwa bei unseren Fahrradaktien — in Folge der new-yorker Panik — würde keineswegs allzu viel bedeuten, denn immer noch ist der Kurs über 200 Prozent. Unser ganzer Industriemarkt laborirt an übertrieben hohen Kursen und die Verdauungbeschwerden werden kaum ausbleiben, trotzdem einzelnen ersten deutschen Industriezweigen, namentlich der Elektrotechnik, Chemie und Elektrochemie, wiederum glänzende Bethätigungen bevorstehen sollen.

Das Geschäft in Goldshares leidet unter deren stetig sinkenden Kursen. Das ist ein schlimmerer Auflösungprozeß als eine Reihe von scharfen Stürzen. Es ist auch nicht wahr, daß sich „die Großen" darüber freuen, weil sie hoffen, nun billig kaufen zu können. London verliert jetzt viel Geld, nachdem es einst seinen unübersehbaren Besitz an Minenaktien zu Fancypreisen nach Paris abgegeben hatte. Inmitten dieser Krisis vermag man freilich klar zu erkennen, wie sich die guten von den schlechten Werthen reinlich scheiden. Vorläufig hemmt schon die politische Belastung Transvaals einen weiteren Aufschwung der dortigen Minenindustrie. Die ersten Kapitalmächte in Südafrika, namentlich Rhodes und Beit, treiben eben jetzt eine Politik völliger Passivität und warten den Gang der Ereignisse ab. Das mag ganz nach dem Burengeschmack sein, aber den deutschen Interessen, in denen mindestens hundert Millionen deutschen Geldes stecken, dient ein solcher Stillstand keineswegs. Das sollte man in Deutschland bedenken. Alle Straßenbahnen, die Transvaal jetzt bei uns bestellt, können diesen Schaden nicht ausgleichen.

Aus der amerikanischen Union lauten auch noch heute die gut unterrichteten Bankbriefe verblüffend ruhig. Man glaubt fest, daß die jetzige Agitation dem gelben Metall nichts anhaben werde. Inzwischen sind aber noch radikalere Beschlüsse gefaßt worden, so z. B. der, alle in Gold bestehenden Verpflichtungen in Silber einlösen zu können. Auf diese Meldung verkaufen viele deutsche Besitzer ihre amerikanischen Eisenbahnbonds, während der etwa kaufenden Spekulation die Kurse noch nicht flau genug sind. Denn angesichts eines großen Risikos müßte auch die Marge entsprechend groß sein. Zwischen Besitzern und Spekulanten stehen unsere wichtigen amerikanischen Bankhäuser, die sonst so gern zu interveniren pflegen. Diesmal merkt man nichts davon, da die Aussicht zu greifbar ist, jene ganze Erregung noch Monate hindurch nachzittern zu sehen. Eine Zahlung der amerikanischen Goldverpflichtungen in Silber würde einem Akkord von 50 Prozent gleichkommen. Es ist die selbe Erscheinung, nur jäher, wie auch in Europa und sie zielt, ganz wie hier, auf eine immer empfindlichere Beschneidung der Privatvermögen. Pluto.



Sommerpolitiker.

Durch die sonnigen Straßen schreitet erhobenen Hauptes der Sommerlieutenant. Ein stattlicher, der Dienstpflicht getreuer Mann, dem weder der ernste Sinn für das militärische Wesen noch die intime Kenntniß des Waffenhandwerkes fehlt und der dem schärferen Blick dennoch in der Uniform wie ein genirter Fremdling erscheint. Er ist entweder zu schlank oder zu feist; er stolzirt, mit wippenden Hüften und ängstlich hochgezogenen Schultern, oder schlendert gar zu civilistisch bequem einher; er späht eifrig nach grüßenden Kameraden und Mannschaften in die Runde und sein Gegengruß zeigt manchmal eine leise komische Beflissenheit; der enge Rock sitzt ihm nicht recht und der Helm ist verwegen auf ein an leichtere Kopfbedeckungen und längeres Haar gewöhntes Bürgerhaupt gestülpt. Und wie er sich äußerlich von den Waffengenossen unterscheidet, so bleibt er auch im Innersten, bei allem Bemühen, ein Fremder in der uniformirten Schaar: er ist der militärischen Sitte entwöhnt, findet den freien Ton für Verkehr und Kommando nicht mehr und giebt sich entweder zu steif und streng oder zu matt und mittheilsam; er schwankt leicht zwischen den beiden Extremen, die Mörike Sehrmänner und Sommerwesten getauft hat. Ganz die selben Eigenschaften kann man bei gewissen Politikern beobachten, die ihre öffentliche Thätigkeit wie eine Manöverübung ansehen, zu der sie sich in die Uniform werfen müssen; auch sie werden unter den Waffengefährten niemals recht heimisch, auch ihnen versagt der rechte Ton, weil sie sich nie ganz natürlich geben, und auch sie finden bei Kameraden und Mannschaften deshalb selten ein sicheres, frohes und festes Vertrauen. Diesen Sommerpolitikern gehört jetzt, während die erschöpften Protagonisten in Fjorden, Gebirgen und Bädern weilen, die Breite der zugigen Bühne und sie tummeln sich wacker, um ihren gerechten Anspruch auf erste, führende Rollen der gelangweilten Welt zu beweisen. Der Kretenserei ist Jeder längst müde; das läppische Gewinsel, das uns die Wiedergeburt des Liberalismus verkündet, weil mit der gemünzten Hilfe antiagrarischer Großkapitalisten zwei Wahlkreise dem Freisinn in Anführungstrichen gewonnen worden sind, weckt nur schläfrige Heiterkeit; und die Meldung, daß der Kultusminister irgendwo die Zahl der Religionstunden vermehrt und die Naturkunde als überflüssig noch weiter zurückgedrängt hat, erregt kaum noch Erstaunen, da man Herrn Bosse, dem Vater des Boetticherattestes, Alles zutraut und, seit sonntags sogar zwischen den Fischzugswundern der barbarischen treptower Kneipenstadt im irdisch durchdufteten Chemiegebäude gepredigt wird, jede Zwangsform religiöser Volkserziehung für möglich hält. Diese Winzigkeiten füllen höchstens eine flüchtige Stunde; das Bischen Aufmerksamkeit, das unter der lastenden Schwüle noch zu erreichen ist, wendet sich den Herren Stoecker und von Kardorff zu, deren Namen jeder Zeitungleser an jedem Tage mindestens einmal begegnet. Herr Stoecker gleicht nicht den freundlichen Naturen, die Mörikes harmloser Spott Sommerwesten nannte, aber er enthüllt sich allgemach doch als einen Sommerpolitiker, dem das richtige Augenmaß und die geniale Fähigkeit fehlt, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen. Daß er eine außerordentliche und, mit allen weithin sichtbaren Menschenfehlern, auch eine sympathische Erscheinung ist, muß jetzt, da, trotz allen Angriffen und trotz den hart verdammenden Worten des Kaisers, sein kirchlich-sozialer Aufruf rasch mit Unterschriften besät worden ist, auch der Blöde erkennen. Stoecker hat noch nicht, wie der Monarch meinte, geendet; er ist heute so stark

und zum guten Werk so rüstig wie im Jahre 1878, als er im Eiskeller zu den berliner Arbeitern sprach, — aber er ist heute so wenig wie damals ein weitsichtiger, im Erfassen und Umklammern des einmal gewählten Zieles sicherer Politiker. Er glaubt immer, Widerstrebendes gewaltsam vereinen zu können, wenn es nicht anders sein kann, durch einen Wechsel der Firma, er hofft bei jedem neuen Anlauf, jeder gladstonischen new departure, das gelobte Land endlich zu erreichen, und sieht sich in seinem eifrigen Mühen immer wieder enttäuscht. Der neueste Anlauf, der ihn beinahe schon in die Reihe der Lauen bringt, wird nicht besser enden und die hitzigste Propaganda für den kirchlich-sozialen Aufruf wird den Sieg Naumanns, des helläugigen Kronprinzen im weiten Stoeckerreich, nicht zu hindern vermögen. Aus anderem Holz ist Herr von Kardorff geschnitzt; aber auch er lebt in einer Welt des Wahnes. Er ist ein tadellos ehrenhafter Mann, er gehört, als einziger Freikonservativer, zu der ganz kleinen Schaar, die dem ungnädig fortgeschickten Bismarck die Treue bewahrt und nie, selbst als unter dem Caprivismus die Gelegenheit günstig war, Etwas für sich erstrebt hat und er hat sich in agrarischen und währungpolitischen Fragen als Autodidakt achtbare Kenntnisse erworben. Daß sein volkswirthschaftliches Wissen arge Lücken hat, bewies er unangenehm deutlich in der Kanitzkommission, wo er, wie ein fahles Gespenst aus Bastiats verschollenen Tagen, die fabelhafte Harmonie der Interessen verkündete und sich damit von den Grundlagen moderner Anschauungen um Meilen entfernte; leider hat ihn dieser Unfall nicht abgehalten, von Zeit zu Zeit mit Kundgebungen herauszurücken, deren Anspruch mit ihrem Inhalt nicht in Einklang zu bringen ist. Augenblicklich ist er mit einem Hymnus beschäftigt, der in Jubelakkorden ein Bündniß mit dem Centrum preist. Er ist von der ruhmreichen Thätigkeit ganz entzückt, die das Bataillon Lieber bei der Durchpeitschung des Bürgerlichen Gesetzbuches entfaltet hat; er ist so blind wie der erstbeste Dutzendjurist gegen die Erbärmlichkeit der schamlosen Schlotterkomoedie, die sich im Reichstage abgespielt hat, und scheint gar nicht zu merken, warum und für welchen Lohn das Centrum sich als die zur nationalen Arbeit begeisterte Schaar aufschminken mußte. Aber Herr von Kardorff ist kein beschränkter Phraseur; er sitzt den nationalliberalen Mollusken zu nahe, als daß er im Lauf der Zeit von ihrem Phrasiergerassel nicht einen Ton aufgeschnappt haben sollte, aber er hat sich den kühlen Kopf stets zu bewahren und sich in eine kleine und spitzfindig feine Taktik zu retten gesucht. Von ihm stammte das Plänchen, Herrn Lieber durch die Aussicht auf einen Schieferzoll für die agrarische Schutzpolitik zu ködern, und er hofft jetzt, durch Liebenswürdigkeiten das Centrum für die Lebensbedürfnisse der Landwirthschaft gewinnen zu können. Wäre er ein Politiker, dann müßte er sich sagen, daß die von römischen Priestern geleitete Partei aus der Achtung nicht unwerthen Gründen einen Preis fordern muß, der im evangelischen Deutschland nur gewährt werden kann, wenn die Wünsche der Gebildeten mit plumpen Bossestiefeln zertrampelt werden. Aber er wähnt, mit kleinen Kniffen und Pfiffen auskommen zu können, und vergißt Savignys Lehre, daß nur aus der höheren Einheit, aus dem Lebensprinzip der Völker und Volksgruppen, die einzelnen Vorgänge zu erklären sind. So lange die Sonne scheint, können solche Herren die Aufmerksamkeit fesseln; wenn politische Stürme brausen, ist es mit der Herrlichkeit der Sommerpolitiker vorbei.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 1. August 1896.

Sommertage in Friedrichsruh.

Cato, den weisen Censor und Agrarier, läßt Cicero in seiner Schrift De Senectute gegen die lärmende, lachende oder frech lästernde Jugend die Sache der Greise führen. Der Dreiundachtzigjährige, dessen Name frisch in aller Römer Gedächtniß lebte, als, gleich nach Caesars Ermordung, die Schrift entstand, hatte Fabius Maximus, den Zauderer, noch gekannt, der als betagter Mann dem Antrag des Cincius, Niemand dürfe für die Führung und Entscheidung eines Prozesses Geld oder Geschenke annehmen, zur Gesetzeskraft verholfen und in noch höheren Lebensjahren dem Vaterlande Tarent wiedergewonnen hatte. Von ihm sagt der ciceronische Cato: „Aber nicht nur in der Oeffentlichkeit und vor den Augen der Mitbürger war er groß, — nein, noch viel herrlicher war er in seinen vier Wänden. Wie reizvoll war seine Unterhaltung, wie fruchtbar sein belehrender Rath, wie weit der Umfang seiner geschichtlichen Kenntnisse, wie sicher seine Beherrschung des Augurenrechtes! Auch seine literarische Bildung war für einen Römer groß: er wußte in der Kriegsgeschichte aller Völker, nicht nur in der des eigenen Landes, genau Bescheid." Und an ihn besonders denkt der beredte Greis, da er laut den horchenden Freunden das Lob des Greisenalters verkündet. Noch an manchem anderen Beispiel zeigt er die stillen Wonnen eines rüstigen Alters, dem die Sinnenlüste und die jähen Leidenschaften der Jugend nicht störend mehr nahen, und wehrt mit leisem Lächeln dem dreisten Wahn, der die Greise als comicos stultos senes verachtet. Er geleitet uns unter guten, klug betrachtsamen Reden durch die Reihe der feinen

Freuden, die auch der Alternde noch genießen kann, und rühmt als die beste, tröstlichste und passendste Beschäftigung der Greise die Landwirthschaft und den Gartenbau. Das Wachsen und Werden der Pflanzen zu beobachten, von der dankbaren Erde das Empfangene mit Zins und Zinseszins zurückzuerhalten, dem Picken und Piepen kleiner Vögel zu lauschen, am ersten Grün sich zu laben und an dem schlanken Wuchs später Aehren den starken Trieb der letzten Sommerkraft zu bewundern, mit klammernden Organen sich an die Natur zu schließen, pünktlich mit ihr zu erwachen und zu entschlafen und beim Rauschen alter, durch den Wechsel der Zeiten ragender Wipfel den winzigen Bienenschwarmlärm des betriebsamen Menschengeschlechtes zu vergessen: Das scheint seinem Sinn schöner und köstlicher als alle Jugendlust beim Sportspiel oder beim Wettlauf um die Gunst leichtfertiger Weiber. Ein guter Herr, dessen Keller mit Wein, Oel und Speisen reichlich gefüllt ist, der Milch, Käse und Honig im Hause hat und in seinen Ställen Schweine, Böcke, Lämmer und Hühner hält, braucht selbst dem kecksten Jüngling sein rasches Glück nicht zu neiden. So klingt die Weise des lautesten Lobliedes, das jemals ein städtischer Advokat dem Landleben gesungen hat; in die Bukolikerfriedsamkeit, die aus Xenophons Oeconomicus Erinnerungen entlehnt, dringt von Zeit zu Zeit aber immer wieder ein heldischer Ton, den Hannibals Ueberwinder angiebt, und immer schimmert durch das abendsonnige Gerank die hohe Gestalt des Zauderers, der von sich sagen durfte, er ruhe nun, als ein Gealterter, wie ein muthiges Roß, das siegreich oft in Olympia die Rennbahn durchmaß. Ganz anders ist der Grundton in der berühmten Rede, die Jakob Grimm dem Alter weihte. Cicero spricht selbst in Catos Gerontengewande als behender Vertheidiger, der mit den auf die Angeklagtenbank gesetzten Verächtern des Greisenalters dialektische Kräfte mißt und gegen die Bösewichte das — nicht stets unanfechtbare — Beweismaterial häuft; Grimm sinnt laut, als weiser Erkenner der im Volksthum webenden Mächte, und seiner reifen Lebenserfahrung gesellt sich ein sanfter, fast kindlich anklingender Humor, der Trübsinn und schwarzgallige Laune nicht aufkommen läßt; der Römer will rasch überrumpeln, der Deutsche sacht überreden. Und wie dort das Gedenken an den Sieger von Tarent die Weise fast heroisch stimmt, so wirkt hier zärtliches Erinnern an den heimgegangenen Bruder eine leise Wehmuth in herbstend getönter Luft. Der deutsche Quellenfinder, dem nicht ein Held punischer Kriege, ondern der friedliche Erforscher mittelalterlicher Dichtung, nicht ein

ferner Fabius, sondern sein Nächster, sein Wilhelm, der Mustergreis war, konnte von dem Beweismaterial des pfiffigen Advokaten, so warm er die kunstvolle Gliederung anerkannte, nicht viel verwerthen; er mußte seinem Plaidoyer, das aus dem Herzen, nicht aus der kühlen Kopfregion kam und die Vertheidigung zur Höhe eines bedächtig balladesken Gedichtes erhob, andere Stützen suchen. Er denkt nicht an Themistokles, an Scipio, den Afrikaner, und Cyrus, sondern an den blinden Greis von Chios, an Goethe und Humboldt; nicht vom Fabius Cunctator und von Xenophon holt er seine Beispiele, sondern aus den Gedichten Walthers von der Vogelweide und Hugos von Trimberg; und herrlicher fast als der alte Recke, der mit letzter Kraft noch nach dem guten Gewaffen greift, scheint ihm der greisende Philologe, der das Wagniß unternimmt, „an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fern liegendes, fast zurückweichendes Endeziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht." Der schlichte Mann durfte, „in dem bescheidenen Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit", diese Anspielung auf eigene Thätigkeit wagen, ohne Mißdeutung fürchten zu müssen. Die besten, lehrreichsten Beobachtungen macht der von Eitelkeit nicht Geblendete doch stets an sich selbst. Jakob Grimm, dem der Geist bis zum letzten Wank schöpferisch blieb und dem spät noch beim Lustwandeln sogar, der liebsten Erholung, die nützlichen Einfälle in Fülle zuflossen, konnte, wie nach ihm kein Anderer, den erquickenden Reiz einer lenis, placida, fortis senectus dankbar empfinden und, muthig bis in die letzte Lebensstunde zu froher Arbeit gestimmt, dem linden, friedsam behaglichen und doch starken Alter ein Loblied singen.

Ob der Mann, der, nach der römischen Altersbegrenzung schon damals ein Greis, das Werk der Brüder Grimm vollendet und den Deutschen mit dem Stolz auf das in der Gegenwart rasch Erreichte auch die Freude an vaterländischer Vergangenheit wiedergegeben hat, ob Otto Bismarck in das Loblied einstimmen würde? Kein unerfreuliches Greisenmerkmal ist an ihm sichtbar; und seltsame Gedanken melden sich, sobald man den ersten dem dritten Kanzler des neuen Reiches vergleicht. Im Reichstag, wenn neben dem kleinen, gebückten und müde dreinblinzelnden Fürsten zu Hohenlohe der baumlange Biebersteiner, der äußerlich einem etwas fleckigen und in schlechter Gesellschaft verbummelten Don Quixote gleicht, herumwirthschaftet oder der geschäftige Allverwalter mit dem Reinigungzeugniß und dem dankbaren Kindergemüth heimliche Hände

drücke vertheilt, hört man oft von Fremden die Frage, wer denn unter den Hohen nun wohl der Höchste sei. Wo Bismarck sich sehen läßt, wird kein Ohr solche Frage vernehmen; auch die Einfalt vom Lande, die nie ein Bild des Einzigen sah, würde in ihm sofort den Ersten erkennen, den Riesen, dessen Haupt ringsum das Gehudel überragt. Er durfte, als ein Höfling ihn einst mit dem Plan einer neuen Platzordnung für Ministerfrauen behelligte — damals ahnte noch Niemand, welche politischen Folgen der Platzehrgeiz einer Ministerfrau haben könnte —, stolz antworten: „Meine Frau gehört zu mir; mir aber können Sie ganz nach Belieben einen Platz anweisen, denn ich finde: wo ich sitze, ist immer oben." Und diese siegende Pracht der äußeren Erscheinung, die ihn eitlen Leuten immer zu einem unbequemen Gefährten machte, dieses wundervoll gewirkte Wesenskleid, das die Natur nur ihren Lieblingen, den Alkibiades und Goethe, zu spenden pflegt, ist ihm bis ins achte Lebensjahrzehnt in unvermindertem Glanz erhalten geblieben. Er ist nicht erblindet und nicht ertaubt, die Haltung ist straff, der Gang sicher und aufrecht und kein Stab braucht die Wucht des schweren Körpers zu stützen. Wer ihn in Zwischenräumen von ein paar Monaten sieht, wird finden, daß die Züge des mächtigen Kopfes sich beständig verfeinern und veredeln, daß die Haut der reizvoll gebildeten Hand, die Meister Lenbach leider nicht malt, noch zarter geworden ist und die Gewalt des Auges nicht matter, nur milder erstrahlt. Diesem äußeren Bilde scheint die innere Stimmung zu entsprechen. Auch der Achtzigjährige freut sich, wie Ciceros Cato, noch der Tafelgenüsse, — mehr vielleicht manchmal, als die ihn liebend umringenden Pfleger es zulassen möchten; aber auch ihm ist, so sehr er als Kenner einen guten Tropfen zu würdigen weiß, bei der Unterhaltung inter pocula die Unterhaltung die Hauptsache und der Wein wird ihm erst Bedürfniß und Trost, wenn um ihn langweilige Leute sitzen, denen er nichts zu sagen hat und die ihn mit gleichgiltigem Klatsch und albernen Fragen bestürmen; dann braucht der an langmüthiger Höflichkeit nicht zu übertreffende Wirth manchmal wohl stimulirende Mittel, um die aufsteigende Ungeduld zu dämpfen. Solche ungeduldigen Regungen sind aber jetzt sicher seltener als in früheren Tagen. Cicero läßt seinen Censor sagen: Ut non omne vinum, sic non omnis natura coacescit. Das Wort gilt auch für diesen erfahrenen Freund alter Weine: er ist im Alter nicht herber, abstoßender, säuerlicher geworden und man darf auf ihn den Ausspruch Grimms anwenden: „Wie selbst einfallende Ge-

sichtszüge sich noch veredeln, weshalb es manchmal auch wohl heißt, daß alte Leute schöner werden, als sie vorher waren, eben so müssen wir ihnen auch zugestehen, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann." Dennoch wird der Frage nicht leicht die Antwort zu finden sein, ob der große Greis bereit wäre, in das Greisenloblied einzustimmen. Ihm ward, wider Erwarten, die höchste, reinste Freude schöpferischer Geister versagt: er durfte sein Werk, das Werk des von selbstloser Vaterlandsliebe bedienten Genies, nicht bis ans Ende betreuen, nicht mit letzter Kraft und Klugheit den schnell aufgeschossenen Stamm pflegen und hüten, den er selbst in weislich erlauchter Stunde einst still gepflanzt hatte. Und er mußte sehen, wie hastig mit unerprobten Versuchen in seiner Pflanzung gewüthet wurde. Er war anfangs vielleicht geneigt, die Schuld bei einzelnen Personen zu suchen, und konnte hoffen, mit dem Gewicht der eigenen Persönlichkeit die Unzulänglichen in bessere Bahnen zu drängen oder zu erdrücken. Doch dieser Wahn konnte in dem hellen Geist nicht lange währen, und als er gewichen war, mußte die Lust am Kämpfen mählich entschlummern. Der Fürst pflegt nur traurig zu lächeln, wenn man ihn fragt, ob er mit der im Deutschen Reich heute herrschenden Politik zufrieden ist. Daß er seine Unzufriedenheit nicht mehr so oft und so rückhaltlos wie früher ausspricht, hat nicht das Ruhebedürfniß eines resignirten Greises bewirkt, auch nicht nur die Empfindung, daß für den unter vier Preußenkönigen bewährten Royalisten, wie für Chateaubriand, als die Franzosen das deutsche Land bedrohten, die Situation kein Schwert hat, sondern die betrübende Erkenntniß, daß seine warnende Rede in den Gemüthern nicht den erwünschten Widerhall findet, daß man ihm falsche, unsinnige Motive andichtet und daß die Einrichtungen, die er schützen möchte, im Volksbewußtsein noch nicht so, wie es nöthig wäre, lebendig geworden sind. Er war für Huldigungen und Jubelgebrüll niemals empfänglich, wußte, als erfahrener Massenpsychologe, den Werth des Gassenlärmes stets nach Gebühr zu schätzen und kam sich, da er unter dem Leuchten der Gnadensonne im Januar 1894 wieder in Berlin einziehen durfte, zwischen den Kürassieren wie ein wichtiger, mit den höchsten Ehren in sicheren Gewahrsam geleiteter Staatsgefangener vor. Ein Greisenalter wie das des Tithonus, der, als der göttlichen Eos menschlicher Gemahl, in einer verschlossenen Kammer bis an sein Lebensende von der heiße Jugend begehrenden Gattin

mit Ambrosia gefüttert wurde, könnte ihn gewiß nicht locken. Er will, mit der ganzen Kraft einer impetuosen Natur, Wohlthätiges wirken, nicht, wie ein ruhmreich verstorbener Paladin, unter Guirlanden und Kränzen bestattet sein. Sollte ihm ganz allein etwa das Gefühl für die Unnatürlichkeit eines Zustandes fehlen, den wir Alle empfinden, soll es ihn selbst nur nicht seltsam berühren, daß man von ihm, dem laut und immer lauter Gepriesenen, seit sechs Jahren keinen Rath mehr begehrt? Und mußte die Erkenntniß, daß Die sogar, die ihn feiernd umdrängen, für das innerste Wesen seiner Warnung oft genug kein Verständniß haben, ihn nicht mahnen, alternde Kräfte zu sparen? So lange man ihn offen bekämpfte, stand er auf dem Posten und wehrte sich selbst und seinem Werk die Geschosse ab; jetzt, seit ein auf seinen Namen getauftes Regime eine von ihm selten gebilligte Politik treibt, hat er die Waffen bei Seite gelegt, denn er will nicht die Rolle des ruhelosen Angreifers spielen, nicht Leute befehden, die sich ehrerbietig vor ihm beugen und deren Unzulänglichkeit er noch immer mit guter Absicht gepaart glauben möchte. Aber er verhehlt den Freunden nicht, daß ihm das Dasein entwerthet, verarmt ist und er manches Unvermeidliche nicht gern mehr erleben würde. Die gütige, im Innersten gesunde und wahrhaftige Frau, die ihm auf der Erde das Liebste war, ist ihm entrissen und seitdem spricht er oft und bei nahe mit Sehnsucht vom Tode. Er spricht von ihm wie von einem nahen Tröster, der uns unerfreuliche Eindrücke erspart und mit leisem Finger ein Licht löscht, das grell flackernd einst Widriges beleuchten könnte. Er darf so sprechen, denn sein Leben verlängert Unsterblichkeit; und er mag vielleicht hoffen, daß man ihn besser verstehen und den Sinn seiner mahnenden Rede richtiger werthen wird, wenn auch die Bosheit hinter der Warnung kein kleines Menscheninteresse mehr wittern kann.

Der Bismarck, der in der Legende lebt, zeigt freilich andere Züge: er gehört zu den Greisen, die Cicero morosi, difficiles, iracundi, avari nannte; er sitzt in verbissenem Groll auf dem Altentheil, sinnt Gift und speit Galle, kann die Wuthregung darüber nicht unterdrücken, daß ihm die Macht genommen ist und Anderen herrliche Erfolge reifen, und zähmt höchstens den Zorn, weil er immer noch hofft, seinem Sohn eine fette Pfründe verschaffen zu können. Daß der Vater, unbekümmert um Gunst und Ungunst, bei jedem Temperaturwechsel unverändert der Selbe geblieben und auch in Aeußerlichkeiten nur dem Drang der als nothwendig erkannten Forderung der Stunde gewichen ist; und daß der

Sohn unzweideutig bewiesen hat, wie wenig ihn die Sehnsucht nach Beförderung plagt: davon wird nicht gesprochen, denn schon die Andeutung könnte in dem sorglich zurechtgepinselten Schreckbild doch den einen oder anderen Zug entstellen. Die Legendendichter sind Aprioristen: sie haben in Bismarcks Natur nie den naiven Wesenszug, die kindhafte Ursprünglichkeit des Genius, erkannt, sie haben in ihm stets den pechschwarzen und teuflisch klugen Fabelmacchiavell gesehen, den die Laune anwandelte, sich als schwefelgelben Kürassier zu verkleiden, und es fällt ihnen nicht ein, an dem Geschöpf ihrer einbildnerischen Kraft muthwillig rütteln zu lassen; auch Boerne, der jungdeutsche Jakobiner, hielt vor seinem verzerrten Goethe wie ein wüthender Hofhund die Wache und fuhr Jedem in die Waden, der an der Aehnlichkeit des Denkmals zu zweifeln wagte. Während der letzten Wochen wurde das alte Trugbild, das einen falschen Bismarck darstellt, wieder durch alle Gassen getragen: der Mann im Sachsenwalde, so hieß es, rast und tobt, weil den verhaßten Erben seiner Aemter das stolze Wunderwerk des Bürgerlichen Gesetzbuches gelungen ist und weil sie mit der Centrumspartei, die der Kluge nicht kirren konnte, in Frieden und Freundschaft leben; er kann den Gedanken nicht fassen, daß es auch ohne ihn geht, — nicht nur eben so gut, nein, viel besser, und fährt pfauchend wieder aus dem Hinterhalt, da er sieht, wie mühelos Mehrheiten geworben und Siege erfochten werden. Der Gast, der gerade diese Sommertage in Friedrichsruh verleben durfte, konnte in heiterem Behagen sich an dem Gegensatz zwischen dem Spukmärchen und der Wirklichkeit freuen. Er fand einen mitunter, wenn der alte Feind, der Gesichtsschmerz, sich wieder regte, wohl etwas stillen, aber ganz und gar nicht verärgerten Mann, der sachlich und leidenschaftlos über alle Vorgänge sprach und, wie in seinen besten Tagen, den sicheren Sinn für das Wesentliche zeigte. Ob er aus seiner Schulzeit erzählte, wo er im Sommer täglich über spitze Steine nach der Schwimmanstalt wanderte und auf den Granitplatten vor der Seehandlung die wunden Füße ruhte; ob er schildert, wie verschieden die beiden einzigen Läden, die damals in der berliner Friedrichstraße geöffnet waren, auf den Knaben wirkten, wie der schwüle Fleischgeruch des Schlächterladens ihn abstieß, die Gesichterfülle des Bilderladens ihn anzog; ob er lachend fragt, wer sich in Deutschland wohl für die langen und langweiligen Kretenserartikel der Zeitungen interessiren möge, oder mit allzu berechtigtem Spott meint, Herr Friedmann, dessen Name ihm seit Monaten in der Presse nun bis zum Ueberdruß begegne, wäre im öffentlichen

Urtheil wohl nicht so gut weggekommen, wenn er vorher zum Freiherrn ernannt worden wäre —: immer spricht der alte Zauberer, dem nie ein banales, als fettige Scheidemünze verbrauchtes Wort von den Lippen fällt und der vom Margarinegesetz sogar, das er, rebus sic stantibus, auch in der verschärfenden Reichstagsfassung nicht rundweg abgelehnt hätte, anmuthig und reizvoll zu reden vermag. Und die Freude wächst, wenn nach den Mahlzeiten sich die Unterhaltung belebt und wichtigere Gegenstände an die Reihe kommen: das neue Civilgesetzbuch, „dessen eilige Durchdrückung das ohnehin schon erschütterte Ansehen des Reichstages wieder einmal arg vermindert hat und von dessen zweitausendundetlichen Paragraphen ein Dutzend wohl jedem Deutschen irgendwann im Leben unbequem fühlbar werden wird"; das Verhältniß zum Centrum, „das ich leichtsinnig zur Regirungpartei gemacht haben sollte, nachdem ich eben Windthorsts Anerbieten, auf dem Boden des status quo ante 1870 ein Bündniß zu schließen, abgelehnt hatte, und mit dem man seitdem doch in beständiger Geschäftsverbindung steht"; der Dreibund, „den man unter einer luftdichten Glasglocke halten sollte und dem es am Besten geht, wenn nicht von ihm geredet wird". Alle Gaben, die Cato seinem bedächtigen Helden nachrühmt, kann man hier in herrlichster Harmonie bewundern; das ganze Gebiet der Weltgeschichte thut sich dem staunenden Blick auf, ein fast immer zuverlässiges Gedächtniß findet jeder Erscheinung Kontraste und Parallelen und die Betrachtung dringt unbeirrt stets bis zum Kern der Dinge vor. Man kommt aus einem Nebelrevier, wo Alben und Gnomen ihr dunkles Wesen treiben, in eine sonnig leuchtende Sommerlandschaft, man darf sich in der Nähe einer vulkanischen Natur wärmen, die Schmerz und Sorge vielleicht in majestätisch gewitternde Ausbrüche, nie aber in kleinliches Keifen entladen kann, — und man soll dennoch glauben, daß man einen rachsüchtig nörgelnden Greis vor sich hat, der dem Fürsten zu Hohenlohe die kümmerlichen Erfolge neidet. Li-Hung-Tschang hat den großen Barbaren, der sein Lebensgesetz in sich selbst trägt, auf den ersten Blick besser erkannt; als Bismarck auf die Frage des Chinesen, ob er noch gut schlafen könne, geantwortet hatte, damit sei nicht mehr viel Staat zu machen, auch seien politische Sorgen ein schlechtes Narcoticum, meinte der schlaue Mandschumann nach einer Pause: „Ja, ich kann mir denken, daß Fürst Hohenlohe wohl besser schläft."

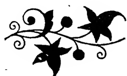
Vielleicht bringt das Wort des verschmitzten Beobachters uns auf die rechte Spur und lehrt uns die Antwort auf die Frage, wie

Bismarck sich mit der Greisenruhe abfinden mag. Ihn quälen auch heute noch politische Sorgen, weil er ernste Dinge ernst nimmt und mit scharfem Blick die Konsequenzen jedes Schrittes übersieht, und ihm fehlt jetzt doch schon lange die Möglichkeit, treibend oder hemmend in die Entwickelung einzugreifen. So entsteht zwischen Willen und Kraft eine schmerzende Reibung, die leicht das Gefühl greisenhafter Schwäche erregen kann: dem in seiner geistigen Frische unangetasteten, aufrechten Mann naht der leidig nagende Gedanke, daß er nicht mehr so, wie er wollte, wirken kann, und er ist geneigt, der eigenen Minderwerthigkeit zuzuschreiben, was doch durch die Umstände bedingt und versagt ist. Er kann nicht, wie der große Fabier, wie Cato und Jakob Grimm, auch als Greis der Lieblingsbeschäftigung weiterleben; und seiner schöpferischen, nur im Schaffen zufriedenen Natur genügt der martialische Trost nicht: Hoc est vivere bis, vita posse priore frui. Die einzige, allbeherrschende Leidenschaft seines Lebens war, ist und bleibt die Politik; er täuschte sich selbst, da er meinte, Ackerbau und Forstwirthschaft lägen ihm eigentlich näher am Herzen als Diplomatie und Volkserziehung: jetzt, seit seinem Leben der Hauptinhalt fehlt, sieht er ein, daß die Landwirthschaft ihm immer nur als Erholung lieb war, als ein ruhiges, friedliches Geschäft nach schwererer Arbeit, und daß sie ihn längst nicht mehr so wie früher interessirt, seit sie allein sein Dasein ausfüllen soll. Ist es wunderbar, daß ein Mann, der ragende Throne umgestürzt, Europens Grenzlinien verrückt, das Amt eines willig anerkannten Weltschiedsrichters bekleidet und einem Millionenvolk die Schicksalsbahn abgesteckt hat, sich nicht gewöhnen kann, nur noch den eigenen kleinen Besitz zu verwalten, und daß der innerste Drang ihn mit unwiderstehlicher Macht zu einer ins Weite wirkenden Thätigkeit zieht? Otto von Bismarck ist so völlig Politiker, daß er leicht dazu kommt, auch jeden Anderen für einen nur von politischen Instinkten und Wünschen beherrschten Kämpfer um der Menschheit große Gegenstände zu halten; er ist, nach dem Wort seines klugen Feindes Prokesch-Osten, „so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens", daß er überall, bei Freunden und Feinden, eine fest ruhende Ueberzeugung und ein klares politisches Bewußtsein sucht und, wenn er einen von Zweifeln und Skrupeln angekränkelten Menschen sieht, der sich mühsam erst in die Klarheit zu tasten strebt, gleich mit der ungeduldigen Frage bei der Hand ist: „Wo will der Mann eigentlich hinaus? Ich sehe sein Ziel nicht." Wie schwer er sich dadurch, daß er jeden Wider-

stand auf wichtige, weitausschauende Pläne gegründet glaubte, das politische Geschäft gemacht hat, erkennt man heute, wo die großen Feiertagsgrundsätze vorsichtig umgangen werden und durch Günstchen und gute Behandlung Alles erreicht wird; wie leicht wäre dem unvergleichlichen Charmeur sein Spiel geworden, wenn er sich zu dem System persönlicher Beeinflussung erniedert hätte! Aber er konnte nur als ein Politiker, nicht als jovialer Frühstücksmächler, Politik treiben, er sah in den Parteien die Vertretungen großer Interessengruppen, die zäh, wie er selbst, ihr Ziel verfolgen, er überschätzte oft den sachlichen Ernst der fraktionellen Erwägungen und unterschätzte noch öfter das Gunstbedürfniß leichtherziger Führer. Auch sein nie ruhender, unerbittlicher Kampf gegen die Sozialdemokratie ist zum guten Theil so zu erklären. Dieses intuitiv erfassende und gestaltende Genie versagt überall, wo ihm die lebendige Anschauung fehlt, — und die Noth des Maschinenarbeiters, der sein Leben mit einer mechanischen Bewegung, mit der Herstellung eines winzigen Werkzeugstheilchens verbringt und die wimmelnde Brut bei karger Nahrung zu derselben geisttötenden Arbeit erzieht, hat der Edelmann aus dem Jahre 1815 niemals gesehen. Ganz genau aber kennt er die politische Seite der Sache: den jakobinischen Geist, der mit dem Hokuspokus der Naturrechte wirthschaftet, die organischen Gliederungen zerstört und Wünsche weckt, denen nie die Erfüllung beschieden sein kann; an diesen Geist, nicht an das soziale Problem, hält er sich, ihn hofft er mit dem schärfsten Messer rasch ausjäten zu können, — vielleicht, weil er nicht weiß, wie tief die Wurzeln in den Erdboden reichen. Gustav Schmoller, dem Bismarck sich einst als Glaubensgenossen im Staatssozialismus bekannte, hat in der schönen akademischen Rede, die er dem Andenken Sybels und Treitschkes weihte, neulich erzählt, Heinrich von Treitschke, aus dessen Arsenal noch heute die wirksamsten Waffen gegen den Sozialismus entliehen werden, habe es in seinen letzten Tagen tief beklagt, daß Fürst Bismarck seinem Blatte erlaube, „jede weitere Sozialreform zu hindern und zu verdammen, die Leidenschaften der höheren Klassen gegen die Arbeiter zu entflammen, die Staatsgewalt zu einer einseitigen und schroffen Stellungnahme gegen die Arbeiter bringen zu wollen". Der Fürst pflegt nachdrücklich zu betonen, daß er für kein Blatt und für keines Blattes Leistungen die Verantwortlichkeit übernehmen will; ob er die von minder beträchtlichen Interessen getriebenen Leute immer ganz durchschaut, die Marxens Prophezeiung, die soziale Frage werde Bismarcks russischer Feldzug werden, der Er-

füllung näher zu bringen suchen, — darüber steht einstweilen ihm allein die Entscheidung zu. Wenn man seiner Rede lauscht, die auch dem Gegner, von dessen guter Absicht er überzeugt ist, Duldsamkeit gewährt und immer betont, er könne die Dinge nur so sehen, wie er sie, als Kind einer anderen Zeit und Erbe anderer Traditionen, sehen müsse, dann fällt es schwer, zu glauben, daß er jede künstlich erhitzte Aeußerung unkluger oder spekulativer Anhänger vertreten würde. Sicher scheint nur, daß er die Weise so oft und so laut spielen läßt, weil sie den weitesten Widerhall findet und in seinem Sinne die Geisterscheidung beschleunigt. Die Mahnung, die Stammesindividualitäten zu wahren, die Empfindlichkeit der Dynastien zu schonen und die schwer errungenen Einrichtungen vor wucherndem Schlingkraut zu schützen, verklingt, — und der Mann, der sich nie ohne großen Gegenstand regt, gestattet, um den faulen Frieden doch zu durchbrechen, daß gegen den rothen Schrecken von früh bis spät Sturm geläutet wird. Er ist zur beschaulichen Greisenruhe eben nicht erzogen und wir müssen uns, wenn wir ihn lieben, jedes Mittels freuen, das ihn vor dem Irrthum bewahrt, der Greisenschwäche verfallen zu sein.

Als ein solches Mittel empfahl Plato, dem Montaigne freudig beistimmt, den Greisen die Theilnahme an den Kampfspielen der Jugend. ... Dem Gast, der nach kurzen Sommertagen ungern von Friedrichsruh scheidet, klingt des Fürsten furchtbares Wort von dem altbackenen Schmerz, der immer der schlimmste ist, noch im Ohr; die Klage erneut sich ihm, daß, während Zaunkönige im Horst des Adlers nisten, hier die wundervollste Weisheit, Erfahrung und Willenskraft unnützlich verdorren soll; und er fühlt, daß nur ein Bund mit den jungen Gedanken der Zeit dem Volk förderlich werden und den echtesten Vertreter der Volkheitwünsche aus der politischen Vereinsamung erlösen kann. Otto Bismarck, dessen schlimmster Schmerz der politische ist, gehört der werdenden, nicht der vergehenden Zeit, den Ringenden, nicht den Satten und Trägen. Wenn der ans Parkthor pochenden Jugend aufgethan wird, kann die Sommersonne im Sachsenwalde noch lange über den grünen Greisen leuchten.



Aerztliche Plaudereien.

Herrn Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweninger,

Berlin, Zimmerstraße 100.

Lieber, verehrter Freund,

Eigentlich wollten Sie nicht, daß die Plauderei, mit der Sie in der Gewerbe-Ausstellung neulich die dichte Schaar Ihrer Hörer erfreuten, gedruckt werde. Sie meinten, sie sei zu lückenhaft, gehe über Riesengebiete allzu flüchtig hinweg und gebe kein klares Bild von Ihrem wirklichen Wollen und von Ihren leitenden Anschauungen. Sie sagten: „Ich war abgearbeitet und abgehetzt, hatte, nachdem ich morgens von einer anstrengenden Reise gekommen war, schon etwa elf Stunden geredet und gerathen und hatte nicht mehr die volle Kraft meiner guten Stunden. Warum wollen Sie den Lesern der ‚Zukunft‘, von denen Einzelne vielleicht Manches aus meinen früheren Aeußerungen gebilligt und wohlwollend aufgenommen haben, jetzt diese schwache Leistung bieten?" Ich bin anderer Ansicht. Nicht Ihre subjektive Stimmung entscheidet, sondern die Wirkung, die Sie geübt haben; und diese Wirkung war stark und nachhaltig. Sie sind innerlich so reich, daß Ihnen das in der Hast Gespendete wie eine winzige Gabe erscheint; aber der Hörer, der ja nicht wissen kann, wie viel mehr Sie noch geben könnten, sieht da Fülle, wo sie selbst, weil Sie nur einen ganz kleinen Theil Ihrer Schätze zeigen, Mangel empfinden. Gewiß konnten Sie Vieles nur eilig streifen, die Probleme nur andeuten; und wer, wie ich, die Freude gehabt hat, in langen Gesprächen Ihre Anschauungen kennen und Ihre Auffassungen von ärztlicher Kunst, Politik und Soziologie mählich begreifen zu lernen, Der empfand wohl auch die Schwierigkeiten, mit denen Sie hier zu kämpfen hatten, wo eine disparate Menge Ihnen mit Sonderwünschen und ungeklärten Vorurtheilen entgegentrat. Mir aber sind diese Plaudereien, diese ersten Versuche, das durch den Geldschleier rein geschäftlicher Verbindungen gehemmte Freundschaftverhältniß zwischen dem Arzt und den seiner Pflege Befohlenen wiederherzustellen, zu wichtig, als daß ich wünschen könnte, sie sollten nur in ungenügenden Zeitungberichten ein rasch verhallendes Echo finden. Ich hoffe, daß aus diesen Plaudereien ein für Aerzte und Laien fruchtbarer Verkehr erwachsen wird, und bin deshalb Ihrem Schüler und Assistenten dankbar, der die wichtigsten Punkte Ihrer Rede aufgezeichnet hat. Ihre Persönlichkeit, die Hauptquelle Ihrer Wirkungen, konnte er in sein Momentbild freilich nicht hineinmalen; aber ein helles Gehör spürt in den blitzenden Aphorismen doch den geborenen Arzt von eigenen Gnaden, dessen größtes Geheimniß darin besteht, daß er seine Kranken zu seinen Mitarbeitern macht. Oft habe ich Ihnen gesagt: in dem engen Rahmen einer akademischen Thätigkeit, die Sie zwingt, sich an die Haut zu halten, wird es Ihnen, dem erbittertsten Feinde aller Oberflächenbetrachtung, nicht möglich sein, sich auszuleben und auszugeben, und selbst der ungeheuere Umfang Ihrer aufreibenden Praxis wird Ihnen nicht die weite Wirkung sichern, die Sie üben können und müssen. Sie werden uns die Aerzteschule schaffen müssen, die aus wissenschaftlich vorbereiteten Theoretikern ärztliche Künstler und humane Helfer

erzieht und von den toten Gleisen der Rezeptschreiberei, Symptomkuriererei und nur scheinbar naturkundigen Pfuscherei auf den großen Hauptweg der Volkshygiene und der individualisirenden Menschenbehandlung führt. Zu diesem Ziel sind, so scheint mir, die Plaudereien eine Etappe. Und eines Tages, wenn Sie sieghaft am Ziele stehen, werden Sie finden, daß es doch ganz nützlich war, die Etappenstraße, so, wie das Bedürfniß der Stunde sie eben bereitet hatte, den Blicken zu öffnen.

Herzlich grüßt den Weltfahrer

M. H.

Es ist vielleicht erlaubt, meine Herrschaften, daß ich zunächst ein paar einleitende Bemerkungen mache. Der erste Gedanke, der mir kommt, wenn ich hier in der Gewerbe-Ausstellung erscheine, ist der: Wie bin ich, als Arzt, eigentlich dazu gekommen, in der Gewerbe-Ausstellung zu sprechen? Schwer ist diese Frage allerdings nicht zu beantworten. Wir Aerzte gehören nun einmal auch zu den Gewerbetreibenden, — ein Schicksal, das ich freilich über mich ergehen lasse, das ich aber für meine Kollegen bedauere. Ich höre nämlich: es geht einem großen Theil von ihnen nicht so gut, wie ich es wünschte; ich gestehe ganz offen, Das thut mir leid; aber ich kann nicht leugnen, daß ich der Anschauung bin: sie sind zum Theil selbst daran schuld. Ich habe alle Achtung vor dem Gewerbebetrieb, wie vor jeder ernsten Arbeit. Aber gerade der Arzt, meine ich, soll kein Gewerbetreibender sein. In dem Augenblick, wo ihm die Behandlung kranker Mitmenschen zum Geschäft wird, wo er sich gar zum gefälligen Diener von Apothekern und geschäftigen Chemikern erniedrigt, die alle Tage neue Mittel auf den Markt werfen, verliert er seine Würde, — und verliert sie mit Recht. Wenn die Leiter der Gewerbe-Ausstellung hier den Versuch gemacht hätten, auch eine historisch-medizinische Ausstellung zu veranstalten, dann würde vielleicht eine Menge von Dem zum Vorschein kommen, was eigentlich den Aerzten das Leben so sauer macht, und Das hätte sie vielleicht dazu gebracht, sich mit anderen Dingen im Kampfe ums Dasein abzugeben als mit denen, die heutzutage von ihnen getrieben werden. Sehr viele Aerzte haben leider die Freiheit des Blickes eingebüßt. Statt zu erkennen, daß es auf dieser Erde nichts Absolutes giebt, keine immer und überall geltenden Wahrheiten und keine immer und überall wirkenden Mittel, Kuren, Systeme, bemühen die Herren sich oft genug, den Normalstiefel zurechtzuschustern, in den die Natur hineingezwängt werden soll. Sie sollten stolz darauf sein, daß sie erfahrene Diener der Natur sein dürfen, und fordern nun von dem vielgestaltigen, unendlich mannichfaltigen Leben, daß es sich nach ihren kurzen Gedanken richten soll. Die Einheit unserer Kunst ist zerschlagen; und wie die Splitter eines zerbrochenen Glases die Finger verwunden, so verletzen die Trümmer unserer humanen Kunst, die Schablonen, Systeme, Kuren, nun die Glieder der leidenden Menschheit.

Ich fürchte, daß nicht alle meine Anschauungen auch von allen meinen Kollegen schon gewürdigt werden. Ich glaube, daß, wenn eine Umkehr möglich ist, es den Aerzten sehr viel besser gehen wird. Ich für mein Theil habe mich, so lange ich mich an der ärztlichen Kunst versuche, nicht für einen Gewerbetreibenden gehalten; ich habe Kunst und Wissenschaft zu betreiben gesucht, so viel mir möglich war; ich habe mich bemüht, meinem Nächsten ein humaner Freund zu sein, und ich habe für die erste ärztliche Aufgabe, die der Arzt nie hätte vergessen dürfen, die gehalten, die — wenn ich so sagen darf — leibliche Seelsorge in den Vordergrund treten zu lassen. Heute aber ist der Mediziner Anatom, Mikroskopiker, Physiker, Physiologe; er ist Schneider, Chirurg, Bakteriologe, Darmputzer, Röntgenstrahler, — aber Arzt ist er recht häufig nicht mehr; er ist Spezialist geworden und „arbeitet" in den wunderlichsten Spezialitäten. Wenn ich eine historische Darstellung hier Ihnen vorführen könnte, dann würden Sie vielleicht staunen über die Fülle der Dinge, mit denen die Spezialisten schon ihr Heil versucht haben, das nicht immer auch das Heil der Kranken war. Ich will über den Gewerbetreibenden ja nicht den Stab brechen; der Staat hat ihn dazu gemacht und der Staat hat so gute Aerzte, wie er es verdient, und die Aerzte haben es so gut, wie sie es wiederum verdienen. Wenn aber die gewerbetreibenden Aerzte Alles hier ausgestellt hätten, was von Anfang an, so weit unsere geschichtlichen Kenntnisse reichen, dem Arzt als Hilfsmittel, als Unterstützungmittel, als Heilmittel zur Verfügung gestanden hat, dann würden Sie wohl die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß man ursprünglich Krankheiten — diesen traurigen abstrakten Begriff, den ich nicht anerkenne — geschaffen hat und daß man gegen diese Krankheiten mit allen möglichen Mitteln — von der Geisteraustreibung, von der Hexenbeschwörung und der Hexenverbrennung bis zum Diphtherie-Heilserum — vorgegangen ist. Aber wenn Sie alle diese Mittel sich ansehen könnten, dann würden Sie begreifen, daß schon einmal ein Arzt existirt hat, der sagte: Gott, bei der Unsumme von Krankheiten und bei der Unsumme von Mitteln, die in der Welt gegen Krankheiten empfohlen worden sind, freut es mich, daß ich aus den geschichtlichen Thatsachen Etwas gefunden habe, das die Sache vereinfacht und den Arzt begreifen läßt: man braucht nur ein einziges Lehrbuch für die Krankheiten, ein einziges Lehrbuch für die Therapie, — und dieses Lehrbuch kann aus einem einzelnen Zettel bestehen, auf dem gesagt wird: jede Krankheit wird mit einem Mittel behandelt und jedes Mittel heilt alle Krankheiten. Ich schreibe dem Arzt eine ganz andere Aufgabe zu: ein humaner Pfleger dem Menschen zu sein, ihn zu warten, Anfälle von ihm abzuwenden, so gut es eben möglich ist, mit allen Mitteln, — nicht blos mit den neuesten Rezepten. Ich würde Ihnen gern die Mittel aufzählen, die in Anwendung gebracht worden sind.

Eine sehr unappetitliche Mittelsammlung existirt noch in der sogenannten Dreckapotheke. Jede Exkrementsorte ist bereits als ärztliches Heilmittel verwandt worden; auch das sehr werthvolle Serum — es wurde nur nicht chemisch so rein hergestellt, wie es die heutige Technik vermag — ist schon dagewesen. Und Alles ist im Laufe der Zeit verschwunden. Die Menge der Mittel, die zahlreich aus dem Thierreiche, aus dem Pflanzenreiche und aus den Mineralien genommen wurden und die uns namentlich in der Ausdehnung, wie wir sie noch vor etwa einem halben Jahrhundert hatten, von den Arabern überliefert worden sind, ist beinahe unübersehbar; und wie sie, so werden auch die neuen Mittel, die aus den Brutöfen der chemischen Laboratorien heute oder morgen hervorgehen, eines Tages wieder verschwinden. Ich bin aber der Ueberzeugung, daß es darauf ankommt, die Menschen so weit zu bringen, daß sie uns Aerzte gar nicht mehr brauchen, und nicht darauf, neue Mittel zu erfinden.

Aber diese Allgemeinheiten werden Sie kaum besonders interessiren; ich will deshalb auf die mir vorgelegten Fragen einzugehen versuchen. Hier finde ich eine Anfrage wegen der richtigen Ernährung in der ersten, mittleren und höheren Jugend. Das ist eine sehr große Frage, die ich mit einem kurzen Schlagwort nicht zu beantworten im Stande bin. Aber ich möchte sagen: Der Mensch — von dem sprechen wir doch wohl zunächst, aber wir könnten auch von den anderen Thieren sprechen — lebt nicht von Dem, was er ißt, sondern von der Fähigkeit, es zu verdauen und auszunützen; es kommt nicht nur darauf an, wie er es verdaut, sondern auch darauf, wie er es mit der möglichst größten Leistungfähigkeit, bei geringster Anstrengung der Organe seines Körpers, ausnützt. Das Wichtigste ist immer, daß wir Alles, was uns heute zu Gebote steht oder was wir jeweilig zur Verfügung haben, auf das Beste ausnützen, mit dem größten Nutzeffekt für den ganzen Körper. Das ist die richtige Ernährung in der ersten, mittleren und höheren Jugend. Freilich wird die höhere Jugend je nach dem Stadium auf ihre individuellen Verhältnisse angewiesen sein: wer keine Zähne hat, kann nichts beißen, und wer Zähne hat, hat vielleicht nichts zu beißen. Wer im höheren Alter keine Zähne hat, muß sehen, daß er sich anders ernährt als früher in seiner Jugend. Ich habe mich im vorigen Jahre auf meiner Nordlandsreise unendlich gefreut, zu sehen, daß in den höchsten Gebirgsgegenden, in dem zerklüfteten Gestein, Monate lang im Sommer die Thiere weiden, namentlich die Schafe und Ziegen, die da eigentlich nur Steine lecken und trotzdem in den besten Ernährungverhältnissen sind; als ich dann in die Tiefe kam, in die herrlichen Gefilde, die unter dem Einfluß der günstigen klimatischen und sonstigen Verhältnisse ganz in italienischer Weise entwickelt sind, sah ich, daß bei dem reichen Futter, das dort gewachsen war, die Thiere lange nicht so gut genährt waren wie oben. Und da kam mir der Gedanke, den wir oft aussprechen hören und den ich selbst auch häufig

meinen Kranken gegenüber verwende: Sie müssen so weit kommen, daß Sie Kieselsteine vertragen und aus ihnen die Nahrung herausziehen, die Sie brauchen. Wenn Sie ihre Organe richtig gebrauchen, dann bringen Sie sie auch bis zu einem gewissen Grade der Ernährungfähigkeit. Die richtige Ernährung wird die sein, bei der der einzelne Mensch in den einzelnen Stadien im Stande ist, mit Dem auszukommen, was er hat. Die Breite der hier gegebenen Möglichkeiten ist sehr ausgedehnt und ein kluger Arzt wird ohne Schwierigkeit das Passende treffen. Dazu aber muß er nicht nur ein Forscher sein, sondern auch ein Helfer; er muß nicht nur wissen, sondern auch können, nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler sein, der Leib und Seele aller Menschen, gesunder und kranker, liebevoll zu erkennen und zu pflegen vermag.

Ich finde hier eine zweite Frage über die rationelle Kleidung und kann gleich die dritte anfügen: Wie bleibt man gesund? Diese Frage ist ja wohl nicht ganz neu und ich brauche nicht mehr darauf zu antworten als: Man bleibt gesund dadurch, daß man sich gut und zweckmäßig seinen individuellen und kulturellen Verhältnissen anpaßt und zu ernähren sucht, daß man gut und zweckmäßig zu athmen, sich gut und zweckmäßig zu kleiden, gut und zweckmäßig alle seine Körperorgane und deren Funktionen in Stand zu halten sucht. Und dabei ist freilich die rationelle Kleidung von einiger Bedeutung.

Man kennt ziemlich allgemein meine Antipathie gegen das Korset*). Die Damen glauben immer, mich beruhigen zu können, wenn sie mir sagen: „Ich schnüre mich ja gar nicht sehr!“ Aber es kommt nicht auf das Schnüren an, sondern darauf, daß über die mehr oder minder wichtigen Organe ein Panzer gelegt wird zu einer Zeit, wo die Organe im Unterleib sich noch nicht völlig entwickelt haben. Hat man den Panzer angelegt, dann stopft man in diese Röhre — will ich sagen — alles mögliche Essen und Trinken hinein, das Blut wird aus dieser Röhre, in der die wichtigen Verdauungarbeiten sich vollziehen sollen, herausgedrückt und eine richtige Ernährung wird unmöglich gemacht. Ich möchte aber auf ein paar andere Dinge kommen, die gar nicht recht berücksichtigt werden, weil unsere unbedächtigen Menschen so häufig Alles, was modern ist, verwenden und dabei hoffen, für sie werde der Nachtheil nicht so groß sein. Ich glaube, daß die Korsets die Erfindung buckeliger Weiber sind. Und die Chignons? Die Damen erfreuen sich im Allgemeinen im Vergleich mit uns Männern immer noch eines verhältnißmäßig guten Haarwuchses. Aber Das hat ihnen auch nicht genügt. Die Geschichte des Chignons ist natürlich darauf zurückzuführen, daß einzelne Weiber, die ihre Haare verloren hatten, diese Chignons anlegten. Sofort kamen sie von Paris zu uns und blieben in der Mode, — bis sie auf einmal verschwunden sind. Man kann leicht fest-

*) S. „Zukunft“ vom 7. Januar 1893.

stellen, daß die Chignons zunächst da angewandt wurden, wo bei Frauen die Haarlosigkeit große Dimensionen angenommen hatte. Diese Haarlosigkeit suchte man durch Chignons zu verdecken. Bald aber zeigte sich bei den anderen Frauen, die ohne diesen Mangel die Chignons angelegt hatten, nicht nur Haarlosigkeit, sondern es wurden auch graue Haare sichtbar — was die Damen auch nicht gern haben — und da verschwanden die Chignons allmählich wieder. Wie schade, daß da, wo man die Korsets trägt, sich nicht Hühneraugen zeigen! Ich glaube, daß wir dann wohl die Korsets wegbrächten, — sicher ist Das allerdings auch noch nicht!

Auch die Fußbedeckung ist wichtig. Wenn die hier versammelten Damen und Herren aus der allerbesten Gesellschaft die Stiefel und Strümpfe auszögen, würden wohl Hühneraugen und Frostbeulen in Mengen zum Vorschein kommen. Wir sollen unsere Faulfähigkeit verringern, überall, vom Kopf bis zu den Zehen. Die Füße sind für den leiblichen Menschen kaum weniger wichtig als der Kopf; auch sie wollen gepflegt, gereinigt, rationell und individuell behandelt sein. Alle diese Dinge haben eine weit größere Bedeutung, als man gewöhnlich annimmt. Die meisten Menschen sehen z. B. in der Kahlköpfigkeit nur einen Schönheitfehler, der sie ziemlich tief betrübt; es ist meiner Ansicht nach aber noch mehr als ein Schönheitfehler: wir haben in der Kahlköpfigkeit ein Symptom, das der Zahnlückenhaftigkeit, dem Ausfallen der Zähne, an die Seite zu stellen ist. Warum wir Männer so oft weniger Haare haben und die Frauen schlechtere Zähne, Das ist ein Thema, das wirklich einmal angeschnitten werden sollte. Wenn Sie die auffallende Thatsache beachten, daß die Haarlosigkeit — abgesehen von ganz bestimmten charakteristischen Krankheiten, die man schnell etikettirt hat — namentlich bei Männern sehr häufig vorkommt, so müssen Sie sagen, daß hier ein großer Unterschied zwischen Männern und Frauen existirt, und doch sind die anatomischen und physiologischen Eigenthümlichkeiten der Haare bei beiden Geschlechtern die selben. Der Unterschied kommt nicht etwa, wie stolze Herren behaupten, daher, daß die Männer mehr studiren und mit dem Kopfe arbeiten. Ich habe Frauen kennen gelernt, die eben so viel mit dem Kopfe arbeiten — und noch ergiebiger —, und trotzdem sind ihnen die Haare nicht ausgegangen. Und bei Männern, die sehr wenig mit dem Kopfe gearbeitet hatten, fand ich recht oft die kahlsten Platten. Also damit hat es jedenfalls nichts zu thun. Zwei Dinge aber fallen auf. Einmal die Thatsache des Haarabschneidens. Es ist bekannt, daß die alten Philosophen und Dichter, die aus Eitelkeit oder irgend welchem Grunde ihr Lockenhaar über die Schultern fallen ließen, ihr Haar am Längsten — in jedem Sinne — behielten. Wenn Sie die Haare lang werden lassen wie die der Frauen, dann können Sie aus physiologischen Gründen, die festgestellt sind, immer noch erwarten, daß Sie sich ihre Haare auch zeitlich länger als sonst erhalten. Die Chinesen liefern

ein schlagendes Beispiel für die Richtigkeit dieser Auffassung. Wichtig ist ferner, daß die Frauen keine luftdichten Hüte tragen; ihre Hüte sind leichter und nützlicher als unsere Kopfbedeckung. Mögen die Damen auch ihre Hüte mit allerlei bunten Vögeln schmücken — was mir aus anderen Gründen nicht gefällt — oder mit Blumen aller Art zu einem Thurmbau aufputzen: immerhin sind ihre Hüte luftdurchlässig, leichter und weniger schädlich als ein fest auf dem Kopfe sitzender, die Cirkulation der Luft hemmender Männerhut.

Haben Sie sonst noch Fragen? Ich bin hier gewissermaßen verantwortlicher Redakteur und verpflichte mich, kurz und bündig zu antworten, — auf Schlagwörter vielleicht auch mit einem Schlagwort; Das dürfen Sie dann nicht übelnehmen, obgleich ich mich nicht sehr dafür interessiren kann. Ob ich ein Mittel gegen Hühneraugen weiß? Das erste und beste Mittel ist die Prophylaxe; aber bei dem Schlagwort der Prophylaxe müssen wir es nicht bewenden lassen, sondern wir müssen endlich einmal sehen, wie die Prophylaxe praktisch zu handhaben ist. Und ich meine, da giebt es für das Individuum ganz individuell festzustellende Verhältnisse, die uns dabei eine ganze Menge Anhaltspunkte geben. Zweifellos richtig ist es, daß unsere Schuhe, die heute gemacht werden, namentlich die schablonenmäßig und fabrikmäßig gemachten, die sogenannten Normalschuhe, die Hauptschuld daran tragen, daß die Fußentwickelung nicht so geschieht, wie es nöthig und wünschenswerth wäre. Aber wenn wir nun einmal mit den nothwendigen Uebeln, die die Kultur und die sozialen Verhältnisse gebracht haben, rechnen müssen, so möchte ich meinen, daß man auch mit diesen Schuhen, die wir heute haben, rechnen und mit ihnen auskommen muß, ohne Hühneraugen, Frostbeulen und verkrüppelte Füße zu bekommen. Mittel gegen einmal bestehende Hühneraugen giebt es ja in überreichlicher Menge. Aber von den Mitteln, die am Meisten angewendet und in Inseraten oder sonst angepriesen werden und auf die dann die meisten Menschen hereinfallen, von diesen Mitteln muß ich immer sagen, daß sie keinen anderen Werth haben als sogenannten Palliativwerth; ich meine, sie sind ein kümmerliches Deckmäntelchen. Ein Hühnerauge wegzubringen, ist nicht schwer; die Hauptsache ist, daß es nicht wiederkommt, und Das ist nur durch verständige Behandlung der Füße zu erreichen. Aber auch hier gilt, wie von allen solchen Fragen, daß sie generell nicht beantwortet werden können. Auf die individuellen Verhältnisse kommt es an; und wer von mir für irgend ein Uebel, für irgend eine fabelhafte „Krankheit“ — die sich bei jedem Einzelnen und in jedem einzelnen Stadium doch verschieden äußert — ein Mittel verlangt, Der hat mich nicht verstanden, — oder ich will bescheidener sagen: Dem habe ich meine Grundanschauung noch nicht klar zu machen gewußt.

Eine fernere Frage, für die abermals ganz das Selbe gilt, ist: was ich von dem Radeln in hygienischer Beziehung halte. Es haben schon be-

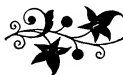
rufene Beurtheiler gerade aus berliner Kreisen — ich erinnere an Professor Leyden und Dr. Mendelssohn — sich darüber geäußert und die Frage des Radelns nach allen Richtungen der Hygiene erörtert. Meine Auffassung ist, wie Sie sich nun schon denken können, die, daß das Radeln individuell gut oder schlecht sein kann, gut aber nur, wenn es nicht sportmäßig betrieben wird und zur modischen Verrücktheit ausartet. Die Schäden möglicher Unfälle müssen wir dabei mit in den Kauf nehmen, wie wir es ja z. B. auch bei der Benutzung der Eisenbahnen thun müssen, wo durch Staub — und Das ist ein nicht zu unterschätzender Punkt — Brand und andere Unfälle unter Umständen mancherlei Gefahren und Unzuträglichkeiten für die Gesundheit entstehen können. Ich meine also, daß gegen das Radfahren an sich nichts einzuwenden wäre, wenn es in mäßiger Weise betrieben wird, wenn es nicht ausschließlich, nicht sportmäßig geschieht, nicht mit thörichter Rücksichtlosigkeit gegen die übrigen Organe des Körpers und deren Funktionen. Man darf aber nicht so weit gehen, daß man das Radeln als Heilmittel gegen alles Mögliche empfiehlt und benutzt. Wenn man das Radeln vor allen anderen Bewegungen bevorzugt, so ist Das ein Unfug, für den ich mich nicht erwärmen kann, weil er einfach das Gleichgewicht der Funktionen, die Harmonie der einzelnen Organe stört. Die ursprüngliche, von der Natur vorgeschriebene Bewegung mit Hilfe unserer Beine und Füße bleibt doch immer das Heilsamste.

Auf die Frage, was ich von der Pockenimpfung halte, möchte ich antworten: Ich habe mich neulich schon gegen den Impfzwang ausgesprochen, obwohl ich weiß, daß die meisten Aerzte leider anderer Anschauung sind. Ich bin kein rabiater Impfgegner, sondern bin von dem Werthe der Pockenimpfung, namentlich in früherer Zeit, mindestens so überzeugt wie alle die Herren, die das Impfgesetz vertreten haben. Aber die Frage ist noch nicht erledigt, ob die Impfung, die vor hundert Jahren eingeführt wurde, heute noch den Zweck hat wie damals. Wir müssen uns erinnern, daß andere Infektionkrankheiten bei uns erschienen und vorübergegangen sind, daß die Lepra, Pest u. s. w. sich vermindert oder verloren haben, ohne daß wir geimpft worden sind; wir müssen bedenken, daß auch noch andere Infektionkrankheiten nach und nach sich mindestens abgeschwächt haben. Man muß auch hier individualisiren, und zwar nicht nur nach den einzelnen Persönlichkeiten, sondern nach Ort und Zeit, nach Gruppen von Menschen, Bauern und Städtern, Armen und Reichen. Wer weiß, ob nicht auch ohne Impfung die Blattern in ihrem Umfang und ihrer Heftigkeit zurückgehen, ob nicht von Generation zu Generation die europäische Menschheit unempfänglicher für das Pockengift wird? Die Zwangsimpfung nimmt uns aber jede Möglichkeit weiterer Forschung auf diesem Gebiet; und ich begreife nicht, daß Aerzte, die doch vorgeben, für die Freiheit ihrer Wissenschaft zu kämpfen, sich für diesen Zustand des leblosen Beharrens be=

geistern können. Ich erkenne also natürlich den Werth der Impfung an; daß man aber das Recht hat, sie staatlich zu erzwingen, möchte ich bestreiten; man hätte die Erfolge auch ohne den Zwang erzielen können und dabei der wissenschaftlichen Forschung keine Schranken gesetzt. Ich bin also nicht ein Feind des Impfens, aber im Interesse der Wissenschaft, im Interesse der Unabhängigkeit der Menschen bin ich dagegen, daß man die Impfung zwangsweise durchführt.

Eine weitere Frage betrifft die Anwendung der Hypnose, die in den weitesten und höchsten Kreisen der Gesellschaft so häufig angewendet werde. Hypnose und Suggestion sind Dinge, die erst neuerdings von der Wissenschaft offiziell anerkannt worden sind, trotzdem sie doch schon recht lange existiren. Wenn man mich fragt, was ich von der hypnotischen Methode halte, so muß ich sagen: Ich halte von keiner Methode in der Medizin Etwas. Jede Anwendung irgend einer Sache halte ich unter gewissen Umständen für zulässig. Wir müssen unsere Mittel überall suchen. Alle Dinge sind relativ; deshalb kann eine feste, bestimmte Methode nicht aufgestellt und keine Art der Behandlung für immer als eine Panacee gegen Alles proklamirt werden. Hypnose haben wir Alle mitunter schon geübt, ich auch, — nur bin ich dann nicht so unklug, dem kranken Menschen zu sagen, daß ich ihn hypnotisiren will. Ich glaube, daß ich durch meinen persönlichen Einfluß leicht im Stande bin, eine Hypnose auszuüben. Aber methodisch kann man dabei nicht verfahren. Zur Hypnose als Methode habe ich also kein Vertrauen; als Hilfsmittel kann die Hypnose nützlich oder schädlich sein, je nachdem sie angewendet wird; auch das Messer wirkt in der Hand des Sensenmannes anders als in der des Chirurgen; es fragt sich immer: wer es handhabt. Doch ist das Kapitel von der Hypnose zu umfangreich, als daß es am Schluß einer flüchtigen Plauderei erledigt werden könnte. Für mich ist der Arzt, der nur mit Hypnose arbeitet, eben so zu verwerfen wie der Rezeptmann, der nur mit Pillen und Pulvern, oder der Wasserdoktor, der nur mit Unter- und Oberguß operirt. Ich verlange von einem Arzt, daß er nicht einen nutzlosen Feldzug gegen eine fabelhafte Krankheit führt, sondern nach bestem Wissen und Gewissen und mit allen humanen Mitteln seiner ärztlichen Kunst den kranken Menschen behandelt, und ich rathe Jedem, nur zu solchen Aerzten zu gehen, die im Stande sind, zu individualisiren und die Lebensverhältnisse eines Erkrankten so zu gestalten, daß in ernster, gemeinsamer Arbeit des Leidenden und seines ärztlichen Pflegers die breite Basis möglichster Gesundheit wieder erreicht werden kann.

Ernst Schweninger.



Der neue Akademiker.

II.*)

Das zweite Hauptthema der Forschungen van't Hoffs betrifft die Natur der Lösungen. Nur die allerwichtigsten Grundzüge dieser Epoche machenden Arbeiten können hier skizzirt werden, und zwar sowohl in Rücksicht auf den gebotenen Raum, als auch wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes, der sich nur mit Hilfe mathematischer Behandlung im Einzelnen darstellen läßt. In wenigen Worten ist van't Hoffs Theorie dahin zusammenzufassen, daß die in Lösungen enthaltenen Körper sich in dem selben Zustande befinden wie in Gas- oder Dampfform. Es ergiebt sich daher zunächst die Frage: wodurch ist der Gaszustand charakterisirt?

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war von John Dalton die grundlegende Entdeckung gemacht worden, daß die Gewichtsmengen, in denen sich die verschiedenen chemischen Elemente verbinden, in konstantem Verhältniß zu einander stehen oder durch wenige ganze Zahlen ausdrückbare Vielfache dieses Verhältnisses darstellen. Dies war der Ausgangspunkt der von Dalton 1804 entwickelten modernen Atomtheorie, die aus der Weltanschauung der griechischen Materialisten Demokritos, Leukippos und Epikur hervorgegangen ist. Die Verbindungsgewichte der verschiedenartigen Grundstoffe müssen hiernach in einfachen Verhältnissen stehen zu den Eigengewichten der verschiedenartigen Elementaratome, zu den Atomgewichten. Bald darauf, in den Jahren 1805 bis 1809, machte Gay-Lussac, zuerst gemeinsam mit Alexander von Humboldt, die nicht minder wichtige Entdeckung, daß die Volumina der in Wechselwirkung tretenden gasförmigen Elemente zu einander und zu dem Volumen der Reaktionprodukte in Gas- oder Dampfform in einfachen, durch wenige ganze Zahlen ausdrückbaren Verhältnissen stehen, wenn Temperatur und Druck in allen Fällen die nämlichen sind. Der Zusammenhang der beiden fundamentalen Entdeckungen und die bedeutenden Folgerungen, die sich aus diesem ergeben, wurden aber von keinem jener Beobachter erkannt, sondern von einem rein spekulativen Kopfe, dem Italiener Avogadro. Er fand in diesen Thatsachen zwischen den Atomgewichten und den Gewichten der reagirenden Gasvolumina eine Beziehung, die er weiter in einen Zusammenhang mit den schon bekannten Ausdehnungsgesetzen der Gase zu bringen wußte.

Zu diesem Zwecke stellte Amadeo Avogadro im Jahre 1811 eine höchst geniale Hypothese auf, die lange Zeit mißverstanden und nicht genügend gewürdigt wurde. Avogadro nahm nämlich an, daß alle Körper, gleichviel wie sie zusammengesetzt sein mögen, im gas- oder dampfförmigen Zustande aus

*) S. „Zukunft" vom 25. Juli 1896.

kleinen, durch sehr große Zwischenräume von einander getrennten und in lebhafter, geradlinig fortschreitender Bewegung befindlichen Partikeln bestehen, die keinerlei gegenseitiger Anziehung unterworfen sind. Von diesen Partikeln sei in gleichen Raumtheilen stets eine gleich große Anzahl vorhanden, insofern Druck und Temperatur die selben bleiben. Diese Hypothese lieferte zunächst mit einem Schlage die denkbar einfachste Erklärung der Gasausdehnungsgesetze, deren ursächliche Grundlage noch gänzlich unbekannt war.

Nach einem von Gay-Lussac (1802) entdeckten und nach ihm benannten Gesetze ist bei allen Gasen die durch gleiche Temperaturänderung hervorgebrachte Volumänderung gleich, wenn der Ausdehnung kein Hinderniß entgegensteht. Die Ursache dieser Erscheinung wird ohne Weiteres verständlich, wenn in gleichen Raumtheilen aller Gase, elementar oder zusammengesetzt, die nämliche Anzahl von getrennten, gegenseitig indifferenten und nur der Einwirkung der Wärme unterworfenen Partikeln enthalten ist, so daß die Bewegung und Volumänderung erzeugende Wärme eine gleiche Anzahl Objekte, materieller Angriffspunkte, vorfindet. Eben so wird bei konstanter Temperatur durch gleiche Druckänderung gleiche Volumänderung bei allen beliebigen Gasen hervorgebracht werden müssen, wie es in der That, nach einem von Boyle (1662) und von Mariotte (1679) aufgefundenen Gesetze, der Fall ist. Denn der Druck eines Gases ist die Folge der Stöße seiner Partikeln auf die Gefäßwände und es ist einleuchtend, daß die Anzahl der Stöße in der Raumeinheit sich verdoppeln wird, wenn die Anzahl der Partikeln sich verzweifacht, wenn also das ursprüngliche Volumen auf die Hälfte zusammengepreßt wird. Und umgekehrt wird bei Ausdehnung des Gases auf das doppelte Volumen die Anzahl der Partikeln in der Raumeinheit halbirt, daher wird auch die Anzahl der Stöße in der Raumeinheit, oder der Druck des Gases, auf die Hälfte herabgesetzt.

Was nun diese Partikeln selbst anbetrifft, so müssen sie nicht nothwendig mit den Atomen identisch sein. Denn die Wasserdampfpartikel zum Beispiel ist zusammengesetzt, sie besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff, eben so die Chlorwasserstoffpartikel, die Chloratome und Wasserstoffatome enthält. Avogadro gab den Gaspartikeln, deren also in gleichen Räumen eine gleiche Anzahl enthalten sein soll, den Namen der Molekeln. Eine Molekel kann einfach oder zusammengesetzt sein, sie kann aus einem oder mehreren Atomen eines Elementes oder mehrerer bestehen; Das ist ein von Fall zu Fall besonders festzustellendes Problem. So viel aber ist a priori einleuchtend, daß eine Molekel entweder identisch sein muß mit einem Atom oder aber ein einfaches Multiplum darstellen, aus zwei, drei oder mehreren ganzen Atomen bestehen wird. Das Gewicht der Molekeln muß daher in einem einfachen Verhältniß zu den Atomgewichten der Elemente stehen. Da

nun nach Avogadro gleiche Raumtheile aller Gase und Dämpfe eine gleiche Anzahl von Molekeln enthalten, so ist das relative Molekulargewicht leicht bestimmbar: es ist augenscheinlich den Gewichten gleicher Volumina der Gase direkt proportional. Ein Volum Wasserdampf ist neunmal schwerer als ein gleich großes Volum Wasserstoffgas. Das Molekulargewicht des Wasserdampfes ist also das Neunfache von demjenigen des Wasserstoffgases.

Daraus ergiebt sich, welches wichtige Hilfsmittel wir auf Grund der avogradoschen Hypothese in der Bestimmung der spezifischen Volumengewichte oder Dichte der Körper im Gaszustande besitzen. Es ist hierdurch möglich, die Molekulargewichte der Elemente und ihrer Verbindungen festzustellen, aber auch die Atomgewichte und die Anzahl der Atome in den elementaren und zusammengesetzten Stoffen. Das Atomgewicht ist diejenige kleinste Menge eines Grundstoffes, welche in einer Molekel irgend einer seiner Verbindungen enthalten ist. Kennt man die Atom- und die Molekulargewichte, so ist hierdurch auch die Zahl der jeweiligen Atome in einer Molekel jedes gas- oder dampfförmigen Stoffes gegeben.

Die wichtigste Anwendung der Gasgesetze von Boyle-Mariotte und von Gay-Lussac wurde also erst durch Avogadro ermöglicht. Die Beobachter vermochten die Thatsachen, die sich ergeben hatten, für die Zwecke der Chemie, zur Bestimmung der Massentheilchen, der Molekeln und Atome, nicht zu verwerthen. Aehnlich ist es bei den Lösungen zugegangen; die empirisch gefundenen Thatsachen erhielten erst in Folge ihrer theoretischen Begründung durch van't Hoff ihre eigentliche Bedeutung und zuverlässige Verwerthbarkeit.

Es ist eine uralte Erfahrung, daß Wasser, das Salze gelöst enthält, schwerer gefriert als reines Wasser. Während dieses bekanntlich bei 0^0 zu Eis erstarrt, bleibt Meerwasser aus dem genannten Grunde bei 0^0 noch flüssig und gefriert erst unterhalb dieser Temperatur. Man weiß auch längst, daß verdünnte Salzlösungen, wie Meerwasser, nicht als solche gefrieren, sondern daß sie reines Eis ausscheiden und sich also hierdurch konzentriren. Es war ferner bekannt, daß das Gefrieren um so schwieriger erfolgt, je salzhaltiger die Lösung ist, und diese Erfahrungen wurden vielfach zur praktischen Anwendung gebracht. Wie man seit langer Zeit die Eigenschaften von Lösungen im Allgemeinen zum Gegenstande physikalischer und chemischer Forschungen gemacht hat, so ist im Besonderen auch die Erniedrigung des Gefrierpunktes von Salzlösungen wissenschaftlich untersucht und schon vor mehr als hundert Jahren messend und mit bemerkenswerther Genauigkeit verfolgt worden. Der Engländer Blagden fand 1788, daß die Temperaturerniedrigungen, die beim Gefrieren verschieden konzentrirter Salzlösungen beobachtet werden, dem Salzgehalte direkt proportional sind. Eine Verdoppelung der Salzmenge bewirkt also eine doppelt so große Temperaturerniedrigung, die zehnfache Salzmenge

erniedrigt den Gefrierpunkt um den zehnfachen Temperaturbetrag u. s. w. Diese Untersuchungen fanden aber wenig Beachtung und waren vollkommen vergessen, als Rüdorff 1861 die selben Thatsachen aufs Neue beobachtete. 1871 entdeckte de Coppet, daß analog zusammengesetzte Salze, wenn sie in Mengen, die ihren Molekulargewichten entsprechen, in einem bestimmten Volumen Wasser aufgelöst werden, den Gefrierpunkt um gleich viel herabdrücken. Die Erscheinungen blieben aber unklar. Denn Salze von verschiedenem Typus geben Lösungen von verschiedenem Gefrierpunkt, Kochsalz und ähnlich zusammengesetzte einen anderen als Bittersalz und diesem analoge Salze. 1882 setzte Raoult in Grenoble diese Untersuchungen fort, und da er sie auf andere Körper als Salze und auch auf andere Flüssigkeiten als Wasser ausdehnte, gelangte er zu einfachen und wichtigen Beziehungen. Es ergab sich insbesondere für die organischen oder Kohlenstoffverbindungen die Gesetzmäßigkeit, daß gleiche Anzahl von Molekeln verschiedenartiger Körper, in dem nämlichen Volumen der selben Flüssigkeit gelöst (äquimolekulare Lösungen), die gleiche Gefrierpunktserniedrigung aufweisen.

Man hat daher, wie leicht ersichtlich, in der Bestimmung der Gefrierpunktserniedrigung der Lösungen ein Mittel zur Feststellung der Anzahl gelöster Molekeln und somit auch der Molekulargewichte der gelösten Stoffe. Kennt man das Molekulargewicht eines solchen Körpers und die hierdurch bewirkte Gefrierpunktserniedrigung bei irgend einer Flüssigkeit, so ist diejenige Gewichtsmenge eines anderen Stoffes, welche die gleiche Gefrierpunktserniedrigung bei der nämlichen Flüssigkeit bewirkt, dessen Molekulargewicht. Diese Methode schließt sich, wie man bemerkt, der an, die für Gase und Dämpfe anwendbar ist und auf der Bestimmung des Dampfgewichtes oder der sogenannten Gasdichte beruht. In beiden Fällen, bei den Gasen wie bei den Lösungen, handelt es sich um zahlenmäßige Feststellung einer physikalischen Eigenschaft bei einer bestimmten Konzentration. Im einen Falle wird das Gewicht äquimolekularer Dampfmengen, im anderen die Gefrierpunktserniedrigung äquimolekularer Lösungen bestimmt. Die zweite Methode ist aber von viel allgemeinerer Anwendbarkeit, da die große Mehrzahl der Körper in der einen oder anderen Flüssigkeit löslich ist, während eine weit beschränktere Anzahl sich ohne Zersetzung in Dampf verwandeln läßt. Trotzdem fand die Methode zuerst wenig Eingang. Erstens, weil die theoretische Grundlage unbekannt war, und ferner, weil sich eine Reihe von Ausnahmen, nicht nur bei den Salzen, sondern auch bei anderen Arten von Körpern, ergab, die man nicht erklären konnte. Die hierdurch erzeugte Unsicherheit ließ die Methode nicht gerade geeignet erscheinen, um unbekannte Molekulargewichte neuer Körper festzustellen. Denn man konnte nicht im Voraus wissen, ob diese nicht auch eine Ausnahmestellung einnehmen.

Eine andere wichtige Eigenschaft der Lösungen ist die, daß sie schwerer zur Dampfbildung zu bringen sind als die reinen Lösungmittel. Während Wasser bei 100^0 siedet, geschieht Das bei einer Salzlösung erst bei höherer Temperatur. Die Verdampfung erfolgt aber auch bei jeder niedrigeren Temperatur, nur langsamer, und der Druck des Dampfes ist geringer. Und zwar ist dieser Dampfdruck bei Lösungen stets geringer als bei den reinen Flüssigkeiten von der nämlichen Temperatur. Es haben sich hier genau die selben Gesetzmäßigkeiten herausgestellt wie bei der Gefrierpunktserniedrigung, nur daß es sich um Dampfdruckerniedrigung handelt; wir brauchen also nicht näher darauf einzugehen. Auch die Ausnahmen sind vollkommen gleichartig und beziehen sich auf die nämlichen Körper. Das ist sehr merkwürdig und zeigt, daß die Ursachen der Erscheinungen in beiden Fällen die selben sein müssen.

Eine dritte, sehr wichtige Eigenschaft der Lösungen ist die sogenannte osmotische. Wir wollen uns mit dieser etwas eingehender beschäftigen, da gerade an ihr die Gesetzmäßigkeiten sich besonders anschaulich darstellen lassen und aus diesem Grunde auch von van't Hoff zur Entwickelung seiner Theorie benutzt worden sind.

Löst man z. B. Zucker in Wasser, so erhält man eine Lösung, die schwerer ist als reines Wasser. Ueberschichtet man diese Lösung vorsichtig mit Wasser, so mischen sich die Beiden zunächst nicht, sondern am Boden des Gefäßes bleibt die schwerere Zuckerlösung und darüber das reine Wasser. Aber dieser Zustand erhält sich nicht lange; die Lösung beginnt, der Schwere entgegen, in die Höhe zu steigen, es tritt immer mehr Zucker in das Wasser ein und diese Wanderung geht so lange fort, bis oben und unten und in jeder Schicht die selbe Zuckermenge enthalten, also eine gleichmäßige Konzentration erreicht ist. Diesen Vorgang nennt man Diffusion. Die Erscheinung spielt sich also in der Weise ab, als ob die Zuckertheilchen einen gewissen Druck ausübten, vermöge dessen sie in das reine Wasser eindrängen, so lange, bis überall ein gleichmäßiger Druck hergestellt ist. Ein solcher Druck läßt sich in der That experimentell nachweisen und zahlenmäßig feststellen. Es giebt nämlich Membranen, dünne Häutchen, die gewisse Stoffe durchlassen, andere nicht. Eine Kautschukmembran ist wasserdicht, sie gestattet aber dem Alkohol, dem Aether und anderen Körpern den Durchgang. So giebt es auch Membranen, die durchlässig für Wasser sind, aber Zucker zurückhalten. Füllt man einen Behälter, der aus einer solchen Membran hergestellt ist, vollständig mit einer Zuckerlösung an, verbindet den Behälter mit einem Druckmesser, einem Manometer, und taucht man das Gefäß in reines Wasser, so ergiebt sich das Folgende: da die Membran für Zucker undurchdringlich, für Wasser aber durchlässig ist, so strömt Wasser durch die Poren der halbdurchlässigen Membran nach beiden Seiten frei hindurch, der Zucker

dagegen wird in dem Gefäß zurückgehalten. Dieser Vorgang — die „Osmose“ — wird durch eine Druckzunahme innerhalb des Behälters, die nur von dem Zucker herrühren kann, mit Hilfe des Manometers erkenntlich. Der Botaniker Pfeffer in Leipzig, der 1877 solche Untersuchungen ausführte, hat festgestellt, daß der Betrag der Druckzunahme von der Konzentration der Zuckerlösung und von der Temperatur abhängig ist. Bleibt die Temperatur ungeändert, so ist dieser „osmotische Druck“ dem Zuckergehalte direkt proportional. Für eine einprozentige Lösung beträgt er schon circa $\frac{5}{7}$ Atmosphären, für eine zweiprozentige wird er doppelt so groß, für eine siebenprozentige siebenfach, also sehr bedeutend, fünf Atmosphären. Bringt man statt des Zuckers andere Körper in Lösung, so ergiebt sich die analoge Erscheinung: Proportionalität zwischen Konzentration und osmotischem Druck. Und in vollkommener Analogie mit dem Gefrierpunkt und Dampfdruck zeigte sich auch, daß äquimolekulare Gewichtsmengen der verschiedenen Körper, in gleichem Volumen der selben Flüssigkeit gelöst, den selben osmotischen Druck ausüben. Das wurde von dem holländischen Biologen de Vries an lebenden Pflanzenzellen nachgewiesen, die mit einer solchen halbdurchlässigen Gefäßwand umkleidet sind, wie sie vorhin erwähnt wurde. Auch in Bezug auf den osmotischen Druck ergaben sich Ausnahmen, wie beim Gefrierpunkt und Dampfdruck, und zwar hinsichtlich der nämlichen Körper: Salze, aber auch starke Säuren und Basen, wie Aetzkalk u. s. w. Der osmotische Druck zeigte sich ganz so wie die Erniedrigung von Gefrierpunkt und Dampfdruck stets größer, meist zweimal, zuweilen auch drei-, vier- bis fünfmal so groß wie in normalen Fällen.

Wir sind hier auf dem Höhepunkt der dramatischen Entwickelung angelangt. Alles war vorbereitet und drängte auf die Lösung des Problemes hin. Aber leicht war diese Aufgabe noch keineswegs und es bedurfte eines genialen Geistes, um die einzelnen Thatsachen zu verknüpfen, sie im Zusammenhang zu betrachten und in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol zu erkennen, — das gemeinsame Gesetz, daß allen diesen Eigenschaften der Lösungen zu Grunde liegt. Daß der Vorgang der Lösung und der Verdampfung eines Körpers eine gewisse Aehnlichkeit bietet, war schon mehr als einem Forscher aufgefallen. Allein zwischen einer solchen unbestimmten Ahnung und einer klaren Erkenntniß ist noch ein sehr weiter Weg. In dem Geiste van't Hoffs war dieser Gedanke ebenfalls aufgekeimt und hier fand er den geeigneten Boden, um zur schönsten Blüthe und reifen Frucht zu gedeihen.

Die Beziehungen zwischen den Konzentrationen der Lösungen und ihren verschiedenen physikalischen Eigenschaften, an analoge Beziehungen bei den Gasen und Dämpfen erinnernd, erweckten nämlich in van't Hoff die Vorstellung, daß die gelösten Körper sich in dem selben molekularen Zustande befinden wie die gasförmigen. Also auch die gelösten Stoffe beständen aus

Partikeln, deren Entfernung von einander sehr groß ist, so daß sie sich gegenseitig nicht beeinflußen können und nur, der Wirkung des jeweiligen Wärmezustandes folgend, in Bewegung befindlich sind. Diesen klar gefaßten Gedanken vermochte er nun auch weiter zu entwickeln und die wichtigsten Resultate daraus theoretisch abzuleiten. Die Abhandlung, in welcher diese epochalen Untersuchungen bekannt gemacht wurden, erschien 1887 in der Zeitschrift für physikalische Chemie. Für die Gase waren sämmtliche Grundgesetze bekannt, die Lehre von der Wärme als einer Form der Bewegung — die Thermodynamik — war ebenfalls vollkommen abgerundet. So ließen sich also die Beziehungen zwischen den Eigenschaften der Lösungen auf Grund jener molekularen Vorstellung mathematisch untersuchen und die einzelnen in Betracht kommenden Größen nach den bekannten Gasgesetzen und mit Hilfe der Thermodynamik ableiten. Das inzwischen von verschiedenen Forschern angesammelte reiche Beobachtungmaterial lieferte auch die Möglichkeit der Prüfung der theoretischen Resultate an der Hand der Erfahrung.

Der osmotische Druck muß nach den Vorstellungen van't Hoffs proportional der Konzentration der Lösungen sein. Das entspricht vollkommen dem boyleschen Gesetze bei den Gasen, denn auch bei diesen ist der Druck der Konzentration proportional. In beiden Fällen muß das Verhältniß unabhängig sein von der Natur der Stoffe, wie es auch thatsächlich so gefunden wurde. Pfeffer hatte ferner beobachtet, daß bei einer Zuckerlösung der osmotische Druck mit der Temperatur wächst. Das zahlenmäßige Verhältniß der beiden Größen ließ aber zunächst keine einfache Gesetzmäßigkeit erkennen. Für die Gase gilt nun das Gesetz Gay-Lussacs, nach dem der Druck der Temperatur direkt proportional ist, und zwar für jeden Grad Celsius um $\frac{1}{273}$ des bei 0 Grad gemessenen Druckes sich ändert. Verhalten sich nun die Lösungen wie die Gase, so muß die Abhängigkeit des osmotischen Druckes von der Temperatur die nämliche und der Ausdehnungskoëffizient ebenfalls $\frac{1}{273}$ sein. Aus dem osmotischen Druck einer Lösung bei irgend einer gegebenen Temperatur würde dann derjenige bei jeder anderen Temperatur in der selben Weise wie bei den Gasen zu berechnen sein. Diese Rechnungen hat van't Hoff für eine Reihe von bei Pfeffers Versuchen zur Anwendung gekommenen Temperaturen durchgeführt und die berechneten Drucke ergaben sich in der That mit den entsprechenden, von Pfeffer bei Zuckerlösungen gemessenen osmotischen Drucken in vollständiger Uebereinstimmung.

Aus Volumen, Gewicht, Druck und Temperatur läßt sich nach den Sätzen Boyles, Gay-Lussacs und Avogadros das Molekulargewicht eines jeden Gases berechnen. Nach den selben Prinzipien sollte sich also auch das Molekulargewicht eines gelösten Stoffes ergeben. Bei Pfeffers osmotischen Versuchen war Das in der That für den Zucker der Fall. Dadurch, daß

van't Hoff anstatt Gasdruck osmotischen Druck einsetzte, konnte er das Molekulargewicht des Zuckers berechnen, das mit dem auf andere Weise ermittelten genau übereinstimmte. Diese höchst interessanten Ergebnisse führen also zu dem Schlusse, daß der Zucker in wässeriger Lösung sich genau so verhält, wie wenn er als Gas in einem gleichen Raume enthalten wäre. Er folgt durchaus den in diesem Falle giltigen Sätzen von Boyle, Gay-Lussac, Avogadro.

Es fragte sich jetzt nur noch, ob die weitere Forderung Avogadros, nach der in gleichen Raumtheilen aller Gase eine gleiche Zahl von Molekeln enthalten ist, für die gelösten Molekel ebenfalls zutrifft. Im Gaszustande ist der Druck gleich, wenn die Zahl der Molekeln die nämliche ist, wie auch ihre chemische Beschaffenheit sein möge. Für Lösungen gilt nun in der That dieser selbe Satz ebenfalls. Denn ich erwähnte vorher schon, daß nach den Ergebnissen mit lebenden Zellen verschiedenartige, aber äquimolekulare Lösungen gleichen osmotischen Druck zeigen. Hiernach war also eine vollkommene Analogie zwischen dem Zustande der Körper in gasiger und in gelöster Form nachgewiesen. Was für die Gasmolekeln der leere Raum, ist für die gelösten der Raum des Lösungmittels.

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf die scheinbar abnormen Vorgänge zurückkommen, die sich sowohl in Bezug auf Osmose als auch hinsichtlich des Gefrierpunktes und des Dampfdruckes ergeben hatten. Van't Hoff hat die scharfe Unterscheidung solcher vermeintlich abnormen von den normalen Erscheinungen gelehrt. Hierdurch hat nicht allein die neue Methode der Molekulargewichtsbestimmung eine bisher entbehrte Sicherheit und Zuverlässigkeit erhalten, sondern noch weitere, sehr wichtige Folgen sind daraus für die Theorie der Lösungen entsprungen. Schon mehrfach wurde darauf hingewiesen, daß gewisse Stoffe: Salze, Säuren und Basen, sich sowohl in Bezug auf die Erniedrigung des Gefrierpunktes wie des osmotischen und des Dampfdruckes ihrer Lösungen ausnahmweise verhalten. Die entsprechenden Zahlenwerthe sind in solchen Fällen stets größer, als sie sein sollten, und das Verhältniß der Erhöhung bleibt das nämliche bei allen drei Eigenschaften. Die Lösungen von Kochsalz zum Beispiel zeigen eine doppelt so große Erniedrigung des Gefrierpunktes, eine doppelt so große Verminderung des Dampfdruckes und auch einen zweimal so großen osmotischen Druck als Lösungen von Zucker mit gleicher Anzahl von Molekeln. Die Erscheinung stellt sich so dar, als ob eine Spaltung der Kochsalzmolekeln in zwei neue Molekeln erfolgt wäre. Denn die Anwesenheit einer doppelten Anzahl solcher in der Kochsalzlösung würde nach dem Satze Avogadros dem thatsächlichen Verhalten Genüge leisten, wenn wir nur dabei beharren, daß der Vorgang der Lösung und derjenige der Vergasung analog ist.

Bei den Gasen und Dämpfen sind nun in der That solche Molekular-

spaltungen — „Dissoziationen“ — gar nichts Seltenes. Die Salmiakdämpfe z. B. bewirken einen doppelt so starken Druck, als nach dem anderweitig festgestellten Molekulargewicht dieses Körpers zu erwarten wäre. Und Dies rührt daher, daß der Salmiak beim Verdampfen in zwei neue Molekeln zerfällt, in Ammoniak und Chlorwasserstoff. Nach den Gasgesetzen muß ja in solchem Falle der Druck doppelt so groß werden. Demnach ist anzunehmen, daß auch bei der Lösung von Salzen, starken Säuren und Basen in Wasser ein ähnlicher Zerfall jener Stoffe stattfindet, und zwar vorzugsweise gerade in wässerigen Lösungen, da andere, z. B. alkoholische, diese Eigenthümlichkeit nicht, oder bei Weitem nicht in dem Maße zeigen. Welcher Art diese Spaltungstücke sein könnten, war aber zuerst nicht ersichtlich. Denn Kochsalz besteht aus dem gasförmigen, in Wasser wenig löslichen Chlor und aus Natrium, einem das Wasser mit der größten Heftigkeit zersetzenden Metall. Diese Bestandtheile in Lösung getrennt anzunehmen, schien gegen alle chemischen Erfahrungen zu verstoßen, ja schon der oberflächlichsten Beobachtung handgreiflich zu widersprechen.

Ein junger schwedischer Forscher, Svante Arrhenius, Schüler und Freund van't Hoffs, machte den Meister darauf aufmerksam, daß alle jene abnormen Stoffe: Salze, starke Säuren und Basen, sich in einer wesentlichen Weise von den normalen, und zwar gerade in wässerigen Lösungen, unterscheiden. Die Lösungen jener Körper im Wasser sind nämlich Leiter der Elektrizität, „Elektrolyte“, die Lösungen der normalen Stoffe sind dagegen nicht fähig, den elektrischen Strom zu leiten, so z. B. der Zucker. Die Leitung der Elektrizität erfolgt nun nach Anschauungen von Faraday, Clausius und Anderen mit Hilfe der elektrisch geladenen Bestandtheile der Verbindungen, der „Jonen“. Die Bestandtheile des Kochsalzes sind Natrium und Chlor; Natriumionen transportiren die positive, Chlorionen die negative Elektrizität. Arrhenius stellte nun die kühne Hypothese auf (1887), daß die Elektrolyten bereits durch die Auflösung in Wasser in die schon hierdurch elektrisch geladenen Bestandtheile, in die Jonen, zerfallen, nicht erst durch Einführung eines elektrischen Stromes „jonisirt“ werden, wie man früher angenommen hatte, und daß dieser Zerfall ein sehr weit gehender und um so vollständigerer sei, je verdünnter die Lösung. Natriumionen und Chlorionen sind aber keineswegs identisch mit den Elementen Natrium und Chlor. Denn diese bestehen aus mehratomigen Komplexen, Molekeln, und sind nicht elektrisch geladen, während Natriumionen und Chlorionen einzelne und elektrisch geladene Atome sind. In der That läßt sich experimentell nachweisen, daß die Jonen ganz andere Eigenschaften besitzen als die entsprechenden Elemente. In Wasser gelöste Natriumionen z. B. zersetzen das Wasser nicht. Entzieht man ihnen aber ihre elektrische Ladung, so verwandeln sich diese Jonen

sofort in Natriummetall, das nun augenblicklich auf das Wasser einwirkt. Aus dem Grade der Leitfähigkeit der Lösungen läßt sich die Anzahl der Spaltstücke, der Jonen, bemessen, und zwar sowohl für verschiedene Konzentrationen der selben Lösung als auch für Lösungen verschiedener Salze, Säuren und Basen. Der auf solche Weise ermittelte „Dissoziationgrad" der Elektrolyte stimmt nun überein mit dem aus dem Gefrierpunkt und den übrigen Eigenschaften der Lösungen abgeleiteten.

Warum die Dissoziation der Elektrolyte gerade in wässerigen Lösungen weit vollständiger erfolgt als in irgend welchen anderen, war bis in die neueste Zeit noch dunkel. Erst seit wenigen Monaten hat man auch hierfür einen Anhalt gefunden. Es hat sich nämlich gezeigt, daß der Sauerstoff, der gewöhnlich zweiwerthig fungirt und auch im Wasser mit zwei Wasserstoffatomen verbunden ist, seine Affinität hierbei nicht vollkommen befriedigt. Die Sauerstoff enthaltenden Lösungmittel sind daher noch befähigt, andere Atome mehr oder weniger anzuziehen, um so mehr, je sauerstoffhaltiger das betreffende Medium ist. Von allen Lösungmitteln besitzt nun das Wasser den größten Sauerstoffgehalt, es wird daher die stärkste Wirkung auf die Molekeln der Elektrolyte ausüben und ihre Dissoziation in die Jonen am Meisten begünstigen. Das besondere Verhalten der wässerigen Lösungen in Bezug auf den Gefrierpunkt und die übrigen Eigenschaften ist auf die selbe Ursache zurückzuführen.

Die hier geschilderte Theorie der Lösungen van't Hoffs und namentlich die mit ihr in engstem Zusammenhang stehende Hypothese von Arrhenius ist nicht ohne heftigen Widerstand geblieben. Denn diese Anschauungen befanden sich vielfach in geradem Gegensatz zu allgemein herrschenden und scheinbar wohl begründeten physikalischen und chemischen Annahmen. Wie diese vermeintlichen Widersprüche sich immer mehr und mehr aufklärten, wie durch ausgezeichnete Arbeiten von Ostwald, Nernst und Anderen auf Grundlage jener umfassenden Theorie neue und immer weitere Gebiete erschlossen wurden, Das zu beschreiben, muß ich mir hier, so interessant es wäre, versagen. Die Theorie der Lösungen, begründet von van't Hoff, hat die Physik und Chemie in neue Bahnen gelenkt, und daß dieser erst vor neun Jahren inaugurirten Aera noch die großartigsten Erfolge bevorstehen, kann heute keinem Zweifel unterliegen.

Die preußische Unterrichtsverwaltung hat sich durch die Berufung van't Hoffs ein besonderes Verdienst erworben. Dem bewährten Meister sei in der Reichshauptstadt freudiger Gruß und Glückwunsch dargebracht. Es erglänze sein Stern in der neuen Konstellation in hellstem Lichte und werfe seine belebenden Strahlen in immer weitere Kreise.

Heidelberg. Professor Dr. J. W. Brühl.



Handwerker und Frauen.

Die letzten zwei Drittel des ablaufenden Jahrhunderts erhalten ihren wirthschaftlichen Charakter durch das Auftauchen stets neuer Probleme, die der Sieg der maschinellen über die hand- oder handwerksmäßige Produktion aufwirft. Auch in der landwirthschaftlichen Produktion, die ich hier bei Seite lasse. Die konservative Wissenschaft hat mit der Veränderung im Produktionprozeß Schritt gehalten, ihn weder fatalistisch ergeben hingenommen noch triumphirend als „den Fortschritt" gefeiert, wie es die liberale Gelehrsamkeit that. Während diese, chrematistisch angeheimelt, sich des wachsenden Reichthumes, den der veränderte Prozeß erzeugte, erfreut und rühmt, betrachtet die konservative mit Sorgen die Verwüstungen, die dieser Prozeß unter den Produzenten anrichtet. Den Liberalismus interessirt das Produkt, den Konservativismus der Produzent; Jener faßt die Sache materialistisch, Dieser menschlich auf.

Die Aufgaben werden den Sozialpolitikern durch Aenderung des Produktionprozesses gestellt. Hundert Jahre bevor die Dampfmaschine bei uns allgemein angewandt wird, zweihundert Jahre vorher in Frankreich und den Niederlanden, erhebt sich gegen das viele Jahrhunderte alte Handwerk die Manufaktur mit Kapital und Arbeitern in rationeller Arbeitstheilung, die Vorstufe der Fabrik, oft schon mit mechanischer Trieb- (Wasser-) Kraft; daher wird heute noch die Fabrik in England „mill" genannt. Sie schon überliefert der Sozialpolitik den Embryo des proletarischen Fabrikarbeiters unserer Tage, den dann der Dampf und nun die elektrische Bewegungskraft großzieht und vermehrt. Die Arbeiterfrage ist geboren, seit einem halben Jahrhundert wird sie von den Arbeitern selbst gestellt. Andererseits wird die Handwerkerfrage von den Handwerkern aufgeworfen, die sich der Manufaktur noch erwehrten, der Fabrik aber unterliegen, seit die Gewerbefreiheit sie der Konkurrenz mit dieser neuen Macht überliefert.

An die politischen Parteien trat nun die Frage: Was soll aus den Produzenten, den Handwerkern und Fabrikarbeitern, bei dieser Aenderung des Produktionprozesses werden? Aber dabei ist es nicht geblieben. Der Produktionprozeß war noch anderer Aenderungen fähig, die neue Probleme stellten. Das fundamentale Werk Friedrichs Engels über die Lage der arbeitenden Klassen in England bildete vor fünfzig Jahren den Ausgangspunkt für das Studium des entstehenden großindustriellen Arbeitprozesses. Die wiener Frauenarbeitenquete von 1896 wird den Anfang zur Erforschung der dritten Produktionstufe bilden, die den beiden früheren eine gefährliche (Schmutz-) Konkurrenz macht: der hausindustriellen und gewerbsmäßigen Frauenarbeit.

In Wien hat sich vor drei Jahren ein unpolitischer Verein nach dem Muster der englischen Fabian-Society gebildet. Männer und Frauen verschiedener Religion und politischer Richtung versammeln sich wiederholt im Winter und debattiren über wirthschaftliche Tagesfragen. Ich habe darin Beamte der Ministerien und der Statthalterei, Professoren, Redakteure, Sozialdemokraten, Demokraten, Liberale, Juden und einige Antisemiten und endlich Altkonservative gesehen. Bis jetzt ist es zu keinem Skandal, wohl aber zuweilen zu einer sehr aufklärenden Kontroverse zwischen Personen gekommen, die sonst sich nie sehen; so kürzlich über die Handwerkerfrage. Auch hat der Verein die Enquete über

Frauenarbeit veranstaltet. So sind also die Nöthe des Handwerks und der Hausindustrie auch äußerlich in Zusammenhang — in jenem Verein — gebracht und ich will versuchen, kurz ihren inneren Zusammenhang aufzudecken.

Wiederholt hat der Verein in diesem Winter über Kleingewerbe und Arbeitzeit verhandelt. Im März hielt der sehr unterrichtete Handelskammersekretär von Brünn, Herr Dr. Lecher, dort einen Vortrag über die dem Reichsrath vorliegende Novelle zu dem berühmten neuen Zunftgesetz des Grafen Egbert Belcredi von 1879 bis 1883. Dieses Gesetz brach mit der seit 1859 bestehenden Gewerbefreiheit und führte die Zwangszunft für Handwerker ein. Darauf erfolgte noch das Gesetz über den Normalarbeitstag, — und dann erlahmte die soziale Reformthätigkeit der konservativen Partei, die durch die Herren Grafen Deym und Hohenwart der Koalition mit den Liberalen unter Plener entgegengeführt wurde. Graf Belcredi trat, alt und verstimmt, aus dem Parlament, Herr von Zallinger, sein Hauptgehilfe, trat der Koalition nicht bei und wurde „Wilder“, ich war schon 1882 von der konservativen Partei geschieden. Diese hat sich seitdem um die Handwerker wenig gekümmert. Zwar hat Graf Ernst Sylva Taronca 1893 den Versuch gemacht, die Partei der böhmischen Großgrundbesitzer zur Fortsetzung des vom Grafen Belcredi, seinem früheren Vormund, begonnenen Reformwerkes, zunächst durch obligatorische Bauern- und Kleinhändlerkorporationen, zu bewegen. Vergebens. Um die Organisirung der Handwerkerzünfte auf Grund des Gesetzes von 1883 hat sich bis zu seinem vor etwa sechs Jahren erfolgten Tode der Chefredakteur des „Vaterland“, Baron Vogelsang, sehr verdient gemacht. Damals aber begann schon die innere Abkehr der Handwerker von der sogenannten konservativen Partei, weil diese eben die Inkorporirung der Kleinhändler unterließ, woran die Handwerker ein vitales Interesse haben. Sie wurden antisemitisch.

Inzwischen sind fünftausend einzelne Handwerkerkorporationen gebildet worden, ohne das Publikum von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen und ohne die inkorporirten Handwerker zu befriedigen. Die Regirung sah sich von beiden Seiten zum Einschreiten gedrängt und legte eine Novelle vor, die, wie Das in solchen Fällen schon zu geschehen pflegt, keinen von beiden Theilen befriedigt. Nun kam es darüber in Folge des lecherschen Vortrages in der wiener Fabian-Society zu lebhaften Anklagen gegen die konservativen politischen Abenteurer, die faktisch vor ungefähr zwölf Jahren einen großen Theil der Gewerbefreiheit umgestoßen hatten, ohne doch etwas Befriedigendes an deren Stelle zu setzen. Aus verschwommener Romantik, hieß es, hätten sie nichtlebensfähige wirthschaftliche Organismen geschaffen. Sie könnten nicht einmal sagen, was das Handwerk sei. Ihr Handwerksbegriff liefe „uferlos“ einerseits in die Großindustrie, andererseits in die chinesisch-unterwerthig gelöhnte Hausindustrie, in das „Schwitzsystem“, über. Um den Meistern doch Etwas zu bieten, habe man ihnen die Gesellen und Lehrlinge schutzlos zur Ausbeutung überliefert.

Ich glaube, man that uns Unrecht. Adam Müller steht hier in bedeutendem Andenken, wenn auch bei den Meisten als ein Gegner. Man erkennt in unserer Zeit, in der man mit „Anerbenrecht“ und Rentengütern experimentirt, daß Müllers Skepsis gegenüber dem römischen absoluten Eigenthum, seine romantische Schwärmerei für deutsches mittelalterliches und daraus weiter gebildetes englisches Privatrecht nicht grundlos war. Aber nach ihm will man

keine konservativen Autoritäten gelten lassen. Doch hat jede Aenderung des Produktionprozesses eine konservative Autorität gefunden, die sich mit ihr wissenschaftlich abzufinden suchte. Wenn ich hier von den landwirthschaftlichen Sozialpolitikern von Thünen und Rodbertus absehe, werde ich daran erinnern dürfen, daß Gerlach, der nicht unrühmlich im Centrum endende Magdeburger, und Wagener die royalistisch-agrarische Partei Preußens durch das Bündniß mit den Handwerkern erst in den fünfziger Jahren zu einer konservativen Partei erhoben und ihr einen allgemein sozialen Charakter an Stelle eines einseitigen Klasseninteresses gaben. Als dann die Fabrikarbeiterfrage von dem ungestümen Lassalle aufgeworfen wurde und die Gemüther zu beunruhigen anfing, hat Hermann Wagener sie mit eben so viel Ruhe, Muth und Verständniß behandelt wie sein berühmter katholischer Zeitgenosse Ketteler. Und als die Philister aller Parteien fragten, woher denn das Geld für die zur Hebung der arbeitenden Klassen bestimmten Produktivassoziationen herkommen sollte, hat der konservative Professor der Nationalökonomie Glaser das Ei des Kolumbus gefunden: aus ihrem eigenen Vermögen, das sie in den Sparkassen deponirt haben. Wenn Lorenz von Stein für seine „aufsteigende Klassenbewegung" die begeisterte Zustimmung Thünens gefunden hatte, so fand er jetzt durch Wagener und Glaser Form und Mittel, Produktivassoziation und Sparkassenfonds, zur Ausführung seines Planes, der nicht über Produkt und Reinertrag das Schicksal der Produzenten vergaß.

Heute steht uns nun eine noch viel abschreckendere Frage in Aussicht: die der Hausindustrie Deutschlands und Oesterreichs.

Was die Prinzipien anlangt, die jene bedeutenden konservativen Denker bei der Behandlung der immer von Neuem auftauchenden sozialen Aufgaben leiteten, so will ich mich auch ferner, wie sie einst, von ihnen führen lassen und auf sie gestützt hoffe ich auch die Vorwürfe zurückweisen zu dürfen, die in der Fabian-Society gegen die Attentäter auf die österreichische Gewerbefreiheit geschleudert wurden. So lange es Privateigenthum giebt, wird es sich — außer durch Waffen — nur behaupten, wenn ähnliche Prinzipien es ordnen und beherrschen, wie sie Julius Stahl aufgestellt hat, — merkwürdig genug, wie Karl Marx und Glaser auch, ein Semit. Ich habe Manches von den Semiten gelernt und danke es ihnen. Die jüdische Rasse scheint für volkswirthschaftliche Spekulationen eine besondere Begabung zu haben, nicht blos den „ganz gemeinen Instinkt fürs Geldverdienen", den Gentz den Rothschilds zugestand. Stahl publizirte seine Grundsätze schon 1830 und 1833 und Wagener hat sie 1861 für das Handwerk genauer entwickelt.

Der frühere österreichische Finanzminister Dr. Steinbach, ein Mann, der hier viel wissenschaftliches Ansehen besitzt, hat sich in einem geistreichen Vortrage über „Erwerb und Beruf" auch mit diesem Thema beschäftigt und sagt darin, er sei durch den jetzt in Mode kommenen Engländer John Ruskin zu seinem Vortrage angeregt worden. Ruskin kennt fünf große geistige Berufe: die des Kriegers, Priesters, Arztes, Juristen und des Kaufmannes und Industriellen. Steinbach stellt voran als ersten Beruf den der Staats- und der Gemeindebeamten, die zusammen er einen Stand nennt. Unmittelbar darauf läßt er den Stand der Dienstboten folgen und dann den der industriellen Arbeiter. Unter Bauern und Handwerkern bemerkt er das Streben, sich wieder standesgemäß zu

organisiren, und in den Kartellen der Großunternehmer haben diese eine Standesbildung theilweise bereits erreicht. Wenn wir die nun sechzig Jahre alte stahlsche Ständetheorie mit jenen von Ruskin und Steinbach vergleichen, werden wir kaum von einem Fortschritt sprechen können. „Der Stand und die auf ihn gegründete Genossenschaft (Korporation)," sagt Stahl, „haben ein eigenes Prinzip, das durchaus nicht das selbe wie das des Staates ist." Wir sehen hier schon den Vorläufer der brillanten Antithese Lorenzens von Stein von der Gesellschaft, deren Prinzip nach ihm die Herrschaft ist, und dem Staat, dessen Prinzip nach Stein die Freiheit sein sollte; Das hoffte er wenigstens; in seinen letzten Lebensjahren war auch er freilich in dieser Hinsicht bereits so sehr enttäuscht wie die meisten älteren Staatssozialisten.

Nach Stahl „gründen sich die Stände auf die Theilung des menschlichen Berufes in mehrere Zweige, von denen jeder die ganze Lebensthätigkeit des Menschen, der ihm obliegt, erfüllt". Drei öffentliche Stände — der Staatsdiener, der Geistlichen*) und der Krieger — sind nichts Selbständiges, sie sind Glieder der Anstalt (Staat), der sie dienen. Selbständig sind die Privatstände, deren Grundlage die Vermögenserzeugung ist. Nun kommt er auf Grundbesitzer-, Gewerbe- und Handelsstände.

Wenn man Stahl und Steinbach neben einander liest, so fällt die außerordentliche Verschiebung sofort auf, die in sechzig Jahren stattgefunden hat. Der damals dienende Beamtenstand hat sich gekräftigt, hat, wie Steinbach sehr richtig sagt, standesgemäßen Lohn und Pension, Ehre und Ansehen erlangt, die eigentlichen Produktivstände sind aufgelöst und in Individuen zersplittert, die nun die Beamtenschaft zusammenhält und beherrscht. Der Stand der „Staatsdiener" ist zum herrschenden Stande im Staate geworden, — wie in China.

Der Zweck einer zwangsweise erfolgenden Zusammenfassung der Personen, die einen ähnlichen Lebensberuf und also — der Gesammtheit und gewissen mit ihnen konkurrirenden Berufen gegenüber — ähnliche Interessen haben, ist der, sie dahin zu bringen, daß sie diese Interessen gemeinsam schützen können, wozu sie einzeln zu schwach sind. Deshalb kann man in einer zwangsmäßigen Standeskorporation nur wirthschaftlich kleine Existenzen zusammenfassen, Großindustrielle und Großgrundbesitzer werden sich meistens durch freie Vereinsbildung helfen können, wo solche Hilfe überhaupt erwünscht ist. Zwei Klassen in eine Zwangskorporation zusammenzuwerfen, wie es die Entwürfe zu landwirthschaftlichen Genossenschaften der Minister Grafen Falkenhayn und Ledebur thun, hat Kaiser Basileus der Purpurgeborene vor neunhundert Jahren vergebens versucht; schon fünfzig Jahre später mußte Kaiser Romanus „die Hechte aus dem Karpfenteich", wie Graf Egbert Belcredi schreibt,**) wieder hinauswerfen.

Man wird mir nun wohl glauben, daß wir verhaßten Sünder wider die Gewerbefreiheit wußten, wer ein Handwerker sei, also nicht blindlings mit wirthschaft-

---

*) Stahl und Ruskin sind Protestanten und zählen also mit Recht die Geistlichen zu den Staatsdienern, wozu man die katholischen Geistlichen freilich nicht rechnen darf.

**) Siehe „Hundert Jahre konservativer Politik und Literatur" von R. Meyer, Band I, Seite 328 und 329.

lichen Existenzen verschiedener Kategorien operirten. Weder wo das Handwerk aufhöre, noch wo die Fabrik anfinge, wüßten wir zu sagen, hieß es. Nun hat Wagener aber schon 1861 drucken lassen: „Das Wesen der Handwerke besteht darin, daß sie im Kleinen, von einem selbst mitarbeitenden Unternehmer mit wenigen Gehilfen und mit einfachen Kunstmitteln getrieben werden, während die großen Gewerksunternehmungen sich dadurch auszeichnen, daß bei ihnen in hohem Grade von der Arbeitstheilung Gebrauch gemacht und die Leitung des ganzen Geschäftes von einem (wenn nicht mehreren) besonderen Vorsteher besorgt wird." Ein wirthschaftliches Unternehmen, in dem der Besitzer allein oder mit Gehilfen selbst arbeitet, ist ein Handwerk; ein solches Unternehmen, in dem es unrationell wäre, wenn der Besitzer selbst mitarbeitete, weil er durch Aufsicht über seine gelöhnten Arbeiter mehr verdient als durch eigene Arbeit, ist kein Handwerk mehr.

Warum waren wir Altkonservativen nun so versessen darauf, daß der Handwerker- (und auch Bauern- und Kleinhändler-) Stand reorganisirt werde? Weil in ihnen die Volksmasse sich am Meisten dem konservativen Ideal einer solchen nähert. Stahl stellt an die Spitze seiner Philosophie über das „Privatrecht" den Satz: „Die Persönlichkeit des Menschen ist das Abbild der göttlichen. Zum Schutz derselben gehören Friede, Freiheit, Ehre ... Der Mensch ist als Herr der Natur gesetzt, sie soll ihm dienen zu seiner Befriedigung — darauf beruht das Vermögen." Wer erinnert sich nicht an das jüngere Wort von Rodbertus: In der Volkswirthschaft solle es geben „Anthropokratie, nicht Physiokratie", nicht (Lorenz v. Stein) das „Größengesetz der Kapitalien". Der Mensch, nicht das Kapital, soll nach Ansicht Stahls und seiner Schüler in der Volkswirthschaft herrschen. Das konservative oberste Wirthschaftprinzip ist die Korporation ziemlich gleichwerthiger Produzenten, das liberale die Assoziation von Kapitalien; das Element der Konservativen ist der arbeitende Mensch mit Virilstimme im Korporationrath, das der Liberalen so und so viele Hundertguldenaktien in der Generalversammlung. Persönlichkeit und Mensch sind wohl die Atome, aber nicht Säure und Basis oder das Salz der Gesellschaft. Das ist vielmehr, sagt Stahl, „die Familie, das heiligste, höchste und ursprüngliche Privatverhältniß, und für sie ist das Vermögen. Die Familie ist die eigene, in sich begrenzte Welt des Menschen, gegründet auf das Vermögen." Nach konservativer Ansicht soll die Volkswirthschaft — und damit der Produktionprozeß — so eingerichtet sein, daß möglichst jeder Mann Familie und Vermögen habe. Und nun lasse ich wieder Wagener 1861, also dreißig Jahre nach Stahl, darüber reden, inwiefern der Handwerksmeister (auch der zünftige Detailhändler) in unser System paßt: „In Bezug auf den Unternehmer kommt in Betracht, daß die Handwerke viele Meister beschäftigen, welche neben ihrem Gewerbsverdienst (Wagener nennt so den Unternehmergewinn) noch Kapitalrente und Arbeitlohn beziehen und sich deshalb in einer besseren Lage befinden als die bloßen Lohnarbeiter. Es tritt mithin eine günstige Vertheilung des Einkommens ein, während sonst in den Händen weniger Fabrikanten eine große Masse von Gewerbsverdienst und Kapitalrente zusammenfließt, welche zu einem hohen Luxus auffordert." Wir haben eine ähnliche Definition des Bauern durch eine dritte konservative Autorität aus dem Jahre 1849, wie ich hier beiläufig bemerken will. Danach wird es, wenn Handwerker und Bauernstände zahlreich und

blühend sind, eine Masse von vollkommenen Persönlichkeiten mit Familie und Vermögen im Staate geben. Dann aber ist auch die Frauenfrage schon nicht mehr sehr gefährlich. Sie wird vollkommen aus der Welt geschafft — da auch die Beamten fast sämmtlich heirathen, weil sie ein sicheres Einkommen haben —, wenn Glaser-Wageners Projekt zur Ausführung käme, wenn also auch ein Theil der Lohnarbeiter zu Produktivgenossen gemacht würde.

Seit ein Mitglied der durch Frömmigkeit ausgezeichneten Ritterfamilie von Nathusius den Censorenstuhl der Kreuzzeitungredakteure einnahm, hat die konservative Presse die Vertheidigung von Religion und Moral als ihren ersten Beruf angesehen. Ich will ihr nicht folgen, wie ich bisher ein solches Censorenamt mir nicht anmaßte, sondern die Familie einfach als ein — sogar als das — Gesellschaftelement eines modernen europäischen Staates und die Eheschließung als ihren normalen Anfang betrachten. Dabei fällt mir sofort die Aehnlichkeit zwischen der Lehre Stahls und der eines eminenten katholischen Kirchenfürsten, des Kardinals Manning, auf. Manning hat mir wiederholt entwickelt: Die Eheschließung sei der erste, heiligste, wichtigste Vertrag. Jeder andere Vertrag, den ein Verehelichter eingehe, sei nichtig, wenn er den Ehevertrag vernichte, schädige oder mit ihm in Widerspruch stehe. Der Anspruch eines Gatten an den anderen gleiche der alten legalen Hypothek, die schweigend ein Gatte an gewissem Eigenthum des anderen hatte. Hindere ein Arbeitvertrag die vernünftige Ausführung des Ehevertrages, so sei jener ungiltig. Da nun zu lange Tagesarbeit den Mann, gewerbliche regelmäßige Frauenarbeit die Frau an der vernünftig gedachten Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten hindere, so dürfte der Staat Beides nicht dulden. Für die Altkonservativen, deren letzter Wortführer ich leider zu sein scheine, lautet die Frauenfrage: Wie schaffen wir eine Gesellschaftordnung, in der jeder tüchtige Mann zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre heirathen und eine Familie einfach, aber „standesgemäß“ vom Ertrage seiner Arbeit ernähren kann? Wenn solche Grundsätze heute die Regirungen beherrschten, so würde es keine gewerbliche Frauenarbeit, keine zu lange Arbeitzeit für Männer in Stadt und Land und keine unkontrolirte lange Hausarbeit geben.

Der altkonservative Gesellschaftreformplan war in sich in allen Theilen geschlossen. Er ist nur theilweise und auch da nur unvollkommen durchgeführt. Belcredi wollte unmittelbar nach dem Handwerk auch den Detailhändlerstand organisiren, den jetzt der detaillirende Fabrikant oder Großhändler und der Konsumverein zerquetschen. In Folge dieses Stockens der Reform ist der Zustand eingetreten, daß nur wenige Männer im kräftigsten Alter Vermögen oder Einkommen genug haben, um heirathen zu können. Nun bleiben viele alte Jungfern brotlos sitzen und suchen nach Arbeit. Auf dieses Arbeitangebot gründet sich vornehmlich die gewerbliche Frauenarbeit, die theils im Laden oder in der Werkstatt von Unternehmern, theils in der eigenen Wohnung der Arbeiterinnen unter Herrschaft von Zwischenmeistern und zu den elendesten Löhnen geleistet wird. Aus der Frau, die doch die Genossin und Stütze des Bauern, Handwerkers, Arbeiters werden sollte, ist deren gefährlichste gewerbliche Konkurrentin geworden; sie spielt in der wiener Kartonnagefabrik, in der berliner Konfektion die Rolle des chinesischen Arbeiters gegenüber dem amerikanischen Arbeiter in Kalifornien: die Rücksicht auf die bisher billigere Großproduktion und hausindustrielle Pro-

duktion hat die Familienbildung gehemmt und aus Mann und Weib, dem zusammengehörigen Wirthschaftelement, zwei einander auf Tod und Leben bekämpfende Feinde gemacht. Uebrigens arbeiten auch viele verheirathete Frauen in der Schwitzindustrie und können sich um Kinder und Gatten nicht kümmern. Den sogenannten Konservativen unserer Tage scheint diese Sache „farcimen vel farcimentum“ zu sein. Nun hat aber schon Lorenz von Stein den Satz aufgestellt, daß für Geschmacksproduktion das Handwerk mit Kundenarbeit stets existiren werde, und 1893 habe ich in dem Buch „Kapitalismus fin de siècle“ entwickelt, daß die Decentralisirung der Kraft durch Drahtleitung oder Accumulatoren einem großen Theil der jetzigen Fabrikarbeiter, zum Beispiel allen Spinnern und Webern, erlaube, zu Hause zu arbeiten, daß die Werkzeugmaschine im Handwerk nun allgemein werden müsse, daß also eine Rückbildung von der Fabrik zum Handwerk der nächste Fortschritt des Produktionprozesses sein werde. Freilich, Stahlplatten wird man immer nur in den Fabriken der Krupp, Schneider oder Armstrong machen können. Aber Verwendung der mechanischen Kraft, Theilung der Arbeit werden ein neues Handwerk hervorrufen.

Selbstverständlich werden die herrschenden Autoritäten und ihre „Gelehrten“ diese Ansicht totschweigen oder für reaktionäre Phantasien halten, — und nicht nur sie, sondern auch die Sozialdemokraten, für die der Sieg der Fabrik über das Handwerk „Glaubensbekenntniß“ ist. Ich wage dagegen zu behaupten, daß die „Handwerkmaschine“ (ich habe sie „Feldmaschine“ genannt) in der Landwirthschaft den Bauern befähigt hat, den Rittergutsbesitzer an den Rand und theilweise schon in den Abgrund des Bankerotts zu treiben: Sulky- und Gangpflug, selbstbindende Mähemaschine machen es dem Bauer in den Vereinigten Staaten, Argentinien, theilweise Australien, und, dank der Diskontogesellschaft und der Venezuela-Eisenbahn, auch bald in den Llanos von Venezuela möglich, Getreide für einen Preis zu bauen, zu dem es die Rittergutsbesitzer nicht herstellen zu können behaupten. Die „handwerksmäßige“ Bauernlandwirthschaft erschlägt vor unseren Augen die landwirthschaftliche Fabrik, den landwirthschaftlichen Großbetrieb, und wenn ich noch eine Weile leben sollte, werde ich auch noch das Morgarten und Sempach der Großindustrie sehen: Bauer und Handwerker strecken die Ritter von Ar und Schlot in den Staub und ein neuer Uhland wird singen:

„Wie haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Färber so blutig roth gefärbt!“

Panse, der selige Panse, der Schuster der Kreuzzeitung, zur Zeit, da sie noch Wagener fähig und nicht „frumm und dumm“, wie Nathusius, Hammerstein und Genossen, redigirte, Panse als Sieger über den König Stumm!

Ich bin also nicht der Ansicht der Liberalen und Sozialisten, wonach das Handwerk zwischen Großindustrie und Schmutzindustrie zerquetscht werden müsse, sondern glaube, daß bei vernünftiger Gesetzgebung, d. h. bei solcher, die sich dem fortgeschrittenen Produktionprozeß fördernd anpaßt, manche große Fabrik leer werden würde. In schmucken Häuschen für je eine Familie nebst einigen Gesellen und Lehrlingen, mit Garten und Feld dabei, kann das Handwerk überall die Fabrik ersetzen, wo nicht große Kraftmaschinen und gewaltige Arbeitobjekte, wie Schiffskörper und Lokomotiven, hergestellt werden müssen.

Freilich: bleibt unsere Gewerbepolitik, wie sie ist, so werden die im

Handwerk Arbeitenden erst recht elend werden. Auf die hausindustrielle und handwerksmäßige Arbeit erstreckt sich die Arbeiterschutzgesetzgebung und die Inspektion nicht. Die Kraft wird durch Aktiengesellschaften ihnen zugeleitet werden, die Monopolpreise berechnen werden. Die einzelnen Handwerker werden sich bei Arbeitübernahme unterbieten und die Nacht zum Tage machen, sie werden einander eine so ruinöse Konkurrenz machen, daß sie und ihre Gesellen und Lehrlinge schließlich schlechter daran sein werden als jetzt die Fabrikarbeiter. Wo es, wie in Oesterreich, noch oder wieder Zwangszünfte giebt, kann man vielleicht die „Zwischen"- oder „Schwitz"-Meister der Zunft einreihen und unter die Aufsicht der Zunftbehörden stellen, wenn sie aber keine „Befähigung" nachweisen, ihnen das Handwerk legen. Einige von ihnen sollen bis zu einem Dutzend weiblicher Dienstboten halten und diese für Großgeschäfte arbeiten lassen. Solche Mädchen würden in Preußen sogar nach der Gesindeordnung behandelt und mit gelinder körperlicher Züchtigung bedacht werden dürfen. Dieser Theil der „Schwitzarbeiter" würde dann vom Normalarbeitstag, wenn er auch auf das Handwerk ausgedehnt sein wird, und von den gewerblichen Hilfskassen profitiren. Bleiben die „verschämten" Frauenarbeiter, die Beamtenfrauen, Wittwen und Töchter, die im Hause arbeiten, diese Arbeit als „standeswidrig" verbergen und der ärgsten Ausbeutung ausgesetzt sind. Sie arbeiten auf Accord. Da ließe sich wohl auch Etwas thun. Die Bestimmung von Minimallohnsätzen für Stückarbeit hat bekanntlich Rodbertus viel beschäftigt und ich habe zuerst sein berühmtes Projekt des „Werkarbeitstages" zum Druck gebracht. Die Lohnfixirung für Tage- und Stücklohn spielt dann eine bedeutende Rolle bei Manning, kam von ihm durch mich an den Franzosen Henri Lorin, durch ihn in die Freiburger „Katholisch-Soziale Konferenz" und auf diesem Umwege nach Rom. Sie spielt eine Rolle in der Arbeiterencyklika von 1891 und als „Familienlohn" in der jetzigen katholisch-sozialen Agitation in Belgien.

Was ganz utopisch erschien, wird jetzt „aktuell" gegenüber der modernen Hölle, welche die wiener Frauenarbeitenquete unseren entsetzten Augen öffnet. Herr Lecher sagt, es giebt nur 600000 arbeitende Personen im inkorporirten Handwerk und 640000 im Schmutz- und Schwitzhandwerk Cisleithaniens; Das sind zum großen Theil unselige Mädchen und Frauen, Gebärer des künftigen Geschlechtes, von denen man nicht mit Heine sagen kann:

„Unsre Fraun gebären Helden,
Unsre Jungfraun thun das Selbe."

Man hat uns vorgeworfen, wir seien Feinde der Maschine, der Großindustrie, und das Handwerk sei doch nicht lebensfähig, weil es die Maschine nicht benutzen könne. Der Antisemit Geßmann gab im wiener Reichsrath die Maschinenfähigkeit des Handwerks zwar zu, fragte aber, woher die Handwerker das Geld zum Ankauf der Maschinen nehmen sollten? Nun, nach Glasers Rezept, aus ihrem eigenen, in den Sparkassen liegenden Vermögen! Es wird dann sicherer angelegt sein als auf Landhypotheken bei fallender Grundrente. Bis jetzt hat das Geld der Armen oft dazu gedient, Großgrundbesitzern billiges Hypothekenkapital zu gewähren, wobei nun bereits verloren wird. Charakteristisch ist, daß eine solche Sparkasse das Gut Ludom des früherem Kreuzzeitungredakteurs von Nathusius bei dessen finanziellem Zusammenbruch ankaufen mußte. Ueberhaupt ist die Anlage der Sparkassenfonds eine antisoziale und noch dazu unsolide. Sie

locken das Geld aus den Taschen der ordentlichen Arbeiter und kleinen Leute, die noch in der glücklichen Ausnahmestellung, sparen zu können, sich befinden, in die großen Kapitalreservoire hinein, wirken kapitalkonzentrirend, in einer Zeit, wo das Kapital leider schon zu sehr konzentrirt ist, sie vergrößern dessen Macht über Arbeiter und kleine Leute durch die eigenen Beiträge der Armen. Ihre Fonds werden zu zwei Dritteln in Hypotheken, oft sogar auf Großgrundbesitz, und in Staatspapieren angelegt. Dadurch ist der sogenannte Bodenwerth und sind die Rentenkurse auf eine gefährliche Höhe getrieben worden, auf der sich der Bodenwerth jetzt schon nicht mehr halten kann und von der die Kurse sofort stürzen, wenn Unruhe oder Kriege ausbrechen. In solchen Fällen wird ein Theil des Verlustes auf die Besitzer der Spareinlagen abgewälzt werden müssen, die doch von jener doppelten Hausse keinen vorhergehenden Vortheil hatten.

Die Gewerbeordnung von 1883, so sagt man, trifft keine genügende Vorsorge für Gesellen und Arbeiter, überläßt sie schutzlos der Ausbeutung der Meister, der Normalarbeitstag, gesetzlich für Fabrikarbeiter, schützt Handwerksgehilfen nicht. Ich habe einen Entwurf zu einem Normalarbeitstaggesetz, den Wagener und ich vor zwanzig Jahren für den Fürsten Bismarck ausgearbeitet haben, dem Grafen Belcredi mitgetheilt. Wenn es ihm nicht möglich war, ein so gutes Gesetz durchzubringen und auch auf Gesellen und Lehrlinge auszudehnen, so muß er auf einen unüberwindlichen Widerstand gestoßen sein. Der Entwurf sah $56^1/_2$ Arbeitstunden pro Woche vor. Das österreichische Elfstundengesetz kann leicht geändert undauf das Handwerk und die Lohnlandarbeit ausgedehnt werden. Mangelnde Sorge für Gesellen und Lehrlinge ist gewiß die schwächste Seite des Gesetzes von 1883, aber der Schaden ist heilbar. Jene Gewerbeordnung sieht doch wenigstens Kassen für das Hilfspersonal vor und sticht, glaube ich, glänzend ab von dem Gesetzentwurf zur Gründung landwirthschaftlicher Genossenschaften, den Graf Ledebur neulich vorgelegt hat. Dieser Entwurf enthält gar keine den Arbeitern nützliche Bestimmung, schließt sie, selbst wenn sie kleine Grundbesitzer sind, von den Genossenschaften der Grundeigenthümer aus, weist aber die Regelung der Arbeitverträge und Kontrakte den Zwangskorporationen der ländlichen Arbeitgeber ohne Betheiligung der Arbeiter zu und bildet aus jenen Schiedsgerichte für Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Dadurch würde eine neue Form von Patrimonialgerichtsbarkeit geschaffen werden, wie sie in Oesterreich bis 1848 gegolten hat und vom Landvolk noch nicht vergessen ist. Der ernsthafte Versuch, sie wieder zu beleben, wird das Landvolk der Sozialdemokratie zuführen, wie das Aufgeben der von Belcredi begonnenen sozialen Reformgesetze die Handwerker der antisemitischen Partei ausgeliefert hat. Gerade die wachsende Macht der Antisemiten beweist, daß das Handwerk nicht tot, sondern noch sehr lebensfähig ist.

Wenn ich die Pläne der Konservativen ansehe, wie sie vor dreißig Jahren bestanden, und sie mit dem Wenigen vergleiche, das davon ausgeführt wurde, wenn ich dann noch die hochbegabten Männer v. Thünen, Lorenz v. Stein, Rodbertus, Stahl, Glaser, H. Wagener u. A. mit den jetzigen machthabenden Politikern in Wien und Berlin vergleiche, — dann fühle ich mich fröstelnd auf der Schwelle des Zukunftstaates, in den ich doch nicht mehr eintreten möchte

Wien. Dr. Rudolf Meyer.



Selbstanzeigen.

Aus Bismarcks Zeit. (1879—1895.) Vaterländische Gedichte von Eugen Schwetschke. Heidelberg 1896, Petters. Preis 2,25 Mark.

Lust und Leid der Zeitgeschichte
Spiegeln sich im Zeitgedichte.

Vaterlandsliebe und Heldenverehrung trieben mich, Lust und Leid deutscher Reichsgeschichte fast zwei Jahrzehnte hindurch in Tagesgedichten wiederzuspiegeln. Was das gesunde menschliche und natürlich nationale Gefühl bei einer Menge großer und kleiner Ereignisse empfand, suchte ich in dichterischer Form zu einfachem, allgemein verständlichem Ausdruck zu bringen. Die meisten Gedichte gruppiren sich, wie die Ereignisse selbst, naturgemäß um die Vollgestalt unseres Nationalhelden Bismarck. Daß ich die vor Allen den beiden anderen deutschen Erzhelden Wilhelm dem Ersten und Moltke gezollte volksthümliche Verehrung ebenfalls im Liede festzuhalten suchte, versteht sich von selbst. Der Inhalt der Gedichte, der im Ganzen die durch mancherlei Gegensätze belebten Geschehnisse in geschichtlicher Reihenfolge wiedergiebt, knüpft an folgende drei Hauptarten von Ereignissen und Stimmungen in Deutschland an. Erstens an deutsche Geisteskämpfe: die letzte Zeit der Abwehr der gefährlichen Herrschaftgelüste Roms in Preußen unter Falk. Dann an Bismarcks verschiedene bittere, theilweise vergebliche Fehden mit dem ihm „nicht imponirenden" Reichstage, der, in persönlich feindsäliger Kleinlichkeit dem jetzigen ähnlich, nicht eher als unter dem Druck eines im Volke ausbrechenden Entrüstungsturmes dem Reichsschöpfer für das Auswärtige Amt die verlangte nöthige Hilfskraft bewilligt. Unbelehrbar aber in seinem Parteigrößenwahn, wird er später wegen Verweigerung der siebenjährigen Heeresstärke aufgelöst und ein neu gewählter Reichstag zeigt wiederholt besseres Verständniß für des Reiches Würde und Schutz. Bismarcks Rede vom sechsten Februar 1888 („Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!") bildet hier den Höhepunkt des Ruhmes vom Reichskanzler und Reichstag. Auch die Stimmungen gegen England, Frankreich und Rußland finden ihre Stelle. Zweitens erinnern die Gedichte an deutsche Fest- und Freudentage, wie die Vollendung des kölner Domes, die Enthüllung des Niederwalddenkmals, mehrere Sedantage, Geburtstagsfeiern der greisen Recken des Dreigestirnes, besonders an Bismarcks siebenzigsten und achtzigsten, Moltkes achtzigsten und neunzigsten und des alten Kaisers neunzigsten Geburtstag, ferner an des jetzigen Kaisers Thronbesteigung und das Jubiläum von Kaiser und Reich. Diese Reihe wird unterbrochen durch Erinnerungen an deutsche Trauertage: den Tod der Kaiser Wilhelm und Friedrich und des Reichsbegründers Entlassung. Zwischen alles Dies mischen sich andere ernste und frohe, wenn auch nicht gleich bedeutsame oder für das Volksgemüth gleich wichtige Ereignisse. Die hundertvierundvierzig Gedichte, die zum Theil bald nach ihrem Entstehen durch die Tagespresse veröffentlicht wurden, erscheinen hier (darunter das oft gesungene Lied: „Bismarck Heil! dem einzig Einen") mehrfach gefeilt oder zu leichterem Verständniß für die nach uns Lebenden inhaltlich ergänzt und mit geschichtlichen Anmerkungen versehen. Einigen

durch besondere Veranlassungen in lateinischer Sprache entstandenen Gedichten sind deutsche Nachdichtungen beigefügt. Der Hauptzweck dieser zeitgeschichtlichen Gedichtsammlung ist, durch liebevolle Versenkung in deutscher Neuzeit Glück und Leid beizutragen zur Stärkung von Vaterlandsliebe und dankbar nacheifernder Vehrehrung wahrer Helden, deren größten, den Namengeber seines Zeitalters, ein gütiges Geschick noch geistig frisch aufrecht unter uns wandeln läßt.

Heidelberg. Dr. Eugen Schwetschke.



Was sagt Shake-speare? Die Selbstbekenntnisse des Dichters in seinen Sonetten. Ein Beitrag zur Shakespeare-Bacon-Frage. Berlin 1896. Verlag von Schuster & Loeffler.

Die 154 Sonette Shakespeares, die ein zusammenhängendes Ganze bilden, sind unter seinen Werken das einzige, dem bis jetzt eine das Verständniß vermittelnde Erklärung fehlt. Die Geschichte der Sonettendeutung, die ich in meinem Buche in großen Zügen gegeben habe, ist eine der unterhaltendsten Tragikomoedien der Wissenschaft. Das Dunkel und die Rathlosigkeit haben denn auch bewirkt, daß diese Gedichte, trotz dem Namen ihres Verfassers, dem großen Publikum so gut wie unbekannt geblieben sind. Die Hoffnung, biographische Andeutungen zu finden, zu der lyrische Auslassungen am Meisten berechtigen, führte auf dem allgemein eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele. Der Sinn der Sonette ist eben so dunkel wie die Ueberlieferungen von dem persönlichen Leben, ja überhaupt von der Person des Dichters. Die Theorie, daß nicht Shakespeare, sondern Bacon der Dichter gewesen sei, ist bekannt; ist sie richtig, so liegt es nahe, daß die persönlichen Gefühle, das innere Seelenleben des Geheimnißvollen unter einem höchst seltsamen und schmerzlichen Zwiespalt gelitten haben müssen. Ein Zeugniß dieses inneren Zwiespaltes und dieser seltsamen seelischen Zustände suchte ich nun in den lyrischen Bekenntnissen des Dichters; und ich glaube, es gefunden zu haben. Denn gleichzeitig schwindet — unter der Voraussetzung der Bacontheorie — jede Schwierigkeit der Deutung und das bisher Unverständlichste wird verständlich. Ich glaubte dennoch, als captatio benevolentiae, und weil ja jede menschliche Weisheit Stückwerk ist, die hypothetische Form sowohl in der Auslegung der Gedichte wie bei der Anwendung der Bacon-Theorie streng wahren zu müssen. Allein wie die auseinander gerissenen Theile eines Dokumentes, so passen diese beiden Theorien aneinander. Und Das ist, meines Erachtens, der höchste überhaupt mögliche Wahrscheinlichkeitbeweis für Beides. Ich habe namentlich Werth darauf gelegt, die verbreitete Ansicht zu widerlegen, als sei die ganze Frage ein fruchtloser Gelehrtenstreit. Ich habe auf die Bedeutung der Frage für die Kultur unserer Tage hingewiesen und angedeutet, wie uns aus ihrer Lösung eine neue Psychologie des genialen Schaffens und des Schaffens überhaupt erblühen kann

Borkum. H. Häfker



Das große Geheimniß! (Shakespeare oder Bacon.) Satire von Franz Hauptvogel. Leipzig, Konstantin Wilds Verlag.

So oft liest man ein wissenschaftliches Werk, ist einfach entsetzt darüber und kann es doch nicht klipp und klar widerlegen. So geht es Vielen in der Shakespeare-Bacon-Frage. Die leichteren Gewissen freilich unterwerfen sich der in landläufiger Polemik nicht sogleich angreifbaren Logik dieser wissenschaftlichen Forschung. Den Anderen aber, die gern ihre widerstrebende Meinung auch begründen wollen, möchte diese Satire beispringen. Vor Allem mußte die Hohlheit jeder Forschung festgenagelt werden, die angeblich bescheiden selbst sagt, sie betrachte Etwas nur von einer Seite. Mit seiner Einseitigkeit kann nur der Beschränkte prahlen. Diese Beschränktheit der Anschauung, die keinen Blick für das Ganze, für das Wesentliche, das wirklich Große hat, feiert gerade in unserer Frage Triumphe; sie sollte gehörig blosgestellt werden. Aber das einmal angesponnene Gedankennetz will die Satire zu Ende weben. Sie wendet sich nicht nur gegen eine Afterwissenschaft, sondern gegen die ganze Wissenschaft, so weit diese meint, absolut sein zu dürfen. Sie geißelt als den größten Fehler unserer Zeit die Ueberschätzung wissenschaftlicher Forschung, der doch jeden Tag zu den alten auch noch neue Denkfehler nachgewiesen werden. Es heißt, Alles auf den Kopf stellen, wenn die Wissenschaft nicht aus dem Leben, sondern das Leben aus der Wissenschaft schöpfen soll, wenn sie das Leben, anstatt ihm zu dienen, meistern will. Dem wahrhaft Gebildeten, der die Wissenschaft aufgenommen und verdaut hat, wird nur das pulsirende Leben, die lebendige Welt und sein eigenes beseeltes Auge, in dem sich Alles wiederspiegelt, seine lebendige Vernunft und sein Gefühl, mit dem er Alles durchdringt, der Maßstab sein, mit dem er alle Erscheinungen mißt, — auch den Engel Wissenschaft, der nun doch einmal auf ewig aus dem Himmel, der ewigen Wahrheit, vertrieben bleibt.

Leipzig. Franz Hauptvogel.



Das Goldland.

Lionel Phillips, so wurde jüngst erzählt, soll als Vertrauensmann der Wernher, Beit von Johannesburg nach Neuseeland übersiedeln. Dieses Gerücht beweist nicht etwa, daß die Großen Transvaal für abgegrast halten, sondern, daß sich beträchtliche Hoffnungen jetzt wieder auf den fünften Erdtheil richten. Neuseeland ist nicht Westaustralien, das an Wassermangel leidet und dessen Minengesellschaften in London einen so schlechten Markt haben, daß Verkaufsordres sehr oft mit dem Vermerk: „no buyers“ unausgeführt zurückkommen. In den Neuseelandswerthen hat vor Allem Rothschild seine Hand, Kauf und Verkauf soll ziemlich schlank abgewickelt werden und es ist möglich, daß mit der Zeit ein Theil des Goldaktienhandels

von dem afrikanischen ablenkt, obgleich die Engländer immer wieder behaupten, daß sie selbst die riesigsten Geldsummen furchtlos in Südafrika hineinstecken würden.

Deutschlands Interesse ist da unten bekanntlich recht erheblich, unter Anderem auch wegen der glänzenden Verwendung, die unser großer Ueberschuß an technischen Kräften dort findet. Die Beziehungen unserer Industrie zum Transvaal haben sich nun seit Monaten etwas verändert. Früher wünschten die deutschen Großinteressenten von unserer Regirung noch Einiges mehr als eine bloße Protektion der dumm und plump überfallenen Republik. Sie machten Herrn von Marschall auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die unter der Präsidentschaft des Ohms Paul jeder Minenindustrie ohne Unterschied der Nationalität bereitet würden. Und während die Herren auf politische Reformen gern verzichten wollten, ja sie als Chimäre hinstellten, betonten sie desto stärker die Nothwendigkeit einer Aufhebung der zahlreichen Monopole, die einst verschiedenen Geschäftsleuten zu Liebe eingeführt worden waren und im Lauf der Zeit eine wirre Vielheit von Sonderrechten Einzelner geschaffen hatten. Das so schädliche Cyanidmonopol ist schon geschildert worden; aber was sagt man z. B. zu einem Backsteinmonopol? Gegen solche Abnormitäten, zu denen auch die hohen Frachten der Bahnen gehörten, wünschte unsere deutsch-afrikanische Gruppe eine freundliche Beeinflussung der Transvaal-Regirung. Herr von Marschall ließ sich aber auf nichts ein; und erst später, als England wegen unserer Gefälligkeit bei der egyptischen Frage in Südafrika sanftere Saiten aufzog, glaubten die Herren Goerz und Genossen die Haltung unseres auswärtigen Ministers verstanden zu haben. Inzwischen hatten es aber unsere Landsleute in Johannesburg nicht sehr gut, da in dieser größten Stadt Transvaals die Engländer überwiegen. Wir werden später sehen, daß sich seitdem Manches gebessert hat, obgleich die politische Lage selbst noch verworren genug aussieht. Rhodes ist zwar durchaus nicht tot, wie unsere Müller und Schulze gern von ihm sagen, denn ihm gehört noch Rhodesia, also der größte Theil der ungeheuren Randmines; allein er hat es mit den Afrikanders verdorben und Das ist schlimm für ihn. Diese mächtige Partei hatte ihn früher aufs Schild erhoben und sie fühlt sich in ihrer holländischen Stammverwandschaft jetzt durch den Putsch gegen die braven Buren empfindlich beleidigt. Und weil sie weitere Angriffspläne der Rhodesier wittert, läßt sie kein Mittel unversucht, um den energischsten und fähigsten Mann in ganz Südafrika möglichst rasch kampfunfähig zu machen.

Wie stellt sich nun zu Alledem die Stimmung des Sharesmarktes? Der londoner Kurszettel zeigt, daß Goldshares seit dem verhängnißvollen Dezember 1895 etwa vierzig Prozent verloren haben, und zwar bei dem relativ kleinen Kapital von damals. Erst im Juni dieses Jahres, als von der Befreiung der Rädelsführer gesprochen wurde, trat ein kurzer Aufschwung ein, bald aber wurde das Geschäft so still wie seit Jahren nicht. Die Pariser nämlich, die in die Seebäder wollen, realisiren, — in der bei ihnen stets gewohnten Absicht, später bei besserer Tendenz theuerer zu kaufen. Diese Realisationen drücken auch auf den londoner Markt, der von mancher Seite eher als aufnahmefähig hingestellt wird, trotzdem Wernher, Beit und Rhodes ihre Sachen zum Mindesten nicht steigen lassen. Ein anderer Großer, Herr Barnato, hat seine Papiere wohl zu halten gesucht; er trat auch offen zu Gunsten der gefangenen Reformer ein und wurde dafür von dankbaren Börsenleuten in Johannesburg, wie ein Heldentenor, auf die Schultern gehoben.

Abwärtsmanipulationen in den von deutscher Seite kontrolirten Werthen dürften selbst so brutalen Geldmächten wie den Beit und Konsorten schwer fallen, da ihnen diese Stücke nicht so willig zu Gebote stehen. Das ist auch der Grund, weshalb alle jene „deutschen“ Minenaktien verhältnißmäßig besser gehalten sind. Bei uns ist die Spekulation keine so tagesartige wie in Paris und zu den reduzirten Kursen treten immer neue Käufer hinzu. Wie viele Leute bei uns zu Minenspekulanten geworden sind, Das läßt sich bei der in deutschen Landen geheuchelten Entrüstung gegen das Börsenspiel gar nicht ahnen. Aber die transfers, die Uebertragungbogen, liefern den erstaunlichen Beweis, daß unser Volk vom Herzog bis zum Schornsteinfeger und von Königsberg bis zum Schwäbischen Meere die Goldshares liebt und zu schätzen weiß. Und welche Umständlichkeit kostet so ein Geschäft! Der deutsche Käufer zahlt sein Geld ein und erhält dafür niemals die wirklichen Aktien, sondern zunächst einen Transferbogen, der einmal unterzeichnet werden muß. Dieser Bogen wird dann später gegen ein Share-Certifikat ausgetauscht, das der Bequemlichkeit wegen zumeist in London bleibt, wo ja doch die Verkäufe wieder stattfinden. Der Stempel ist sehr hoch, je 2 Shilling 6 Pence und ein halbes Prozent Steuer vom Betrage, Beides zu Lasten des Käufers. Neuerdings ist es noch zweifelhaft geworden, ob auch bei uns eine Steuerpflichtigkeit vorliegt, und es schwebt deshalb ein Prozeß. Aber selbst die doppelte Steuer — in England und bei uns — würde die Neigungen unserer reichstreuen Käufer kaum beeinträchtigen. Ein kleines Gegengift wäre freilich zu finden. Wenn man nämlich verhindern könnte, daß einzelne londoner Makler, was gar nicht erlaubt ist, sich Einsicht in die Transferbücher verschaffen und dann den so erschnüffelten deutschen Adressaten fortwährend Neues empfehlen. Das ist ein Reiz, dem so Mancher nicht widerstehen kann. Die Firma Goerz hat neben ihrer Kommanditirung in Johannesburg noch ein weiteres Syndikat gebildet, so daß ihre Kapitalkräfte gewachsen sind. Den Wünschen unserer Regirung entspricht Das freilich noch lange nicht, denn unseren leitenden Beamten fehlt noch das Verständniß für Alles, was die Hochfinanz ohne Publikum hinter sich leisten kann. In Johannesburg nennt man Goerz limited wohl auch „Goerz beschränkt“, — Leute, die nicht in die Tasche zu greifen haben, können eben leicht Witze machen. Im Uebrigen sind weniger der Langsamkeit jener Firma als ihrem ewigen Depeschiren nach Berlin Vorwürfe zu machen. So waren ihr bekanntlich zuerst für Simmer & Jack große Felder offerirt und sie ließ die sieben Tage Frist so verstreichen, daß die Goldfields of South-Africa noch rechtzeitig zugreifen konnten. Die Deep Levels bei Meyer & Charlton gingen in der selben Weise an die Wolhuters verloren. Diese Deep Levels, die mit kleinem Kapital geradezu blendende Aussichten bieten sollen, hätten der Meyer & Charlton-Company noch eine längere Lebensdauer — von vielleicht bis zu dreißig Jahren — ermöglicht.

Interessanter noch ist das Bild, das die Papiere der durch den Aufstand Kompromittirten, der Beit und Rhodes, bieten. Randmines sind von circa 47 auf 30 Pfund Sterling zurückgegangen, stehen also noch immer 3000 Prozent. Das ist nicht zu hoch, wenn man bedenkt, daß nach dem letzten Bericht 30 bis 40 Pfund Sterling Buchgewinn vorhanden ist, der allerdings jetzt nicht zu realisiren ist. Doch würde der Kurs wohl beträchtlich unter 30 Pfund Sterling stehen, wüßten die Besitzer nicht, daß die mächtigsten Hände einen schlimmeren Preisfall verhindern

würden. Von den 332 708 Shares haben Wernher, Beit mehr als die Hälfte. Vor Jahren hat die Firma ihren schweren Besitz an Deep Levels zum Kostenpreise in die Randmines-Company gelegt; durch diese seltene Uneigennützigkeit hat das Haus aber erreicht, daß ihm bei einer Dividende von mehr als 100 Prozent von allen Erträgnissen, auch aus Terrain und Liquidation, 25 Prozent zufließen. Da die Wernherleute als Hauptaktionäre es nun in der Hand haben, die Dividende beliebig hoch erklären zu lassen, so ist bereits der Plan aufgetaucht, den erwähnten Vertrag mit 70 000 oder 100 000 Reserveshares abzulösen. (Der Share steht, wie gesagt, circa 30 Pfund Sterling.) Das ist charakteristisch, weil damit bewiesen wird, wie eine Anzahl sonst ganz praktischer Menschen eine Dividende von 100 Prozent noch immer für möglich hält. Die Deep Levels, die bisher angebaut sind, liegen natürlich an der Oberfläche und sind noch nicht sehr gut; in einigen Jahren werden aber wohl die meisten im Betriebe sein und dann die glorreichen Schätzungen von Schmeißer und Hamilton Smith zu erfüllen haben. Die Deep Levels sind im Werthe ungeheuer gestiegen; ich führe Jumpers an, mit 50 000 Pfund Kapital, jetzt 500 000 Pfund Sterling.

Die Goldfields of South Afrika haben Herrn Rhodes ein besonders taugliches Objekt zum Schwindel gewährt. Er und Rutt war Life Governor, und zwar für die ersten fünf Jahre ohne Gehalt, aber mit Tantieme; als ihnen diese 1894 je 300 000 Pfund Sterling abwarf, ließen sich die Ehrenwerthen diese Tantiemen kapitalisiren. Sie erhielten als Ablösung je 100 000 Pfund Sterling Goldfield deferred Shares zu 1 Pfund Sterling, die damals noch immer 12 Pfund notirten, nachdem sie vorher schon den Kurs von 19 erreicht hatten. Jetzt ist der Kurs nur $^1/_2$ Pfund Sterling. Rhodes und Rutt mußten sich noch zu mehrjährigem Dienst verpflichten. Entweder wußten sie also schon, daß eine andere politische Konjunktur käme, oder sie waren über die Möglichkeit weiterer Erträge besser unterrichtet. Denn damals waren auf die Berichte Schmeißers alle Outcrops kolossal gestiegen, während das Publikum immer auf die Deeps sah. Die Goldfielddeeps umfassen ein Kapital von 600 000 Pfund Sterling.

Und die so viel genannte Chartered Company? Die Aktien sind von $8^3/_4$ auf 3 Pfund Sterling gefallen. Inzwischen ist aber das Kapital noch einmal um 500 000 Pfund Sterling ($3^1/_2$ Pfund Sterling pro Aktie) verwässert worden. Außerdem wurden zur Betreibung des Matabelekrieges $1^1/_4$ Million Pfund Sterling Debentures ausgegeben; der Krieg kostet die Company wöchentlich 40 000 Pfund Sterling. Es wären noch mehr Debentures ausgegeben worden, wenn nicht die Statuten verböten, daß die Bonds mehr als die Hälfte des Aktienkapitales ausmachen. Eventuell müssen also noch neue Aktien ausgegeben werden. Jene Debentures scheinen aber nicht genommen worden zu sein. Zuerst sollte sie ein Konsortium bereits eingethan haben. Dann klagten angeblich einige Aktionäre darüber, daß man sie nicht betheiligt habe, obwohl sie doch den Schaden an ihren Aktien hätten. Da die Company nun sofort nachgab und den Aktionären auf je 50 Prozent ihres Besitzes die Debentures zum Kurse von 97 überließ, muß doch der Anleihebetrag noch zu haben gewesen sein. Jedenfalls ist die Entwickelung dieser Company mit ihren $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling Aktien auf mindestens ein Jahr verschleppt. Das käme bei der Größe des Chartered-Landes kaum in Betracht, wenn nur der Erzgehalt sehr ergiebig wäre.

Bisher handelt es sich aber um nur 2 bis 3 Reefs, die auch noch nicht gut aussehen. Ohne Rothschild und Wernher, Beit & Co. wäre an einen Sieg der Gesellschaft über die jetzigen Nöthe kaum zu denken. Und dabei sind die Entschädigungen an die Ansiedler in Mashonaland in Folge des Matabelekrieges noch eben so wenig gerechnet wie die großen Ansprüche von Transvaal. Einzelne Minenaktien sind auch aus inneren Gründen flau. Da war der Arbeitermangel, dem jetzt die deutsche Gruppe wenigstens durch eine Native Labour Supply Association abzuhelfen beginnt. Außerdem eilen die Kaffern, nachdem sie ihr Vieh verloren haben, wieder in die Minen. Ferner hatte Alles durch die lange Trockenheit gelitten und dazu kam noch die Rinderpest, die mit zum Entstehen des Matabelekrieges beitrug, weil die Eingeborenen das angeordnete Töten ihres Viehes mißverstanden. Inzwischen sind die gefallenen Rinder bekanntlich durch Maulthiere ersetzt worden. Bei anderen Gesellschaften, z. B. den an sich guten Geldenhuis, sanken die Aktien wegen schlechter Verwaltung von $7\frac{1}{2}$ auf $3\frac{3}{4}$ Pfund Sterling. Nun ließ sich Goerz hineinwählen; seitdem ist auf eine bessere Kontrole zu hoffen.

Nach manchen, namentlich deutschen Meinungen wäre aber die südafrikanische Mineninduſtrie zu gesund, als daß nicht auch ohne die londoner Sterne, die vorläufig nicht mehr strahlen wollen, ein baldiger Wiederaufschwung möglich sein sollte. Im Gegensatz zum englischen Markt hoffen unsere Optimisten sogar auf eine rasche Besserung; sie verweisen auf die wahrscheinlich besseren Ausweise des Juli, die die höchsten des vorigen August noch übertreffen sollen, und auf die großen Geschäfte, die in Vorbereitung sind: die Verschmelzung des Main-Reef, des Anglo-Tarsiß und des Nabob mit zusammen 800 000 Pfund Sterling. Durch solche Zusammenlegungen wird an Spesen um so mehr erspart, als das Gebiet jeder dieser Gesellschaften von dem der anderen vielfach durchquert wird. Ferner wird behauptet, daß die freigelassenen Reformer jetzt auf die Politik verzichtet haben und nur noch Geld verdienen wollen, — was ja auch ihrer innersten Natur mehr entspricht. Auch die Maßregeln der Transvaalregirung gegen den Schnapsverkauf werden als sehr segensreich hingestellt. Die Deutschen hatten in ihren früheren Eingaben immer behauptet, daß sie ohne die Schankfreiheit ein Drittel ihrer Arbeiter sparen könnten. Die Verbesserung nach dieser Richtung trifft die große alte Firma Marks & Lews, Leute, die mit ihren Kohlengruben und Terrains vielleicht über einen noch gediegeneren Reichthum als Wernher, Beit verfügen, die sich aber nie in die Politik gemischt haben. Sie wollten sogar einmal die Delagoabai kaufen, um sie an Transvaal zu geben. Es ist viel, daß sich die schlaue Händlerrepublik dazu aufraffen konnte, gegen ein derartiges Haus einen solchen Schlag zu führen. Endlich führt man auch noch das blendende Argument ins Gefecht, daß die Goldminen nach ihrer dereinstigen Erschöpfung noch als Terrains einen wachsenden Liquidationgewinn ergeben müßten. Doch hört man auch wieder von Unterrichteten, daß die Engländer gegen das Transvaal noch immer finstere Pläne hegen. Der aber sogar, der einer Burenherrschaft das britische Imperium vorzieht, wird eine Regung bei der Niederwerfung des Einfalles wonnig empfunden haben: daß man doch mit Geld noch nicht Alles durchsetzen kann.

Pluto.



Liller Lehren.

Der brave Grenadier Chauvin, der begeistert für die napoleonische Herrlichkeit schwärmt und träumend selbst in blutrünstigem Kriegerruhm schwelgt, hat ein seltsames Schicksal erlebt. Er stammt aus Cogniards Lustspiel La cocarde tricolore, das 1831 in Paris aufgeführt wurde, war dann auf bunten Bilderbogen eine stehende komische Figur, die einen falschen, verblendeten Patriotismus lächerlich machen sollte, und rückte endlich, ganz sacht, in die dankbarere Rolle eines Nationalheiligen empor. Daß Helden dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, ist, namentlich im Lande Boulangers, keine seltene Erscheinung; nicht ganz alltäglich aber ist der Anblick, daß aus einem Witzblatttypus ein gefeierter Volksheld wird. Der neue miles gloriosus hat uns diesen Anblick gewährt; wir haben ihn seit dem großen Kriege allmählich in den merkwürdigsten Vermummungen kennen gelernt und es sieht fast so aus, als sei er, um auf der Scheitelhöhe der Zeit zu stehen, jetzt in die Kämpferfront der Sozialdemokratie eingetreten. Jedenfalls war es ein lustiger Zufall, daß auf dem liller Parteitage der eben geeinten französischen Sozialdemokratie der erste Redner, der über die Finanzlage zu berichten hatte, gerade Genosse Chauvin hieß. Der Mann ist gewiß ein guter, unentwegter, zielbewußter Genosse; aber es scheint, trotz allem Gelärm der Sozialistenpresse, daß auch unter den röthlich angehauchten Schaaren der Fabrikstadt Lille ein hitzig schäumendes Nationalgefühl, das man eher schon Chauvinismus nennen kann, noch sehr verbreitet ist. Wenn wirklich die überwiegende Mehrzahl aller organisirten Arbeiter dort dem Gedanken der Internationale gewonnen wäre, dann hätten die Ausschreitungen gegen die deutschen Brüder, die Herren Liebknecht, Singer und Fischer, in der Industriestadt nicht den Umfang annehmen können, den sie thatsächlich angenommen haben. Zwar hat die sozialistische Presse rasch eine Begründung gefunden: der Lärm war arrangirt, weil die Genossen, die in der Mairie herrschen, beseitigt werden sollten, ehe sie einen Millionendiebstahl der früheren, bürgerlichen Stadtverwaltung enthüllt hätten. Die Meldung schmeckt aber doch bedenklich nach Kolportage; sie verräth nicht, warum gerade die Deutschen beschimpft und bedroht, gerade in ihre Fenster Steine geworfen wurden. Die nicht im offiziösen Dienst stehenden französischen Zeitungen sagen denn auch ganz offen, es habe sich um eine nationale Kundgebung gegen die Preußen gehandelt, die es wagten, als Vertreter eines feindlichen, hassenswerthen Volkes in der Vaterstadt Faidherbes, des allzu laut gepriesenen Siegers von Ham, zu erscheinen. Die Sozialdemokraten dürfen nicht zugeben, daß auch in ihren Reihen noch Nationalrachsucht und Rassenfeindschaft zu finden ist; denn da in einem einzelnen Lande, selbst wenn das Proletariat dort die politische Macht erobert hätte, eine sozialistische Gesellschaft nicht aufgebaut und erhalten werden könnte, stände es, ohne ein fest eingewurzeltes Internationalgefühl, schlecht um die Aussichten des Einbundes, den Herr Singer in London als den nahenden Ueberwinder des Zweibundes und Dreibundes gefeiert hat. Der Sozialdemokratie fehlen in allen Ländern seit Lassalles Tode die Politiker; überall herrschen die marxistischen Theoretiker, die Alles von der kapitalistischen Entwickelung erwarten und jeden über die Landesgrenzen hinausblickenden Politiker einen Mordspatrioten schimpfen oder ihn höchstens wie einen armen, in Bourgeoisvorurtheilen befangenen ideologischen Narren belächeln. Wären Guesde und Lafargue Politiker, wäre Jaurès mehr als ein ungewöhnlich begabter Agitator, dann

hätten sie die Psychologie ihres Volkes besser erkannt, sie hätten zum Kongreßort nicht eine Grenzstadt erwählt, wo immer — siehe die Industriestädte des Saargebietes — der Pulsschlag des Volksthumes besonders kräftig ist, und sie hätten dem rothen Maire Delory nicht gestattet, den in erklärtem Krieg mit dem Staat lebenden Genossen im Rathhause einen offiziellen Empfang zu bereiten. Wir aber dürfen uns ihrer Kurzsichtigkeit freuen, denn sie hat uns, vielleicht zu rechter Zeit noch, eine ernste Lehre zugänglich gemacht; nur die ausbündige Thorheit unserer Presse, die nie, niemals das Interesse ihres Landes zu wahren weiß, kann sich der Schadenfreude darüber hingeben, daß gerade sozialdemokratische Reiseredner das Opfer der chauvinistischen Pöbelleidenschaften geworden sind. Auch Sozialdemokraten sind Deutsche, auch sie schaffen unsere Werthe, zahlen Steuern und dienen im Heer; wer sie, vielleicht in bester patriotischer Absicht, völlig entrechten will, vergißt nicht nur die Lehren der Geschichte, die noch nie einen Knüppelkampf gegen einen Glauben oder Wahn der Geister zum Siege geführt hat, sondern bedenkt auch nicht, daß er die entrechteten Millionenmassen doch auch entpflichten müßte und daß der Staat, der auf die Arbeit, die Steuern, den Wehrdienst der Sozialdemokraten verzichten wollte, bald, wie einst das Römerreich der letzten Caesaren, entkräftet dahinsinken würde. Die deutschen Sozialdemokraten müssen so gut ihre Pflicht thun wie andere Bürger und sie werden, gewiß nicht zu mild, bestraft, wenn sie das Gesetz übertreten. Jetzt sind sie nicht als Rottenführer, sondern als Deutsche, als verhaßte Prussiens, beschimpft worden und dieser Vorgang sollte den bei uns manchmal recht merkwürdig Regirenden mindestens zwei gute Lehren geben. Er zeigt erstens, daß die ungeheuerlich überschätzte Gefahr einer gewaltsamen Weltrevolution, an die seit der Ueberwindung des Putschismus kein vernünftiger Sozialist mehr denkt, in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist; die Marxistenschaar will von Gewalt, von Barrikadenkämpfen und Heugabelschlachten, nichts wissen, sie erhofft von der revolutionirenden Macht des Großkapitals und der Großindustrie, von dem fortschreitenden Aufsaugungprozeß das Heil; und die Regirungen, die diese Entwickelung durch kluge Schutzmaßregeln einzuschränken verstehen, werden im Kampf gegen den Feind, dessen internationale Chancen nicht allzu günstig sind, die sichersten und nützlichsten Erfolge erringen. Die zweite Lehre ist beinahe noch wichtiger. Seit Bismarcks Entlassung sind bei uns in der Behandlung der Franzosen Fehler gemacht worden, die sich eines — vielleicht nicht fernen — Tages wahrscheinlich furchtbar rächen werden. Jetzt, da die Männer sogar, die, um den Franzosen gefällig zu sein, das Elsaß und Lothringen neutralisiren möchten, in Frankreich als Deutsche beschimpft und mit Mißhandlungen bedroht worden sind, sollte selbst der blödeste Blick endlich erkennen, wie unheilvoll der beschrittene Weg ist. Die Franzosen, Junge und Alte, Bourgeois und selbst Proletarier, warten nur auf die zur Rache günstige Stunde, sie sehen in den beflissenen Freundschaftbeweisen, die ihnen über den Rhein gereicht werden, ein froh begrüßtes Zeichen wachsender Schwäche und Furcht und sie werden das Geld, das ihnen, mit unserer diensteifrig dargebotenen Hilfe, die Weltausstellung der Jahrhundertwende einbringen wird, benutzen, um den Kriegsschatz zu häufen, der ihnen im neuen, vom Germanentalisman nicht mehr beherrschten Jahrhundert die Wonnen des Großmachtkitzels wiedergewinnen soll.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 8. August 1896.

Miquels und Buchenbergers Steuerreform.

Miquels Reform der direkten Steuern Preußens wird in der Finanzgeschichte unter den verdienstvollen Leistungen einen der ersten Plätze für immer behaupten, nicht nur wegen der praktisch genialen Ausgestaltung selbständig weiter verarbeiteter steuerwissenschaftlicher Ideen, sondern auch — und wohl noch mehr — wegen der staatsmännischen Geschicklichkeit, mit der ungeheuere Widerstände fast spielend beseitigt und entgegenstehende Sonderinteressen überwunden worden sind. Man wird sagen dürfen, daß Größeres an Fortschritt mit geringeren Konzessionen an mächtige Gegeninteressen überhaupt nicht erreichbar war. Und so wird der Kritiker auch bei den Schlacken, die nicht zu beseitigen waren, das doktrinäre Splitterrichten unterlassen müssen; ist es doch das letzte und nicht das geringste Verdienst der großen Schöpfung, daß die Mängel, die bewußt stehen gelassen worden sind, weil sie stehen gelassen werden mußten, nachträglich, unter selbst kommendem oder unter staatsmännisch herbeiführbarem Zwang der Umstände, früher oder später beseitigt werden können. Mit der allgemeinen Einkommensteuer von 1891 und der sie durch Mehrbelastung des fundirten Einkommens ergänzenden allgemeinen Vermögenssteuer von 1893, der „Ergänzungsteuer“, hat Miquel sein Land an die Spitze des steuerreformatorischen Fortschrittes gestellt und die Entwickelung des Einkommensteuerwesens nach dem Vorgange Sachsens und anderer deutschen Staaten über die englische allgemeine Einkommensteuer, die thatsächlich ein Ertragssteuersystem mit einkommensteuerartigen Anläufen und Beimengungen darstellt und daher unprogressiv geblieben ist, weit hinausgeführt. Die Rückwirkung auf andere Staaten ist nicht ausgeblieben. Das endliche Durchdringen der österreichischen Steuerreform ist sicherlich durch den Vorgang

Preußens unterstützt worden und in Deutschland selbst ist die Nachwirkung in den Staaten, die nicht schon vorher die allgemeine Einkommensteuer besaßen deutlich wahrzunehmen.

Dennoch wird man nicht behaupten dürfen, daß in der Steuerreform nichts weiter zu thun wäre. Diese Ansicht wird vielleicht im ganzen Deutschen Reich keinem Menschen so fern liegen wie dem großen Reformator der preußischen direkten Staatsbesteuerung selbst. Eine ganze Reihe weiterer Aufgaben, die eine gewaltiger als die andere, ist in der direkten und in der indirekten Besteuerung, in der Reichs- und in der Sonderstaaten-Finanz zu lösen. Einstweilen soll hier einem großen Leserkreise nur ein einziges der zu lösenden Probleme vorgelegt werden, und zwar jenes, das die unmittelbare Weiterführung und Vollendung der miquelschen Reform für das übrige Deutschland umschließt. Dieses Problem ist eben von dem nicht minder genialen Finanzminister Badens, Buchenberger, auf die Tagesordnung gesetzt worden. Da die badische Anregung möglicher, ja wahrscheinlicher Weise befruchtend auf alle Staaten mit bisher vorwiegender Ertragsbesteuerung zurückwirken wird, so wird sie auch den weitesten Kreisen zum Verständniß zu bringen sein. Ich will jedoch Buchenbergers Reform nicht der Miquels entgegenstellen, sondern an die Seite setzen. Beide vertragen sich mit einander auch für Preußen, beide bedeuten die Umbildung des einheitlosen und überlebten Ertragssteuersystems zu persönlich einheitlicher Generalbesteuerung der beiden Steuerquellen Einkommen und Vermögen. Buchenbergers Reform ist nicht im Grunde, sondern nur in der Art der Durchführung und im Umfang der Anwendung des Prinzips von der Miquels verschieden.

* * *

Miquel hat die preußischen Ertragssteuern — Grundsteuer, Gebäudesteuer, Gewerbesteuer — als Staatssteuern beseitigt und sie den Gemeinden überwiesen; nur die Veranlagung, nicht den Bezug der Ertragssteuern, die in Preußen nie die volle Ausbildung erfahren haben wie in anderen deutschen Staaten, hat der große Steuerreformator dem Staate für alle Fälle vorbehalten. Die einzigen direkten Staatssteuern Preußens sind jetzt die neue allgemeine Personaleinkommensteuer, die, für Gesammteinkommen von 900 Mark an giltig, im Progressivsteuerfuße langsam auf vier Prozent bei 100 000 Mark Gesammteinkommen aufsteigt, und die Vermögenssteuer von einhalb pro mille für Gesammtvermögen von mehr als 6000 Mark; die den Gemeinden überwiesenen drei Ertragssteuern sind bis auf Weiteres Ertragssteuern geblieben, sie sind Steuern vom Ertrag der einzelnen Ertragsquellen, nicht Steuern vom personellen Gesammteinkommen oder Gesammt-

vermögen. Die beiden anderen Ertragssteuern, die Kapitalrenten- und die Arbeitverdienststeuer, kommen als gesonderte Abgaben für Preußen weder in der Staats- noch in der Kommunalbesteuerung in Betracht, da es eine Kapitalrentensteuer in Preußen nach wie vor überhaupt nicht giebt und die Arbeiteinkommen unter 900 Mark steuerfrei bleiben, die über 900 Mark dagegen der Personaleinkommensteuer gleich allem übrigen Einkommen unterliegen. Der einfache Stand der direkten Besteuerung Preußens auf Grund der Steuerreform ist also der, daß wohl für das Staats-, nicht aber für das Kommunalsteuerwesen die Ertragssteuern völlig beseitigt sind; das Landesgesammtsteuersystem als Ganzes hat die volle Einheitlichkeit im Geiste der modernen Personalbesteuerung noch nicht erlangt. Das wird hier nicht als Vorwurf gegen Miquels Steuerreform hervorgehoben, die im ersten Zug genug geleistet hat, wenn sie zunächst in der Staatsbesteuerung das Eis brach und im Kommunalabgabengesetz von 1891 die Bahn für ortsangemessene Reform des Kommunalsteuerwesens innerhalb gewisser staatlicher Normativbestimmungen vollkommen frei machte. Die Thatsache ist dennoch mit allem Nachdruck zu betonen, weil sie immer wieder die Frage hervorrufen wird, ob das Nebeneinander der Ertragsbesteuerung in der einen und der Personal-Generalbesteuerung in der anderen Hemisphäre eines Landesgesammtsteuersystems sich aufrecht erhalten lasse. Diese für die weitere Gesammtentwickelung des deutschen Steuerwesens entscheidende Frage ist für Preußen offen gelassen, durch Buchenbergers Denkschrift und Kammeraktion dagegen verneint worden.

Als die Grundlage und das Maß der Steuerkraft, als „Steuerquelle“, gilt allgemein das Einkommen jeder Person, sofern es überhaupt auch für den öffentlichen Bedarf leistungfähig ist. Das Einkommen ist jener periodische Werthzuwachs zum Vermögen, der für die Bestreitung der persönlichen Bedürfnisse ohne Angriff auf den Stammwerth des Vermögens verfügbar bleibt. Nur aus dem Einkommen sollen alle Steuern geschöpft werden; die Steuer gehört zu dem fortlaufenden Bedarf des Steuerpflichtigen in seiner Eigenschaft als Staats- und Gemeindeglied und ist daher gleich allem übrigen persönlichen Bedarf aus dem regelmäßigen Vermögenszuwachs, dem Einkommen, zu bestreiten. Aus dem Vermögensstamm darf die Steuer bei Gefahr der allgemeinen Verarmung in der Regel nicht geschöpft werden; auch die sogenannten Vermögenssteuern neuer wie alter Zeit sind nicht aus dem Vermögensstamm geschöpft, sondern nach dem Vermögenswerth bemessen worden.

Das Einkommen als „Steuerquelle“, d. h. als Grundlage und Maß der Steuerkraft der steuerpflichtigen Subjekte, läßt sich von der wirklichen Besteuerung auf zwei einander ergänzende Weisen anfassen. Entweder geht man auf das Einkommen selbst unmittelbar los oder man erfaßt das Einkommen mittelbar aus Anlaß bestimmter Vorgänge theils des Konsums, theils der

Bereicherung, aus Anlaß nämlich solcher Vorgänge, aus welchen auf schon vorhandene oder nächstkünftige Steuerkraft sich schließen läßt. Mit anderen Worten: die Besteuerung ist theils direkte, theils indirekte Besteuerung. Beide Methoden müssen systematisch zusammenwirken, wenn die Grundforderung der Belastung aller Steuerkräfte nach deren wirklicher individueller Leistungfähigkeit auch nur annähernde Verwirklichung erlangen soll, und die indirekte Besteuerung würde unter der Voraussetzung, nur solche Objekte, aber auch alle bedeutenden Objekte zu erfassen, die auf Steuerkraft sicher hinweisen, und jedes Steuerkraft offenbarende Objekt nach dem Grad der angezeigten Steuerkraft zu belasten, gewiß viel unanfechtbarer sein, als sie es heute leider noch ist. Die Steuern nun, die bei Miquels und bei Buchenbergers Steuerreform in Frage kommen, sind wesentlich die direkten Steuern. Es sind einerseits die Ertragssteuern, andererseits die zwei innerlich verwandten neuesten Steuern: die allgemeine Einkommensteuer und die allgemeine Vermögenssteuer. Die beiden letzten dürfen wir auch die direkten Generalsteuern nennen, wenn man ihnen einen gemeinsamen Namen geben will, während die fünf Ertragssteuern sich gemeinsam als direkte Spezialsteuern bezeichnen lassen würden. Beide Hauptarten direkter Steuern, die Generalsteuern und die Ertragssteuern, unterscheiden sich als direkte Steuern wesentlich dadurch, daß sie mit verschiedenem Grad von Unmittelbarkeit auf die Steuerquelle, das Einkommen, zugreifen, daß sie verschiedene Grade direkter Besteuerung darstellen. Die beiden Generalsteuern, die aus dem Schoße der Steuergeschichte unter dem Einfluß ganz neuer volkswirthschaftlicher und staatlicher Bedingungen des Steuerwesens zur Zeit aufsteigen, sind, verglichen mit den Ertragssteuern, in strengerem Sinne direkte Steuern, wenigstens der Idee und dem Prinzip nach, und von den beiden Generalsteuern wäre wieder die allgemeine Einkommensteuer gegenüber der allgemeinen Vermögenssteuer als die direktere der beiden direkten Generalsteuern zu bezeichnen, da sie das Einkommen als Steuerquelle unmittelbarer anfaßt als die Vermögenssteuer. Die Ertragssteuern haben einen ersten Fehler. Sie erfassen noch nicht das Einkommen als solches, als periodischen Vermögensgesammtzuwachs der Person, welche die Ertragssteuern zahlt, sondern die Erträge einzelner Vermögensbestände. Ob diese Erträge dem Ertragssteuerzahler selbst oder aber seinem Gläubiger ins Vermögen zuwachsen, kann daher vom Gesetze nicht beachtet werden, wenigstens nicht durchgreifend; die Berücksichtigung der Verschuldung des Ertragsquelleninhabers ist ausgeschlossen; für den Acker einer bestimmten Bonitätklasse unterliegt der Eigenthümer der selben Steuer, ob eine Schuld darauf ruht oder nicht, und der Eigenthümer, der von einem Ertrag von 1000 Mark 500 Mark an den Hypothekengläubiger abzugeben hat, also zwar 1000 Mark Ertrag, aber nur 500 Mark Einkommen zieht, ist, wenn das Einkommen wirklich den Maßstab der Steuerfähigkeit abgiebt, doppelt so stark

belastet wie der schuldenfreie Grundbesitzer. Aehnlich verhält es sich mit den Ertragssteuern aus Gebäuden und aus Gewerbekapitalien. Die Ertrags-Realbesteuerung nimmt eben den Ertrag der Ertragsquellen, nicht das reine, lastenfreie Einkommen aus den einzelnen Ertragsquellen zur Bemessunggrundlage, sie ist eben nicht eine wahrhaft direkte, sondern nur eine aus dem Ertrag auf das Einkommen schließende Besteuerung.

Noch in anderer Hinsicht ist die Ertragsbesteuerung eine wahrhaft direkte Besteuerung nicht. Auch jene reinen Erträge, die dem Ertragssteuerzahler wirklich einkommen, werden nicht als Glieder des persönlichen Gesammteinkommens, nicht als integrirende Einkommenstheile, ermittelt, nicht in ihrer Summe zur Grundlage der Steuerbemessung gemacht. Jede Gattung von Erträgen wird abgesondert in einem besonderen Verfahren mit besonderen Steuersätzen, der Besteuerung, unterzogen. Auch wenn keine einzige Schuldzinsschmälerung der Erträge beim Einkommen stattfände, käme dennoch das Einkommen als Ganzes gleichmäßig ermittelter Theile nicht zu Tage, kommt nicht direkte Generalbesteuerung, sondern nur Stück- und Spezialbesteuerung von Einkommenstheilen heraus. Die Ertragsbesteuerung ist ein Mischmasch innerlich zusammenhangloser Ertragsquellen, nimmer aber einheitliche und alle Einkunftarten gleichmäßig treffende Besteuerung „des“ Einkommens. Das ergiebt zwei Folgen schlimmster Art. Erstens kann niemals die Sicherheit erreicht werden, daß die einzelnen fünf Ertragssteuern einander gegenüber eine gleichmäßige Belastung darstellen, und zweitens fehlt, da das persönliche Gesammteinkommen als Einheit nicht zur Erscheinung gelangt, sondern nur die einzelne Ertragsquelle, das sichere Maß für den Gesammtstand der persönlichen Steuerkraft, für die Beurtheilung der persönlichen Leistungfähigkeit im Ganzen. Es kann daher keine Schonung der schwachen Steuerkräfte durch Freilassung und Degressivsteuerfuß, keine verhältnißmäßige Mehrbelastung der starken Steuerkräfte durch Progressivbesteuerung stattfinden.

Die Ertragssteuern, wenigstens die wichtigsten — Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, namentlich die beiden ersten — sind weiter in einer dritten Hinsicht nicht im vollen Sinne direkte Steuern. Sie entfernen sich von der wirklichen Ermittelung des Einkommens nicht nur dadurch, daß sie nicht Einkünfte, sondern Erträge, und die Erträge nicht einheitlich und gleichmäßig erfassen, sondern auch dadurch, daß sie nicht einmal die wirklichen Erträge zur Grundlage der Steuerbemessung machen, sondern nur angenommene, mittlere oder durchschnittliche Erträge, — ohne Rücksicht darauf, daß die wirklichen Erträge nach Zeit, Ort, Betriebsweise, Persönlichkeit des Wirthschafters von den stabilen Mittelerträgen immer mehr abweichen. Dieses dritte Grundgebrechen wirkt steigernd auf die beiden ersten zurück. Alle drei Gebrechen zusammen bewirken — vom Standpunkt des Finanzmannes ist

Dies das größte Uebel —, daß mit Rücksicht auf die schwachen Steuerkräfte die Steuersätze überhaupt niedrig gehalten werden und bleiben müssen, wenn die Ertragssteuern erträglich sein sollen. Der Steuerertrag leidet lediglich zum Vortheil der starken Steuerkräfte. Die Ertragssteuern bedeuteten für ihre Zeit — das letzte Drittel des achtzehnten und die zwei ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts — einen großen Fortschritt über die alte rohere, d. h. weniger differenzirte Vermögens- und Personalbesteuerung hinaus; mit dieser verglichen, haben sie die Einkünfte an den Quellen — at source, wie die englischen Steuerpolitiker sagen — viel genauer, zuverlässiger und gerechter erfaßt. Die Voraussetzungen für die Ertragsbesteuerung sind jedoch binnen einer Generation dahin geschwunden und das Ende unseres Jahrhunderts zeigt Drang und Fortgang zu einer wahrhaft direkten Besteuerung, einer allgemeinen Einkommens- und Vermögensbesteuerung, die über die rohe Personal- und Vermögensbesteuerung der älteren Zeit noch weiter hinausführt. Diese in höherem Sinne direkte Besteuerung neuesten Stiles ist geeignet, sämmtliche unserer Zeit so fühlbar gewordenen drei Grundgebrechen der Ertragsbesteuerung zu beseitigen. Die direkten Generalsteuern der neuesten Steuerentwickelung sind dadurch charakterisirt, daß sie nicht Erträge, nicht Einzelneinkünfte abgesondert, sondern das wirkliche Gesammteinkommen erfassen, in der allgemeinen Einkommensteuer durch gegliederte Gesammterfassung sämmtlicher Einkunftarten jedes Steuerpflichtigen, in der allgemeinen Vermögenssteuer aber durch gegliederte Gesammterfassung aller Einkommen gebenden Vermögenstheile jedes steuerpflichtigen Subjektes. Es braucht nicht erst aus den Erträgen oder gar aus der Ertragsfähigkeit auf das Einkommen geschlossen zu werden; die besonderen Einkommenstheile werden in gleichmäßigem Verfahren ermittelt und zum Gesammt- oder Generaleinkommen zusammengezogen. Es sind nicht zerrissene Glieder des Personaleinkommens, die abgesondert in ungleichmäßiger Sonderbesteuerung aufgehoben werden und daher auch eine gleichmäßige Belastung nicht finden können. Und da die Summe der unmittelbar und in gleichmäßigem Verfahren ermittelten Einkommenstheile: die Boden-, Gebäude-, Gewerbe-, Renten- und Lohneinkünfte zusammen nach ihrem wirklichen Betrage ermittelt wird, so gewinnt man in dieser Summe auch den wirklichen Maßstab der persönlichen Leistungfähigkeit und die Steuerlast kann nach der persönlichen Steuerkraft auferlegt werden. Die allgemeine Einkommensteuer ist also die eigentlich direkte Steuer, die direkte Generalsteuer vom Gesammteinkommen. Und was von der allgemeinen Einkommensteuer gilt, Das gilt auch von der allgemeinen Vermögenssteuer wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Sie erfaßt zwar das Einkommen oder die eigentliche Steuerquelle weder vollständig noch ganz unmittelbar; nicht vollständig, weil das Arbeiteinkommen kein Glied ihrer Belastung wird,

außer wenn man künstlich den Kapitalwerth des Arbeitverdienstes neben dem der Quellen des Besitzeinkommens mit heranzieht, und nicht ganz unmittelbar, da nicht einmal das Besitzeinkommen direkt, sondern nur nach Maßgabe des Werthes der verschiedenartigen Vermögensbestände, aus denen es hervorgeht, zur Bemessung gelangt; die allgemeine Vermögenssteuer ist nach dem Kapitalwerth ermittelte allgemeine Besteuerung sämmtlicher Besitzeinkünfte. Dennoch ist sie von den Grundgebrechen der Ertragsbesteuerung frei; sie ergreift nicht die Erträge, sondern die Einkommensquelle und gestattet daher, beim Anschlag des Vermögenswerthes zum belastbaren Steuerkapital den negativen Steuerkraftwerth der Schulden zu berücksichtigen. Die allgemeine Vermögenssteuer zieht das ganze Vermögen einer Person in einheitlichem Verfahren gleichmäßig herbei, ist also für den steuerfähigsten Theil des Einkommens eine wirkliche und einheitliche Generalbesteuerung. Sie ist der allgemeinen Einkommenssteuer innerlich nahe verwandt und vorzüglich geeignet, die Funktion zusätzlicher Mehrbelastung des fundirten Einkommens neben wahrhafter Generalbesteuerung durch die das fundirte wie das arbeitverdienstliche Einkommen zugleich treffenden allgemeinen Einkommensteuern zu vollziehen. Die nahe Verwandtschaft, in der die beiden Generalsteuern zu einander stehen, tritt auch darin hervor, daß es steuertechnisch nur eines kleinen Ruckes bedarf, um die Zwecke der allgemeinen Einkommensbesteuerung auch ganz in der Form der allgemeinen Vermögenssteuer und umgekehrt deren Funktion als Mittel zusätzlicher Mehrbelastung des fundirten Einkommens rein innerhalb der allgemeinen Einkommensteuer zu vollziehen; man kann nämlich den Arbeitverdienst kapitalisirt auch zu einem Objekt der allgemeinen Vermögensbesteuerung machen und umgekehrt in der allgemeinen Einkommensteuer das Besitzeinkommen durch Unterwerfung unter einen höheren Steuerfuß entsprechend der angenommenen höheren Steuerkraft aus solchem Einkommen höher belasten, im ersten Fall also die allgemeine Einkommensteuer durch die allgemeine Vermögenssteuer, im zweiten Fall diese durch jene ersetzen.

* * *

Die direkten Generalsteuern der neuesten Zeit bedeuten hiernach grundsätzlich einen gewaltigen Fortschritt. Diese Einsicht ist denn auch überraschend schnell durchgedrungen, wenigstens in Deutschland. Vor kaum zwanzig Jahren wurde man von Theoretikern und von Praktikern fast beschimpft, wenn man die Rückbildung sämmtlicher Ertragssteuern auf Glieder oder „Partialen" einer einheitlichen direkten Generalbesteuerung verlangte, heute brechen die Finanzminister in ihren Begleitdenkschriften vorbehaltlos den Stab über die Ertrags=

steuern überhaupt und in der Literatur hat die gegliederte Personalbesteuerung des Gesammteinkommens bei den Deutschen rasch den Sieg davon getragen. Mit der Reform ist Sachsen 1878 durch seine allgemeine Einkommensteuer vorangegangen, die meisten mittleren und kleineren deutschen Staaten — mit Ausnahme von Bayern, Württemberg, Elsaß, Hohenzollern, Helgoland, Mecklenburg — sind nachgefolgt, Miquel hat für Preußen nicht nur die allgemeine Einkommensteuer eingeführt, sondern die Ertragssteuern als Staatssteuern beseitigt und der allgemeinen Einkommensteuer auf alle Einkünfte die besondere Zusatzsteuer vom Besitzeinkommen in Gestalt der ergänzenden allgemeinen Vermögenssteuer hinzugefügt. Damit ist der Sieg des neuen Besteuerungprinzips entschieden. Allein völlig gesichert ist dieser Erfolg nur für Deutschland; und auch hier ist er noch nicht vollendet. Die modernste Generalbesteuerung fordert zuverlässige Selbstbekenntnisse der Steuerträger. Diese Selbstbekenntnisse sind in Ländern, wo selbst die unter Steuereid gestellte Vermögenssteuer primitiver Art nach offizieller Darstellung zur „Meineidsschule" wird, wie in Nordamerika, selbst in Frankreich und in England, noch nicht zu erlangen; an der Furcht der Franzosen vor dem Einkommensteuer-Selbstbekenntniß ist das Ministerium Bourgeois-Doumer zu Grunde gegangen, dem Minister Cochery wird selbst die bloße Renten-Ertragssteuer sauer gemacht und England wagt noch nicht die reine allgemeine Einkommensteuer. Diese ist vorläufig ein ausschließlich deutscher Steuerfortschritt. In Preußen selbst ist dieser Fortschritt nur für die Staatsbesteuerung vollzogen, während in anderen deutschen Staaten die Ertragssteuern nicht nur als Kommunalsteuern, sondern auch als Staatssteuern neben der allgemeinen Einkommensteuer fortbestehen. Giebt es einen Stillstand bei dieser Halbheit und wie ist, wenn solcher Stillstand auf die Dauer nicht möglich ist, die Vollendung des begonnenen Werkes zu denken? Auf die erste Frage giebt Buchenberger eine entschieden verneinende, auf die zweite eine nichts zu wünschen übrig lassende positive Antwort.

Können die Ertragssteuern, wenn sie überhaupt nichts taugen, etwa für einen Theil des Steueraufbringens im Staate oder für die ganze kommunale Steueraufbringung tauglich sein? Diese Frage ist in der That zu verneinen. Wenn ein Theil des durch direkte Steuern zu deckenden Staatsbedarfes gerechter und leichter so aufgebracht wird, daß nicht die Erträge ohne Abzug der Schulden, sondern die wirklichen Personaleinkünfte, daß nicht mittlere Erträge, sondern wirkliche Einkünfte, daß endlich alle ordentlichen Einkünfte zusammen im Personalgesammteinkommen als Grundlage und Maß der Steuerkraft ermittelt und behandelt werden, so muß Das auch für das Gesammtaufbringen an direkten Steuern, wie es vom gegebenen Staatsbedarf gefordert ist, unbedingt zutreffen. Es darf ferner bestimmt behauptet werden, daß auch jene andere Art von Aneinanderschweißung der modernen General- und der alten Spezialsteuern,

wie sie von Miquels Reform vorläufig stehen gelassen wurde, daß der Dualismus der Generalsteuern für den Staat, der Ertragssteuern für die Kommunalkassen durch hinreichende Gründe der Steuerpolitik nicht gedeckt ist. Die Ertragssteuern taugen fürderhin als Kommunalsteuern eben so wenig wie als Staatssteuern. Sie haben in beiden Halbbereichen eines Landesgesammtsteuersystemes nach den staatlichen und volkswirthschaftlichen Voraussetzungen des Steuerwesens der neuesten Zeit die Berechtigung verloren. Drei Gründe, die für die weitere Belassung der Ertragssteuern als Kommunalsteuern auf den ersten Blick zu sprechen scheinen, erweisen sich alsbald als unhaltbare Scheingründe.

* * *

Erstens sollen Kommunalsteuern nach einer aufgebauschten neueren Theorie nicht Steuern nach der Leistungfähigkeit, sondern nach dem Vortheil, d. h. Entgelte dafür sein, daß die Gemeindeausgaben den Werth der Objekte der Kommunalbesteuerung erhöhen und erhalten. Es komme also nicht darauf an, die kommunalen Realsteuerobjekte so zu belasten, daß nur der Ertrag nach Abzug der Schuldzinsen getroffen wird, so, daß nicht die bloße Ertragsfähigkeit, sondern der wirkliche Ertrag zur Ermittelung gelange, und so, daß die Einkünfte aus den einzelnen Ertragsquellen nicht blos einzeln, sondern als einheitliches Gesammteinkommen Grundlage und Maß der Steuerbelastung werden. Hier sei ein Ersatz der Ertrags- durch die allgemeine Einkommen- und Vermögensbesteuerung nicht begründet, wenigstens nicht geboten. Diese Ansicht halte ich im Großen und Ganzen für einen Irrthum, mindestens ist sie eine starke Uebertreibung. Auch Gemeindeausgaben kommen keineswegs nur den Grund-, Gebäude- und Gewerbebesitzern zu Gute und man kann bei keiner dieser Ausgaben sagen, daß sie — in bestimmtem Maße — die eine den Boden-, die andere den Gebäude-, die dritte den Gewerbewerth erhöhe. Angenommen jedoch, freilich nicht zugegeben, daß die Kommunalausgaben im Ganzen dem Grund-, Gebäude- und Gewerbebesitz wertherhöhend und wertherhaltend zu Gute kommen, so ist nicht bewiesen, daß sie dem Grundbesitz im Maße der Grundsteuerleistung, dem Hausbesitz im Maße der Gebäudesteuerleistung, dem Geschäftsbesitz im Maße der Gewerbesteuerleistung an Werth zulegen; Das wird vielmehr nicht für einen einzigen Fall nachgewiesen werden können. Dann wird es aber der Gerechtigkeit der Steuerlastvertheilung mehr entsprechen, wenn die Gesammtheit der steuerbaren Realeinkünfte jeder Person, wenn das Besitzeinkommen, nicht der Ertrag der Extrasteuerleistung zu Grunde gelegt, d. h. wenn auch die kommunale Realbesteuerung als allgemeine Vermögens-, nicht als Ertrags-Spezialbesteuerung geregelt und der allgemeinen Einkommensteuer als homogene Extrabesteuerung des Besitzeinkommens an die Seite gestellt wird.

Eine zweite Einwendung gegen die volle Beseitigung der Ertragsbesteuerung aus dem Steuersystem wird etwa dahin gehen, daß mit den Ertragssteuern auch deren Grundvorzug, die katastrale eindringende Ermittelung der Steuerobjekte, der Verlaß auf die „objektiven Merkmale“ der Steuerkraft, abhanden komme, daß die ganze direkte Besteuerung auf den unsicheren Boden ungenügend kontrolirbarer Selbstangaben der Steuerpflichtigen gestellt werde, daß man den Vorzug der englischen Einkommensteuer, „at source“, d. h. an den sicher erfaßbaren Einkommensquellen zu besteuern, kurz: die „Objektivität“ des Einsteuerungverfahrens einbüße. Allein die nun schon ältere Erfahrung des Königreiches Sachsen, das diese Objektivität nahezu ganz preisgegeben hat, spricht nicht dafür, daß unter deutschen Verhältnissen auf die „objektive“ Quellenbesteuerung nicht Verzicht geleistet werden könne. Auch ermittelt die Ertragsbesteuerung zwar die Ertragsquellen, aber, mit Ausnahme der Lohn-, Renten- und Hauszinsbesteuerung, nicht einmal die wirklichen Erträge, geschweige die Personaleinkünfte daraus, sondern nur die Ertragsfähigkeit; je mehr aber die Deckung zwischen dieser und dem wirklichen Einkommen abhanden kommt, desto mehr hat die objektive Ermittelung des Immobiliareinkommens überhaupt an ihrer praktischen Brauchbarkeit verloren. Dazu kommt ein Weiteres; die objektiven Merkmale der bisherigen Ertragssteuern gehen für die Besteuerung des Grundbesitzeinkommens — und um dieses dreht sich im Grunde hier Alles — nicht überhaupt verloren. Die Vermessung- und Bonitirung-Operate der alten Ertragskataster bleiben wichtige Behelfe auch der beiden Generalsteuern der neuesten Steuergeschichte, zu denen ganz neue, auf die wirklichen Einkünfte, nicht auf die Ertragsfähigkeit, hinweisende Maße in den Angaben der Gesellschaften mit öffentlicher Rechnunglegung, in der Zugänglichkeit der Steuerobjekte für die Steuerbehörden zur Besichtigung, in der unmittelbar oder mittelbar erreichbaren Büchereinsicht, in den Hauszinslisten u. s. w. als wirksame Behelfe hinzugekommen sind. Sieht man näher zu, so sind die neuesten Generalsteuern auf das Personalgesammteinkommen und Personalgesammtvermögen der „objektiven“ Anhaltspunkte für die sichere Erfassung ihres Objektes, und zwar unmittelbar ihres wahren Objektes, des Einkommens, keineswegs baar, sie sind daran in Wirklichkeit eher reicher, als es die Grund-, Gebäude- und Gewerbe-Ertragssteuern jemals gewesen sind. Endlich ist es gar nicht nöthig, den neuesten Generalsteuern den Boden objektiver Katastrirung wirklich zu entziehen. Es gilt nur, die drei Grundfehler der Ertragssteuerkataster oder eigentlich nur der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer-Kataster zu korrigiren: die Zusammenhanglosigkeit der verschiedenen Kataster unter einander durch einheitliches Katastrirungverfahren zu ersetzen, nicht mögliche, sondern wirkliche Erträge, wenn auch nur an der Hand wirklicher Verkehrs- und Miethwerthe, für die Ver-

anlagung zu fixiren, endlich die Kataster beweglich den Aenderungen des Betriebes und der Preisgestaltung nachfolgen zu lassen, d. h. die stabilen Kataster auch für die Immobiliarbesteuerung, wie längst für die Lohn-, Renten- und Gewerbebesteuerung, zu beseitigen. Diese einheitliche, der wirklichen Größe der Steuerquellen nachgehende und bewegliche Gestaltung der Kataster für alles Besitzeinkommen entspricht dem praktischen Bedürfniß weit mehr und steht steuertechnisch ungleich höher als das alte stabile Immobiliarkatasterwesen mit seinem unfruchtbaren Haschen nach der „objektiven Wirklichkeit“. Zwar wird man die objektive Katastrirung zur Noth auch ganz entbehren und sich auf die Veranlagungweise der beiden Generalsteuern Miquels beschränken können. Buchenbergers Reform, die einen einheitlichen Verkehrswerthkataster für eine allgemeine Besteuerung des Besitzeinkommens in Vermögenssteuerform vorschlägt, zeigt jedoch, daß die Umbildung der Ertragssteuern zu einheitlicher Generalbesteuerung auch die Behelfe ausgebildeter Katastrirung als Anhaltspunkte weiterhin festhalten kann. Wo mit der Vermögenssteuern viel größere Erträge hereingebracht werden müssen, als es vorläufig in Preußen der Fall ist, wird es von der Vorsicht wohl geboten erscheinen, bis auf Weiteres an einer zeitgemäß umgebildeten Katastrirung der Generalsteuer-Kapitale festzuhalten. Für Buchenberger ist Das einer der leitenden Gedanken seines ganzen Reformplanes.

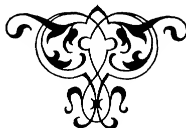
Eine dritte und letzte Einwendung erweist sich ebenfalls sofort als unhaltbarer Scheingrund. Man sagt etwa: der Staat und die Gemeinde müsse je eine eigene Art direkter Steuern haben, dem Staate gehören sachgemäß die „Personalsteuern“, die „Subjektsteuern“, hauptsächlich die beiden Generalsteuern, der Gemeinde aber die „Realsteuern“, „Ertragssteuern“, „Objektsteuern“, dem Reiche die „indirekten Steuern“. Viel leichter läßt sich aber bescheinigen, daß jeder der drei Steuergewalten — Reich, Staat, Gemeinde — an jeder Hauptgattung der Steuern steuergrundsätzlich und steuertechnisch ein eigenthümlicher Antheil zuzuweisen ist. Die Phrase ist auch nicht zur Geltung gelangt; trotz dem Schein des Gegentheils hat Miquels Reform, und zwar mit vollem Recht, den Gemeinden die Erhebung von Zuschlägen zur allgemeinen Einkommensteuer eingeräumt, dagegen in der ergänzenden Vermögenssteuer — allerdings in anderer als Ertragssteuerform — ein ganz hübsches Stück vom Kuchen des möglichen „Realsteuer“- oder „Objektsteuer“-Ertrages dem Staate reservirt, während den Gemeinden unter der alten Firma der Ertragssteuern der andere Theil des dem Besitzeinkommen abzunehmenden Steuerertrages zugewiesen wurde. Die Quelle, aus der zuletzt jede wie immer geregelte und benannte Steuer von einer der drei Steuergewalten wirklich geschöpft wird, ist doch immer nur das Einkommen der einzelnen Steuerkräfte, abnormer Weise in besonderen Fällen das Vermögen. Es kommt gar nicht darauf

an, daß jede der Steuergewalten eigenartige Schöpfeimer in diese einzige Steuerquelle einwerfe, sondern darauf, daß jede den ihr gebührenden Antheil des Gesammtsteuerbedarfes auf die steuergrundsätzlich und steuertechnisch beste Weise, unter Schonung der schwachen, aber verhältnißmäßiger Belastung der starken Steuerkräfte, an sich ziehe. Das geschieht aber, wie nachgewiesen wurde, weit vollkommener durch die modernsten zwei Generalsteuern, als es durch die Fortschleppung eines Beiwagens alter Ertragssteuern innerhalb der Kommunalbesteuerung geschehen kann. Die ganze direkte Besteuerung, nicht nur die staatliche, sondern auch die kommunale, hat aus der einen Steuerquelle auf die steuertechnisch vollkommenste Art zu schöpfen. Die beiden Steuergewalten können dabei nicht verlieren, sondern nur gewinnen; denn wenn beiderlei Steuergewalten an der selben Steuer und an dem selben Steuerverfahren gleichmäßig interessirt sind, so kann die Genauigkeit, Einfachheit und Sicherheit der Gesammtbesteuerung sich nur gefördert finden.

* * *

Bisher standen beide Steuergewalten Rücken an Rücken auf dem gemeinsamen Boden des Ertragssteuersystems, zuletzt einer Mischung von Einkommen- und Ertragsbesteuerung. Es wird gut sein, wenn sie auch künftig Rücken an Rücken bleiben. Buchenbergers Reform hat das Verdienst, den vollen Reformgedanken staatsmännisch formulirt und die Möglichkeit seiner Verwirklichung von dem bisher geltenden Ertragssteuerrechte aus an den bestehenden Verhältnissen eines deutschen Verwaltungmusterlandes nachgewiesen zu haben.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.



Irrenanstalten.

Die Entrüstung über die Mängel in der rheinischen Irrenpflege ist schnell entschwunden, weil bald immer neue Skandale die alten ablösen. Die Hoffnungen auf Reform, die jedesmal auftauchen, wenn skandalöse Enthüllungen verborgene Uebelstände bloslegen, sind auch in diesem Falle getäuscht worden. Reformen sind so leichten Kaufes nicht zu haben, sie setzen festen Willen, nüchterne Kritik und leidenschaftlose Schöpfergedanken voraus, nicht sensationelle Erregungen. Diese Bedingungen erfüllt ein Buch, das einen angesehenen, erfahrenen und völlig unabhängigen Irrenarzt zum Verfasser hat.*)

Wenn ich selbst auch auf Grund meiner eigenen dornenvollen Erfahrungen in manchen Punkten von diesem tüchtigen Kenner abweiche — vielleicht, weil ich vorwiegend das Irrenwesen in Ostelbien und Italien kenne, das am Rhein, in England und dem europäischen Westen weniger —, so halte ich doch seine Schilderung der Zustände und seine Gegenvorschläge für die bisher bedeutendste Leistung auf diesem Gebiet. Es liegt nahe, den Gesetzentwurf, mit dem Erlenmeyer sein Buch schließt, mit dem gambettaschen Entwurf eines Irrengesetzes zu vergleichen; dieser Vergleich fällt entschieden zu Gunsten des neuen Entwurfes aus.

Die Schwierigkeiten einer Organisation des Irrenwesens entspringen theils aus dem Widerstreit der individuellen und der sozialen Interessen auf diesem Gebiete, theils aus der Ueberweisung aller mit dem Irrenwesen verbundenen Verwaltungfunktionen an autonome Gemeindebehörden. Das soziale Interesse verlangt, daß Irre, so lange sie die Gemeinschaft oder ihren Lebenskreis stören und schädigen, abgesondert werden und daß ferner alles zu ihrer Heilung Nöthige geschehe, damit sie der Gesellschaft nicht einmal dauernd zur Last fallen. Das individuelle Interesse bedingt eine mißtrauische Beobachtung aller Mittel und Wege, die zu einer Einschränkung der individuellen Freiheit führen könnten; ihm erscheint deshalb eine Absonderung eines anscheinend Geisteskranken nur dann zulässig, wenn auch dem Laien die Geistesstörung und ihre Gemeingefährlichkeit klar ist. Das Publikum schöpft seine Vorstellungen von

*) A. Erlenmeyer, Unser Irrenwesen; Studien und Vorschläge zu seiner Reorganisation. Wiesbaden 1896.

Irrenanstalten und Irrenärzten lieber aus Romanen und ähnlichen Quellen als aus dem Besuch einer guten Anstalt*); es ist deshalb in beständiger Sorge vor dem Irrenarzte, der „schließlich Jeden für verrückt hält, bei dem eine Schraube los ist", — und bei wem wäre nicht schon einmal vorübergehend eine Schraube los gewesen? Die Individualisten auf dem Gebiete der Irrenfürsorge wollen also die Absonderung eines Kranken als ein seltenes Uebel betrachtet und dem sachverständigen Arzte die Entscheidung über die Nothwendigkeit der Maßnahme entzogen wissen.

Es ist gewiß wahr, daß sehr viele akute Geistesstörungen in der Pflege der Angehörigen des Kranken günstig verlaufen und daß sehr viele unheilbar Irre in der eigenen Familie gut aufgehoben sind. In einem geräumigen Patrizierhaus oder auf einem Rittergut findet sich wohl Raum zur Absonderung und Personal zur Verpflegung eines Geisteskranken; aber in der landesüblichen Vier-Stuben-Wohnung der mittleren Stände und den zwei Kammern der Arbeiter in Stadt und Land ist ein Geisteskranker ein furchtbares Uebel und die Ursache eines Jammers und Elends, die man gesehen haben muß, um sich ein Bild davon zu machen. Und wie unendlich wird dieses Elend vergrößert, wenn der Kranke unheilbar wird und als gräuliche Karikatur seines einstigen Selbst, plärrend, unsauber und häufig bösartig gelaunt, dem Familienleben den Stempel seines Geistes aufdrückt! Bei dem Zustande unserer Statistik giebt es natürlich keine Schätzung der Zahl der durch solche Hausgenossen ökonomisch und moralisch verkommenden Familien; aber auch ohne Statistik wird man zugeben, daß eine Absonderung der Irren eine humane und sozialpolitische Nothwendigkeit ist; auch wird Niemand zweifeln, daß der Staat oder größere Kommunen allein zweckmäßige Einrichtungen dafür treffen können. Das Mißtrauen des Individuums, die Angst vor dem Mißbrauch der dem Sachverständigen in diesem Falle gegebenen Gewalt kann doch eben so wenig ein Argument gegen die Befriedigung eines sozialpolitischen Bedürfnisses sein, wie etwa die Furcht vor der möglichen Bestechlichkeit, Abhängigkeit oder Unfähigkeit eines Richters ein Grund gegen Aufrechterhaltung der Rechtspflege sein kann. Es erregt freilich kein so angenehmes Gruseln, von dem Rechtsirrthum eines Richters zu hören wie von den Opfern einer falschen psychiatrischen Diagnose. Ganz sicher ist es ein dringendes Bedürfniß, daß der Staat direkt oder indirekt die Fürsorge für Irre übernimmt und daß er da,

---

*) Dem berechtigten Verlangen nach Ergänzung des irrenärztlichen Urtheilens und Handelns durch Nicht-Fachleute könnte kaum besser genügt werden, als wenn schleunigst die „Patronate" (Komitees von Vertrauensmännern) eingerichtet würden, die Erlenmeyer jeder Anstalt beigeben will und von denen er mit Recht alle der Anstaltverwaltung irgendwie nahestehenden Beamten ausschließt. Diesen Patronats-Kommissionen sollte aber auch vor Allem eine Frau angehören.

wo seine Hilfe nicht in Anspruch genommen wird, dennoch den willenlosen Kranken durch geeignete Kontrole vor unzweckmäßiger Behandlung schützt. Und bei dem hohen öffentlichen Interesse, das die Heilung jedes neuen Falles von Geistesstörung hat, ist es geboten, die schnelle Unterbringung in geeignete und sachverständige Behandlung nicht durch schwere und nur in langen Zeiträumen zu erfüllende Aufnahmebedingungen zu verzögern. Es sollte den Leitern öffentlicher Anstalten freistehen, jeden Geisteskranken sofort aufzunehmen, der mit einem Attest, worin ein Polizeiarzt seine Geistesstörung bescheinigt, an die Thür des Irrenhauses tritt oder geführt wird. Freilich sollte dann auch der Polizeiarzt irrenärztliche Fachkenntnisse besitzen, die ihm heute — von meist ziemlich dürren Lesefrüchten abgesehen — fast immer fehlen, und der Irrenarzt, der den Kranken bei sich aufnimmt, sollte zu sofortiger Prüfung des Zustandes jedes neuen Patienten verantwortlich verpflichtet sein. Damit dürfte eine weitere Garantie der persönlichen Freiheit überflüssig werden, wenn man nicht für diesen Zweck noch Beobachtungstationen zur vorläufigen Aufnahme und Untersuchung solcher Personen gründen will, die zwar von den Aerzten für geisteskrank, von ihrer Familie und Umgebung oder von ihren Richtern aber für geistig gesund gehalten werden. Wollte man annehmen, der irrenärztliche Beruf mache als unehrliches Gewerbe den Arzt unglaubwürdig, und wollte man die heutigen Irrenärzte etwa emeritiren und die Irren einem Corps von Offizieren a. D. und alten Unteroffizieren oder von Pastoren und Diakonissen anvertrauen, so würde sich doch bald das Bedürfniß einer empirischen Kenntniß der Irrseinsformen einstellen und mit der Befriedigung dieses Bedürfnisses durch systematische Beobachtung würde sich auch die Erkenntniß einfinden, daß Irre hirnkrank sind. Dann würde man aber doch wieder den Doktor zum Irren rufen und das Resultat wäre eine Wiederbelebung der verhaßten Institution der Irrenärzte. Es ist doch besser, diesen circulus vitiosus nicht erst zu beginnen.

Ich bin mit Erlenmeyer völlig einverstanden, wenn er in Fällen, in denen nicht Behörden, sondern Private die Anstaltverpflegung eines Irren wünschen, verlangt, daß ein Polizeiarzt die Nothwendigkeit der Aufnahme bescheinige und daß ein solches Attest binnen vierundzwanzig Stunden nachzuliefern ist, wo die Dringlichkeit des Falles eine Aufnahme erforderlich machte, obwohl die Nothwendigkeit nur von einem nichtbeamteten Arzte bescheinigt werden konnte. Meiner Meinung nach sollte kein Privatarzt zur Ausstellung solcher Atteste berechtigt sein, falls er nicht den Nachweis einer irrenärztlichen Vorbildung erbracht hat. Sich eine solche zu erwerben, dazu war bekanntlich noch vor zwanzig Jahren nur an wenigen Universitäten Gelegenheit. Das Mißtrauen, das besonders bei Juristen dem in psychiatrischen Fragen sich äußernden Arzte gegenüber herrscht, mag durch die

Kläglichkeit der Gutachten bedingt sein, die solche Laien der Psychiatrie unter den Aerzten oft genug abgegeben haben und noch heute manchmal abgeben. Sobald der Staat dafür sorgt, daß die Medizinalbeamten, die er in psychiatrischen Dingen befragt, wirklich sachverständig sind, hört jeder verständige Grund zu einem generellen Mißtrauen gegen die Psychiatrie auf. Unfehlbar wird die Psychiatrie freilich auch nicht früher werden als etwa das Beweisverfahren im Strafprozeß oder die Nationalökonomie des Auswärtigen Amtes.

Die wirklichen Mängel des heutigen Zustandes im Irrenwesen liegen übrigens gar nicht bei den Garantien der persönlichen Freiheit, sondern bei der Verwaltungorganisation. Einer dieser Mängel war bisher die Anarchie auf dem Gebiet der Privat-Irrenanstalten. Nach meiner sehr ausgedehnten Erfahrung leisten die besseren Privatanstalten etwas mehr als die besten öffentlichen; und die schlechteren Privatanstalten scheinen mir immer noch etwas besser als die schlechteren öffentlichen, z. B. die Irrensiechenhäuser der Provinzialanstalten in Owinsk und Brieg, wie ich sie als deren Arzt kennen gelernt habe; aber die Aufsicht über die Privatanstalten (man denke an die Alexianer-Anstalten) und die Bestimmungen über ihre bauliche und administrative Organisation waren bisher so ungenügend, daß die Möglichkeit für die schlimmsten Uebelstände gegeben war. Erlenmeyers Vorschläge sind streng, aber gerecht. Vor Allem stimme ich seiner Forderung bei, daß als Irrenanstalt im Sinne eines künftigen Irrengesetzes alle selbständigen Anstalten und alle Abtheilungen solcher zu gelten haben, die Geisteskranke dauernd oder nur vorübergehend aufnehmen; und ferner jede Privatwohnung, die auch nur e i n e m nicht zur Familie gehörigen Irren Aufnahme gewährt. Gilt eine solche Bestimmung nicht, so wird die Mehrzahl der Irren nicht den streng beaufsichtigten Irrenanstalten, sondern allerlei primitiven Massenquartieren und Siechenschlupfwinkeln, Armen- und Pfründnerhäusern überwiesen, — und dann stehen alle Garantien auf dem Papier. Daß jede Privatanstalt von einem Arzt geleitet sein muß, der allein die volle Verantwortung für alle Punkte der Behandlung und Verpflegung trägt, daß das Personal, auch wenn es kirchlichen Orden oder Gemeinschaften angehört, in der Krankenbehandlung dem Arzt, nicht dem geistlichen Oberen, zu gehorchen hat, verlangt Erlenmeyer mit vollem Recht. Die Zeit der Heilungen durch Exorzismus oder Gebet sollte heute vorüber sein.

Zu den wichtigsten Fragen der Organisation gehören die Vorbildung, die Arbeitverhältnisse und die dienstliche Stellung der Krankenpfleger und der Aerzte in den Anstalten. So kläglich im Ganzen alle diese Fragen heute für die Irrenärzte geregelt sind: die Verhältnisse des Wärterpersonals liegen noch viel mehr im Argen. Während man durchaus Philanthrop sein muß, um Irre mit Erfolg zu pflegen und zu behandeln, thun die zuständigen Behörden Alles, um die Träger dieser Funktionen zu Misanthropen zu

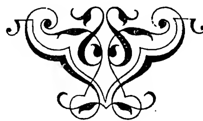
machen. Daß das Pflegepersonal im Allgemeinen seiner Aufgabe so wenig gewachsen ist, daran ist die geringe sozialpolitische Einsicht der Irrenärzte und der Behörden der provinziellen Selbstverwaltung schuldig. Vom Irrenwärter wird gefordert, daß er Tag und Nacht sich mit den Irren, ob sie nun unruhig, gefährlich und unreinlich oder nur verwirrt, abgestumpft und versunken sind, einschließen läßt, mit ihnen ißt und schläft, daß er meistens sich mit nicht mehr als einem dienstfreien Tage im Monat begnügt, und wenn er verheirathet ist, alle paar Wochen mit einer Nacht für den Verkehr in seiner Familie; man denke sich, daß Das verlangt wird für einen Lohn von vierhundert bis siebenhundert Mark jährlich und freier Station von dem geringen Nährwerth und der Monotonie der Armenhauskost, wie sie in den meisten Anstalten gewährt wird. Es ist ein gutes Zeichen für die Kreise, aus denen diese Arbeiter sich rekrutiren, daß sie in dieser kläglichen Existenz nicht häufiger und schlimmer brutalisirt und abgestumpft werden, als es thatsächlich der Fall ist. Ich habe unter meinen irrenärztlichen Kollegen, und ganz besonders den Anstaltdirektoren, außerordentlich selten einen gefunden, der begriff, welches Leben der Irrenwärter führt und wie unsinnig es ist, von diesen überreizten, erschöpften oder abgestumpften Menschen beständige Aufmerksamkeit und ausnahmelose Humanität für ihre doch so unberechenbaren und zum allergrößten Theil recht unliebenswürdigen Schutzbefohlenen zu verlangen. Die ganze Naivetät, mit der die Bourgeoisie an den Proletarier grenzenlose Ansprüche zu stellen gewöhnt ist, ohne auch nur auf den Gedanken einer Ueberlegung zu kommen, was dem Proletarier denn als Gegenleistung geboten wird, — diese ganze Naivetät kennzeichnet das Verhältniß zwischen Irrenarzt und Wärter. Aber Das ist kein Standes-, sondern ein Klassen-Merkmal. Erlenmeyer zeigt ein gerechtes Verständniß für die sozialpolitische Seite dieser Verhältnisse und verlangt neben einer hinreichenden Berufsbildung auch verständige Lohn- und Arbeitverhältnisse für diesen sehr achtbaren Stand. Ich zweifle allerdings, ob sich die sozialpolitisch meist im Stande der Unschuld lebenden Provinzialverwaltungen zu einer Reform auf diesem Gebiet entschließen werden, wenn nicht die Staatsaufsicht sich darauf erstreckt. Eher dürfte es zu einer Lohnbewegung unter diesen Arbeitern kommen, denen meines Wissens nur in Ostpreußen, dank der Initiative des verdienten Landeshauptmanns von Stockhausen, ein wohlwollendes Verständniß entgegengebracht worden ist.

Die spezielle Fachbildung und die dienstliche Stellung der Irrenärzte sind nach meiner fünfzehnjährigen Erfahrung dringend einer Reform bedürftig; gerade in der Laufbahn der Irrenärzte zeigt es sich, daß die Organisation der provinziellen Selbstverwaltung viele Schattenseiten der glücklich beseitigten Kleinstaaterei — Hofintrigue, Nepotismus und klägliches Streberthum — wieder hat auftauchen lassen. Nichts in Preußen ist bureaukratischer — richtiger:

subalternokratischer — als die Provinzialverwaltung; und der Mangel sachlichen Interesses und eines weiteren Gesichtskreises in diesen Verwaltungen hat den Stand der Irrenärzte zum Prototyp eines verkümmernden, gedrückten und verbitterten Beamtenthumes gemacht. Erlenmeyer berührt kaum diese wichtige Seite seines Themas; nur verlangt er, daß in den Irrenanstalten auf 100 bis 120 Kranke ein Arzt komme, — ein Verhältniß, das nicht erheblich überschritten werden darf, wenn die irrenärztliche Thätigkeit nicht zu einer Routine herabsinken soll, unter der die Kranken leiden und die Aerzte verkümmern. Und doch wird vielfach jungen Anfängern zugemuthet, 200 bis 300 Kranke zu beobachten und „individuell zu behandeln", ohne daß dem angehenden Irrenarzt dafür eine erwähnenswerthe Anleitung zu Theil würde.

Ich selber habe mir in meiner langjährigen Thätigkeit die Ueberzeugung gebildet: die vielen Mißstände unseres Irrenwesens rühren daher, daß man der privaten Initiative und der sogenannten Selbstverwaltung diesen wichtigen Zweig der Wohlfahrtpflege überwiesen hat. Die Irrenfürsorge ist eine sozialpolitische Aufgabe, sie ist zu wichtig, um in Gesetzgebung und Verwaltung nur als vernachlässigter Appendix der Armenpflege erscheinen zu dürfen; sie gehört aufs Engste mit der Frage der Fürsorge für Verwahrloste, Verkommene, Entartete jeder Art zusammen und müßte einer Behörde unterstellt sein, die im großen Stil zu organisiren weiß, nicht zu sehr provinziell beschränkt ist, um den Werth des sachverständigen Urtheils würdigen zu können, — kurz, die den intellektuellen, politischen und humanen Einfluß besitzt, wie er in Preußen die Ministerial-Abtheilungen auszeichnet oder doch auszeichnen sollte . . . Und nun denke man sich einmal, wie Excellenz Miquel den Etat einer solchen Abtheilung und der ihr unterstellten Institute entwirft! Es wird viel Wasser durch den Kupfergraben laufen, ehe das Aschenbrödel Psychiatrie erlöst wird. Inzwischen darf man nur wünschen, daß eine nothwendige Etappe auf diesem Wege — die von Erlenmeyer sorgfältig durchdachte Organisation einer staatlichen Aufsichtbehörde — bald erreicht werden möge.

Brieg. Dr. Hans Kurella.



Der Fall Leist.

Während der letztjährigen Kolonialdebatte des Deutschen Reichstages haben mehrere Volksvertreter es für passend erachtet, den die Basis meines Disziplinarfalles bildenden Thatbestand in ihren Parlamentsreden höchst eigenartig zu entstellen. Damit diese von der Regirung beinahe unerwidert gelassenen Entstellungen nicht Geschichte werden, bin ich genöthigt, noch einmal auf meinen Disziplinarprozeß zurückzukommen. Die Entstellungen, die einen Abwesenden betrafen, der nicht in der Lage war, Protest zu erheben, sind um so befremdlicher, als die Abgeordneten den authentischen Thatbestand in der Nationalzeitung vom dritten November 1894 einzusehen vermocht hätten. Denn wenn auch das darin veröffentlichte Urtheil der potsdamer Disziplinarkammer vom leipziger Disziplinargericht nicht bestätigt worden ist: der den Erkenntnissen beider Disziplinarhöfe zu Grunde liegende Thatbestand ist der selbe und besteht darin, daß ich erstens einigen ungehorsamen Negerinnen ein paar Peitschenhiebe ertheilen ließ und zweitens mit sogenannten Pfandweibern vertrauten Umgang gehabt habe.

Die von einigen Abgeordneten als Tyrannei gekennzeichnete Peitschung hat für den Sachverständigen nichts Befremdliches. Während ich in Kamerun thätig war, gab es kein Gesetz, das die körperliche Züchtigung der Farbigen verbot oder auf die Männer beschränkte, vielmehr ist, so lange Kamerun unter deutschem Protektorat steht, die Verhängung von Leibesstrafen über die dortigen Eingeborenen üblich gewesen. Diese Thatsache hat der Gouverneur a. D. Zimmerer in seinen Berichten über mich, bei seiner Abneigung gegen afrikanische Kollegen mit von den seinigen abweichenden Manieren (mögen sie von Puttkamer, Graf Pfeil oder Leist heißen), übersehen, obgleich er selbst doch von der in seiner Gegenwart von einem bekannten Expeditionführer vollzogenen Peitschung einiger diesem Herrn „untreu" gewordenen Negerinnen so entzückt war, daß er diesen Vorgang durch die Anfertigung einer die Devise „Die Liebe in Afrika" tragenden und vom Grafen Pfeil zu den kameruner Gouvernementsakten genommenen Zeichnung der Nachwelt erhalten hat. Daß die Züchtigung von Negerinnen seltener vorkommt als die von Männern, ist selbstverständlich. Wenn das Gouvernement, wie früher, so auch zu der Zeit, wo ich den Gouverneur vertrat, nur männliche Arbeiter beschäftigt hätte, dann wäre ich überhaupt nicht in die Lage gekommen, Leibesstrafen über weibliche Personen zu verhängen. Die von mir mit einigen Hieben bestraften Dahomeyweiber waren vom Freiherrn von Gravenreuth als Trägerinnen angekauft und nach Beendigung mehrerer Expeditionen mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes dem Gouvernement als Arbeiterinnen überwiesen worden. Während der Zeit, wo ich den Gouverneur vertrat, war die Faulheit der Weiber besonders fühlbar, da in Folge der Un=

ruhen in der Negerrepublik Monrovia die von dort bezogenen Krujungen, die den weitaus größten Theil der Arbeiter bildeten, knapp geworden waren und an den neu eingerichteten kameruner Hafenanlagen doch mit Hochdruck gearbeitet werden mußte. In Folge Dessen standen für die leichten Gartenarbeiten nur die Dahomeyweiber zur Verfügung. Daß diese bei ihrer Konstitution zu dieser Arbeit fähig waren, steht außer Zweifel; sie dazu anzuhalten, war ich verpflichtet, wenn nicht die Gemüsekultur gänzlich unterbleiben und der Gouvernementspark mit seiner Kaffeeplantage sich in eine Wildniß verwandeln sollte. Jeder, der tropische Pflanzungen kennt, weiß, daß der Arbeitgeber ohne ein Züchtigungrecht gegenüber seinem farbigen Gesinde nicht auskommt. Alle Zeugen, die mich und meine amtliche Thätigkeit in Kamerun kennen, haben im Disziplinarverfahren eidlich bekundet, daß ich eher zu mild als zu streng gegen die Schwarzen gewesen sei. Trotzdem stellen die Herren Bebel und Lenzmann, die nie in Afrika gesehen worden sind, im Parlament die Behauptung auf, ich habe in Kamerun wie ein Tyrann gehaust.

Klagen über die maßlose Faulheit und Unverschämtheit der Dahomeyweiber gingen mir von den weißen Aufsehern täglich zu, so auch am fünfzehnten Dezember 1893, dem Tage der Exekution. Diese Klagen stets mit allgemeinen Redensarten abzufertigen, wäre äußerst bequem gewesen. Ich fühlte mich jedoch verpflichtet, mich persönlich von dem Stande der öffentlichen Arbeiten zu überzeugen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß die Weiber überhaupt nicht bei der Arbeit waren, obwohl die Arbeitzeit bereits seit zwei Stunden begonnen hatte. Schon jetzt wäre zu einer energischen Bestrafung Anlaß gewesen. Ich nahm davon Abstand — und Das möchte ich der Presse gegenüber ausdrücklich hervorheben, die immer behauptet, ich habe wegen eines ganz geringfügigen Anlasses auf Prügelstrafe erkannt —, begnügte mich vielmehr damit, die Weiber zur Arbeit zu schicken und dem mit der Leitung der öffentlichen Arbeiten betrauten Ingenieur Drees wegen dieses Vorkommnisses Vorhaltungen zu machen. Drees entgegnete mir, daß er bestimmt habe, die Weiber sollten einen am Gouvernementszaun entlang führenden Weg reinigen; er könne aber nicht alle Arbeiter zugleich beaufsichtigen und für die Faulheit der Dahomeyweiber nicht verantwortlich gemacht werden. Alle seine Strafbefugnisse gegen die Weiber, wie Ertheilung von Jagdhieben und Schmälerung der Kost, seien ohne Erfolg erschöpft. Ich ging nun mit Drees zur Arbeitstelle der Weiber zurück. Nicht eine einzige Person war mehr zu sehen. In der Annahme, daß ich nicht mehr zurückkehren würde, hatten sämmtliche Weiber die Arbeit wieder verlassen und sich in ihre Hütten begeben. Jetzt, wo die Arbeiterinnen dem obersten Beamten des Schutzgebietes den Gehorsam verweigert hatten, war die Verhängung einer exemplarischen Strafe unbedingt nöthig. Denn nicht nur die selbst für Negerverhältnisse

ungewöhnliche Trägheit, sondern auch die Frechheit war zu bestrafen, die darin liegt, daß die Weiber, trotzdem der stellvertretende Gouverneur sie persönlich ermahnt hatte, an dem selben Tage zweimal einfach die Arbeit verließen. Die Strafe konnte nur in Hieben bestehen, da eine Einsperrung die unentbehrlichen Arbeitkräfte mir gänzlich entzogen hätte, zudem völlig unwirksam gewesen wäre, alle übrigen Strafmittel aber bereits erschöpft waren. Herr Rath Rose, der Kamerun nur vier Wochen gesehen hat, weiß es natürlich besser. Sein erfinderischer Kopf läßt ihn berichten, ich hätte der Faulheit der Weiber durch Einrichtung einer beständigen Aufsicht zuvorkommen sollen. Nur richtet er den Vorwurf der mangelhaften Beaufsichtigung an die falsche Adresse. Denn trotz vielfachen Anträgen auf Vergrößerung des Beamtenpersonals verfügte das Gouvernement zu der in Rede stehenden Zeit nur über zwei Arbeitaufseher, die an den verschiedensten Stellen der Joßplatte arbeiten ließen und sich nicht zertheilen konnten. Durch solche Willkürlichkeiten zeichnen sich die vom Herrn Rose in meinem Disziplinarprozeß gelieferten schriftlichen und mündlichen Geistesprodukte vielfach aus; sie machen mehr den Eindruck einer auf den Geschmack des Korrigirenden berechneten frommen Examensarbeit als den eines Schuld und Unschuld an der Hand der afrikanischen Verhältnisse objektiv wägenden Untersuchungreferates. Bei der Beurtheilung meiner Handlungen pflegt als erschwerend die hohe Stellung hervorgehoben zu werden, die ich im Schutzgebiete Kamerun bekleidete (wobei man vergißt, daß der Gouverneur von Kamerun kein Statthalter von Elsaß-Lothringen ist, der — venia sit verbo — über dem Volke thront, sondern täglich mit dem schmutzigsten und aufdringlichsten Negergesindel persönlich zu thun hat); dann hätte man aber auch einen dieser Stellung angemessenen Untersuchung-Kommissar entsenden sollen und nicht einen von einer Privatgesellschaft bei ihrer Verstaatlichung übernommenen Herrn, dessen Anschauungen der Kolonialabtheilung aus seinen Südseeberichten bekannt waren. Wollte man Excellenz von Soden, den besten Kenner Kameruns, Generalkonsul von Schuckmann und andere Afrikaexperten vermeiden, dann hätte man wenigstens mit der Untersuchung gegen mich einen an Rang und Lebensalter mir überlegenen Beamten betrauen sollen, z. B. den Vertreter des Kolonialdirektors, Herrn Geheimrath von Schwartzkoppen, dessen Geistesgaben, Ruhe und vornehme Gesinnung eine sachgemäße und leidenschaftlose Behandlung verbürgt hätten.

Herr Rose, der doch wissen mußte, daß unsere bedeutendsten Ostafrikaner sich für die Beibehaltung der Prügelstrafe gegen die Weiber der Sudanesensoldaten ausgesprochen haben, meint naiv, die westafrikanischen Verhältnisse rechtfertigten die Anwendung von Leibesstrafen gegen die Weiber der Dahomeysoldaten nicht. Nun, ich glaube, wenn in Ostafrika — wo doch die Kultur in Folge des indischen und arabischen Elementes auf einer

weit höheren Stufe der Entwickelung steht als an der afrikanischen Westküste — die Prügelstrafe nicht entbehrt werden kann, dann ist ihre Verhängung in Kamerun, wo der kulturfördernde Faktor eines Bindegliedes zwischen weißer und schwarzer Rasse gänzlich fehlt, noch viel mehr eine traurige Nothwendigkeit. Den Weibern der Sudanesensoldaten standen die Weiber der Dahomeysoldaten an Roheit, Zügellosigkeit und Faulheit nicht nach, wie der Freiherr von Gravenreuth, der beide Gattungen kannte, mir oft erzählt hat. Excellenz von Soden hat die Dahomeyweiber als „Bestien" charakterisirt und der Rittmeister von Stetten und andere Augenzeugen heben in ihren Bekundungen die Trägheit und Frechheit dieser Weiber übereinstimmend hervor. Herr Rose, der die Dahomeyweiber nur einmal flüchtig gesehen hat, meint, daß alle diese alten Afrikaner sich geirrt haben, und geht in seiner Anklage gegen mich so weit, den Familiensinn der Dahomeyer zu preisen, obwohl er selbst ausführt, daß diese Leute sich durch entgeltliche Ueberlassung ihrer Weiber an weiberlose Soldaten einen Verdienst verschafft hätten.

Eben so willkürlich und dem Gutachten der vernommenen Afrikaner widersprechend ist die Behauptung des Herrn Rose, daß die von mir verfügte Exekution grausam und roh gewesen sei. Es ist sehr leicht, nachträglich eine Maßregel zu tadeln, die in Folge eines plötzlichen Ereignisses in den Tropen auf der Stelle getroffen werden mußte. Ich habe die Exekution so mild wie möglich gestaltet. Kein Weib hat mehr als zehn, die meisten haben nur fünf und weniger Hiebe erhalten, nachdem die Kranken, Schwachen und Schwangeren als gänzlich straffrei ausgesondert worden waren. Um Ausschreitungen zu verhindern, habe ich die Exekution persönlich überwacht und angeordnet, daß sie nicht auf dem freien, inmitten der Europäerwohnungen gelegenen gewöhnlichen Exekutionplatz, sondern in einer abgelegenen Halle auf dem Exerzirplatz vollzogen wurde. Ich muß noch jetzt Herrn Rose gegenüber behaupten, daß ich einen zweckmäßigeren Platz als diese Halle nicht hätte wählen können. Die Polizeisoldaten waren Gehilfen der Exekution, um die Weiber am Weglaufen zu verhindern und Neugierige fernzuhalten. Ich habe das Lendentuch aufrollen lassen, weil ich niemals eine Exekution mit verhülltem Gesäß in Afrika gesehen habe. Der Gedanke, daß hierin eine Verletzung des Schamgefühles zu erblicken sei, durfte selbst dem an Afrika und seine Nuditäten nicht gewöhnten Herrn Rose nicht kommen, da er an jedem Tage seines Kamerunbesuches Hunderte völlig entblößter Weiber am Flusse sich waschen sehen konnte. Durch das Aufrollen der Lendentücher ist bei einem Weibe eine Hautkrankheit entdeckt und die Bestrafung sistirt worden. Es ist bezeichnend für Herrn Rose, daß er, lediglich auf Grund einer willkürlichen Meinung eines Elementarlehrers, der bei der Exekution nicht zugegen war, in seinem Berichte an den Reichskanzler die Möglichkeit betonen konnte, ich hätte die

Lendentücher zur Stillung eines geschlechtlichen Kitzels aufrollen lassen. Bevor diese für jeden Kenner Kameruns und der Dahomeybestien lächerliche Ansicht den Gegenstand eines Berichtes bilden durfte, wäre es doch wohl mindestens nöthig gewesen, den einzigen weißen Augenzeugen der Exekution, den Ingenieur Drees, über diesen Punkt zu hören. Aus dieser Unterlassung mache ich Herrn Rose einen schweren Vorwurf. Denn als mehrere Monate später Herr Drees vor dem Untersuchungrichter von Koenig aussagte, daß die Ansicht des Elementarlehrers völlig unhaltbar sei, da war es zu spät, um den ungünstigen Eindruck, den der Bericht des Herrn Rose beim Herrn Reichskanzler und höheren Ortes hinterlassen mußte, zu verwischen. Noch ein anderes Muster der Objektivität des untersuchenden Kommissars. Der weiße Augenzeuge der Exekution, Drees, hatte eidlich ausgesagt, daß mit einer glatten Peitsche geschlagen wurde, während der Neger Hardesty (selbstverständlich unbeeidet) behauptet hatte, die Peitsche sei gedreht gewesen. Herr Rose gab der Aussage des Farbigen den Vorzug, obwohl es notorisch ist, daß die Aussagen der Neger keinen Glauben verdienen, und außerdem gerade Hardesty ihm als Hallunke bekannt sein mußte; denn dieser Neger steht im Verdacht, den Stabsarzt Dr. Wolff auf seiner Expedition in das Hinterland von Togo vergiftet zu haben, und hat, wie erwiesen wurde, das Expeditiongeräth Wolffs veruntreut. Herr von Puttkamer hat deshalb den Hardesty zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Die Flußpferdpeitsche ist das in Kamerun übliche Züchtigungmittel und wurde auch von meinen Vorgängern in den Fällen angewandt, wo Weiber gezüchtigt wurden. Weil es sich um Weiber handelt, habe ich eben nur wenige und schwache Hiebe ertheilen lassen. Ueber die ganze Prozedur wäre kein Wort verloren worden, wenn nicht unmittelbar darauf der Dahomey-Aufstand ausgebrochen wäre.

Herr Rose und der mit ihm übereinstimmende Theil der Presse hat keinen Anstand genommen, die Bestrafung der Weiber als Grund der Revolte zu bezeichnen, obwohl — wie aus dem veröffentlichten Disziplinarurtheile genügend ersichtlich ist — die Beweisaufnahme ergeben hat, daß die Dahomeyer schon lange vor der Weiberzüchtigung die Absicht zum Aufstand geäußert haben. Charakteristisch für die Art der Untersuchung ist folgende kleine Begebenheit. Ich erzählte eines Tages bei Tische Herrn Rose, der Herr Reichskanzler habe bei mir telegraphisch angefragt, ob das englische Gerücht, daß der Aufstand durch die Weiberpeitschung veranlaßt sei, begründet sei, und fügte auf seine Frage hinzu, daß ich zurücktelegraphirt hätte, die Peitschung sei erfolgt, sei aber nicht der Grund des Aufstandes. Herr Rose läßt mich in dem Glauben, daß er meine Absicht völlig theile, telegraphirt aber nach Tisch, ohne mir ein Wort davon zu sagen, nach Berlin, daß die Weiberpeitschung den Aufstand veranlaßt habe. Nein, der Aufstand wurde nicht

durch die Peitschung, sondern — wie ja auch der Truppenführer Hauptmann Haering nach Ausbruch des Dahomey-Aufstandes berichtet hat — durch die Unzufriedenheit der Dahomeysoldaten mit ihrer wirthschaftlichen Lage veranlaßt. Als ich den Gouverneur vertrat, verfügte das Gouvernement über eine Polizeitruppe von etwa hundert Mann; sie bestand damals zur Hälfte aus losgekauften Dahomeysklaven, zur anderen Hälfte aus schon ursprünglich Freien. Während nun die Dahomeysoldaten fast durchgängig keinen Sold bekamen, erhielten die übrigen Soldaten dreißig Mark und mehr für den Monat. Da Lohnabzüge bei den Dahomeyern nicht möglich waren, wurden die Dahomeysoldaten von ihren militärischen Vorgesetzten mehr als die gelöhnten Soldaten mit Prügelstrafe belegt; hierdurch fühlten sie sich zurückgesetzt, zumal sie die ältesten und ausgebildetsten Soldaten waren. Ich habe nun die Zeit meiner Stellvertretung benutzt, um die Löhnungverhältnisse der Dahomeysoldaten etwas zu bessern; an dem übernommenen Zustande Wesentliches zu ändern, war ich nicht befugt, da beim Loskauf der Dahomeyer bestimmt war, daß sie durch fünfjährige unentgeltliche Arbeitleistung den für sie gezahlten Kaufpreis abverdienen sollten, da ich ferner wußte, daß eine Löhnung der Dahomeyer gegen die Intention des von mir vertretenen Gouverneurs gewesen wäre, und da ich außerdem den Etat überschritten hätte. Daß der eigentliche Grund des Aufstandes nicht in der Weiberpeitschung, sondern in der Unzufriedenheit der Rebellen mit ihrer wirthschaftlichen Lage zu suchen ist, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß alle mit regelmäßiger Löhnung bedachten Soldaten nicht revoltirt, vielmehr auf unserer Seite gegen die Rebellen gefochten haben, obwohl ihre Weiber auch gezüchtigt worden waren, daß dagegen die Dahomeysoldaten fast durchgängig an der Revolte sich betheiligt haben, auch die, deren Weiber keine Strafe erlitten hatten.

Auch die Berichte des Gouverneurs a. D. Zimmerer, der das Glück hatte, zur Zeit des Aufstandes in Deutschland zu sein, vermag ich als objektiv nicht anzuerkennen, da er seine Animosität gegen meinen Vorgänger, den Grafen Pfeil, wie Jeder weiß, der in Kamerun war, auf mich übertragen hatte und da er außerdem in dieser Angelegenheit Partei ist. Denn er hatte ein persönliches Interesse daran, die Entstehung der Ansicht zu verhindern, daß die von ihm zu verantwortende Nichtlöhnung der Dahomeyer und die von ihm zu verantwortenden Unvollkommenheiten in den militärischen Einrichtungen und der Organisation der Schutztruppe die eigentliche Veranlassung der Revolte waren. Herr Zimmerer kehrte zwei Monate nach der Revolte vom Urlaub nach Kamerun zurück. Schon unterwegs hatte er geäußert, er werde jetzt die Untersuchung selbst in die Hand nehmen und beweisen, daß der angebliche Dahomey-Aufstand nichts weiter sei als ein persönlicher Racheakt gegen mich. Diese Ansicht auf Aussagen von Schwarzen zu stützen, war wahrlich nicht schwierig.

Mit Unrecht ist mir von einem Theil der Presse zum Vorwurf gemacht worden, daß ich den Dahomey-Aufstand nicht vorausgesehen hätte. Da der Truppenführer und die Unteroffiziere, die doch in erster Linie mit der Truppe verkehrten, keine irgendwie auf bedrohliche Anzeichen hinweisenden Meldungen erstattet hatten, war ich nicht in der Lage, eine Revolte zu ahnen. Persönlich konnte ich den Uebungen der Polizeisoldaten nur selten beiwohnen, Das verbot die auf mir ruhende Arbeitlast, in die sich jetzt etwa fünf Beamte theilen. Denn abgesehen von der Vertretung des Gouverneurs lag mir auch die Erledigung der Geschäfte der damals beurlaubten Bezirksamtsleute von Korbo und Victoria ob, da sämmtliche Schriftstücke wichtigeren Inhaltes mir zur Bearbeitung nach Kamerun gesandt wurden. Um aber die Truppe einer besseren Aufsicht zu unterwerfen, habe ich an ihre Spitze, an der bis dahin ein Unteroffizier stand, einen älteren Offizier, den Hauptmann Haering, gestellt und um Heraussendung von noch drei Unteroffizieren gebeten. Denn zur Zeit des Dahomey-Aufstandes bestand das ganze Aufsichtpersonal der Polizeitruppe aus dem Hauptmann Haering, dem Gefreiten Steinecke und dem Büchsenmacher Zimmermann, von denen Einer immer krank war. Mein Gesuch um Vermehrung des Personals wurde zuerst abgelehnt, da der beurlaubte Gouverneur Zimmerer in Berlin sich dagegen erklärt hatte. Erst nach dem Aufstand wurde die gesammte Schutztruppe bedeutend vermehrt.

Die Bedeutung des Aufstandes ist von der Presse sehr übertrieben worden. Einen Monat nach dessen Ausbruch war von ihm kaum noch Etwas zu spüren. Der erste Bericht über die Revolte erschien im Berliner Tageblatt und war der Neuen Deutschen Rundschau entnommen, in der ein Herr Giesebrecht das Tagebuch des Herrn Vallentin veröffentlicht hatte. Vallentin, von Beruf Zeugunteroffizier, wurde dem Gouvernement, nach dem zwischen ihm und der Kolonialabtheilung geschlossenen Vertrage, als Arbeiteraufseher übersandt. Obgleich er als Solcher zu den Unterbeamten zählte, speiste er in Folge meiner Vermittelung in der ersten Messe, wo sich sonst nur Ober- und Subaltern-Beamte versammeln. Hierdurch hatte er Gelegenheit, mit seinen Vorgesetzten in persönlichen Verkehr zu treten und im zwanglosen Beisammensein Dinge zu hören, die ihm im amtlichen Verkehr verborgen geblieben wären. Sein Tagebuch wurde von der Presse als unanfechtbare Wahrheit betrachtet, während mein amtlicher Bericht über die Revolte, der erst einige Tage später als das Tagebuch vom Auswärtigen Amt veröffentlicht wurde, mit Mißtrauen aufgenommen und fast ignorirt wurde. Es war für mich wirklich nicht leicht, während des Aufstandes einen klaren und getreuen Bericht zu liefern, und Irrthümer wären verzeihlich gewesen. Allein ich brauche auch heute nicht ein Wort von diesem Bericht zurückzunehmen. Und wie steht es nun mit dem als unanfechtbares Evangelium angesehenen Tagebuch des

Vallentin? Der Herausgeber Giesebrecht sagt zwar im Vorworte, daß sein Gewährsmann diese Aufzeichnungen vor jedem Forum der Welt vertreten könne. Allein dieser Gewährsmann selbst hat eidlich ausgesagt, daß sein Tagebuch damals ohne seinen Willen veröffentlicht worden sei, noch sehr der Sichtung bedurft habe und von seinem Freunde Giesebrecht tendenziös abgeändert sei. Wer die Tagebuchblätter mit Aufmerksamkeit liest, merkt bald, daß es sich um eine auf Sensation berechnete Darstellung eines mißvergnügten Beamten handelt. Vallentin kommt am siebenten Februar 1893 in Kamerun an und schon an diesem Tage schreibt er in sein Tagebuch, daß ihm das Einleben nicht leicht gemacht werde. Und dann ziehen sich seine Klagen durch das ganze Buch, einerlei ob Gouverneur Zimmerer oder ich die Geschäfte führte. Obwohl Vallentin an der Wiedereroberung der Joßplatte sich gar nicht betheiligt hatte, unterzieht er auch diese Vorgänge seiner abfälligen Kritik. Die von ihm bemängelte Zauderpolitik, die darin bestand, daß der Kommandant S. M. S. „Hyäne" nach der Ankunft in Kamerun sich erst über Stellung und Stärke des Feindes informirte und nicht gleich ohne Ueberlegung darauf losstürmen ließ, ist der Grund, weshalb die Wiedereroberung der Joßplatte kein Menschenleben kostete. Um seine Schilderung des Aufstandes noch interessanter zu machen, läßt der erfinderische Vallentin den Ingenieur Drees Waschwasser trinken, die englischen Kaufleute rebelliren und mich einen überall unbeliebten Despoten sein. Bei seiner eidlichen Vernehmung vor dem Wirklichen Legationrath von Koenig hat Vallentin keinen Beamten nennen können, bei dem ich unbeliebt gewesen sei, und keine despotische Handlung anführen können, sondern sich nur ganz allgemein auf das Zeugniß von Beamten berufen, die er nicht mehr nennen könne. Auch hat er eidlich zugegeben, daß er selbst keinerlei Veranlassung zu einer Beschwerde über mich gehabt habe. So beschaffen war die Quelle, aus der, außer Herrn Rose, dem Vallentin als Protokollführer beigegeben war, die öffentliche Meinung ihre Ansicht über mich gebildet hat. Herr Vallentin ist mir gleichgiltig; das glücklicher Weise nur periodische Auftreten solcher Naturen in der Beamtenwelt ist nicht neu; ich erwähne ihn nur des Zusammenhanges wegen. Aber bezeichnend für den Grad des heutzutage den leitenden Beamten in den Kolonien gewährten Rückhaltes ist es, daß der Wisch des unbedeutendsten Wirrkopfes genügt, um sie den gehässigsten Angriffen in Presse und Parlament preiszugeben. Das führt mich zum zweiten Punkt der Anklage: dem Verkehr mit den Pfandweibern.

Obgleich das Institut der Pfandweiber nicht von mir geschaffen ist und obgleich das veröffentlichte potsdamer Erkenntniß ausdrücklich hervorhebt, daß diese Frauen weder Gefangene des Gouvernements noch meiner Obhut anvertraut waren, verkündete der Abgeordnete Lenzmann im Reichstage: „Leist mußte kriminell bestraft werden, denn entweder hat er sich der Freiheitberaubung

oder eines Sittlichkeitdeliktes schuldig gemacht." Offenbar hat der geehrte Herr keine Ahnung von den Verhältnissen, über die er sprach.

Das Institut der Pfandweiber hat sich folgendermaßen entwickelt: Ein farbiger Schuldner pflegte, um der Klage eines weißen Faktoristen zu entgehen, diesem je nach der Höhe der Schuld ein oder mehrere Weiber zum Pfand zu geben. Die weißen Pfandnehmer benutzten gewöhnlich die verpfändeten Weiber; außerdem berechneten sie für die Weiber hohes Kostgeld, nämlich einen Shilling pro Tag. Da bei der afrikanischen Schwerfälligkeit diese Weiber oft mehrere Jahre uneingelöst blieben, erhöhte sich durch die aufgelaufenen Zehrungskosten die ursprüngliche Schuld bedeutend. Dies war für die Schuldner um so drückender, als die zuerst baar berechneten Verpflegungskosten wieder, und zwar zum Vortheile des weißen Gläubigers, in Produkte umgerechnet wurden und so eine Schraube ohne Ende entstand. Deshalb baten die Eingeborenen das Gouvernement, ihre den Gläubigern verpfändeten Weiber im Gouvernement gegen Kost und Wohnung arbeiten zu lassen. Durch Erfüllung dieser Bitte blieben die Ausgaben für die Weiber den Schuldnern erspart. Die Weiber wohnten ursprünglich im Dienerzimmer des Gouverneurs, ohne Verschluß, und zwar während der ganzen Zeit meines ersten kameruner Aufenthaltes. Als ich anfangs 1893 nach Kamerun zurückkehrte, hatte sich die Zahl der Weiber, die bis zu meinem Urlaubsantritte nie mehr als zwei betragen hatte, bedeutend vermehrt. Ihre Unterbringung im Dienerzimmer war hierdurch unmöglich geworden; sie wurden nun in die Räume gebracht, die allein zur Aufnahme disponibel waren: in die Pfandkammer und, falls auch diese anderweitig benutzt werden mußte, in die leeren Zellen des Gefängnisses, die noch immer einen gesünderen und angenehmeren Aufenthalt boten als die den Weibern in der Town gebotenen Hütten. Nun mußten sie vor den Ansteckungen der geschlechtskranken Polizeisoldaten geschützt, also nachts eingeschlossen werden. Diese Einschließung hat natürlich in Kamerun eine andere Bedeutung als in Deutschland. Auf vielen tropischen Plantagen werden Arbeiter und Arbeiterinnen regelmäßig nachts eingeschlossen, damit sie sich für den Morgen frisch erhalten, nicht stehlen und sich herumtreiben. Durch diese veränderte Unterbringung hatte sich der rechtliche Charakter des Institutes der Pfandweiber natürlich nicht verändert. Es konnte mir der Gedanke nicht kommen, daß Vallentin und einige andere Neulinge, die den Entwickelungprozeß des Pfandweiber-Institutes nicht kannten, diese Weiber als Gefangene ansehen und entsprechende Gerüchte in Umlauf setzen würden. Gleichwohl erzielten diese Verbreitungen **vor** dem Aufstande und **vor** der Aera Rose nicht den geringsten Effekt. Sonst hätten wohl nicht sämmtliche Beamte und Offiziere, Kaufleute, Pflanzer und Missionare deutscher und englischer Nation unausgesetzt bei mir verkehrt. Die Pflegeschwestern Baeßler

und Leue, die auf der Joßplatte mit mir wohnten, haben Herrn Direktor Kayser und dem Vorstande des „Rothen Kreuzes“ gegenüber wiederholt geäußert, daß sie niemals etwas Anstößiges über mich gehört hätten. Und der zu meiner Zeit erste Offizier S. M. S. „Hyaene“, der wegen seines warmen Herzens für die deutschen Kolonien und seiner vornehmen, ritterlichen Gesinnung von Kameraden und Civilisten hochgeschätzte Graf Alexander von Monts, der in und für Kamerun sein Herzblut ließ, hat in den Briefen an seine Frau mich stets in freundschaftlichster und anerkennendster Weise erwähnt, obwohl er erst nach Kamerun kam und mich kennen lernte, als der Verkehr mit den Pfandweibern bereits stattgefunden hatte. Wenn mein Leumund nicht ein guter gewesen wäre, so hätte auch wohl schwerlich der apostolische Präfekt von Kamerun im Disziplinarverfahren sich für mich verwendet.

Die Befriedigung des Geschlechtstriebes, die man, wenn ich nicht irre, ja wohl auch in Europa bei unverheiratheten jungen Männern nicht für ein Verbrechen hält, erfolgt in Kamerun in anderen Formen als in Berlin. Eine freie Prostitution existirt nicht, da es keine Weiber giebt, die nicht von ihrer Geburt an im Eigenthume eines Dualla stehen. Die Prostitution wird dadurch ersetzt, daß die Farbigen ihre Weiber den Europäern vermiethen. Die Benutzung der Pfandweiber bot nun an und für sich, d. h. ohne die Veröffentlichung Vallentins, weit mehr Garantie für einen möglichst unauffälligen Geschlechtsverkehr als die Benutzung erst aus der Town herbeigeholter Personen. Ich wies die Pfandweiber, deren Bestellung dem Diener am Bequemsten war, nicht zurück, da sie für den selben Entgelt sich preisgegeben hätten, auch wenn sie nicht zufällig den Gläubigern ihrer Eigenthümer verpfändet gewesen wären. Herr Rose hat diese Verhältnisse völlig unbeachtet gelassen, es vielmehr für angebracht gehalten, in Wort und Schrift meine Verfehlung in einer Weise aufzubauschen, daß aus der im Vergleich zu den Vorkommnissen in den Nachbarkolonien wirklich winzigen Angelegenheit ein europäischer Preßskandal geworden ist. Anstatt die Presse zu beruhigen und Vallentins Auslassungen auf ihre wahre Bedeutung zurückzuführen, hat er diesem Herrn und den Bekundungen einiger anderen mißvergnügten Untergebenen von vorn herein einen höheren Werth beigemessen als den Ansichten des Herrn von Soden, des Generalkonsuls von Schuckmann, des Rittmeisters von Stetten und anderer wirklicher Kamerunkenner, obwohl seinem Spürsinne die Präzedenzfälle nicht entgangen sein dürften, deren spezielle Anführung behufs meiner Entlastung mein kameradschaftliches Gefühl mir verbot. Das Vorgehen des Herrn Rose läßt auch hierin die Ruhe und Leidenschaftlosigkeit vermissen, wie sie den Beamten auszeichnen sollten, dem die Aufgabe zufällt, eine Untersuchung gegen einen Kollegen zu führen. Der Hauptmann Haering hat bekundet, daß er während seines ganzen Aufenthaltes in Kamerun, trotz regem

Verkehr auf Schiffen und in Faktoreien, nur einmal von den Bureaubeamten Vallentin und Hering über meinen Verkehr mit den Pfandweibern habe sprechen hören. Herr Rose hat selbst zugegeben, daß er erst kurz vor seiner Abreise aus Kamerun von meinem Verkehr mit den Pfandweibern gehört habe. Eine Handlung, die nach seiner Ansicht doch geeignet sein soll, den deutschen Namen zu schänden, erfährt man nicht erst vier Wochen nach der Ankunft in Kamerun, sondern sofort. Bei der Durchsichtigkeit der afrikanischen Verhältnisse und dem regen Verkehr der Europäer unter einander und mit Schwarzen ist dazu nicht einmal eine Denunziation nöthig. Eine Woche nach seiner Ankunft in Kamerun, zu einer Zeit also, wo er über meinen Ruf doch eigentlich orientirt sein mußte, hat Herr Rose bei einem ihm und den Seeoffizieren des „Admiral“ zu Ehren von mir gegebenen Diner Gelegenheit genommen, meine Verdienste um das Schutzgebiet Kamerun in Toastform zu preisen. Auch nach dem dreizehnten Februar 1894, dem Tage, wo Herr Rose von dem Umgang mit den Pfandweibern gehört haben will, hat sich mein Verkehr mit ihm in den freundschaftlichsten Formen bewegt. Herr Rose theilte mit mir Tisch und Gesellschaft, ohne jemals ein Wort über den Weiberverkehr zu verlieren. Ich hatte keine Ahnung, daß der mir vom Herrn Reichskanzler als Kommissar für die Untersuchung des Dahomey-Aufstandes bezeichnete Beamte den Weiberverkehr kannte oder auch nur die Absicht hatte, über mit dem Dahomey-Aufstande in gar keiner Beziehung stehende Dinge zu berichten. Wenn Herr Rose damals die von ihm nachher in öffentlicher Sitzung vertretene Ansicht gehabt hat, daß der Verkehr mit den Pfandweibern geeignet gewesen sei, den deutschen Namen zu schänden, dann hätte er sein Verhalten gegen mich wohl etwas anders einrichten müssen. Jedenfalls aber mußte er mir Gelegenheit geben, mich über diesen Punkt seiner Berichterstattung zu äußern. Wenn eine Schädigung des deutschen Namens stattgefunden hat, so trägt daran, außer den Reden des Herrn Rose, die Presse Schuld, die trotz mangelnden Unterlagen über mich die fabelhaftesten Berichte brachte. Wenn fortwährend die unglaublichsten Dinge über mich in das Ausland hinausposaunt werden, dann kann man sich nicht wundern, daß es von dort noch kräftiger zurückschallt. Als das erstinstanzliche Urtheil das ohne Akten von der Presse gebildete Vorurtheil nicht bestätigte, wurde die Entrüstung auch noch auf die potsdamer Richter übertragen, — natürlich wieder, ohne die thatsächlichen Feststellungen des ersten Urtheils abzuwarten. Jede noch so thörichte, den Thatbestand völlig ignorirende Kritik wurde unter der Rubrik „Eingesandt“ mit Worten eingeleitet wie: „Ein Geheimer Schulrath schreibt“, „Eine deutsche Frau schreibt“, „Aus Professorenkreisen geht uns zu“ — und in dieser Form dem Lesepublikum unterbreitet. Hierdurch wurde natürlich meine Position sehr erschwert. Unter dem Drucke der Presse ist dann auch die

Berufung eingelegt worden, wie ein vortragender Rath der Kolonialabtheilung Herrn Rechtsanwalt Mueseler, meinem forensischen Beistande, zugegeben hat.

Nicht auf meinen Antrag, sondern lediglich auf den Wunsch meiner Vorgesetzten habe ich die sichere Konsulatskarriere verlassen und mich in die unsichere und wenig beneidenswerthe Stellung eines Kanzlers in den Kolonien begeben und dort nicht nur dem Klima, sondern mehr als einmal auch den Geschossen der Eingeborenen mein Leben ausgesetzt. Ich hebe diese Verhältnisse nur hervor, weil ähnliche gefahrvolle Mühewaltungen bei den Beamten in Deutschland nicht zu den Amtspflichten gerechnet werden. Daß von solchen Verhältnissen und dem drückend schwülen Klima das Denken und Fühlen des aus anderer Zone stammenden Europäers wesentlich beeinflußt wird, ist eine von sachverständigen Aerzten anerkannte Thatsache, die in meinem Disziplinarverfahren die selbe Berücksichtigung verdient hätte, die sie sonst im Auswärtigen Amte stets gefunden hat, ohne daß dadurch, um mich der schwunghaften Worte des Rose zu bedienen, „eine gründliche Lockerung der Beamtendisziplin“ entstanden wäre. Die oft gelesenen Schlagworte: „Wir schicken unsere Beamten nicht nach den Tropen, damit sie vernegern, sondern, damit sie die Neger civilisiren“, ändern an der Thatsache nichts, daß man unter der Tropensonne leicht zu Handlungen kommt, die man in der Heimath unterläßt. Die Blutbeschaffenheit verschlechtert sich, die Widerstandsfähigkeit nimmt täglich ab und bei allen Europäern macht sich eine gesteigerte Erregbarkeit des Nervensystemes geltend, die sich bei dem Einen in Zornesausbrüchen ohne zureichenden Anlaß, bei dem Anderen in geschlechtlichen Anfechtungen äußert. Ich habe unter dem Einflusse der Tropensonne die brutalsten Handlungen von Europäern gesehen, die sich zu Hause des besten Leumundes erfreuten, und bin in der Lage, durch Beispiele zu erhärten, daß wegen weit gröberer Verfehlungen als der mir zur Last gelegten vom Auswärtigen Amte nicht disziplinarisch eingeschritten wurde. Ich billige Das aus den erwähnten Gründen durchaus; aber man sollte dann konsequent sein und nicht bei der ersten Verfehlung eines Kolonialbeamten, blos weil sie bekannt geworden ist, gleich auf die schwerste Bestrafung dringen. Denn dann hängt der Beamte in den Kolonien von der Gnade der Presse und des Parlamentes ab und es kommt blos darauf an, sich bei diesen Instanzen lieb Kind zu machen. Soll ein solcher, mit dem Aufgeben der Kolonien identischer Zustand verhütet werden, dann bedarf der Beamte, auch wenn er gefehlt hat, gegenüber den jetzt in Deutschland üblich gewordenen, von den Engländern und anderen kolonisirenden Völkern halb schadenfroh, halb mitleidig belächelten ekelhaften Preß- und Parlaments-Hetzereien des energischsten Schutzes der ihm vorgesetzten Behörde. Ich meine damit nicht etwa, daß jede Pflichtwidrigkeit in den Kolonien beschönigt werden soll, sondern nur, daß

der Beamte, der Jahre lang unter Nichtachtung von Leben und Gesundheit in einer deutschen Kolonie sich redlich abgemüht hat, Nachsicht verdient und Anspruch hat, nicht gleich bei der ersten Verfehlung, weil es der Presse beliebt, unter Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz zum Teufel geschickt zu werden.

Herr Rose hat in letzter Instanz Recht bekommen. Die alten Herren in Leipzig, deren Wirkungskreis sich niemals über Deutschlands Grenzen erstreckt hat, haben sicherlich nach bestem Wissen und Gewissen geurtheilt. Das haben aber die durchschnittlich jüngeren Mitglieder der potsdamer Disziplinarkammer auch gethan, als sie die Dienstentlassung für eine zu drakonische Vergeltung meiner dem deutschen Schutzgebiete geleisteten Dienste hielten. Für beide Disziplinargerichte handelte es sich um ihren ersten „afrikanischen Fall", beiden lag das selbe Beweismaterial vor, in beiden waren Sachverständige nicht vertreten. Während die erste Instanz den alten Grundsatz „In dubio mitius" befolgte, hat die zweite unter Ablehnung meines Antrages auf gutachtliche Vernehmung der Afrikakenner von Soden, von Wissmann, von Schuckmann und Morgan die Dienstentlassung ausgesprochen. Durch diesen Spruch bin ich aus meinem Vaterlande gedrängt worden, für das ich an gefährlicher Stelle gern gewirkt habe. Kaiser und Reich lieb zu behalten, ist meine Pflicht und Schuldigkeit und mir Bedürfniß; aber gerade deshalb muß ich die Nothwendigkeit betonen, durch entsprechende Abänderung des über zwanzig Jahre vor unseren Kolonieen entstandenen Reichsbeamtengesetzes Garantien dafür zu schaffen, daß bei Disziplinarverhandlungen gegen Kolonialbeamte in den Richterkollegien Afrikakenner vertreten sind. Das gebietet die Billigkeit und die Staatspolitik, die darauf bedacht sein muß, daß für die schwierigsten Aemter in den Kolonien das beste Beamten-Material vorhanden ist. Welcher Beamte, der es nicht nöthig hat, wird aber noch seine sichere und bequeme heimathliche Stellung mit einem mühsäligen und undankbaren Amte in den Kolonien vertauschen, wenn er trotz regstem Eifer bei der ersten Verfehlung nicht nur seine koloniale Stellung, sondern auch die Errungenschaften seines ganzen bisherigen Lebens verliert, ohne Rückhalt bei der vorgesetzten Behörde zu finden? Das sollten sich doch auch die Leute sagen, die Negerafrika nicht kennen, daß in unseren afrikanischen Kolonien mit Limonadenseelen nichts gewonnen ist, selbst wenn diese den deutsch-heimathlichen Rechts- und Sittenkodex auch dort peinlich befolgen. Auf dem Festkommers, den die Stadt Magdeburg zu Ehren des Gouverneurs von Wissmann veranstaltete, sagte der jetzige Gouverneur von Ostafrika zum Oberbürgermeister Boetticher: „Leist hätte darauf dringen müssen, von Afrikanern abgeurtheilt zu werden."

Chicago, am dreißigsten Juni 1896. H. Leist.



Die Schwiegermutter der Zukunft.

Vor einiger Zeit war ein Gassenhauer im Schwange: „Wir brauchen keine Schwiegermama." Vox populi, vox dei. Die Schwiegermutter als Uebel ist wirklich kein leerer Wahn. Sie existirt. Sie muß bekämpft werden. Nur meine ich, man legt auch hier Personen zur Last, was gesellschaftliche Zustände verschulden. Nicht auf die Schwiegermütter sollten wir Steine werfen, sondern auf eine Gesellschaft, aus der sie mit Naturnothwendigkeit hervorwachsen mußten.

Was heißt, Schwiegermutter sein? Doch wohl: sich unbefugt in die ehelichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten verheiratheter Söhne und Töchter einmischen; aus einem natürlichen Zweibund einen gewaltsamen Dreibund herstellen und in dieses dreieckige Verhältniß den Baum pflanzen wollen, der die Erisäpfel tragen wird.

Die Schwiegermutter ist — im traditionellen Aberglauben — der Mehlthau auf dem Blüthenstaub junger Ehen; sie ist eine harte Nuß, eine bittere Pille, das dicke Ende, das nachkommt, wenn man heirathet; sie ist, selbst mit der schlankesten Taille, ein fetter Braten für Witzbolde. In der Maienblüthe ihrer Sünde aber steht die Schwiegermutter, wenn sie, unter der Flagge mütterlicher Autorität, vom Rath zur That übergeht und Miene macht, ihren Willen, ihre Lebensführung, den verheiratheten Kindern aufzuzwingen. Dann wird aus dem Zankapfel ein Drache und aus dem — sonst vielleicht mit Gummischuhen oder mit Goldshares handelnden — Schwiegersohn erwächst ein Heiliger Georg.

Nach dieser Definition gebe ich dem Begriff der Schwiegermutter noch eine weitere Ausdehnung: ich werfe Mutter und Schwiegermutter in einen Topf und behaupte schlankweg, daß auch die Mutter der eigenen verheiratheten Tochter gegenüber Schwiegermutter werden kann. Die angeheirathete Schwiegermutter ist sogar oft leichter zu beseitigen als die angeborene, da man jene durch eispolhöfliche Formen kalt stellen oder wenigstens in Schranken halten kann, während die Ansichten und Anordnungen dieser von einer pietätvollen Tochter vielfach aufgenommen werden, wenn auch mit heimlichem Widerstreben und in dem ärgerlichen Gefühl einer Abhängigkeit, der sie entronnen zu sein glaubte, als sie heirathete. Die in die Länge gezogene Mutter kann selbst der zärtlichsten Tochter zu viel werden.

Daß auch gelegentlich Tanten oder Schwägerinnen Schwiegermutter spielen, dürfte bekannt sein.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß ich — von Ausnahmen abgesehen — die Zwietracht säende Schwiegermutter dem Schwiegersohn gegenüber für ein Geschöpf der fable convenue halte. Selten liegen den Schwiegermutter-Scherzen und -Schmerzen des Tochtermannes reale Thatsachen zu Grunde

Viel öfter hat die Schwiegermutter allen Respekt vor dem Schwiegersohn und ist froh, wenn er ihr nichts thut.

Die Mutter, sage ich, wird oft Schwiegermutter. Sich nicht in die Angelegenheiten ihrer verheiratheten Kinder einzumischen: diese Entsagung fordert selbst von den besten und einsichtvollsten Müttern und Schwiegermüttern einen hohen Grad durchtriebener Klugheit und konsequenter Selbstüberwindung. Selten sind es niedrige Motive oder Charakterbosheit, die zu solcher Einmischung reizen. Ihre Quelle ist in den weitaus meisten Fällen eitel Liebe und Muttersorge. Die Mutter wünscht ihren Kindern den Himmel auf Erden und hält sich für den vermittelnden Erzengel. In der Behandlung der Dienstboten, der kleinen Kinder, der Wäsche, der Ehemänner, im Aufspüren der besten Roastbeefquellen und der vortheilhaftesten Gelegenheitkäufe ist sie doch Meisterin, die Tochter Lehrling. Und sie sollte dem Kinde nicht hilfreich beispringen? Wie? Das Mutterherz soll nicht bluten, bei der Wahrnehmung, daß die Köchin, theils mit, theils ohne Landsmann oder Cousin, in der Küche Orgien in Bier und widerrechtlich belegten Butterstullen feiert? Das Mutterauge soll sich verschließen vor dem Staub auf einem Schrank, der den Ruf der Tochter als Hausfrau zu gefährden droht? Die Muttergalle soll nicht überlaufen beim Anblick der Löcher, die die Waschfrau mit ihrem fressenden Zeug in die theure Ausstattungwäsche reißt?!

Und ist es nicht einfach Mutterpflicht, gewisse Lebensfragen mit der Tochter zu erörtern? Zum Beispiel: ob man die goldigen Kindermähnen besser lockt, zöpft oder abschneidet, ob der Kalbsbraten gespickt oder ungespickt, der Spinat mit oder ohne Muskatnuß und Mehl bekömmlicher ist, ob in Krankheitfällen der eben so billige wie alleinseligmachende Kneipp oder eine kostspielige ärztliche Autorität zu Rath zu ziehen sei, ob Hetes Kopfschmerz durch das Radeln oder durch Schweningers Stirnbäderedikt gründlicher beseitigt werden kann, — und so weiter ins Unendliche. Und diese Fragen werden erörtert, kampfbereit, oft genug in der Form von Angriff und Abwehr und mit dem etwas galligen Refrain: Thu' übrigens, was Du willst, mein Kind, — Du bist ja die Hausfrau!

Das Mutterherz, das Mutterauge, die Mutterpflicht — alle Achtung! Wo aber bleibt die Mutterklugheit? Nur durch Erfahrung wird man klug, — Das ist eine ewige Wahrheit. Aber nur durch eigene Erfahrung, nie durch die Erfahrung Anderer.

Geht Ihr zu Euren verheiratheten Kindern, Ihr zärtlichen Mütter, Ihr wohlmeinenden Schwiegermütter, dann nehmt Scheuklappen mit für Eure Augen, legt ein Schloß vor den Mund und stopft Wachs in die Ohren! Seine Klugheit und seine Erfahrung — unter Umständen — für sich behalten! Diese vornehme und feine Kunst, übt sie!

Die Schwiegermutter-Periode dauert ungefähr vom vierzigsten bis zum sechzigsten Jahr; sie füllt also einen Lebensabschnitt, in dem der normale Mensch noch in geistiger und körperlicher Frische zum Schaffen disponirt ist. Mit dem Beginn des Greisenalters, wenn der Thätigkeittrieb dem Bedürfniß nach Ruhe und Frieden weicht, pflegt die schwiegermütterliche Mutter und die Schwiegermutter vom Schauplatz abzutreten. Schwiegermutter wird Großmutter.

Ist die Domäne der Frau einzig und allein Ehe, Hauswirthschaft und Kinderaufziehung, so wird, wenn diese Quellen der Thätigkeit im eigenen Hause allmählich versiegen, die so begrenzte Frau sie da aufsuchen, wo sie frisch sprudeln: im Hause ihrer Kinder.

Als ich mich verheirathete, blieb eine Schaar von Kindern im elterlichen Hause zurück. Meine Mutter, eine rasche, energische, arbeitfrohe Frau, der es sicher nicht an Schwiegermutter-Eigenschaften fehlte, hat bei ihren spärlichen Besuchen in meinem Hause nie den geringsten Versuch gemacht, sich in meine wirthschaftlichen oder ehelichen Verhältnisse zu mischen. Und sie unterließ es, nicht etwa aus kluger Einsicht, sondern einfach, weil ihr Schaffensdrang im eigenen Hause volles Genügen fand.

Giebt es bei den armen Leuten, im „Volk", Schwiegermütter? Sie sind sicher seltene Ausnahmen. Die Proletarierin hat keine Zeit, Schwiegermutter zu sein. Sie muß arbeiten, arbeiten, bis ihr der Athem ausgeht und ihr der Kriegsfuß, auf dem die Schwiegermutter mit Vorliebe stehen soll, erlahmt.

Und warum, meine Herren, giebt es keine Schwiegerväter, — im schlimmen Sinn, meine ich natürlich? Weil die Männer beruflich verhindert sind, es zu sein. An schwiegermütterlichen, Zwietracht säenden Eigenschaften werden auch die Männer keinen Mangel leiden; sie lagern aber diese Qualitäten innerhalb ihrer Berufskreise ab.

Auch die Weltdame par excellence, die im Strudel weltlichen Treibens lustig fortschwimmt, so lange „das Lämpchen glüht", pflegt von ihrem Schwiegermutterstande keinen Gebrauch zu machen, — eben, weil sie anderweitig ihre Felder bestellt. Damit möchte ich übrigens diese Kategorie von Nichtschwiegermüttern der Nachahmung nicht empfehlen.

Die Konsequenzen, die ich aus diesen Wahrnehmungen zu ziehen geneigt bin, springen in die Augen. Die Schwiegermutterfurcht ist ein Zopf, den die kommende Generation abzuschneiden hat. Ihr Männer und Ihr Frauen, die Ihr Euch vor Schwiegermüttern fürchtet, die Ihr an sie glaubt, schließt Euch frank und frei, mit dem ganzen Feuer Eurer Schwiegermutter-Antipathie, der großen modernen Frauenbewegung an, die die Berufsthätigkeit des Weibes auf ihre Fahne schreibt. Die Emanzipation der Frau bedeutet die Emanzipation von der Schwiegermutter. Vor dem morgenröthlichen Hahnenschrei dieser Emanzipation verschwindet die lästige Ahne und aus der Asche der

Schwiegermutter steigt der Phönix der berufstüchtigen, wenn auch ältlichen Frau. Ich wage diese Behauptung, — auf die Gefahr, daß der bejahrte Phönix gegen die Natur verstoßen sollte. Wer die Hände nach den goldenen Aepfeln der Hesperiden ausstrecken darf, findet an sauren Erisäpfeln keinen Geschmack mehr.

Wie sieht — im traditionellen Aberglauben — die Schwiegermutter von heute aus? Dick, roth, asthmatisch. Viele Haare — auf den Zähnen. Sie trägt mit Vorliebe Sammet und Seide, Etwas, das rauscht. Federn auf dem Hut. Etwas Rindsledernes im Auftreten. Und das Bewußtsein, überall die Hauptperson zu sein.

Und die Schwiegermutter der Zukunft? Sie ist von jugendlicher Schlankheit. Andauernde Bethätigung der Nerven-, Geistes- oder Körperkräfte hindert die Wohlbeleibtheit. Keine Federn auf dem Hut. Nichts, was rauscht, fegt und wippt. Man sieht sie oft mit einem Medizin-, Mal- oder Geigenkasten, mit einer Akten-, Musik- oder sonstigen Mappe unter dem Arm. Ihre Unterhaltung mit der Tochter oder Schwiegertochter besteht nicht mehr in Angriff und Abwehr, bewegt sich vielmehr in den Gleisen eines Meinungsaustausches, wie er sich zwischen zwei gleich selbständigen Persönlichkeiten, die ernste Interessen wahrzunehmen haben, von selbst ergiebt.

Die alte Schwiegermutter steht schon heute auf dem Aussterbeetat; bald tönt durch alle Lande der frohlockende Ruf: Die Schwiegermutter ist tot, — es lebe die ernsthaft beschäftigte Frau, die ihrer verheiratheten Tochter eine Freundin und ihrem Schwiegersohn ein guter, verständiger Kamerad ist!

Heringsdorf. Hedwig Dohm.



Hamlet, der Christ.

Mehr als einmal ist gesagt worden, daß Goethes bekannten Ausführungen über Hamlet, so glanzvoll und bedeutend sie sind, doch wohl nicht in allen Punkten beizupflichten sein dürfte. Dort ist an einer Stelle zu lesen, daß Shakespeare habe schildern wollen: „eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern Das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinn verliert, ohne doch jemals wieder froh werden zu können!"

Eine etwas abweichende, ganz bescheidene Meinung dürfte etwa so lauten: Das absolut Unmögliche wird von Hamlet gefordert, eine That, die jedem besser

veranlagten Wesen unmöglich ist — oder unmöglich sein soll. Ein furchtbares Gebot, wie Hamlet selbst es nennt, heischt von ihm einen Mord; er soll, ohne sein Herz zu beflecken, rächen. Wie er diese That betreiben will, Das ist ihm überlassen. Es ist ihm eingeboren und durch Ueberlieferung anerzogen, diese Rache zu üben, die zu rächende That durch Blut zu sühnen; auf nichts Anderes ist sein Sinn gerichtet; und darum, weil ein völlig Anderes, Besseres in seiner Seele noch nicht den genügenden Platz finden konnte, geht er zu Grunde. Diese Auffassung möchte ich zu erklären versuchen.

Die ersten Worte Hamlets, als er den Geist in Gestalt seines verstorbenen Vaters sieht, sind Worte des Zweifels: „Sei Du ein Geist des Segens, sei ein Kobold, bring Himmelslüfte oder Dampf der Hölle, sei Dein Beginnen boshaft oder liebreich, Du kommst in so fragwürdiger Gestalt, ich rede doch mit Dir." Bald erfahren wir, daß es nicht Himmelslüfte sind, die der Geist bringt, sondern Dampf der Hölle, daß er kein Kobold zu sein scheint, ein Geist des Segens aber gewiß nicht ist; auch ist sein Beginnen durchaus nicht liebreich, sondern so „boshaft", wie es das Verlangen der Rache nur immer sein kann. Der Geist ruft nicht um Recht, Gericht und Strafe, sondern um Rache. Schaudernd hört Hamlet vom Geist seines Vaters, der „verdammt ist, eine Zeit lang nachts zu wandern, und tags gebannt in ewige Feuergluth, bis die Verbrechen seiner Zeitlichkeit hinweggeläutert sind", die Bestätigung Dessen, was er in prophetischem Gemüth geahnt hat: den Mord des Vaters und die Schande der Mutter. Ein rascher Tod, ohne Beichte und Sakramente, von Bruderhand, hat den Vater schlafend, in seiner Sünden Blüthe, dahingerafft, der jetzt, der Hölle entstiegen, fordert: „Räche den schnöden, unerhörten Mord!" „Doch wie Du immer diese That betreibst, beflecke Dein Herz nicht; Dein Gemüth ersinne nichts gegen Deine Mutter; überlaß sie dem Himmel und den Dornen, die im Busen ihr stechend wohnen." Wir stehen also auf religiösem Boden und sind im Reich des Geister- und Gespensterglaubens. Diese That zu betreiben, Rache zu nehmen für den ermordeten Vater, an seinem Oheim, seinem zweiten Vater, dem Gatten seiner Mutter, dem regirenden Könige, ohne sein Herz zu beflecken, erscheint im Verlauf der Handlung, die erstaunlich schnell vorwärts führt, einem aufmerksamen Zuschauer eben als „das Unmögliche an sich". Nur ein Geist, der Dampf der Hölle bringt, kann das Verlangen, in dem schon die ganze Tragik des Dramas enthalten ist, stellen, — ein Geist des Segens, den Himmelslüfte umgeben, legt nicht auf des Sohnes Seele die Vollstreckung eines so furchtbaren Gebotes, ein Bote des Himmels verstrickt nicht Gemüth und Geist in widerspruchsvolle Forderungen. Nicht eine, wie Goethe sagt, große That ist es, die auf eine Seele gelegt ist, sondern, wie die Aufforderung zur Rache nach christlichen Begriffen immer war, ist und bleiben wird, eine fluchwürdige That!

Wahr ist, ein Mörder sitzt auf dem Thron, ein Ehebrecher, allein: „wie seine Rechnung steht, weiß nur der Himmel". Das Vaterland von dem Verbrecher zu befreien, ihn zu entlarven und zu bestrafen, ist eine verdienstvolle Handlung; doch Dem kommt sie nicht zu, der Ankläger, Richter und Henker in einer Person ist. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn": der Gesetzgeber des alten Bundes läßt Jehovah diesen Ausspruch thun, doch stellt er auch nur ihm die Ausführung anheim und warnt uns schwache, irrende Menschen eindringlich genug, wenn er ihn 5. Mos. 32, 35

sprechen läßt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten!" Das „Phantom" macht sich darüber keine Skrupel, ob der Sohn vielleicht mit seinem Gewissen in Konflikt kommen könne; es fordert, gebietet nur, reizt auf zu einer That, die der Gerechtigkeit dienen soll, schließlich aber Keinem frommt, nicht einmal ihm selbst, denn er, der Geist, den Leidenschaft nicht mehr blenden sollte, der dem Quell alles Wissens am Nächsten sein müßte, sagt nicht, wie die That zu geschehen habe; nur aufgewühlt hat er den Sinn des Sohnes, und nachdem die Maulwurfsarbeit geschehen ist, zieht er sich zurück. Im zweiten Akt erfahren wir aus des Claudius Munde, daß der Geist wahr gesprochen hat. Wir wissen, Claudius ist Verbrecher aus Herrschsucht und Buhlsucht, wenn wir es nicht Liebe nennen wollen, was ihn zur schnöden That getrieben hat, wir sehen nun aber bald darauf: Hamlet wird durch äußere Anreizung zum Verbrecher aus Rachsucht.

Als er nach den Schauern der Geisternacht dem einzigen Wesen naht, in dem er Verständniß, Größe der Seele, Wärme des Herzens zu finden hofft, als er Ophelien sieht, da, obwohl sie ihm schon den Zutritt verweigert und seine Briefe abgewiesen hat, stürzt, während er in stummer Verzweiflung Abschied von seiner Liebe nimmt, hinter Hamlet eine Welt zusammen; die Quelle ist vertrocknet, die ihm hätte Labsal sein können, der Altar zertrümmert, an dem er zur Besinnung zu erwachen und zu beten gehofft hatte, wie es ihm Bedürfniß war. Dumpfe Traurigkeit umfängt ihn, nur allein der Zweifel an der Ehrlichkeit des Gespenstes herrscht vor: „Der Geist, den ich gesehen, kann ein Teufel sein, der Teufel hat Gewalt, sich zu verkleiden in lockende Gestalt; ja, — und vielleicht, bei meiner Schwachheit (Weakness) und Melancholie, da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern, täuscht er mich zum Verderben. Ich will Grund, der sicherer ist, — das Schauspiel sei die Schlinge in die den König sein Gewissen bringe." Warum er nicht handelte, warum er den Stoß der Rache, den die Herren Erklärer gar nicht abwarten können, bisher nicht führte, haben wir nun aus seinem eigenen Munde gehört. Hamlet zweifelt nicht aus Schwachheit und Melancholie, sondern weil er vor seinem entsetzlichen Geschick von Zweifeln bedrängt wird, bedrängt werden muß. Nach dem Schauspiel, als Hamlet sich überzeugt glaubt und bereit ist, Tausende auf das Wort des Geistes zu wetten, sind seine Handlungen nicht mehr von des Gedankens Blässe angekränkelt: er „tränke wohl heiß Blut und thäte Dinge, die der bittere Tag mit Schaudern sähe", er zückt das Schwert, — doch als er zustößt, fällt ein Anderer. Nichts so sehr in dem ganzen Stück „lehrt uns, daß eine Gottheit unsre Zwecke formt, wie wir sie auch entwerfen".

Es genügt ihm nicht, den betenden König zu töten, denn: nicht „Sold und Löhnung" will er ihm geben, sondern Rache will er nehmen, grausam, meuchlerisch, „daß er die Ferse gen Himmel bäumen mag". Dieses Verlangen wird sein Verhängniß, nicht sein Zaudern vor der That oder seine Scheu vor der Ausführung, nicht seine Schwachheit und Melancholie. Und als der Sohn eben zum Mörder geworden ist, erscheint der Geist und will den „abgestumpften Vorsatz schärfen"; Hamlet hat ihm, wie es scheint, noch nicht genug Unheil angerichtet. Man hat sich bisher bei der Beurtheilung des Hamletproblemes fast immer auf den Standpunkt des Geistes gestellt und ist so zu Trugschlüssen gelangt. Darum mußte Hamlet die wüthenden Anklagen auch von seinen Auslegern erdulden und so war der „blöde, schwachgemuthe Schurke" und „Hans der Träumer" fertig.

Der berühmte Monolog erklärt sich selbst, wie das ganze Stück. Aus „Furcht vor Etwas nach dem Tode“, aus sehr berechtigter Furcht, wie wir beim Bericht des Geistes hörten, klammert sich der erschaffene Wurm ans Leben, das „allzu feste Fleisch“ will immer noch nicht schmelzen, Hamlet erträgt Alles lieber, als daß er, den Stachel wider die eigene Brust kehrend, flieht in jenes „unentdeckte Land, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“, das höchstens Geistern die Wiederkehr auf kurze Zeit ermöglicht; und da es für Hamlet „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck“ nicht geben kann, bevor der König zu seiner Missethat sich bekennt, so schmiedet der Rächer die einzige Waffe, die er gebrauchen kann: „ein Dutzend Zeilen“ für die Schauspieler.

Wenn Hamlet den König sofort getötet hätte, was hätte er zu seiner Rechtfertigung sagen können? Sehr wenig; und dieses Wenige hätte zu abenteuerlich geklungen, um Glauben zu finden. Der Name des Prinzen wäre befleckt gewesen. Hier werden wir an Goethes Wort erinnert: „Ohne doch jemals wieder froh zu werden.“ Hamlet wäre seines Lebens gewiß nicht wieder froh geworden; warum sollte nicht auch dem Claudius ein Rächer erstehen, dem von der Rache Getroffenen wieder einer, — und so fort, in furchtbarer Kette? Doch nicht diese grausen Möglichkeiten haben wir zu prüfen, sondern das Drama, wie es geworden ist, und seinen Helden. Hamlet folgt seiner Natur, er ist, wie er selbst sagt, von dem alten Stamme, dem sich „Tugend noch nicht so einimpfen“ konnte, daß er „nicht einen Geschmack von ihm behalten“ sollte; er muß sich sagen: Was der Geist des theuren Vaters verlangt, kann auch wohl Unrecht sein; wie des Königs „Rechnung steht, weiß nur der Himmel“; wie viel die Königin verschuldet hat, ob sie Mitwisserin, wohl gar Anstifterin des Verbrechens war, kann ich nicht wissen. Alle Zweifel beseitigt aber das Schauspiel und er eilt zur Mutter, Dolche zu reden, keine zu brauchen: grausam, nicht unnatürlich will er sein.

Und jetzt erreicht die selbe Art des Rachegelüstes, dem er nachgiebt, ihn selbst, ehe er den Schuldigen treffen kann. Er muß nach England gehen und begegnet auf dem Wege zum Schiff dem Zuge des Fortinbras, der, wie Laertes nach der Ansicht früherer Beurtheiler, der verkörperte Gegensatz Hamlets sein soll, der Mann der Thatkraft, das Bild des Helden mit der sinnlichen Stärke. Der alte Norweg denkt anders von seinem Neffen: er läßt ihn erst, als er sich geräuschvoll bemerkbar macht, als Friedensstörer verhaften, dann muß er schwören, nie mehr die Waffen gegen Dänemark zu führen, endlich, als mit dem Burschen absolut nichts Gescheites anzufangen ist, läßt er ihn gegen den Polacken ziehen, bei dem weder viel zu holen noch großes Unheil anzurichten war. Mit einem Haufen, „der dient für Brot und Kost“, zieht er aus und findet, wie Saul, eine Krone. Sehr richtig bezeichnet Hamlet des Fortinbras Unternehmen als „des Wohlstands und der Ruh' Geschwür, das innen aufbricht, während sich von außen kein Grund des Todes zeigt.“ Da liegt es: das Blut vergiften solche „Thaten voll Mark und Nachdruck“ und der Tod des Wohlstandes, der Ruhe, des Friedens ist die Folge. Und Hamlet empfindet auch ganz richtig: „Wahrhaft groß sein, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen, doch einen Stohhalm selber groß verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel.“ Ja, wäre nur Ehre auf dem Spiel, wäre da eine gute That zu thun, die dem armen Geiste Ruhe brächte; nach antiker Vorstellung wohl, aber nicht nach christlicher. Die beiden Vorstellung=

welten, die antike und die christliche, treten einander hier, wie mir scheint, in symbolischen Gestalten gegenüber. Es ist wohl nicht gerade räthlich, wie Karl Werder es thut, Hamlet die Rolle des göttlichen Streiters für das Recht zuzuweisen — denn nicht vom Himmel, sondern nur von der Hölle wird er zur Rache angespornt —, gewiß aber darf man mit Werder der Meinung sein, das waltende Schicksal spiele die Hauptrolle in dem Drama.

Als Hamlet, mit nach Blut trachtenden Gedanken, in die Heimath zurückgekehrt ist, muß er sich dem Laertes, der auch einen Vater rächt, zum Kampf stellen. Das furchtbare Erlebniß in Opheliens Grabe hat seine Lebensgeister schier ertötet, er fühlt die Verpflichtung, den Laertes, in dessen Sache er der Seinen Gegenstück sieht, vor dem Fechten freundlich anzureden.

Sein ganzes Thun erklärt er hier mit großem Recht für Wahnsinn, sich selbst für seinen Feind, dessen Pfeil nur den Bruder getroffen habe. Doch Laertes hat, voll Rachsucht und Tücke, schon seinen Degen gesalbt, er „weiß nichts von Versöhnung" und doch zaudert, wankt auch dieser Held mit der sinnlichen Stärke: „Mein Fürst, jetzt treff ich ihn", so sagt er nach dem zweiten Fechtgange, „und doch, beinah' ists gegen mein Gewissen." Da haben wir also das vollkommene Gegenbild Hamlets; aber selbst dieser pariser Zögling mit dem vergifteten Degen hat ein Gewissen, das ihm die Blutrache verbietet. Doch weil die Rachsucht lauter spricht, geht er in den Tod und seine Waffe kehrt sich gegen ihn selbst, sobald ihm nach vollbrachter That der Rächerarm erlahmt. Nun kann er flehen: „Laß uns Vergebung wechseln, edler Hamlet, mein Blut und meines Vaters komme nicht über Dich, noch Deines über mich." Nachdem das für Hamlet gemischte Gift die Königin dahingerafft, also eine neue Schicksalsfügung es anders gelenkt hat, als die Rächer es wollten, trifft der giftige Stahl den König, den großen Verbrecher, den Urheber dieser Kette von Verbrechen, — und deutlich glauben wir die himmlische Stimme zu hören, die also spricht: „Mein ist die Rache, ich will vergelten!" Der Tod hält reiche Ernte und Alle sterben „ohne Nachtmahl, ungebeichtet", ohne den Trost der „süßen Religion", die allein heilen und versöhnen kann, wenn wir die Lehre zu verstehen uns Mühe geben, „daß eine Gottheit unsre Zwecke formt, wie wir sie auch entwerfen."

— —

So ist uns, freilich in anderem Sinne, als es Boerne verstand, das Hamletdrama ein christliches Trauerspiel und wir müssen, wenn wir von der gräßlichen Todesstätte scheiden, der Worte gedenken, die in Schillers Braut von Messina wie Orgelton und Glockenklang ertönen:

Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn Dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie geschehen und begangen,
Blickt sie Dich an mit erbleichenden Wangen.

Wilhelm Arndt.



Der Kampf um die Vererbung.

Wenn der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer in einem gegen den sogenannten Weismannismus gerichteten Schriftchen (1894) die Frage, ob während des Lebens erworbene Eigenschaften vererbt werden können, die wichtigste der Fragen nennt, die jetzt die wissenschaftliche Welt bewegen, so mag darin einige Uebertreibung liegen. Aber darin mag er Recht haben, daß diese Frage die wichtigste der Fragen ist, die heute die im Gefolge des Darwinismus aufgetauchten naturphilosophischen Richtungen bewegen und in zwei einander mit einer gewissen Erbitterung bekämpfende Lager theilen. Denn ihre Beantwortung entscheidet zum Theil darüber, ob der Fortschritt in der Natur, und speziell der des menschlichen Geschlechtes, eine Sache des Zufalls, einer naturgesetzlichen Entwickelung oder eines vorausbedachten Planes ist. So wichtig diese Beantwortung an und für sich erscheinen muß, — der Laie ist doch nicht im Stande, sich aus eigenem Wissen in diesen äußerst verwickelten Fragen zurechtzufinden; er muß mehr dem Urtheil Anderer als seinem eigenen vertrauen und wird nicht wissen, welcher von beiden Parteien er Recht geben soll. Deshalb müssen wir Herrn Dr. Friedrich Rohde dankbar dafür sein, daß er in einem zehn Bogen großen Schriftchen „Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten" (Jena, G. Fischer, 1895) es unternommen hat, dem Laien als zuverlässiger Führer auf diesem schwierigen Terrain zu dienen. Mit großer Klarheit und Sachkenntniß, fern von jeder Parteilichkeit, führt er uns die verschiedenen Standpunkte vor Augen und überläßt dem Leser selbst das Endurtheil. Aus der „Zusammenfassung", mit der die Schrift schließt, möchte ich die folgenden Hauptpunkte hervorheben.

Die Vorgänge des Lebens werden in Bezug auf die Descendenz oder Abstammung von zwei Gesetzen beherrscht: von den Gesetzen der Vererbung und der Variation oder Abänderung. Eine Theorie der Vererbung muß sich auf die Formveränderungen bei dem Vorgang der Befruchtung stützen und wenigstens theilweise eine Erklärung zulassen. Bei der Befruchtung selbst handelt es sich um das Aufeinanderwirken zweier hoch organisirten Gebilde (Ei und Same), die einen gegenseitigen Austausch von Stoffen eingehen. Als die eigentlichen Träger der Vererbung-Erscheinungen sind ausschließlich die Kerne der beiden Keimzellen, speziell deren chromatische Substanz, anzusehen. Darwins Theorie der Pangenesis und Weismanns Keimplasma-Theorie repräsentiren „die logischen Extreme des erklärenden Denkens". Die bis jetzt aufgestellten Theorien über die Art der Vererbung haben nur theoretischen Werth und können insbesondere nicht auf die Krankheitlehre angewendet werden. Nach Weismann bedingt die Art der Zusammensetzung des Keimplasmas die körperliche und geistige Organisation des entstehenden Individuums. Im Keimplasma selbst ist nach ihm eine bestimmte und die spätere Anordnung der Gewebe bestimmende „Architektur" anzunehmen, so daß mit der Befruchtung des Eies die ganze Individualität des Kindes bis in die geringsten Einzelnheiten hinein bestimmt ist. Die geistige Organisation ist, weil sie auf der des Gehirns beruht, in gleichem Maße wie die körperliche der Vererbung fähig. Vater und Mutter stehen hinsichtlich der Uebertragung ihrer Anlagen auf die Nachkommen einander gleich. Das Keimplasma ist nach

Weismann kontinuirlich oder unveränderlich gegenüber den von den einzelnen Individuen während des Lebens speziell erworbenen Charakteren, nicht aber gegenüber den äußeren oder inneren Einflüssen, die entweder den Körper überhaupt oder speziell die Keimzellen betreffen. Ernährung und Wachsthum des Individuums üben sicherlich einen Einfluß auf die in ihm enthaltenen Keime aus. Das Selbe gilt von krankmachenden Einflüssen. Insbesondere darf aller Vermuthung nach an die pathologische (Krankheit-) Vererbung nicht der selbe Maßstab gelegt werden, wie er wohl für die phylogenetische Betrachtungweise (Stammes-Entwickelung) angebracht erscheint. Jede Veränderung der Keimsubstanz selbst — mag sie entstanden sein, wie sie wolle — muß in Folge der Kontinuität des Keimplasmas auf die folgende Generation übertragen und die Veränderungen der Körpersubstanz, die aus ihr hervorgehen, müssen auf die folgende Generation vererbt werden. Entstehen Abänderungen des Keimes unter Ausschluß von Amphimixis (zweielterliche Mischung) und Selektion (Zuchtwahl), so hat die Art der Abänderung mit der Art des „erworbenen" Charakters nichts zu thun, sondern nur mit dessen Beeinflussung der allgemeinen Ernährungverhältnisse. Die Amphimixis ist übrigens nach Weismann eine nothwendige Vorbedingung für das Eintreten der natürlichen Auslese und ein Remedium gegen die Wirkung schädlicher Variabilität. Krankhafte Zustände des Nervensystems können als vererbbare Familienkrankheiten vorkommen, ohne daß es sich hierbei um Vererbung von im Einzelnleben erworbenen Zuständen handelt. Eine besondere, durch Abänderung des Keimes entstandene oder von den Vorfahren ererbte Disposition ist in solchen Fällen das Wesentliche und Maßgebende. Uebrigens sind die auf Grund erblicher Belastung entstehenden nervösen und psychischen Krankheitbilder so mannichfach und vieldeutig, daß die ätiologischen (ursächlichen) Verhältnisse oft nicht zu entwirren sind und daß man im speziellen Falle nicht weiß, ob man von „angeboren" oder von „erworben" sprechen soll. Vielleicht ist eine „reizbare Schwäche" (Griesinger), die nicht immer erblichen Ursprunges zu sein braucht, oft der erste Keim, aus dem nun in der Nachkommenschaft durch Erblichkeit die anderen Nervenkrankheiten entstehen. Vermögen auch die klinischen Erfahrungen an Nerven- und Geisteskrankheiten einen sicheren Beweis dafür, daß erworbene krankhafte Eigenschaften sich nicht vererben, zur Zeit noch nicht zu erbringen, so stehen sie einer solchen Annahme doch auch nicht entgegen, sondern machen es vielmehr wahrscheinlich, daß alle erblichen Krankheiten und Mißbildungen ihren Ursprung aus Abänderungen der Keime nehmen.

Man sieht aus diesen Anführungen, daß die schwierige Streitfrage noch lange nicht entschieden ist und daß die darüber entstandenen Kämpfe der Gelehrten wohl noch einige Zeit andauern werden. Uebrigens hat Weismann, der, als er die Möglichkeit der Erblichkeit erworbener Eigenschaften leugnete, den ganzen Streit angefacht hat, in neueren Publikationen sehr Vieles von der Schroffheit seines ursprünglichen Standpunktes gemildert und wenigstens die Erwerbungen des Keimplasmas, das er vorher für unveränderlich erklärt hatte, zugelassen. Damit dürfte wohl auch dem ganzen Streit seine äußerste Spitze abgebrochen und der Selbstherrlichkeit der Natur in Erzeugung neuer Formen ihr unveräußerliches Recht gerettet sein, ohne daß man nöthig hätte, auf die veralteten und unhaltbaren Ideen der Präformation zurückzukommen.

Darmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.



Skatklub Universitas.

Der erlauchte Klub Universitas versammelte sich allwöchentlich, um über brennende Fragen der Kunst und Wissenschaft bandwurmartige Diskussionen anzustellen. Man wollte sich bilden, sagten die Mitglieder, lauter schon akademisch gebildete junge Leute, die ewige Fachsimpelei mit den Kollegen vermeiden und den innigen Zusammenhang der Wissenschaften bewahren. Einzelne feurige Schöngeister erinnerten sich gern an die berühmten literarischen Klubs früherer Jahrzehnte. Aber dann stießen sie auf den heftigen Widerstand schneidiger Vereinsgenossen, die pathetisch brüllten: Dort herrschte das literarische Phrasenthum; wir dringen mit wissenschaftlichem Ernst in die Dinge ein, einfach und schlicht sprechen wir unsere Ansichten und innersten Ueberzeugungen aus. So etwa tönten die tausend Redensarten, die die Sophistik der Vereinsfanatiker benutzt, um die Sucht nach Schaustellung ihrer oratorischen Talente zu bemänteln. Man wollte gern glänzen; und so liefen denn zahlreiche Meldungen zu dem Vortrag ein, der die heiß ersehnte Vereinssitzung jedesmal eröffnete. Er begann stets mit einer jener Einleitungen, die auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auf Gott, die Welt und die Menschen im Allgemeinen die hellsten Schlaglichter werfen. Der Redner schwamm in einem Meer von Wonne. Stolz weidete er sich an den erstaunten Blicken der jüngeren Vereinsgenossen und der Gäste, die das Wunderkind anglotzten, wenn es mit spielender Leichtigkeit die tiefsten wissenschaftlichen Probleme behandelte und eine mörderische Kritik an den erlauchtesten Gelehrten übte. Das Thema war regelmäßig eins von jenen, wie sie auf dem Repertoire solcher Vereine zu prangen pflegen, so da sind: der Begriff des Schönen, der Pessimismus in der Literatur, Haeckels Begründung des Darwinismus, die Einheitschule u. s. w. Wie die Steine im Baukasten der Kinder die mannichfachsten Variationen ergeben, so lassen sich auch diese Renommirthemata beliebig kombiniren und gerade diese Kunst wurde in der Universitas mit Meisterschaft gehandhabt. Eine Hauptaufgabe des Präsidenten bestand darin, die selben Vorträge mit verschiedenen Namen zu belegen. So sprach der Eine über die moderne Richtung in der Literatur, ein Zweiter über den literarischen Realismus, ein Dritter über Zola, Ibsen und Tolstoi. Im Grunde genommen war Dies auch für die pièce de résistance des Abends, die Diskussion, höchst gleichgiltig, da es sich in ihr doch stets um die selben Begriffe handelte. Immer wieder war es der Schlachtruf „Hie Pessimismus, hie Optimismus, hie Realismus, hie Idealismus", unter dem die Kämpfer mit glühender Begeisterung auf einander losstürmten. Gewissermaßen das Allerheiligste in dem reichen Arsenal der Universitas bildeten aber die Thesen. Jedesmal nämlich fand der Vortrag sein Ende dadurch, daß der Redner den Extrakt seiner Ansichten in eine oder mehrere Thesen niederlegte, die dann die Grundlage der Diskussion bildeten. In den Annalen des Vereins stand mit goldenen Lettern der Name eines Mitgliedes, das es fertig gebracht hatte, zwölf Thesen über den Begriff des Schönen aufzustellen. Zum Andenken an diese glorreiche That erhielt der Held den Beinamen Theseus. Dieser Theseus hatte mit großem Erfolg den goethischen Satz studirt: „Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Diesen vortrefflichen Ausspruch hätte man mit Fug und Recht in das Wappen der Universitas eingraviren können, er war das Allheilmittel für jede Diskussion.

Wie wetterte es nur so von der generatio aequivoca, dem document humain, der sectio divina! Nur Fremdwörter, — Urzeugung und Goldener Schnitt, Das packte nicht. Am Besten wirkten ein paar Citate aus einem weltberühmten Werke des tiefsinnigen Ethnologen Bastian. Da lagen die Gegner haufenweise im Staube, ihre lumpigen Ausdrücke erschlug der imposante Donner der Kraftworte.

Jedes Mitglied schwur natürlich auf einen besonderen . . . ismus; so viele Mitglieder, so viele . . . isten. Zuweilen kam es vor, daß ein weniger sattelfester Redner einen Idealisten mit einem eingefleischten Realisten verwechselte oder umgekehrt. Dann war er verloren. Er gehörte von nun an zu jenem aufgegebenen Theil der Klubbrüder, deren Ausführungen man nur mit mitleidigem Achselzucken hinnahm. Nicht minder schlimm war es, wenn sich Einer eine Inkonsequenz zu Schulden kommen ließ. Der Unglückliche hatte in seiner Aufrichtigkeit vielleicht die Unbesonnenheit begangen, eine Philippika gegen den vorgeschrittenen Naturalismus loszulassen, trotzdem er, wie aus dem Protokoll zu erweisen war, früher zu den Anhängern dieser Richtung zählte. Gegen das Strafgericht, das über sein Haupt hereinbrach, war die schrecklichste Marter des Mittelalters nur ein Kinderspiel. Der Großinquisitor des Vereins, der steifleinene Philosoph Doktor Kohl, der als die verkörperte Logik und Konsequenz galt, übernahm das Henkeramt. In einer mit tiefsinnigen philosophischen Sophismen vollgepfropften und von philologischen Kraftworten strotzenden Rede, die immer ab ovo anfing, wies er dem reuigen Sünder so lange seine Inkonsequenz nach, bis dieser sich schuldig bekannte und de- und wehmüthig sein „pater peccavi“ herbetete. Der Doktor Kohl war gewissermaßen der Robespierre der Klubbrüder. Eiskalt überlief es Jeden, wenn sich seine lange, hagere Gestalt erhob und er mit krächzender Stimme die Donnerkeile seiner Dialektik gegen schwache Gegner schleuderte. Kohl gehörte auch zu jenen Fanatikern, die nach Schluß der Sitzung in dem verborgenen Winkel einer Kneipe ihre zwecklosen Haarspaltereien oft noch bis zum grauenden Morgen fortsetzten. Er machte Schule und eine andächtige Gemeinde schaarte sich um den Meister, der es verstand, harmlose Menschen zu wüthenden Raufbolden der Rede zu machen. Sein Antipode in der Universitas war der wohlbeleibte, kahlköpfige Doktor Wohl, ein moderner Falstaff, das Prototyp des Genußmenschen, die verkörperte Bequemlichkeit. Er kam in die Sitzung, um sich bei der Diskussion zu amusiren und kontemplativ unzählige Schoppen echten Bieres zu trinken. Als Mann der goldenen Mittelstraße vermied er es behutsam, sich direkt gegen eine Ansicht auszusprechen. Den verschiedenen Richtungen machte er die beträchtlichsten Konzessionen. Seine Harmlosigkeit ging so weit, daß er eines Tages in einer seiner Bierreden — so nannten die Vereinsgenossen seine seltenen, aber desto geistvolleren Auslassungen — behauptete, man könne Optimist und Pessimist, Idealist und Realist zugleich sein, er hasse Jeden, der auf einen bestimmten . . . ismus schwöre. Doktor Wohl war es auch, der, von einem kleinen Häuflein Getreuer unterstützt, mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit stets den Antrag auf Schluß der Debatte stellte. Den Stammschoppen vor sich, eine Cigarre nach der anderen mit sichtlicher Behaglichkeit rauchend: so saß er in sich versunken da, anscheinend ein Bild der größten Gedankenlosigkeit. Nur wenige Vertraute wußten, daß er innerlich allerlei Projekte schmiedete, um die nach seiner Ansicht verfahrene Universitas in ein anderes Gleise zu bringen. Der von ihm längst schon heiß ersehnte Tag erschien endlich.

Obgleich Doktor Wohl eines der ältesten Vereinsmitglieder war, hielt er es dennoch unter seiner Würde, einen Vortrag zu halten. Plötzlich, als er wieder einmal in einer Sitzung bestürmt wurde, die Universitas durch einen Vortrag zu erfreuen, sagte er unter allgemeinem Erstaunen zu. Neugierig und ungläubig lächelnd, drängte man sich um ihn, um die Wahl seines Themas zu hören. Da erhob er sich geräuschvoll von seinem Platz und rief, den Schoppen in der Hand, mit Donnerstimme den lauschenden Klubbrüdern zu: „Mein Thema lautet: ‚Die beste Behandlung des Pilsener Bieres.‘“ Jubelgeschrei auf der einen, Wuthgeschrei auf der anderen Seite. Der eisenfeste Doktor Kohl ist wie vom Schlage gerührt und kann sich erst nach längerer Zeit wieder fassen. Als er endlich zur Besinnung gekommen ist, entsteht ein unvergleichliches Redegefecht, in dem die beiden Antipoden mit Berserkergrimm auf einander losfahren. Das Ende vom Liede ist, daß sich innerhalb der Universitas zwei große Parteien bildeten: die Kohlianer und die Wohlianer.

Nun kam eine lustige Zeit für die Universitas. Man hatte von der Spaltung gehört und das Vereinslokal füllte sich mit Gästen, die sich bei den Reibereien der beiden Parteien kostbar amusirten. Anfangs schien es, als ob Doktor Kohl mit seiner zähen Ausdauer und seiner philosophischen Hartnäckigkeit den Sieg davon tragen würde. Denn er und sein Anhang waren immer die Letzten auf dem Platz und unermüdlich in der Aufstellung neuer Thesen, unerschöpflich in „bildenden“ Vorträgen. Doch die Mehrzahl leistete dem feisten Doktor Wohl Heeresfolge und das Häuflein der Kohlianer schmolz immer mehr zusammen. Es lag eine gewisse Tragik in diesem Kampf. Denn den Kohlianern war es bitterer Ernst, sie fochten für ihre Ideale und predigten unaufhörlich gegen die Versumpfung des deutschen Geisteslebens, gegen die Vergnügungsucht, den Bier- und Skatkultus. Die Anderen dagegen faßten die Sache als einen lustigen Ulk auf und ihre ganze Vertheidigung beschränkte sich darauf, den Redner durch fortwährende Anträge auf Schluß zu unterbrechen, und während Doktor Kohl über die tiefsten Probleme der Menschheit sprach, sich zu Skatpartien zu verabreden. So reiften die Dinge einem bösen Ende entgegen und es kam der Tag, wo der stolze Klub dahinsank. Als man wieder einmal über den Begriff des Schönen nicht einig werden konnte, stand Doktor Wohl auf und erklärte die Universitas für geistig bankerott. Solche Diskussionen seien zwecklos und dienten nur zur Vermehrung der Halbbildung und der höchst schädlichen Vielwisserei. Der Diskutirklub habe keine Existenzberechtigung mehr; deshalb beantrage er, den Diskutirklub Universitas aufzulösen und an seiner Stelle einen gemüthlichen Skatklub zu gründen. Noch einmal erhob sich Doktor Kohl und beschwor seine Klubbrüder, den furchtbaren Schritt zu vermeiden, der nach seiner Ansicht nicht nur für ihn selbst, sondern auch für das Vaterland die nachhaltigsten Folgen haben würde. Aber er predigte tauben Ohren und des Todfeindes Antrag wurde angenommen.

An der Stätte, wo einst über die höchsten Fragen der Menschheit gestritten wurde, führen jetzt die vier Wenzel das Regiment. Statt der „bildenden“ Vorträge hört man die üblichen Ansagen des Spieles und eine Bewegung der Geister wird nur noch bemerkbar, wenn es heißt: Grand mit Vieren!

Siegfried Croner.



Maschinenindustrie.

Auf dem Eisenmarkte dauert die günstige Konjunktur fort. Schon lange ist es den Unternehmern nicht mehr möglich, noch von Selbstkostenpreisen zu sprechen, zu denen sie, nur um ihrer Arbeiter willen, die Aufträge ausführen. Die Hüttenleute verdienen und die Fabrikanten wünschen natürlich, es ihnen nachzumachen. Aber was durch die Gunst der Umstände beim Eisen und Blech gewährt wird, bleibt bei der Maschine versagt. Selten war die Maschinenindustrie so beschäftigt, ja überhäuft, wie gerade jetzt und selten waren dabei doch die Bedingungen so gedrückt. Besonders merkwürdig zeigen sich diese Gegensätze von Vollbeschäftigung und Verdienstreduktion auf dem elektrotechnischen Gebiet. Ganz in der Stille ist diese Strömung von den großen Städten sogar nach den Mittelorten gekommen und geht heute buchstäblich bereits auf die Dörfer. Plätze von 3000 bis 10000 Einwohnern, Flecken mit noch nicht 800 Seelen: alle folgen der Mode und schreiben selbständig an alle nur mögliche Beleuchtung- und Maschinenfirmen wegen einer Anlage. In vielen Fällen ist allerdings die Lage für den Kohlenbezug ungünstig; deshalb haben die Gasinteressenten sich um diese Punkte und Pünktchen wenig gekümmert. Die meisten Orte gehen vom Petroleum direkt zur Elektrizität über, — nach genauester Berechnung, daß sie bei vernünftigem Betriebe damit billiger als mit Gas fortkommen. Kein Wunder, daß man jetzt in den Elektrizitätbureaux den „Ritter“ aufgeschlagen halten muß, denn die Anfragen lauten oft genug aus Orten, deren Namen Niemand kennt. Man erzählt von Dörfern, wo das Dasein einer einzigen Mühle zur elektrischen Anlage führt und etwa die Tochter des Müllers — im Sommer ist wenig zu thun — die Maschine bedient. Es wäre gut, wenn diese kleinen Gemeinden sich vor schlechten Firmen hüten könnten; leider scheint Das nicht immer möglich zu sein. Mitunter übernehmen zweifelhafte Geschäftsleute sogar die ganze Anlage für eigene Rechnung, was dann immerhin 40000 bis 50000 Mark betrifft. Die eigentliche Dynamofabrikation ist, wegen der Nachfrage namentlich für Kraftübertragungen, im Stande, die Preise zu halten, allerdings nach vorherigem starken Herunterbieten.

Ganz anders liegt die Sache beim Gas. Hier spielen nicht genug Interessen mit, um neue Einrichtungen, wie es die rastlose Elektrotechnik thut, zu empfehlen, ja, aufzudrängen. Es kann sich dabei fast immer nur um Röhren und Gasometer handeln, die von den Hütten direkt geliefert werden. Die Gasmotoren sind im Kampfe mit dem Elektromotor — gegenüber ihrer früheren Vermehrung — relativ zurückgeblieben. Mit Heiz- und Kochapparaten wären die gehegten Erwartungen wohl erreicht worden, wenn die Gasanstalten Betrieb und Organisation hierzu hätten. Diesem Gebiete kann eine große Zukunft bevorstehen, nur müssen die Unternehmer, die Städte, Muth haben und Spesen hineinstecken. Intelligente Fachleute empfehlen den Klein- und Mittelstädten, auf städtische Kosten die Elektrizität ins Haus zu bringen, dann aber die Gasanlagen für Kochen und Heizen umzuändern.

Auers Glühlicht macht durch seinen Patentprozeß von sich reden und sehr beachtenswerthe Stimmen meinen, daß die Auergesellschaft, trotz dem Preßtreiben der Konkurrenz, schließlich gewinnen wird. Bekanntlich hat in erster Instanz das Patentamt geurtheilt, aber ohne recht verstanden zu werden. Dann kehrte das Reichsgericht das Urtheil um, aber in einer solchen Fassung, daß Jeder der Streitenden

sich jetzt den Sieg zuschreibt und auch in Fachblättern die verschiedensten Meinungen darüber zu lesen sind. Da nun die Kosten in solchen Fällen beiden Parteien auferlegt werden, so ist nicht einmal hieraus Klarheit zu gewinnen. Und nun dürfte sich das folgende ergötzliche Schauspiel entwickeln: Die Anderen fabriziren weiter, Auer klagt wegen Patentverletzung. Erste Instanz: Landgericht. Zweite Instanz: Oberlandesgericht. Dritte Instanz: der selbe erste Civilsenat des Reichsgerichtes, der bereits jetzt entschieden hat und dann berufen ist, sein eigenes, unverstanden gebliebenes Urtheil auszulegen. Aufrichtige Freude der Rechtsanwälte!

Besonders in Dampfmaschinen hat die Nachfrage sehr stark zugenommen, die Preise erfahren aber durch die steigende Konkurrenz einen Druck, von dem eine Erholung kaum noch erwartet wird. Nur wenige Etablissements, namentlich in Süddeutschland, folgen den Schleuderpreisen nicht, haben aber auch die Anpassung an die neuesten Fortschritte gefunden; dabei kommt es auf die Konstrukteure an. Die vorzüglichen müssen nämlich auch vorzüglich bezahlt werden, — und dafür sind nicht alle Fabriken zu haben. Eine schlechte Dampfmaschine kann auch ein Schlosser bauen; und wenn so ein Ding um 5000 Mark billiger angeboten wird, lassen sich manche Fabrikanten zum Kauf verlocken. Nach ein bis zwei Jahren merkt dann der glückliche Besitzer allmählich, daß er an Kohle und Reparaturkosten etwa so viel verbraucht, wie er beim Anschaffungpreis gespart zu haben glaubte.

Als Hauptverbesserungen bei der Dampfmaschine werden mir bezeichnet: die Ummantelung und Heizung der Cylinder, der Uebergang von der Schiebersteuerung zur Ventilsteuerung, in dieser wieder die Adoptirung des Systems der sogenannten zwangsläufigen Ventilsteuerung, d. h. ohne Federn und Puffer, während freifallende Ventile hängen bleiben können und so den Dampfzutritt nicht rechtzeitig absperren. Eng verbunden hiermit ist die Vervollkommnung des Regulirens der Dampfmaschine; diese Regulirung wirkt direkt auf die Expansion ein und erzielt außerdem den hohen Gleichförmigkeitgang, der für das Nichtschwanken der Tourenzahl wichtig ist. Die besten Leistungen sollen es dahin bringen, daß bei 200 Touren in einer bestimmten Zeiteinheit höchstens eine Differenz von etwa einer Umdrehung eintritt, was bei anderen Maschinen aber auch nach 210 oder 190 Touren erfolgt. Höchst wichtig ist es z. B. beim elektrischen Licht, wenn die Zuckungen des Glühlichtes nicht mehr stören.

Die unmittelbare Folge dieser verbesserten Ventilsteuerung und Regulirung ist der relativ geringe Dampfverbrauch. Vor zwanzig Jahren absorbirte eine hundertpferdige Maschine vier Kilogramm Kohle pro effektive Pferdekraft und Stunde und heute wird mir knapp ein Kilogramm angegeben, wobei allerdings auch die Wahl des Kesselsystemes mitspricht. Ungefähr ein Kilogramm Kohle verdampft in besten Kesseln circa zehn Kilogramm Wasser per Stunde, während die früheren und auch die jetzigen minder guten Kessel nur etwa fünf bis sechs Kilogramm Wasser verdampfen. Die alte Dampfmaschine von vor dreißig oder vierzig Jahren verbrauchte pro Pferdekraft und Stunde etwa zwanzig Kilogramm Dampf, während es bei der heutigen nur zehn Kilogramm sein sollen. Wenn man diese Ziffer auf die citirten Beispiele anwendet, so hat man die folgende, mir unterbreitete interessante Berechnung: Verdampfung des alten Kessels: fünffach; Verbrauch der alten hundertpferdigen Dampfmaschine pro Pferdekraft und Stunde etwa zwanzig Kilogramm Dampf. Also Kohlenverbrauch der alten Maschinenanlage 20 : 5 =

vier Kilogramm bester Kohle. Verdampfung des modernen Kessels: zehnfach; Verbrauch der modernen Dampfmaschine pro Pferdekraft und Stunde etwa zehn Kilogramm Dampf. Also Verbrauch der modernen Maschinenanlage: 10 : 10 = ein Kilogramm bester Kohle. Pro Stunde wäre Das eine Ersparniß von dreihundert Kilogramm Kohle oder sechs Mark. Bei den größten, 1200pferdigen, Maschinen geht der Kohlenverbrauch sogar auf $^{6}/_{10}$ Kilogramm herunter.

Dieser Minderverbrauch an Dampf wird eben der Konstruktion zugeschrieben; sie erreicht ihn durch mögliches Reduziren der „schädlichen Räume", in denen Dampf sich sammelt und nicht wirken kann, und durch die schon erwähnte Ummantelung der Cylinder und Heizung der dadurch entstandenen Hohlräume mit Dampf, der direkt dem Kessel entnommen wird. Dadurch verringert sich, wie man mir sagt, die Kondensation des einströmenden Dampfes an der Cylinderwandung. Aber nicht alle Fabriken sind für solche Reformen zu gewinnen. Mir ist ein erstes Etablissement bekannt, das dem Elektrizitätwerk einer großen norddeutschen Stadt die Maschinen zu liefern hatte und es selbstverständlich unter derselben niederen Dampfgarantie that wie andere große Firmen. Der Chef wollte aber von der Ummantelung nichts wissen: Das sei nur Theorie. Was trat nun ein? Die Dampfgarantie wurde mit $^{4}/_{10}$ bis $^{5}/_{10}$ überschritten. Das machte ein Mehr von fünfzehn Kilogramm Kohle für jede Stunde und Pferdekraft. Das Elektrizitätwerk reklamirte gar bald und nachträglich mußte man sich dennoch zur Ummantelung entschließen. Auf diese Dampfummantelung hat auch noch in der letzten Hauptversammlung der deutschen Ingenieure in Stuttgart Professor Ernst als besonders wichtig hingewiesen.

Natürlich gilt trotz allen Fortschritten die Dampfmaschine noch als der Verbesserung fähig, und zwar durch Ueberhitzung des Dampfes. Ausgenützt von der Energie, die in der Kohle steckt, wurden früher etwa fünf bis sechs Prozent; das Andere ging auf dem Wege vom Kessel bis zur Dampfmaschine verloren. Heute werden schon zwölf Prozent erzielt und mit überhitztem Dampf hofft man, auf fünfzehn bis sechzehn Prozent zu kommen. Das scheint aber noch ein etwas schwieriges Problem, denn im Kessel geht ungemein viel Kraft verloren.

Eine gewaltige Konkurrenz erwächst der Dampfmaschine selbst da nicht, wo der Betrieb der Dynamos durch Turbinen (Wasserkraft) oder durch Gasmaschinen geschieht. Wasser kann im Winter gefrieren, im Sommer versiegen; und so gilt die Dampfmaschine bisher noch immer als das Gediegenste und vor Allem Verläßlichste. Am Niagara und in der Schweiz (Rheinfelden ist für vierzehn- bis zwanzigtausend Pferdekräfte bestimmt), wo die Wasserkraft selbst nichts kostet, ist die Erhaltung theuer und eben so die Uebertragung nach den einzelnen Werken, wobei viel Energie verloren geht. Die Uebertragung von Lauffen nach Frankfurt während der Elektrischen Ausstellung hat den glänzendsten wissenschaftlichen und technischen Erfolg und den schärfsten ökonomischen Mißerfolg dargestellt. Doch sollen seitdem nach dieser Richtung Fortschritte gemacht worden sein. Wie stark noch immer, trotz allen kühnen Versuchen, das Uebergewicht der Dampfmaschine ist, sieht man schon aus der fortwährenden Gründung neuer Fabriken. So hat sich ein berühmter berliner Unternehmer, dessen Hauptgeschäft früher in der Herstellung von Lokomotiven und in seinen schlesischen Hüttenwerken lag, jetzt mit großer Energie auf den Bau von Dampfmaschinen geworfen. Pluto.

♣

Die Fremden.

Längst ist die rauhe Zeit vorbei, wo der Fremde, dessen Absichten man nicht kannte, nach Iherings Wort „auf einer Linie mit dem wilden Thiere stand, dessen man sich zu erwehren hatte". Die sanfteren Sitten der Kaufmannskultur, die in dem Gast den Kunden, den zahlungfähigen Käufer, wittern möchte, sind dem Fremden günstig, denn sein Erscheinen verkündet das Nahen der Konjunktur. Man kennt jetzt seine Absicht oder glaubt doch, sie zu kennen, und sorgt zärtlich dafür, daß sie auf den bequemsten Wegen ans Ziel gelangen kann. Wie die Kellnerschaar den feinen Herrn, der mit guten Koffern vom Bahnhof kommt, mit krummem Rücken und holdem Grinsen begrüßt, so neigt schon vor dem bloßen Begriff des Fremden die vereinigte Händlerschaft mit freundlich anbietsamem Lächeln das Haupt. Das Schauspiel ist für den Massenpsychologen, dem vielleicht noch allerlei schöne Redensarten von nationalem Selbstgefühl und steifem Bürgerrückgrat leise im Ohr nachklingen, recht ergötzlich; der heitere Höhepunkt wird aber erst erreicht, wenn der ersehnte Gast, für dessen Empfang Alles bereitet ward, am Ende gar nicht erscheint oder wenn, wie man in alten Possen gesehen hat, nach dem froh alarmirenden Ruf der Gasthofsglocke, der vom Boden, aus Kammern und Kellern die Frackmannschaft herbeischellt, ein ärmlicher Aspirant auf den vierten Stock schüchtern über die Schwelle schreitet. Diesen der Schadenfreude willkommenen Anblick erleben wir jetzt in Berlin. Kühn waren noch vor dem warmen Lenz die Hoffnungen aufgeschossen: nicht das ganze Deutschland nur, nein, das halbe Europa, so wähnte die Wirthschaft, und die Nabobs der fernsten Küsten würden in diesem Sommer sich nach Berlin wälzen und das dürre Spreeland mit einem Goldstrom überfluthen; die Miethen stiegen, Pensionate wurden gegründet, Dienstboten waren kaum noch zu bezahlen und den Heimlosen, die der gebildete Berliner möblirte Herren oder Jarnisten nennt, wurden flink die kahlen Wohnungen gekündigt, da man hoffte, die Zimmer diesmal besser als sonst verwerthen zu können. Die Messen und Märkte haben einst den Fremdenstrom in die Städte gelenkt; die große treptower Messe würde ganz gewiß ungeahnte Wunder wirken. Nun strahlt uns recht lange schon der hellste Fixstern des Himmelshundes, aber die stolzen Hoffnungen sind noch immer nicht, auch nur zum kleinsten Theile, erfüllt. Zwar liest man in den Zeitungen märchenschöne Geschichten von den Segnungen dieses Sommers; jede Umfrage bei den Besitzern großer Hotels und gut gelegener Buchhandlungen lehrt uns aber, daß einstweilen die Geschäfte durchaus nicht besser gehen als in anderen, ausstellunglosen Jahren. Der reiche Fremde, der nicht zu knickern braucht, läßt sich nicht sehen und das Gewimmel der kleinen Leute, die ihr Erspartes in die barbarisch bunte Kneipenstadt des Ostens tragen, kann die Lücke nicht ausfüllen. Es ist möglich, daß bis jetzt das Defizit der Ausstellungbilanz noch nicht viel mehr als eine halbe Million beträgt; doch die innere Schlappe, die Parvenupolis sich muthwillig geholt hat, ist sehr viel beträchtlicher. Soll man sie mitleidig bejammern? Die kleinen Aussteller und die Menge der Kneipenwirthe, die ihr Geld verlieren, mag man bedauern; daß aber die wertheimische Verputzung, die eine Erziehung des Geschmackes nicht fördern kann, die erträumte Wirkung nicht übt, ist sicher nicht als ein lokales oder gar nationales Unglück zu beklagen. Wenn man erst merkt, was die feinen Fremden verlangen, wird man künftig vielleicht auch den Bewohnern der eigenen Stadt die Gipswunder und Rabitzwände ersparen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 15. August 1896.

Meerpredigt eines Königs.

Treuer Brüder haben wir trauernd heute zu gedenken, treuer Söhne des Vaterlandes, die, fern von der Heimath, fern von der wärmenden Liebe der durch Geburt und Gewöhnung ihnen innerlich Nächsten, in der frischen und frohen Kraft ihrer heiteren Jugend die kühle, feuchte Faust des Todbringers gepackt und in die weit wallenden Falten seines nächtigen Mantels gebettet hat. Fern von der Heimath hat auch uns die Trauerkunde getroffen und eines fremden, unheimlichen Wassers Rauschen flüstert unter fremdem Himmel unserem Leid nun den Klagechoral. Der erste Sturm ist verbraust, ... wie in unseren Herzen, so auch vor unserem Blick; leise nur noch schäumend, ebbt mählich schon die Schmerzesfluth, die grellgelben Wolken tönen sich wieder weislich und weiches, feines Nebelgespinnst legt sich lind, wie ein von sanften Frauenfingern gewebter Schleier, zwischen unser kaum getrocknetes Auge und die eben noch wild aufgewühlte Wogenwelt. Wir fahren im Nebel dahin, die langen, bangen Seufzer der Sirene, die das Stampfen und Stoßen der Maschine schrill überklingen, künden warnend unseren Kurs und sehnsüchtige Wünsche steigen mit den Möwen in die Helle empor, — einsam fast immer, nur selten in dichten Schwärmen. Denn so ist des aufrecht schreitenden Menschen Art, daß er, der seiner Freude gern stets muntere Gesellen sucht, mit seinem Schmerz in die Einsamkeit flüchtet und daß er in Noth und Trübsal den Trost erflehenden Blick nach oben, nicht in die dunkle Tiefe, wendet. Was soll, was kann das kalte Reich uns auch bieten, das einst die Heidengötter, die längst entthronten, beherrschten, Aegir und Poseidon? Das

in grauem und grünem Farbenspiel wechselnde Wasser kühlt angenehm wohl den erhitzten Sinn und weckt dem müssig Träumenden die einbildnerische Kraft, doch seine mitleidlose Gewalt, die der Brüder blühende Leiber vor der Reife brach, vermag unseren Jammer jetzt nicht zu stillen. Allzu deutlich erkennt selbst das kurzsichtige Menschenauge, daß dieses unruhvoll, wie in ein seltsames Räthselland, lockende Element den Reiz seiner Farben nur vom Himmel entlehnt, vom zarten, sonnig gesäumten Blau und von den sacht ihre Bahn ziehenden oder in brünstigen Windsbrauttänzen umhergewirbelten Wolken. Der Trauernde, dessen Seele so empfindsam ist wie die dünne Sinnenhaut eines Wunden, ahnt da unten eine feindliche Macht, eines Wasserweibes künstlich erkältete Wuth, die tückisch die Gelegenheit zur Rache an dem Menschen erlauert, der sie einst gebändigt hat und dessen Herrschaft sie seitdem unwillig erdulden muß. Soll er sich mit dem Widerschein eines Glanzes begnügen, der ungetrübt in der Höhe erreichbar ist, und da Trost suchen, wo er dumpf in der Unterströmung grollenden Haß spürt? So oft er sich mit den großen Geheimnissen alles Irdischen auseinanderzusetzen und Zweck und Ziel menschlichen Lebens und Leidens zu begreifen strebt, schlägt er das Auge zur Klarheit auf, als könnte der sonnenselige und dennoch blinzelnde Blick den Aether durchdringen und eine stumm flehende Bitte am Strahlenthron der Macht emporstammeln, die Keiner je bezwang, Keiner je beherrschen wird, die Natur ist und Geist in Zweieinigkeit und deren ernste Güte sich dem Menschenschmerz niemals versagt. Wir fahren im Nebel dahin und kein Leuchtfeuer, kein Wimpel winkt uns von bewohnten Küsten freundliche Grüße über die Fluth. Wie aber die Nebelhörner gleich schweigen, wenn der sanft sengende Glanz des Himmelslichtes den Dunst zerstreut, so kehrt auch in unsere Herzen friedliche Stille ein und das Stöhnen verstummt, wenn von oben der erste Strahl unser inneres Auge berührt.

... Von des menschlichen Lebens Hinfälligkeit spricht uns in dem Psalter ein Gebet Moses, des Mannes Gottes, und mahnt zu frommer Ergebung in das Menschengeschick. Es zeigt uns im Gewölk den Schöpfer aller Dinge, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, und redet ihn also an, in ängstlichem Stammeln: „Der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf; gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. Das machet Dein Zorn,

daß wir so vergehen, und Dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missethat stellest Du vor Dich, unsere unerkannte Sünde ins Licht vor Deinem Angesichte." So lallt, bang erbebend, ein in der Finsterniß verirrtes Kind, wenn es die Nähe des furchtbaren Vaters fühlt, den es kaum kennt und von dem es nichts Anderes weiß, als daß er die Sünder mit harten Geißelhieben bestrafen und der schlimmsten Brut die Spanne der Zeitlichkeit kürzen wird; ganz leise und schüchtern nur klingt eine hellere Hoffnung auf die Wiederkehr zum versöhnten Vater durch den Nebel. Denn Nebel umgiebt dicht noch diesen Beter, ringsum kreischen warnende Rufe, die Bahn der gefährlichen Fahrt ist verhüllt und kein Lichtschein erwärmt die unholde Luft. Licht und Wärme bringt in die ungesund vergeistigte und verdumpfte Welt erst der milde Mann, der mit der frohen Botschaft den Gespensterglauben an einen Gott des Zornes und der Rache verscheucht. Leset nach dem neunzigsten Psalm die erste Epistel Pauli an die Korinther, leset bedachtsam den Abschnitt, der den evangelischen Brüdern verkündet, wie es mit der Auferstehung der Toten beschaffen ist, — und die Verschiedenheit zweier Glaubenszonen wird Euch ins Bewußtsein dringen. Hier ist der Abschied, auch der schwerste, jäheste, vom irdischen Wandel keine finster ersonnene Strafe mehr, hier hat der Tod seinen Stachel verloren; die schüchterne Hoffnung ist zuversichtliche Gewißheit geworden, alle Schrecken der Höllenqual besiegt der sonnige Strahl der Gnade und jubelnd schwingt sich aus der entlasteten Brust der Ruf in die Höhe: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!" . . . Nennet die Zuversicht, die Ihr aus diesem Buch der Liebe schöpft, nennet die Gewißheit, daß des sterblichen Menschen geläuterter Wesenswerth nicht ins Leere verloren ist, in einfältig frommen Kinderlauten den Glauben an Auferstehung oder, im Hochgefühl reiferer Naturerkenntniß, den Glauben an die Erhaltung jeglicher Kraft — Name ist Schall und Rauch —: Ihr werdet nicht ungetröstet aus der sanften Umklammerung scheiden und der brennende Schmerz um die verlorenen Brüder wird mählich linderer Wehmuth weichen.

Es ist kein dem Herrn geweihter Priester, der so zu Euch spricht; und Mancher wird vielleicht bei sich denken: Woher nimmt Dieser das Recht, uns Gott zu verkünden, da er dem leisen Lenker aller Geschicke doch nicht näher ist als Jeder von uns? Mancher hat vielleicht schon oft bei sich gedacht: Ist es Großmannssucht, die Diesen bestimmt, von

der Meerfahrt den Prediger auszuschließen und, als habe sein Haupt mit der Krone auch die Priesterweihe empfangen, selbst stets den Gottesdienst abzuhalten? Wer so denkt, kennt mich nicht und kennt nicht seinen eigenen Glauben. Unser Glaube, wie wir ihn dem tapferen Meister Martinus verdanken, hat den beamteten Vermittler zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf abgeschafft und das persönliche Verhältniß jedes Christenmenschen zu seinem Gotte begründet. Für uns ist die Zeit der Menschenlehre längst vorbei, vorbei sind die Tage, da statt des göttlichen Wortes Ablaßzettel und Bullen feilgeboten wurden und von einzelnen sterblichen Menschen der lutherische Ausspruch galt: Nomina enim significant ad placitum. Der Heiland hat seine Lehre nicht bis ans blutige Ende gelebt, der Sohn des Menschen ist nicht am Kreuz für die Menschheit gestorben, damit nach ihm Andere kommen und den Sinn seines Wollens fälschen. Uns ist der Priester nicht ein besonderer Weihe gewürdigtes Wesen mehr, zu dem wir, der Gnade oder des Zornes gewärtig, in scheuer Ehrfurcht emporschielen, dem wir beichten und von dem wir Entsündigung hoffen dürfen, — nein: er ist uns ein mit dem Wort Gottes vertrauter Bruder, dessen reiner, von dem eklen Anhauch geschäftlicher Machenschaften freier Wandel uns dafür bürgt, daß wir zu jeder Stunde in ihm einen selbstlosen Freund finden werden, einen Tröster, den die gemeine Lust an Gewinn und Vortheil niemals versuchen, niemals bewältigen kann. Der Prediger steht uns über den Niederungen des Alltagsgetriebes und der Parteiwuth; er soll sich gewiß nicht der irdischen Sorge für die Brüder entschlagen, er darf und er muß die Nächstenliebe auch in ihrer für den modernen Menschen höchsten und wirksamsten Form, in politischer Bethätigung, üben, aber er soll sich — und darin hat ihm der König zu gleichen — vor jedem gehässigen Wort, vor jeder schroffen Parteinahme, rechtschaffen hüten. Als ein Mensch, dem die göttliche Verkündigung ein liebes, vertrautes Gelände und dem nichts Menschliches dennoch fremd ist, tritt er vor unseren Blick; so wollen wir ihn, so lauschen wir seinem Wort. Aber wir können, als freie Christen, die ohne Mittler auf offenem Markt oder im stillen Kämmerlein mit ihrem Gott persönliche Zwiesprache halten, ihn so gut wie die engen steinernen Kirchen entbehren. Und wo wäre zu freiestem Verkehr mit dem Unsichtbaren bessere Gelegenheit als hier, als auf hoher See? Hier ist keine aus Quadern gefügte Kirche, kein gothischer Dom, in dessen dumpfe Wölbung nie ein erfrischender Luftstrom drang; hier

umweht uns der belebende Athem der Natur, die Macht und die furchtbare Größe des Alls thürmt sich in Wogen und Wolken vor unser Gesicht, das Auge schweift, frei seine Richtung wählend, durch weite Räume und der salzige Gischt spült die ungesunde Geistigkeit über Bord. Im Nebel sogar fühlen wir uns hier freier und leichter als im Dunst und Qualm gemauerter, von schwitzenden, keuchenden, gierenden Menschen bewohnter Städte; und wir brauchen den Priester nicht, denn auch ohne seinen Beistand kann ein heller Strahl aus der Höhe das Nebelgespinnst zerreißen. Auch den toten Brüdern stand in der letzten Stunde ihres Lebens auf hoher See kein Priester zur Seite. War ihnen deshalb der Christentrost etwa versagt? Konnte nicht Jeder von ihnen, der Niedrigste wie der Höchste, dem sehnsüchtigen Fühlen die Zunge lösen, nicht Jeder, im festen Bewußtsein der Unverweslichkeit seines besseren Theiles, mit Paulus rufen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg? Und wollt Ihr mir, dem König, allein wehren, was selbst der Niedrigste als sein Menschenrecht heischen darf: das persönliche Verhältniß zum höchsten Herrn aller gläubig des Heils harrenden Christen?

Nichts Anderes habe ich verlangt, nichts Anderes werde ich jemals begehren. Wahrlich, es war nicht Großmannssucht, nicht ein frevler, vermessener Höhenwahn, der mich Gottes Wort zu Euch sprechen ließ. Nicht einem bestrittenen Oberpriesterthum, auch nicht einer besonderen Begnadung, entnahm ich mein Recht, den Freunden, mit denen die Wochentage mich zu froher Erholung und Kurzweil vereinigt sehen, in ernster Feierstunde den Gottesdienst abzuhalten. In dem selben Brief an die Korinther, dessen ich vorhin gedachte, findet Ihr die Worte des Paulus: „Von Gottes Gnade bin ich, Das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ An dieses Bekenntniß der Demuth des Mannes, der mit Morden und Drohen so lange wider die Jünger des Herrn gewüthet hatte und in dem spät erst, auf dem Wege gen Damaskus, der Wille des Höchsten lebendig geworden war, dachte Luther, als er, in der Schrift wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe, sich von Gottes Gnaden Ekklesiastes zu Wittenberg hieß; und diesen demüthigen Glauben bekenne auch ich, wie jeder rechtschaffene und bescheidene Fürst ihn bekennen sollte. Wehe dem Herrscher, der sich heute noch an den Irrglauben schlechter Monarchen verlöre, mit dem Goldreif

habe eine besondere Kraft, eine nur den Gekrönten bestimmte göttliche Weihe, sich um ihre Schläfen geschmiegt und sie seien an Erkenntniß und Weisheit über den Troß der gemeinen Sterblichen nun erhaben! Der Freibrief jenes unsinnigen Gottesgnadenthumes, das wähnte, Recht und Gesetz selbstherrisch verachten zu dürfen, ist längst schon in Plunderfetzen zerfallen; schlaue Priester hatten ihn ausgestellt, die auf Gegenseitigkeit ein vortheilhaftes Geschäft begründen und ihrer Macht einen starken, immer zum Kampf bewaffneten Büttel werben wollten. Mit dem Wahn, der Priester sei der besonderer Weihe gewürdigte Stellvertreter Gottes auf Erden, ist auch der alte Gottesgnadenbegriff gestorben, dessen Einführung in die Weltlichkeit schon die Karlinge mit einem nichtigen Schattenkönigthum büßen mußten, und heute gilt längst in allen evangelischen Landen unangefochten das Wort des großen Preußenkönigs: „Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf ist eben so ungereimt wie das Vorgeben, womit man Souverainen schmeichelt, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Ich liebe nicht, daß man die Könige die Abbilder Gottes auf Erden nenne; sie stehen zu tief unter ihm, als daß ein Vergleich mit der göttlichen Majestät möglich wäre.“ Solches sprach der erleuchtete Mann, der als Jüngling schon, während das Frankenreich von frivolen Fürsten noch wie ein Pürschgrund oder ein brunstheißer Hirschpark verwaltet wurde, warnend den Herrschern zugerufen hatte, daß ihre Schwäche nur in dem falschen Glauben wurzle, die Völker seien für sie, nicht sie für die Völker, geschaffen. Und heute, in einer völlig gewandelten Welt, in einer Zeit gereiften Naturerkennens und geklärter Einsicht in die Zusammenhänge alles Gewordenen, sollte der Spuk der thörichten Monarchenteleologie noch eine Stätte finden, sollte die Kinderkrankheit unmündig irrlichtelirender Völker noch in den Hirnen der Könige wirken? Ein Sterblicher sollte so frevelhaft sich über die Grenzen der Menschheit recken, daß er glaubte, von ihm, dem gekrönten Wurm, könne gelten, was Paulus in der anderen Epistel an die Korinther von Jesus schrieb, dem Gekreuzigten: Denn alle Gottes-Verheißungen sind Ja in ihm und sind Amen in ihm? Wir müßten, wenn solcher Hochmuth bei uns wuchern könnte, beschämt vor Epochen und Völkern stehen, über die unser Stolz sonst so gern sich in eitlem Behagen erhebt. Wohl nennt man im alten China, wie Y-king und Chu-king uns lehren, schon seit dem dritten Jahrtausend vor Christi Geburt den Kaiser den Sohn des

Himmels, seine Gesetze, Befehle und Wünsche haben nicht menschliche, sondern göttliche Autorität und er ist, selbst als erwählter oder durch eine Revolution auf den Thron erhöhter Herrscher, der Pol, um den alle anderen Gestirne sich drehen; wohl ragen ihm, dessen Symbol der Drache und dessen geheiligte Farbe das Gelb ist, ringsum Altäre, auf denen wohlriechende Stoffe verbrannt werden und vor denen der Unterthan auf die Knie zu fallen und, wie vor dem Kaiser selbst, dreimal mit der nackten Stirn die Erde zu berühren hat. Doch diese Ehren, deren Bezeugung uns eines Menschen unwürdig dünkt, werden nicht dem gekrönten Monarchen gespendet, sondern dem Vertrauensmann der Nation, der sich aus eigener Kraft an Tugend und Weisheit zu einem Muster herangebildet und durch die ernsteste Selbsterziehung den Namen des Himmelssohnes verdient hat. Er muß den ererbten oder verliehenen Titel, das weihende Ti, das den von des Himmels Gnade Regirenden schmückt, erwerben, um es zu besitzen; er muß wirklich der Beste, Edelste, Reinste und Arbeitsamste unter dem Volke sein, denn ein unkluger oder lasterhafter Fürst ist nicht berechtigt, im Reich der Mitte zu herrschen. Strenge Sittenansprüche umschränken eng das Leben Dessen, der, als Statthalter der höchsten Macht, auch der König des sittlichen Wandels sein soll: bescheidene, stille Demuth heischt man von ihm, einen bildenden Verkehr mit den Weisesten und Mäßigung im Genießen; sogar das edle Waidwerk wird dort als ein dem Kaiser nicht ziemendes Vergnügen bezeichnet und Mailla erzählt von einem hohen Beamten, der zu dem Gekrönten sprach: „Als man hörte, daß Du weise Leute um Dich zu haben wünschtest, jubelte man vor Freude. Wenn Du mit diesen Weisen aber jeden Tag ausreitest, um sie hinter Hasen und Füchsen herjagen zu lassen, dann, fürchte ich, werden sie das Regiren vernachlässigen. Mögen die von Dir einst erregten Hoffnungen nicht eitel sein! Mache nicht, Herr, Jäger aus Deinen Ministern, deren ganze Zeit doch der Sorge für Dein Volk gehört." Nicht nach Laune und Willkür darf der Gebieter schalten und nicht seinen Willen eigensinnig zur Geltung bringen; des Himmels Bestimmung, nicht der einzelne sterbliche Mensch, soll herrschen, ein guter Regent ist Der nur, der seine Besonderheit, seinen persönlichen Willen, der Allvernunft freudig zu opfern vermag, und gegen den schlechten Regenten, der die gesunde Entwickelung des nationalen Lebens hemmt oder stört, ist dem Volk, das auf eine gute Regirung rechtmäßigen Anspruch hat, selbst das äußerste Mittel gestattet,

— die Revolution, die gegen Ungesetzlichkeit dann die Gesetzlichkeit vertritt und die alte, durch Leichtfertigkeit oder hitzige Neuerungsucht zerrüttete Ordnung des Reiches wieder befestigt. Und wenn Euer Blick von China ins alte Inderland schweift, was erschauet Ihr da? Ihr sehet auch hier einen König von Gottes Gnaden, den Raja, der als Vertreter der Gottheit regirt, und Ihr leset im Gesetzbuch des Manu: „Ein König ist gebildet aus den ewigen Theilen der obersten Götter und ist darum über alle Sterblichen an Majestät erhaben; gleich der Sonne blendet er Augen und Herzen; kein Mensch kann seinen Anblick ertragen; er ist das Feuer und die Luft, die Sonne und der Mond, der Herrscher der Gerechtigkeit, der Herr des Reichthumes, der Gewässer und der Himmelsveste. Einem Könige, selbst wenn er ein Kind ist, darf nicht ohne Ehrfurcht begegnet werden, als sei er ein bloßer Mensch, denn er ist eine mächtige Gottheit, die unserem Auge in menschlicher Gestalt erscheint." Aber Ihr leset auch in dem selben herrlichen Buche: „Ein König ist geschaffen, daß er der Schützer aller Stände sei und allen Unterthanen ein Vater. Der unsinnige Fürst, der sein Volk mit Ungerechtigkeit bedrückt, wird bald seines Reiches und seines Lebens beraubt werden. Der König lerne emsig von den Vedenkundigen die heilige Lehre, er mache sich mit den Gesetzen vertraut und unterrichte sich in allen Arbeiten und Gewerben. Berauschende Getränke, Spiel, Liebe zu Weibern und Jagdleidenschaft sollen von einem Fürsten als verderbliche Laster betrachtet werden. Ein König, der das Heil seiner Seele erstrebt, muß immer nachsichtig sein, wenn Mühsälige, Kinder, Greise oder Kranke gegen ihn Beleidigungen ausstoßen; wer den Leidenden Beleidigungen verzeiht, wird dafür im Himmel belohnt werden, aber wer im Herrscherstolz Rachegefühle hegt, wird in die Hölle fahren. Ein König wähle zu seinen Berathern weise Männer von guter Herkunft, unbescholtene, unabhängige und aufrichtige Männer; mit ihnen überlege er Alles, von ihnen höre er Jeden, dann befrage er die Brahmanen, — und dann erst entscheide er selbst". Auch hier also sehet Ihr nicht einen nach Laune des Amtes waltenden Despoten, nicht einen freien Herrscher, dem der persönliche Wille die Richtung weist, sondern den Vollstrecker des ewig währenden brahmanischen Gesetzes, der fallen muß und fallen wird, wenn er auch nur um Fußesbreite sich von dem Boden dieses Gesetzes entfernt. Soll ich Euch noch sagen, wie der Buddhismus diesen Königsbegriff geläutert und verfeinert hat, bis endlich jener edle König Asoka

erstand, der uns auf einer Säule die Inschrift ließ: „Mein ganzes Bestreben war, ist und wird sein, meine Schuld gegen die Geschöpfe abzutragen und sie hienieden glücklich zu machen, auf daß sie im Jenseits sich den Himmel gewinnen können“? Wenn Christen unter der hellen Höhe solcher Anschauungen blieben, dann wahrlich wären sie werth, zu erleben, daß ringsum in der Weite das böse Wort des unglücklichen philosophischen Schwärmers ein hallendes Echo weckte, der das Gesetzbuch des Manu über das Evangelium stellt. Das aber soll niemals geschehen. Nie sollen höhnisch grinsende Feinde sehen, wie in diesem Lande ein christlicher König sich in heidnischen Herrscherwahnsinn verstrickt.

... Langsam lichtet sich um uns der Nebel und der Blick auf das offene Meer wird wieder frei. Des großen deutschen Dichters, den Thorheit einen Gottlosen nennt, muß ich gedenken und seines größten, menschlichsten Geschöpfes. Vom Meere träumt Faust, des unbändigen Elementes zwecklose Kraft will er besiegen, der feuchten Breite Grenzen verengen; und der Mann, den im Sterben noch die Hoffnung beseligt, auf freiem, dem Meere abgerungenen Grund mit freiem Volk einst stehen zu können, hat auch über die Königspflicht und das Königsrecht weise Worte gesprochen. Als Mephistopheles ihm von dem jungen Kaiser erzählt, der, um sich aus Schwierigkeiten zu lösen, einen Krieg beginnt, und als der Böse mit wonniger Tücke den gekrönten Knaben schildert:

Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil
Und ihm beliebt' es, falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswerth und schön,
Regiren und zugleich genießen.

Da antwortet Faust:

Ein großer Irrthum! Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darfs kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste —; Genießen macht gemein.

Und dennoch fühlen wir, fühle ich wenigstens, auch in diesem weise warnenden Spruch noch einen falsch, fast wie verspätet anklingenden Ton.

Darf wirklich, was der König will, kein Mensch ergründen und ists eines Königs Aufgabe, durch jähe, blitzhaft aus dem Dunkel zuckende That die Welt in Erstaunen zu setzen? Soll der moderne Monarch, statt seinen Willen, den oft genug irrenden Menschenwillen, den Treusten ins Ohr zu raunen, nicht in seinen Willen aufnehmen, was von den Treusten und den Erfahrensten ihm ins Ohr geraunt ward? Und darf ihm Befehlen Seligkeit sein, ein in stolzer Herrenfreude geübtes Recht, nicht die im ernsten Bewußtsein schwerer Verantwortung beinahe schaudernd erfüllte Pflicht? Der König, den ich meine und dem ich gern gliche, wird, wenn die Nothwendigkeit ihn zum Entschluß drängt, nicht in vermessenem Jugendmuth jubeln: Wohl mir, daß ich, ich ganz allein, entscheiden darf! Er wird achtsam vielmehr den Stimmen der Treuen und den stummen oder nur unbehilflich gestammelten Wünschen der Volkheit lauschen und auch dann noch, wenn er Alles geprüft und vor dem Wagen alles Wägbare gewogen hat, wehmüthig unter der Last der schmerzenden Pflicht seufzen: Wehe mir, daß ich, ich ganz allein, doch nun entscheiden muß! Faustens Denken erwuchs, als er die Seligkeit des Befehlens pries, aus dem störrischen Titanentrotz, der sich den Göttern gleich dünkte; er hatte die Kunst der Entsagung noch nicht gelernt, noch nicht die wahre innere Freiheit errungen, die mit äußerer Demuth so gern einhergeht. Vor seines Geistes Auge stand ein römischer Caesar Augustus der guten, von ruchlosen Schwelgerbegierden nicht zerfressenen Art, nicht ein germanischer König, der, als Erbe des Geschlechtsältesten, der Vertrauensmann und der kluge Geschäftsführer des Stammes war. An diesen altdeutschen kuning, den höchsten Häuptling der Hundertschaften, wollen wir uns erinnern; er soll uns in verworrener Zeit Wesen und Bedeutung des Königsgedankens wieder lebendig machen. Wie er im Kriege der starke Führer, im Frieden der stille Schiedsrichter der Volksgemeinde war, unter Gleichen der Erste, ein Mensch, dem Ehrfurcht dargebracht, aber nicht Götterehre gespendet wurde, vor dem der Blick sich nicht senkte, dem jeder Mann frei vielmehr und in ungeblendeter Liebe ins leuchtende Auge sah —: so sollen auch unsere Könige sein: Menschen, denen man Wahrheit, nicht hündisch gewinselte Lüge, bietet, sterbliche, Allen sichtbare und Allen zugängliche Menschen, die einen vom Volk ihnen gehäuften Vertrauensschatz zu behüten haben, deren Befugniß, Gutes zu wirken, unbegrenzt ist und deren freiem Walten sich nur da eine feste Schranke erhebt, wo die Wirkung unheilvoll werden könnte.

Und wie der altdeutsche thiungans, der ehrfürchtig begrüßte Leiter des Volkes, zugleich Priester war, der Vertreter einer höheren Macht, der Hort der geistigen Ueberlieferung und der Hüter der zum Stammesbesitz erweiterten Familienheiligthümer, und als Priester und König zu reinem Wandel und bescheidenem Fleiß verpflichtet —: so soll auch der neue König, der seine Pflicht und sein Recht in einen Vertrag eingefriedet hat, sich als den berufenen Künder der Volkssehnsucht fühlen, der irdischen wie der über das Irdische hinausflatternden, und in stiller Ergebung, als ein verpflichteter Mann, und gewissenhaft seine Arbeit leisten, — ob er mit wehendem Helmbusch nun dem Kriegerhaufen voranzieht oder am Altar die frohe Botschaft des höheren Herrn in menschliche Laute faßt.

Nur einem solchen König sind, glaubet mir, meine Freunde, fern von der Heimath unsere Brüder gestorben. Ihr habt gehört, daß ihr letzter Ruf ihm galt; und mag das Gerücht auch Legende sein: es zeigt doch, wie tief in den Herzen das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurzelt, daß es noch in der äußersten Noth Dessen gedenkt, der das Volksganze verkörpert und das Symbol der Zusammengehörigkeit ist. Nicht wie der Todesgruß heidnischer Gladiatoren, den wedelnde Wichte in ekler Bedientengesinnung erneuen möchten, klingt uns diese erhebende Trauerkunde ins Ohr, — nein, wie eine durch umflorte Drommeten schmetternde Mahnung an unsere Fürsten, solcher im tiefsten Jammer noch jauchzenden Liebe sich würdig zu zeigen. Der Gott des alten Bundes ließ sein Volk vor den Königen warnen und ihm, das von einem König gerichtet sein wollte, durch Samuel sagen: „Eure Söhne wird der König nehmen zu seinem Wagen und zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfzig und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von Eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Wenn Ihr dann schreien werdet zu der Zeit über Euren König, den Ihr Euch erwählet habt, so wird Euch der Herr zu der selben Zeit nicht erhören." Also sprach durch Samuels Mund zu Israel jener Jahwe, der eifersüchtig im Finsteren waltende Rachegott, von des kommenden Königs herrischem Recht; und Mancher, dem der Christenglaube im Gemüth noch nicht

aufgedämmert ist, dachte knirschend vielleicht der fernen Bibelverkündung, als der Schreckensruf von dem frühen Ende unserer jungen Mannschaft ihn traf. Er vergaß nur, der Zornige, in zager Verdrossenheit, daß von Samuels Mythentagen eine lange, von röthlich rinnenden Bächen durchsickerte Straße uns trennt, — die schmale Straße der Schädelstätten, auf denen der Menschheit Menschenopfer geschlachtet wurden. Blut mußte fließen, ehe der neue, der helle Gott die alten Götter in Nacht und Vergessen scheuchte, und blutig mußte mehr als ein Morgen tagen, ehe der neue König zum Ueberwinder des alten, mit rostigen Kronen geschmückten Gespensterheeres ward. Soll dieses Blut, soll des Einzelnen köstlicher Lebenssaft, der das Erdreich düngt und zu frischen Trieben befruchtet, vergebens etwa vergossen und auf dürren, leblosen Felsenklippen unnützlich geronnen sein? Weit streckt sich der Weg, der die Geschlechter der Menschen zur Klarheit führt, und die Reise wird durch die großen Auseinandersetzungen zwischen dem bewußter werdenden Geist und dem Gottheit suchenden Sinn, zwischen Völkern und Königen, Armen und Reichen, Schwachen und Starken, oft unterbrochen. Noch naht nicht das Ende des Weges und kein Menschengesicht wird es jemals erblicken; in dem von den Wanderern aufgewirbelten Dust erkennt aber das freie, muthige Auge doch schon ein Ziel, ein erstes Frühroth der erwachenden und erweckenden Sonne. Wer die Morgenzeichen der werdenden Zeit nicht sieht, wer die fremd anmuthenden Erscheinungen der engen Erde, die uns die Welt ist, heute noch mit der trüben, ängstlichen Kurzsicht Samuelis betrachtet, ist so unverständig, wie wir wären, wenn wir jetzt noch die schrillen Seufzer der Sirene erschallen ließen. Schauet um Euch: bis auf die letzte Spur ist allgemach der Nebel verschwunden und hell und heiter spielt das Himmelslicht wieder auf der Wasserfläche. Und der Mann dort oben, auf der Kommandobrücke, hat rechtzeitig dem Nebelhorn Schweigen geboten und mit vollem Dampf die vorher verlangsamte Fahrt flink wieder vorwärts gelenkt. Nicht im Paradeanzug und in schöner, eitel ersonnener Pose steht er da, wie Einer, der selig ist, höher als Andere zu thronen und dem Troß der Matrosen Befehle herunterherrschen zu dürfen, — nein: im wärmenden Wettermantel, als der Tüchtigste, Unerschrockenste und Unscheinbarste unter uns Allen, als ein Mann, der sich in ruhigen Tagen bei ernster Arbeit verborgen hält und, wenn er in unsichtiger oder stürmischer Stunde aus seiner Kammer tritt, die drückende Last der Verantwortung schmerzlich empfindet. So wollen

wir ihn, so ist er uns lieb geworden, so gewähren wir ihm, der treu seine Pflicht erfüllt, gern auch sein Recht, das Recht des Befehlenden, und sehen in ihm den fleißigen Führer, den kundigen König des Schiffes. Und wie ihn, der auf dem aus Eisen und Brettern gefügten Bau sorgsam und besonnen uns über Untiefen und Klippen, durch Nebel und Stürme steuert: so wollen, so hoffen wir auch den Herrscher, der auf dem festen Boden der Väter einem ganzen Volke das Ziel und die Richtung weist. Jahwe warnte vor dem übergreifenden Recht und schwieg von der Pflicht der Könige; seiner dunklen Erde fehlte der König, der, ohne sich höhentoll je an dem mystischen Wahn einer Gottähnlichkeit aufzurecken, unter ungekrönten Königen als ein Gleicher steht und den im Dienst der Volkheit, seiner und ihrer Herrin, gefallenen Söhnen nicht als Söldnern, sondern als Brüdern die ernste Gedächtnißfeier bereitet. Uns sind, uns Allen, die Brüder gestorben, nicht mir nur, nicht dem König allein, dem ihr letzter grüßender Gedanke galt. Ich könnte nicht weiterleben, wenn die Last dieser Leichen, dieser blühenden Jünglingleiber, mir das Rückgrat beugte und den Athem hemmte, wenn ich mir sagen müßte: Diese hast Du für Dich, für Deine Monarchenlaune, schmählich verbraucht. Doch solche Angst drückt mich nicht, denn ich weiß: sie fielen für ein höheres Gut; für das höchste, das einem Volke vom Schicksal beschieden ist, und ihr Opfertod bezeichnet im Staub der aufwärts führenden Menschheitstraße eine wichtige Stätte. Mehr als ein blutiger Morgen mußte tagen, ehe der neue König zum Ueberwinder des alten, mit rostigen Rumpelkronen geschmückten Gespensterheeres ward: Herrscher sanken dahin und Unterthanen, Männer und Frauen, ganze Geschlechter wurden mit rother Sichel grausam gemäht. Nicht vergebens aber ist dieses Blut geflossen; und wenn aus dem nun wieder erhellten Himmel die ewig waltende Macht in Dreieinigkeit auf uns herniedersieht, wird ihr strahlendes Gottesauge ein frei vereintes Volk hier erblicken, in dem es keine Unterthanen mehr giebt und das, nach der Totenklage um die Gefallenen, in ernster und doch froh hoffender Stimmung mit seinem stillen, schlichten und prunklosen König stracks an gedeihliche Arbeit geht.



Die Nervosität unserer Zeit.*)

Der Anregung und dem Wunsche der Vortrags-Kommission, die „Nervosität unserer Zeit“ zum Thema einer Besprechung zu machen, habe ich trotz manchen Bedenken doch bereitwillig Folge geleistet. So viel auch über diesen Gegenstand schon gesagt und geschrieben worden ist, so hat doch jede Vertiefung darin für den aufmerksamen Zeitbeobachter immer wieder etwas unwiderstehlich Anziehendes. Aber auch wer sonst an dergleichen Fragen achtloser vorbeizugehen pflegt, müßte doch, wie ich glaube, gerade hier und in dieser Umgebung ihre mahnende Stimme weniger als sonst zu überhören geneigt sein. Wenn wir die Hallen dieser Gewerbeausstellung durchwandern, wo tausend Schall- und Farbeneindrücke sinnverwirrend auf uns einstürmen, wenn wir in dem benachbarten Preßpalaste die geräuschvolle Arbeit der Schnelldruckmaschinen anstaunen, wenn über unsere geblendeten Augen sich Ströme elektrischen Lichtes, auf unsere Trommelfelle die Tonfluthen von einem halben Dutzend Militärkapellen sich allabendlich ausgießen, wenn wir diese nach Hunderttausenden zählende, nach Genuß und Aufregung lechzende Menge der Millionenstadt betrachten und sehen, was Alles zu ihrer Befriedigung aus allen Gebieten menschlichen Könnens und Schaffens, an feinsten und gröbsten Reizmitteln, an gediegener Leistung und aufgeputztem Scheinwerk, an Witz und Narrheit, Phantasie und Reklame sich wetteifernd darbietet: dann möchten wir uns für Augenblicke fast in einen dem Kultus der Nervosität geweihten Tempel (oder eine Brutanstalt ihrer künstlichen Züchtung?) versetzt glauben. Jedenfalls scheinen wir hier den Hauptquellen dieser modernen Zeitströmung bedenklich nahe zu sein, — so nahe, daß es sich fast erübrigt, nach ihren sonstigen Zu- und Nebenflüssen überhaupt noch weiter zu forschen. Allein vielleicht erweist sich dieser scheinbar so direkt zum Ziele führende Weg bei näherer Betrachtung doch als ein täuschender Irrweg. Vielleicht sind die Quellen und Ursprünge dieser „Zeitkrankheit“ doch um Vieles verborgener und entfernter. Vielleicht haben schon Generationen vor uns dazu mitgeholfen, uns zu Dem zu machen, was wir im Guten und Schlimmen heute sind, und vielleicht büßen wir auch hier die Schuld fremder Sünden und Thorheiten, ernten wir auch hier, was Andere gesäet haben, ohne uns dieser oft recht unliebsamen Erbschaft und der Erblasser selbst mit dem gebührenden Respekt zu erinnern und ohne uns mit dem unheimlichen Gefühl drückender Verantwortlichkeit zu beschweren, daß wir am Ende doch auch *unseren* Nachkommen wieder — *uns selbst* hinterlassen?

---

*) Das Manuskript des Vortrages, den Albert Eulenburg, der Verfasser des grundlegenden Lehrbuches der Nervenkrankheiten, am siebenundzwanzigsten Juli im Hörsaale der Berliner Gewerbe-Ausstellung gehalten hat.

Auftauchende Möglichkeiten solcher Art, selbst wenn wir kaum Aussicht hätten, sie je zur Gewißheit zu erheben, bergen doch einen stets erneuten Anreiz in sich, diesen schwierigen Problemen näher zu treten, und — so weit es uns, als Kindern dieser Zeit, als mitten in diese Verhältnisse Hineingeborenen, überhaupt vergönnt sein mag — ihren geheimnißvollen Zusammenhängen im Leben der Individuen sowohl wie der gesellschaftlichen und staatlichen Organisationen ernstlich nachzuspüren.

Was ist — oder richtiger: Wer ist — nervös? Ist „unsere Zeit" es wirklich in so außergewöhnlichem Grade, wie Die bezeugen, die von einem „heute überall anzutreffenden fin de siècle-Zustande der Geister", von einer „Völkerdämmerung" (Nordau) zu sprechen wissen? Handelt es sich dabei wirklich um eine Art von Altersschwäche, eine Vergreisung unserer (doch z. B. im Vergleich mit der chinesischen*) noch leidlich jugendlichen) Kultur? Oder was sonst sind die Ursachen dieser Zeitkrankheit und welche Mittel der Verhütung und Abwehr stehen uns gegen sie zu Gebote?

Eine Reihe schwerwiegender, aber auch schwer und in solchem Umfange überhaupt kaum zu beantwortender Fragen! Gleich die erste, scheinbar so einfache, nach dem Begriffe der Nervosität, stößt auf außerordentliche Schwierigkeiten, die aus dem Wesen und Wirkungbereich unseres Nervensystems, aus seiner eigenartigen Doppel- und Vermittlerstellung zwischen äußeren und inneren, sinnlichen und seelischen Wechselbeziehungen des organischen Lebens nothwendig entspringen.

Alle Aeußerungen der Nerventhätigkeit, alle Vorgänge, die sich (im gesunden und krankhaften Zustande) im Bereiche des Nervensystems abspielen — und wir verstehen darunter sowohl die im engeren Sinne „körperlichen" wie die seelischen Vorgänge —, alle sind an einen bestimmten gesetzmäßigen Ablauf in Zeit und Raum für unsere Erkenntniß gebunden. Es ist die Aufgabe zweier Wissenschaften, der experimentellen Physiologie und Psychologie, insbesondere einer eigens dazu geschaffenen Verbindungwissenschaft, der Psychophysik, den Nachweis der hier herrschenden Gesetze auf dem Wege der Beobachtung und des Versuches methodisch zu erbringen. Viel, wenn auch bei Weitem noch nicht Ausreichendes, ist auf diesem Gebiete innerhalb der letzten Dezennien wissenschaftlich geleistet worden. An dieser Stelle können natürlich nur die elementarsten Grundanschauungen, so weit sie für das weitere Verständniß unumgänglich sind, flüchtig skizzirt werden.

Auf ihr einfachstes Schema zurückgeführt, verlaufen alle Nervenvorgänge in der Weise, daß unser Nervensystem von irgend einem Punkte aus durch äußere oder innere Einwirkungen, *Reize*, erregt wird; die so entstandene und längs der Nervenbahnen zu damit verknüpften centralen Nervenzellen

---

*) Und die Chinesen sind dabei nichts weniger als nervös.

fortgeleitete Erregung entbindet innerhalb der Zellen die in Form von Spannkräften aufgespeicherten Energien und setzt diese in lebendige Kraft um, die sich für uns in den verschiedenartigen Thätigkeitäußerungen des Nervensystems, als willkürliche und unwillkürliche Bewegung, als veränderte Absonderung, Blutfüllung und Ernährung, oder als innerer Bewußtseinsvorgang, als Lust- oder Unlustgefühl, Empfindung und Vorstellung, kundgiebt. Zwischen dem auslösenden Reiz, mag dieser der „Außenwelt“ oder dem eigenen Ich und seinem körperhaften Vertreter in der Außenwelt, unserem Organismus, entstammen — zwischen dem auslösenden Reiz also und der ausgelösten Wirkung („Reaktion“) besteht eine, die Proportionalität Beider regelnde und auf ihren gesetzmäßigen Ausdruck bringende, feste Wechselbeziehung. Die Nothwendigkeit einer solchen gesetzmäßigen Wechselbeziehung leuchtet ein, da es ohne sie überhaupt kein gleichbleibendes stabiles Verhältniß zur Außenwelt, keinen festen Werthmesser der empfangenen Eindrücke gäbe, auf ihrer Zuverlässigkeit also alle Bethätigungen der Selbst- und Welterfahrung, alle normbildenden Orientirungen unseres der Außenwelt zugekehrten Vorstellens und Wollens im letzten Grunde beruhen. Diese gesetzmäßigen Wechselbeziehungen zwischen Reizstärke und Reaktion bilden, ich wiederhole es, die Grundlage und die unerläßliche Vorbedingung aller unserer Denk- und Willensoperationen, — ohne daß wir uns ihrer selbst freilich in irgend einer Weise bewußt würden. Aber diese „Gesetze“ behaupten ihre unbedingte und unbestrittene Geltung fürs Erste nur innerhalb gewisser mittleren Grade der Reizstärke, so zu sagen in einer gemäßigten Zone der Reizung. Sie gelten dagegen nicht ohne Weiteres für die schwächsten, scheinbar reaktionlosen („unter der Schwelle“ bleibenden) und eben so wenig für die stärksten, durch Ueberreizung zur Erlahmung, zum „Absterben“ der Nerven führenden Reize. Sie gelten in engerem Sinne auch nur für die Nerventhätigkeit gesunder, normaler, d. h. mit einem gewissen Durchschnittsmaß der Erregbarkeit und der Widerstandsfähigkeit ausgerüsteter Individuen. Es giebt nun aber eine große und immer größer werdende Anzahl von Individuen, bei denen — auf Grund angeborener oder erworbener fehlerhafter Beschaffenheit des Nervensystemes — diese die Grundlage der normalen Lebensvorgänge bildenden Wechselbeziehungen zwischen Reiz und Reizwirkung eine Beeinträchtigung, eine Trübung erfahren haben; Individuen, die scheinbar in regelloser Willkür, in Wahrheit aber nach anders beschaffenen Regeln, ihre Lebensfunktionen den inneren und äußeren Einwirkungen in abweichender Art anpassen und die uns bei stärkerem Hervortreten dieser Abweichung als krankhaft „nervös“ veranlagt, als „neuropathisch“ und „psychopathisch“, oder auch — mit einem in der Folge noch näher zu erklärenden Ausdruck — als „degenerirt“, „entartet“, erscheinen. Das Krankhafte der Reaktion bekundet sich einerseits darin, daß

schon minimale Reize, die für gewöhnlich „unter der Schwelle bleiben", eine Quelle merklicher und selbst starker Reizwirkungen abgeben, — also in dem Phänomen erhöhter Reizbarkeit; andererseits in der rasch erschöpfenden, abtötenden Wirkung stärkerer Reize nach anfänglicher flüchtiger Erregung, — also dem Phänomen der Erschöpfung, der „reizbaren Schwäche". Auf eine einfache, leicht faßbare Formel hat ein geistvoller Psychiater, Professor Arndt in Greifswald, diese Dinge zurückzuführen gesucht. Er kleidet das Grundgesetz alles normalen, gesunden Lebens organischer Wesen im Pflanzen- und Thierreich, das „biologische Grundgesetz", in die einfache Formel, daß „kleine Reize die Lebensthätigkeit anfachen, mittelstarke sie fördern, starke sie hemmen und allerstärkste sie aufheben". Für normale, gesunde Durchschnittswesen mit mittlerer Erregbarkeit und Widerstandsfähigkeit also gilt dieses „Grundgesetz"; es gilt aber nicht für die außer (sei es über oder unter) der Norm stehenden, krankhaften Individuen. Hier kommt vielmehr eine Modifikation jenes Gesetzes zur Anwendung, die wir aus der thierischen Physiologie als „Ritter-Vallisches Gesetz der absterbenden Nerven" kennen, wie es ursprünglich an Nerven, die durch Schnitt oder sonstige Verletzung von ihrem Centralorgan getrennt waren, experimentell beobachtet wurde. Solche Nerven gerathen anfänglich in einen vom Centrum zur Peripherie fortschreitenden Zustand erhöhter Erregbarkeit, die dann bis zu völligem Erlöschen stetig herabsinkt: ein Verhalten, das allerdings mit der gesteigerten Reizbarkeit und Erschöpfbarkeit, der „reizbaren Schwäche" krankhafter Individuen eine zum Vergleich herausfordernde Analogie darbietet.

Man pflegt zur Bezeichnung derartiger nervöser Krankheitzustände den vor etwa zwanzig Jahren durch einen amerikanischen Nervenarzt Beard in Umlauf gebrachten Ausdruck „Neurasthenie" (wörtlich: Nervenschwäche) mit Vorliebe zu benutzen, obgleich dieser Ausdruck nicht einmal besonders glücklich gewählt erscheint, da er in einseitiger Weise nur das Phänomen der Schwäche, nicht aber das gleich wichtige Phänomen der erhöhten Reizbarkeit bei der Namengebung heranzieht. Uebrigens auch noch unter vielerlei anderen Titeln laufen die zahllosen Träger und Opfer der „Nervenschwäche" in der Welt herum. Sie finden sich unter den Elite-Corps jener „problematischen Naturen", für die Goethes unübertreffliche Definition lautet, daß sie „keiner Lage des Lebens gewachsen sind und daß ihnen keine genug thut". Sie bilden das Gros jener von einem hervorragenden Psychiater, J. L. Koch (in Zwiefalten, Württemberg) gekennzeichneten „psychopathischen Minderwerthigkeiten", die nach Koch „weitaus das häufigste Nervenleiden unserer Tage darstellen und unserer Zeit einen besonderen Stempel aufdrücken". Unzählige den Stürmen und Aufregungen des Daseinskampfes erliegende, „verfehlte", „gescheiterte" Existenzen, unzählige „Skelette im Hause" gehören hierher. Von der Hütte bis zum Throne sind die „Neurastheniker", die „Minderwerthigen", „Entarteten" in

allen Lebenskreisen und Lebenslagen nur zu reichlich vertreten. Bestätigende Beispiele wird fast Jeder im Bereiche seiner persönlichen Erfahrung, seines näheren und ferneren Umgangskreises ohne Schwierigkeit finden.

Mit den bisherigen Ausführungen stehen wir freilich erst im Vorhof einer streng wissenschaftlichen Betrachtung des Gegenstandes, dessen weitere Verfolgung mir leider an dieser Stelle versagt ist. Flüchtig mag hier nur die Frage gestreift werden, welche feineren Veränderungen der Nervenmechanik als Grundlage der beschriebenen abnormen Thätigkeitäußerungen des Nervensystems anzusprechen sein mögen. Wir können uns etwa folgende Vorstellung darüber bilden. Dem Phänomen der gesteigerten Reizbarkeit entspricht wahrscheinlich eine Herabsetzung der Uebergangswiderstände für die in den sensibeln Bahnen zu centralen Nervenzellen und in den Verbindungbahnen zwischen diesen selbst (den „intercentralen Bahnen") fortgeleiteten Reize. Dagegen entspricht die rasche Erschöpfbarkeit und Schwäche einem beschleunigten Verbrauch der in den Nervenzellen schon in abnorm geringer Menge aufgespeicherten und nur schwer und langsam wieder ersetzten Spannkräfte (chemischen Energien). Es können wohl auch geringe Energiemengen, aber in abnorm hoher Spannung, vorhanden sein, die daher auf leichten Anstoß nach den Bewegungorganen hin ungehemmt abfließen. In engem Zusammenhange mit diesen Veränderungen der Nervenmechanik stehen denn auch die der empirischen Beobachtung zugänglichen Eigenheiten des psychologischen Verhaltens. Die alltägliche Beobachtung überzeugt uns immer und immer wieder, daß der „Nervöse", der „Neurastheniker", wohl eines raschen und heftigen, ja impulsiv jähen Handelns fähig ist, weil eben der Uebergang innerhalb der Nervencentren und der Energieabfluß nach motorischen Bahnen sich mit verminderter Hemmung vollzieht; daß es aber seinem Handeln an Ausdauer und Stetigkeit völlig gebricht, auf Grund des beschleunigten Energieverbrauches, des erschwerten und verlangsamten Wiederersatzes. Es zeigt sich überdies, wie jede stärkere, nach außen gerichtete Aktion, ja oft schon der bloße Vorsatz zu einer solchen, den abnormen intercentralen Spannungverhältnissen und Reizausstrahlungen entsprechend, mit mehr oder minder heftigen, bis zum quälendsten Schmerz gesteigerten Unlustgefühlen, mit Angstempfindungen und Angstvorstellungen von zum Theil peinigendster Art und von hartnäckigster Nachdauer verbunden zu sein pflegt. Gerade diese eigenthümliche Form seelischer Gleichgewichtsstörung, diese Kombination eines andauernd überreizten, mit Mißempfindungen der verschiedensten Art überladenen Empfindung- und Vorstellunglebens mit unruhig eruptivem, kurz aufflackerndem, unzulänglichem Wollen und Handeln, diese „Willensschwäche" und zugleich das qualvolle Gefühl dieser Schwäche —: das Alles giebt dem Seelenzustand solcher Individuen sein am Meisten charakteristisches Gepräge. In dem von psycho-

logischer und psychiatrischer*) Seite neuerdings mit Vorliebe heraufbeschworenen Schatten des „melancholischen Dänenprinzen", Hamlets, mit seiner Feinfühligkeit und reizbaren Empfänglichkeit, seiner Entschlußschwäche, seiner Angst vor der That und der als Befreiung von solcher Angst wirkenden eruptiven Entladung (wie im Morde des Polonius!) dürften wir so vielleicht das von einem vorausahnenden Genie vor bald dreihundert Jahren erschaffene Urbild des heutigen Neurasthenikers antreffen.

Was ist es nun aber, das gerade in unseren Tagen diese menschliche Spielart der „Nervösen", der „Neurasthenischen", der „Degenerirten", und wie wir sie sonst nennen wollen, in so überreicher Zahl, so massenhaft züchtet, daß sie geradezu ein Symbol, einen Krankheitstypus, ja nach der Meinung Vieler eine stetig wachsende soziale Gefahr der Gegenwart bilden?

Hier kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Wenn von den Ursachen der modernen Nervosität die Rede ist, dann steht man nicht an, die großartige Umwälzung aller Lebensformen und Lebensverhältnisse, die Ueberwältigung der Naturmächte durch die Riesenfortschritte der Technik, das rastlos arbeitende Räderwerk eines weltumspannenden Verkehrs in erster Reihe dafür haftbar zu machen. Und doch ist dieser Gedankengang, wenn nicht falsch, mindestens einseitig und übertrieben. Mag man das Schaffen von Handel und Industrie, mag man die Leistungen der Technik noch so hoch bewerthen, mag die Welt immerhin, einem bekannten Diktum zu Folge, „im Zeichen des Verkehres" stehen: die noch so kolossal gesteigerte Erzeugung und Umsetzung materieller Güter kann doch geistige Bedürfnisse, geistige Werthe unmittelbar weder zerstören noch schaffen; sie läßt, während sie die äußeren Daseinsformen der Menschheit und die Oberfläche ihrer Existenz vielgeschäftig umwandelt, ihren eigentlichen Wesenskern, ihr Denken und Empfinden, alles Innerliche an ihr, im tiefsten Grunde doch fast unberührt und unbeeinflußt. Auch in dieser Richtung verändernd, umwandelnd, nicht immer zum Besseren freilich, einzugreifen, ist nur einer noch gewaltigeren Kraft vorbehalten, der Ideen bildenden und umbildenden Kraft des menschlichen Denkens, mit deren oft unklaren und schwer zu verfolgenden Entwickelungphasen als dem mächtigsten und maßgebenden Faktor unseres Kulturlebens wir auch auf diesem Gebiete abzurechnen haben. In den Tiefen und Untiefen unserer Gedanken- und Gemüthswelt sind die am Reichsten sprudelnden Quellen moderner „Nervosität" und modernen Lebenselends überhaupt zum großen Theile zu suchen. Unser Denken und Empfinden selbst leiden und

*) S. die neuere Hamlet-Literatur, besonders die Schriften und Aufsätze von Kuno Fischer, Hermann Türck, Döring, Paulsen, H. Conrad, sowie Karl Rosner, Shakespeares Hamlet im Lichte der Neuropathologie, und die eben erschienene Gegenschrift von Fr. Rubinstein, Hamlet als Neurastheniker, Leipzig 1896.

kranken, Beide freilich in verschiedener, fast gegensätzlicher Richtung. Während unser Verstandesleben an übermäßiger Entwickelung, an Hypertrophie, leidet, macht unser Gemüthsleben allzu oft den Eindruck zunehmender Verarmung und Verödung: Gegensätze, wie sie aus der oft beklagten einseitigen Verstandeskultur, der für die Charakterbildung und Charakterfestigung so ungünstigen Gestaltung unserer öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, der zu atomistischer Vereinzelung führenden Lockerung und Auflösung alter Familienbande und strafferer korporativer Zusammenhänge und aus so manchen anderen bedenklichen Zeichen dieser in den Wehen sozialer Neugebärung liegenden Kulturepoche sich unvermeidlich ergeben.

Der schlimmste und verhängnißvollste Zug dabei ist wohl jene von Zeitkennern und Zeitschilderern oft genug beklagte innere Unrast und Unruhe, jenes leere, gegenstandlose Sehnen, jene unbestimmte, wühlende, aufreizende und doch schaffensunkräftige Unbefriedigung, wie sie auf sozialem, wirthschaftlichem, künstlerischem, sittlich-religiösem Gebiete gleichermaßen hervortritt. Daß diese Sehnsucht, diese Unbefriedigung, die Welt durchzieht, daß sie, halb unbewußt vielleicht, uns Alle in ihrem Bann hält, darüber kann uns nichts hinwegtäuschen, keine Glückslaune, keine Illusion geschmeichelter Eitelkeit, kein betäubender Genuß, kein Schimmer noch so blendender, virtuosenhafter Vollendung unseres Könnens und Wissens. Diese unausfüllbare Leere, dieses vernichtende Gefühl, daß die alten Götter, die alten Ideale, die alten Begeisterungflammen tot und erloschen, keine neuen zu ihrem Ersatze uns aufgegangen sind; dieses unbefriedigte Bedürfniß nach einem neuen Geistesinhalt, einer neuen, unser Leben und Denken in harmonischen Einklang bringenden Weltanschauung, und das aus dieser Unbefriedigung bei so Vielen zurückbleibende Gemisch unstillbaren Lebensdranges und trostlosen Lebensekels: Das ist wohl die eine — und vielleicht die tiefste und letzte — erkennbare Ursache jener „Zeitkrankheit", von der ja die Krankheit des Einzelnen nur ein allerwinzigstes Theilchen, nur der im einzelnen Tropfen sich spiegelnde Widerschein ist.

Empfindungen und Stimmungen ähnlicher Art mögen wohl viele Gemüther durchziehen und Viele mögen ihnen in ähnlicher Weise Ausdruck verleihen. Erst jüngst fand ich in einem schön geschriebenen Aufsatze unseres trefflichen Hermann Grimm (bei Gelegenheit des zweihundertjährigen Bestehens unserer Akademie der Künste) folgende Worte: „Die bloße Freude am Dasein scheint uns, wenn wir den Gesammteindruck unserer Ausstellungen überschlagen, beinahe abhanden gekommen zu sein. Es ist, als lastete Etwas auf der Menschheit." Was der feinsinnige Literatur- und Kunstforscher hier auf dem Gebiete bildender Kunst nachfühlt und ausspricht, drängt sich auch auf anderen Schaffensgebieten dem unbefangenen Beobachter vielfach mit gleicher, eindrucksvoller Macht auf. Eine Menschengeneration, die, bei unendlich gesteigerter

Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit, doch ihres Daseins, ihres Besitzes, ihrer Gaben, ihres Schaffens selbst nicht froh zu werden vermag, ohne Glauben an sich und in die Zukunft, ohne rechtes Vertrauen auch in die von flachen Köpfen immer noch als höchstes Leitziel verkündete natürliche „Entwickelung“. Eine Menschheit, der vor ihrer eigenen Gottähnlichkeit bange wird; der Katzenjammer der so frohlockend aufgenommenen „mechanischen Weltanschauung“, die Spätfrucht des in allen besseren Köpfen allerdings längst überwundenen, aber in den niederen Regionen geistigen Philisterthumes noch sein Dasein fristenden scheinwissenschaftlichen Materialismus.

Neben diesem innerlichsten Grundübel erscheint fast alles Andere, so schicksalschwer es immerhin ins Leben des Einzelnen eingreifen mag, doch, aufs Allgemeine hin angesehen, von minderer und mehr sekundärer ursächlicher Bedeutung. Dem einmal vorherrschenden Ideengange entsprechend, hat man immer und immer wieder den trüben und unsicheren wirthschaftlichen Verhältnissen, der Uebervölkerung, dem verschärften und mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln geführten Wettbewerb, — kurz, dem immer schwieriger und ungünstiger sich gestaltenden wirthschaftlichen Existenzkampfe des Einzelnen eine Hauptschuld an der Ausbreitung der Nervosität und selbst ihrer schwersten Formen, der eigentlichen Geistesstörungen, zuschreiben wollen. Und unzweifelhaft nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Niemand dürfte leugnen, daß dadurch einerseits eine stetig wachsende Unzufriedenheit und Verbitterung in immer weiteren Volksschichten erzeugt und genährt wird und daß andererseits einer für den Einzelnen, namentlich für schwächer geartete Individuen, oft verderblichen Ueberanspannung der Kräfte die Wege bereitet werden. Aber Zweierlei ist, der übertriebenen Bewerthung dieses Faktors gegenüber, doch zu betonen. Der unvermeidliche und nothwendige wirthschaftliche Kampf würde nicht so schlimme Züge annehmen, nicht zu so häßlichen Ausartungen führen, er würde nicht mit allen, auch den vergiftetsten Waffen und bis zur Kampfunfähigkeit, zum Ruin der Kämpfenden fortgeführt zu werden brauchen, — wenn nicht die traurig einseitige Ueberschätzung materiellen Gutes und Besitzes die große Mehrzahl in einer fast ihr ganzes Denken ausfüllenden Weise ausschließlich beherrschte und wenn sie daher nicht in wilder Jagd um jene Güter sich abmühte, die doch eigentlich zur wahren Befriedigung so wenig beitragen und bei denen hinterdrein oft der heiß erkämpfte Preis der Mühe so wenig werth ist. Aber freilich: jene genügsame Ruhe des Weisen, jene schöne antike Kardinaltugend der maßvollen Besonnenheit, σωφροσύνη, ist trotz allen humanistischen Studien unserem anders gearteten Geschlecht völlig unverständlich und fremd; und selbst die leichtherzige Sorglosigkeit früherer Zeiten den launischen Wechselfällen des Daseins gegenüber ist, wie es scheint, mit den gesteigerten Ansprüchen und Bedürfnissen gänzlich von uns gewichen.

Dann aber: wo finden wir denn die schlimmsten und schwersten Formen der Nervosität, wo die neurasthenischsten Männer, die hysterischsten Weiber, wo die ausgesprochensten Perversionen und Degenerationen häufiger als gerade auf den Höhen und bei den „Spitzen“ der Gesellschaft, unter jenen auserwählten „oberen Zehntausend“, deren Leben dem fern Stehenden wie ein einziger Feiertag zu verfließen scheint und die jedenfalls den „Daseinskampf“ nicht mit Hunger und Sorge, sondern höchstens mit Langeweile und Uebersättigung auszufechten haben? Wo erscheinen überhaupt die finsteren Züge der „Zeitkrankheit“ greller und in schärferer Ausprägung als bei den „leitenden“ und „führenden“ Klassen, den „Vertretern von Bildung und Besitz“, unter unseren Beamten und Offizieren, Schriftstellern und Künstlern, Agrariern, Börsenleuten und Industriellen? Nicht Noth und materielles Elend, überhaupt nicht die äußeren Verhältnisse als solche spielen bei den befallenen Individuen die Hauptrolle, sondern — Das zeigt sich meist unwidersprechlich — der auf allen Daseinsstufen, und auf den höchsten erst recht, anzutreffende innere Unfriede, die innere Unfreiheit und Rastlosigkeit und jene daraus hervorgehende Zerfahrenheit, die, unfähig, die ihr frommenden Ziele klar zu erkennen und mit fester Hand zu ergreifen, lebenslang in wüster Irre umhertaumelt, um schließlich vielleicht nach Erschöpfung von Allem, was das Leben zu bieten hatte, auf dem Boden der Alkoholflasche und der Morphiumspritze nur noch schmerzlose Betäubung oder durch einen Revolverschuß lange gesuchtes Vergessen zu finden.

Aehnliches wie auf dem eben besprochenen wirthschaftlichen Gebiete gilt auch für eine andere Gruppe großer und wichtiger Lebensbeziehungen, deren Mitschuld an der „Nervosität unserer Zeit“ der oberflächlichen Betrachtung leicht erweisbar zu sein scheint. Ich meine unser Erziehung- und Bildungwesen, Geist und Formen des Jugendunterrichtes, vor Allem unser öffentliches Schulwesen. Es ist in keiner Weise zu leugnen, daß auf diesem Gebiete schwere Mängel und Uebelstände vorliegen, auf deren Abstellung hinzuwirken, eine der dringendsten und zugleich lohnendsten Zeitaufgaben bildet; ich selbst bin, wie Einzelnen von Ihnen vielleicht erinnerlich sein wird, in dieser Richtung nicht ganz unthätig gewesen. Es wird neuerdings viel, und zwar mit vollem Recht, von einer sogenannten Schulnervosität — oder richtiger Schulkindernervosität — gesprochen; man hat ihre Häufigkeit statistisch zu ermitteln gesucht und ist dabei (übrigens mehr noch im Auslande als bei uns) zu theilweise ganz erschrecklichen Zahlen gekommen. Auch die Erfahrungen der Einzelnen, der Nervenärzte zumal, befinden sich damit durchaus im Einklange.*) Aber daraus nun ohne Weiteres zu schließen, daß

*) Näher ausgeführt habe ich dieses Thema in einem Aufsatze über Schulnervosität und Schulüberbürdung, Gartenlaube 1896, Nr. 12.

diese bei den die Schule besuchenden Kindern vorgefundene Nervosität auch in allen Fällen durch die Schule hervorgebracht und verschuldet sei, — Das wäre doch etwas gewagt und voreilig und fände sich bei genauerer Prüfung schwerlich in solchem Umfange bestätigt. Es handelt sich dabei theilweise wenigstens um eine Verschiebung von Ursache und Wirkung. Die Schule bringt mit ihren körperlich und geistig ermüdendenden, unter Umständen allerdings durch Ueberspannung der Anforderungen direkt übermüdenden und schädigenden Einwirkungen doch nur zu sichtbarem Ausdruck, was vorher latent schlummerte; was theils durch das „Milieu" der ersten kindlichen Lebensjahre, durch die häusliche Erziehung und Umgebung verdorben, theils schon in der ersten ursprünglichen Anlage mangelhaft und verfehlt war. An der Schule und in der Schule gehen nicht wenige Kinderexistenzen zu Grunde, Das ist eine traurige Wahrheit; aber nicht, weil die Schule sie zu Grunde richtet, sondern weil sie — wie sie nun einmal sind, der Anlage und ersten Erziehung nach sind und sein müssen — von vorn herein nicht die nöthige Widerstandskraft mitbringen, um sich den für ein normales Mittelmaß berechneten, für ihr Kraftmaß aber zu hohen Schulforderungen gegenüber in ihrer Eigenart zu behaupten. Gerade so, wie solche Naturen auch den Anforderungen des Militärdienstes erliegen würden und in einzelnen Fällen wirklich erliegen: nicht weil der Dienst zu streng und zu hart, sondern weil ihre Natur zu weich geformt und zu schwach ist.

So kommen wir denn bei diesen Erwägungen immer und immer wieder darauf hinaus, nicht in diesen und jenen äußeren Einzelursachen, sondern überwiegend in der angeborenen, zumeist ererbten und durch Vererbung gesteigerten Schwäche und Mangelhaftigkeit der ursprünglichen Anlage den eigentlich entscheidenden, für die gesammte nachfolgende Entwickelung maßgebenden Faktor zu erblicken. Von diesem Gesichtspunkte wenden wir uns denn nochmals den schon früher flüchtig gestreiften Fragen der erblichen Belastung und der sogenannten Entartung (Degeneration) zu.

Der Einfluß der Vererbung macht sich ja auf körperlichem und seelischem Gebiete, im Guten und Schlimmen, allenthalben fühlbar; er ist der nachdenklichen Betrachtung wohl niemals entgangen und wir sind nicht erst seit Darwins genauerer Formulirung und Begründung daran gewöhnt, ihn gewissermaßen als die selbstverständliche Regel, Abweichungen von ihm als die der Erklärung bedürftige Ausnahme zu betrachten. Immerhin sind solche (wirklichen oder scheinbaren) Ausnahmen verbreitet genug in der ganzen Welt der Lebewesen, auf allen Stufen des Pflanzen- und Thierlebens bis zum Menschen hinauf. Ja, wir können sagen, daß sie bis zu einem gewissen Grade eben so naturgewollt und naturnothwendig sind wie die Vererbung selbst, da ohne sie ja von einem differenzirenden Prozesse der Varietäten-

und Artbildung, von einem Aufsteigen in der Reihe der Organismen und von Entwickelung höherer Typen überhaupt nicht die Rede sein würde. Das bekannte, vielbenutzte Schlagwort der „Anpassung“ an die äußeren Lebensbedingungen sucht im Sinne der herrschenden Theorie für einen großen Theil dieser Vorgänge eine Erklärung — oder wenigstens Deutung — zu liefern. Was wir dagegen „Entartung“ nennen, hat mit diesen auf „Anpassung“ beruhenden Phänomenen der natürlichen Varietäten- und Artbildung nichts zu schaffen, wäre vielmehr mit größerem Recht als die Kehrseite dieses differenzirenden, artbildenden Prozesses zu bezeichnen. Denn für diesen ist ja eben das Entscheidende, daß vermöge der „natürlichen Auswahl“ besser angepaßte und daher zur Erhaltung und Fortpflanzung fähigere Organismen zurückbleiben; bei der „Entartung“ dagegen besteht der Endeffekt gerade in dem Ergebniß schlechter angepaßter, den äußeren Einflüssen gegenüber widerstandloserer, leichter erliegender Organismen. Auch Das läßt sich durch die ganze Pflanzen- und Thierreihe verfolgen und muß wohl im Wesentlichen auf eine zeitweise ungünstigere Gestaltung der Außenverhältnisse zurückgeführt werden, die dem Individuum seine Selbstbehauptung erschwert, seine Lebensenergie schwächt und ihm ganz veränderte, von uns als krankhaft bezeichnete Reaktionweisen der Außenwelt gegenüber aufnöthigt. Denn „Krankheit“ ist nur Leben unter veränderten Bedingungen, eine unter fremdartigen, oft schädigenden Außenverhältnissen sich abspielende anomale Reaktion des Organismus; und „Nervenkrankheit“ also in diesem Sinne die anormale Reaktionform des durch die Außenverhältnisse geschwächten und geschädigten Nervensystemes. Zur „Entartung“ aber wird diese dann, wenn sie sich nicht nur an den einzelnen Individuen, sondern an der zeitlichen Aufeinanderfolge der Individuen und Generationen fortschreitend bekundet. Die Spuren solcher „Entartung“ glaubt man in einer großen Reihe angeborener oder früh hervortretender, körperlicher und geistiger Merkmale (Stigmen, Degenerationzeichen) nachweisen zu können. Wir sprechen in solchen Fällen von einer — je nach dem Grade der Degeneration mehr oder minder schweren — erblichen Belastung, die sich eben in der wesentlich erhöhten Disposition zu Nervenerkrankungen, wie auch in der eigenartigen Färbung und Verlaufsweise dieser Erkrankungen, auffällig kundgiebt. Freilich stoßen wir dabei auf eine kaum zu umgehende theoretische Schwierigkeit. Die Thatsachen nöthigen uns zu dem Schlusse, daß wenigstens zum großen Theile von den Vorfahren bei Lebzeiten erworbene Schwächungen und Schädigungen, ihre Narben im Kampfe mit der Außenwelt sozusagen es sind, die, auf die Nachkommen übergehend, diese im angegebenen Sinne „erblich belasten“. Aber dieser Schluß steht im Widerspruch mit einer sachlich wohl begründeten, von gewichtiger Seite aufgestellten und vertheidigten wissenschaftlichen Hypothese. Diese Hypothese, um die noch jetzt viel und lebhaft

gestritten wird, knüpft sich an den Namen eines hervorragenden Zoologen, Weismanns in Freiburg. Es ist die „Weismannsche Theorie“ von der Kontinuität der Keimsubstanz (des Keimplasmas). Dieser Anschauung zufolge sind in der Keimsubstanz der befruchteten Keimzelle die das künftige Wesen bestimmenden Elemente schon fertig vorgebildet und gehen bei jeder Theilung der „Mutterzelle“ in die gleichartigen „Tochterzellen“ auf diese unverändert über. Es findet also eine kontinuirliche Uebertragung der Keimsubstanz durch die auf einander folgenden Generationen hindurch statt. Ein wesentlich abändernder Einfluß der Erzeuger im Sinne der bei Lebzeiten erworbenen Modifikationen erscheint dieser Lehre zufolge, streng genommen, ausgeschlossen; höchstens dürfte man nach Weismann annehmen, daß die einwirkenden äußeren Potenzen mit dem Träger der Keimsubstanz auch zugleich diese selbst direkt verändern und umgestalten, — eine Annahme, die jedoch ebenfalls nicht geringen Schwierigkeiten begegnet. Wir wollen uns nicht anmaßen, in diesen theoretischen Streit irgendwie einzugreifen; aber wir müssen vom praktisch-empirischen Standpunkt aus ganz entschieden betonen, daß wenigstens für die menschliche Krankheitlehre, und zumal auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten, die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften schlechterdings nicht entbehrt werden kann; daß sie hier durch die tägliche Erfahrung bestätigt und gerechtfertigt und geradezu zur Richtschnur unserer ärztlichen Beurtheilung und Behandlung in vielen Fällen gemacht wird. Zahlreiche schwere Familienerkrankungen, zahlreiche Beispiele von Vererbung sowohl der sogenannten „funktionellen“ wie auch der im engeren Sinne „organischen“ Nervenleiden sind nur unter dieser Voraussetzung verständlich. Ich will, um mich nicht in medizinische Einzelheiten zu verlieren, nur an zwei Hauptkategorien schwerer und die Nachkommen im höchsten Maße belastender Nervenerkrankungen, an die syphilitischen und die alkoholischen Erkrankungen des Nervensystems, erinnern. Die Nachkommen erben freilich bei vorhandener erblicher Belastung in der Regel wenigstens nicht unmittelbar die gleichartige Erkrankung; doch sie erben, was gerade für unseren Gegenstand besonders wichtig ist, das geschwächte, minder anpassung- und widerstandsfähige Nervensystem, — und damit, wie wir gesehen haben, die erhöhte Disposition zu den verschiedensten Formen schwerer funktioneller und organischer Erkrankung, zu Epilepsie und einer Reihe anderer Krampfzustände, zu Hysterie, schweren Irrseinsformen und zu mannichfaltigen schweren Gehirn- und Rückenmarksleiden. Nicht selten macht sich dabei eine Zunahme der Krankheitschwere in der Generationenfolge bemerkbar, in anderen Fällen aber auch wieder eine Abschwächung, wie man denn überhaupt den Einfluß der belastenden Momente keineswegs als in starrer Weise unbedingt und ausnahmelos wirksam ansehen muß. Im Einzelnen macht sich vielmehr der bald ausgleichende und mildernde, bald steigernde

und verstärkende Einfluß der beiderseitigen Erzeuger in entsprechender Weise geltend, so daß notorisch die schwersten Belastungformen entstehen, wenn die Vererbung von Seiten beider Erzeuger — oder deren Familien — in gleicher („konvergenter") Richtung eingewirkt hat. Andererseits machen sich auch die Erscheinungen der Vererbung in der Seitenlinie (kollaterale Vererbung) und des Rückfalles in die Eigenthümlichkeiten entfernter Vorfahren (Atavismus) auf diesem Gebiete mannichfach bemerkbar, wenn auch die Bedeutung dieser Vorkommnisse, namentlich des Atavismus (wie u. A. die bekannten Lehren der Lombroso-Schule über den atavistischen Ursprung des Verbrecherthumes bekunden), hier und da maßlos verallgemeinert und überschätzt wurde.

So wirken denn auf diesem Gebiete vielfach angeborene, ererbte wie erworbene Eigenthümlichkeiten, familiäre und (der ungleichen Disposition der verschiedenen Völker und Rassen entsprechend) ethnologische Besonderheiten, Schädigungen der ursprünglichen Anlage, der Erziehung und Umgebung, der Berufsthätigkeit und gesammten Lebensführung, allerlei Einflüsse des privaten und öffentlichen, sozialen, wirthschaftlichen Lebens in mannichfaltiger Durchflechtung und Durchkreuzung zu gemeinschaftlichem Ergebniß zusammen. Selbst die staatliche Gesetzgebung und Verwaltungpraxis übt — was von vorn herein schwer glaubhaft erscheinen mag — auf diese Dinge einen nicht unerheblichen Einfluß. Ich will beispielshalber nur an die eben so unerwünschte wie überraschende Nebenwirkung erinnern, die unsere im Prinzip vortreffliche soziale Gesetzgebung durch die verallgemeinerte strenge Durchführung der Entschädigungpflicht nach Betriebsunfällen und das Verfahren bei Festsetzung der Unfallsrenten auf Zustandekommen und Häufung der sogenannten „Unfallsnervenkrankheiten" in dem letzten Dezennium geübt hat. Dem kritisch geschulten ärztlichen Blicke erscheinen diese stets überaus hartnäckigen, meist unheilbaren Nervenleiden zum weitaus überwiegenden Theile nicht als unmittelbare und unvermeidliche Unfallsfolgen, sondern als Folgen der Unfallgesetzgebung und der durch ihre Handhabung geweckten Begehrlichkeiten, des mit der Zeit als einzige Lebensaufgabe betrachteten, oft unter den herbsten Opfern und Enttäuschungen durch alle Instanzen durchgefochtenen Unfallsrentenkampfes und der damit zusammenhängenden Aufregungen und Emotionen, — mit einem Worte: als eine schwere Form erworbener Nervosität, deren Häufigkeit nach sicheren statistischen Ergebnissen von Jahr zu Jahr in höchst bedenklichem Umfange zunimmt.*)

*) Wie Gumprecht („Ueber Geschichte und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherungsgesetze") statistisch nachgewiesen hat, ist die Häufigkeit der Erwerbsunfähigkeit nach leichten Verletzungen stetig im Wachsen; während anfangs alle entschädigten Unfälle nur das Vierfache der tötlich ablaufenden betrugen, belaufen sie sich jetzt auf das Zehnfache. „Während sonst Knochenbrüche heilten, Wunden

Wie stellen sich nun, wenn das Alles so ungefähr zutreffend ist, die Aussichten auf ihre Ueberwindung, ihre (natürliche oder künstliche) Heilung? Ist eine „Heilung" überhaupt zu erwarten? Und, wenn eine solche möglich ist, giebt es Mittel und Wege, um sie herbeizuführen oder wenigstens zu beschleunigen? Beneidenswerth in seiner naiven Einfalt dürften wir Den nennen, der die Hoffnung hegte, mit Rezepten, sei es aus der rechtgläubigen „allopathischen" oder aus der homöopathischen Apotheke, oder auch aus der großen Naturheilküche, mit Brom und Arsen, Kneipp- und Mastkuren, Sonnenbädern und Heilmagnetismus, oder mit Ruder- und Radfahrersport gegen die Krankheit der Zeit, die zugleich die Krankheit des Einzelnen ist, siegreich zu Felde zu ziehen. Ein solcher Kampf müßte mit ganz anderen Waffen geführt, ganz andere Kräfte müßten dazu aufgeboten werden: Kräfte des Gemüthes und des Wollens, Kräfte opferfähiger und opferfreudiger Begeisterung für große, weitgesteckte Ziele, für einen neuen Glauben, neue Ideale! Einstweilen leiden wir also, was nach dem Lauf unserer Kulturentwickelung über uns verhängt ist und was als ein nothwendiges Glied in der Kette dieser Entwickelung zugleich unser geschichtliches Recht und unser geschichtliches Verdienst bildet. Wir dürfen uns diesem Leiden nicht entziehen wollen, — und wir könnten es nicht, wenn wir es auch wollten. Es muß damit weiter gelebt werden; die in dieser Entwickelung dienstbaren Kräfte müssen weiter ihren zugleich segenspendenden und verheerenden Gang nehmen. Aber innerhalb der so vorgezeichneten Bahn bleibt doch noch reichlicher Spielraum für alle auf Abkürzung, Milderung, Erleichterung abzielenden Bestrebungen; es bleiben Aufgaben genug für die Thätigkeit des Staates, der kommunalen und genossenschaftlichen Verbände, der Gesellschaft und aller Einzelnen, die ihre freie persönliche Kraft dieser gemeinsamen Sache zu widmen entschlossen sind. Der staatlichen Initiative vor Allem winken hier auf den Gebieten der wirthschaftlichen und sozialen, der hygienischen wie der Unterrichtsgesetzgebung noch weite und umfassende Ziele. Es treten hier Aufgaben heran, von deren mehr oder minder erfolgreicher Lösung wahrscheinlich das Wohl und Wehe der nächsten Generationen wesentlich abhängen wird und für die nur die Kräfte eines mit durchdringendstem Blick und mit allerenergischstem Wollen ausgerüsteten genialen Staatsmannes eben zureichend sein würden. Ein solcher Staatsmann dürfte freilich — und er würde auch —

---

vernarbten, Stöße gegen den Rumpf spurlos vorübergingen, bleiben jetzt Schmerzen, Gelenksteifheit, Athembeschwerden zurück und lassen die Erwerbsunfähigkeit von Generation zu Generation anwachsen. Diese traumatischen Nachkrankheiten, die nervösen Störungen nach Unfällen, oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, die traumatischen Neurosen haben sich zum großen Theil unter der Herrschaft des Gesetzes oder gar durch dieses entwickelt".

in klarer Erkenntniß des Zweckes und der zu seiner Erreichung aufzubietenden Mittel vor einem gewissen Radikalismus, vor tief einschneidenden, mit dem Fluche der Unpopularität behafteten Maßregeln nicht ängstlich zurückschrecken. Er würde sich auf den Kampf mit tausenderlei Interessen und Vorurtheilen und auf Ausbrüche der Entrüstung von den verschiedensten Seiten gefaßt machen müssen. Nur ein Beispiel dafür. Soll im Kampfe gegen das Anwachsen der Nervosität und der in ihrem Gefolge nachrückenden schweren Nerven- und Geisteskrankheiten keine bloße Scheinthätigkeit entfaltet, sondern wirklich Etwas geleistet werden, so wären gesetzlich auferlegte Ehebeschränkungen, ja zum Theil förmliche Eheverbote gegenüber den Epileptikern, Alkoholisten, den venerisch durchseuchten und mit gewissen schweren Gehirn- und Rückenmarksleiden behafteten Individuen durchaus unentbehrlich. Um aber solche Verbote wirksam zu machen, müßten Strafandrohungen damit verknüpft und es müßte sogar auf gesetzlichem Wege den Aerzten die Anzeigepflicht für die in Rede stehenden Krankheiten formell auferlegt werden, während sie bei den jetzigen Zuständen gerade im Gegentheil zur professionellen Geheimhaltung verpflichtet und dadurch nur zu oft gezwungen sind, das Verderben und den Ruin ganzer Familien unthätig mit anzusehen oder widerwillig sogar mit zu befördern. Wenn man dagegen einwendete, daß eine derartige Anzeigepflicht der Aerzte das Publikum nur noch mehr von den gewissenhaften Aerzten hinweg in das Lager der Schwindler und Kurpfuscher treiben würde, so hätte ich zu erwidern, daß mir die gegenwärtige staatliche Duldung und indirekte Begünstigung des Kurpfuscherthums in allen seinen abenteuerlichen und theilweise verbrecherischen Gestalten überhaupt als eines der unbegreiflichsten und schwersten sittlichen Gebrechen der Gegenwart erscheint, dessen Abstellung auf gesetzgeberischem Wege dringend geboten wäre. Die in solchen Beschränkungen und Verboten für den Einzelnen unzweifelhaft liegende Härte würde sich zum Segen für unendlich Viele, zur Wohlthat für die nachkommenden Generationen, zum wichtigsten Schutz- und Förderungmittel der Volkskraft und der damit identischen Kraft des Staatsganzen gestalten. Aber auch die Bestrebungen der engeren Vereinigungen und Verbände, der Gesellschaft und der Einzelnen, müssen sich in gleicher Richtung bewegen. Ueberall muß eine Gesinnung gepflegt und mit allen Mitteln groß gezogen werden, die dem Einzelnen Opfer im Interesse des Ganzen zur selbstverständlichen Pflicht macht, die dem von einer gefährlichen Modephilosophie noch verhätschelten Individualismus hemmend entgegentritt und der Bethätigung des Einzelegoismus unüberschreitbare Grenzen anweist, sobald seine herrische Geltendmachung mit den schutzberechtigten Interessen Anderer und mit den höheren Interessen der Gemeinschaft in Kollision kommt. Anfänge werden ja gemacht, aber noch ist viel Versäumtes hier nachzuholen. Gerade die

stumpfe, laxe, halb auf Unwissenheit, halb auf dem Gefühl eigener Mitverschuldung beruhende schwächliche Toleranz der Gesellschaft hat ja manches Uebel erst zu der jetzt erschreckenden Stärke heranwachsen lassen. Die Gesellschaft muß das in der rücksichtlosen Befriedigung seiner Triebe und der egoistischen Ausnützung seiner Kräfte gemeinschädliche antisoziale Individuum mit moralischer und, wenn nöthig, mit physischer Gewalt isoliren und ihm seine altruistischen Pflichten wieder deutlich bewußt machen. Eine viel eifrigere Förderung und Mitarbeit, als sie ihnen bei uns wenigstens bisher im Allgemeinen zu Theil wird, verdienen aus gleichem Grunde auch speziell die gegen Trunksucht und gegen Unsittlichkeit ankämpfenden Vereinsbestrebungen; denn — Das ist, so unbequem es sein mag, nun einmal nicht zu leugnen — in Dem, wogegen diese Vereine mobil machen, sind die tiefsten, verbreitetsten und bisher unausrottbarsten Wurzeln der zu Entartung und familiären Ruin führenden schwersten Nerven- und Geisteskrankheiten zum großen Theile zu suchen.

Nicht minder verdienen natürlich alle Bestrebungen, die auf eine verbesserte, rationellere und harmonischere Jugenderziehung, auf gesundheitgemäßere Lebensweise, auf zweckentsprechendere Wohnung- und Ernährungverhältnisse, auf gesteigerte Arbeittüchtigkeit und Arbeitgelegenheit, überhaupt auf soziale Wohlfahrteinrichtungen jeder Art abzielen, die nachdrücklichste Förderung und Unterstützung. Ganz besonders gilt Das auch, meiner Ansicht nach, von den zahlreichen auf Erweiterung der Frauenrechte, der Unabhängigkeit und Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes ausgehenden Bestrebungen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß zu der wachsenden Nervosität unserer Mädchen und Frauen, neben der vielfach verkehrten Erziehung der weiblichen Jugend, auch die durch Gewohnheit und Recht auferlegte Einengung und gewaltsame Zurückdrängung der weiblichen Kräfte auf fast allen Gebieten des sozialen und wirthschaftlichen Lebens wesentlich beiträgt. Wie langsam die doch unvermeidliche Reform sich in dieser Richtung vollzieht und wie mühsam jeder kleinste Fortschritt der Trägheit, der Ungerechtigkeit und dem zähen Vorurtheil abgerungen werden muß, Das haben noch erst vor Kurzem die zum Abschluß des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches führende Reichstagsverhandlungen allzu deutlich erwiesen.

Schon diese flüchtigen Andeutungen bestätigen es: das Programm Dessen, was geleistet werden könnte, ist, innerhalb der von höheren Gewalten gezogenen Schranken, immer noch ansehnlich und auch vielseitig genug, um Jedem, der mitarbeiten will, seine Mitarbeit an ihm zusagender Stelle dabei zu gestatten. Aber freilich: man muß wollen; und um zu wollen, muß man Etwas hoffen! Für Die also, die, in grundsätzlicher Meinungverschiedenheit von mir, in der „Nervosität unserer Zeit“ nicht eine Entwickelung- und Uebergangskrankheit, sondern eine Alters- und Verfallskrankheit, das

Greisenstadium eines schon dem Untergange entgegenwelkenden Kulturlebens erblicken, — für diese in unseren Tagen leider recht zahlreichen Dunkelseher würde freilich „der Liebe Müh" anscheinend umsonst sein. Von ihrem Standpunkte aus bliebe konsequenter Weise kaum Etwas übrig, als der nach dem bekannten Befehle Nietzsches wo möglich noch zu beschleunigende Sturz des Dahinsinkenden und allenfalls eine in dem kräftigenden Stahlbad darüberhinfluthender Barbarei zu gewärtigende Wiederverjüngung. Geschichtkundige Stimmen beschwören zum Vergleiche den Untergang der zum Verfall reifen antiken Kultur, der von außen durch die ungebändigte germanische Urkraft, von innen durch die zersetzenden und auflösenden Gewalten des neuen Christenthumes ein Ende bereitet wurde; und sie wissen uns auch die Parallelen dafür, die uns bedrohenden äußeren und inneren Feinde, in gefährlicher Kriegsbereitschaft beredsam zu schildern. Aber sollte, um von den „inneren" Feinden zu schweigen, wirklich etwa eine neue Sturzwelle slavischer oder mongolischer Völkerhochfluth über uns hereinbrechen? Oder sollte auch nur amerikanisches Yankeethum unserer siechen europäischen Kulturpflanze zu ihrer Erhaltung aufgepfropft werden müssen, wie man den verwüsteten Weinbergen des alten Europa mit der derberen amerikanischen Rebe aufzuhelfen gesucht hat? Hüten wir uns vor dem trügerischen und unnützen Spiel solcher Weltendämmerungprophezeihung! Wir sollen und dürfen hoffen, daß solche Schrecknisse nicht im vorbestimmten Gange unserer Geschichte liegen und daß wir einstweilen noch zu gut und wohl auch noch zu stark sind, um, von Erobererheuschreckenschwärmen niedergestampft, als Kulturdünger künftiger Generationen der Menschheit zu dienen. Alles, was wir um uns herum wahrnehmen, giebt doch unwiderlegbare Beweise eines glänzenden und noch zu den höchsten Leistungen befähigten nationalen Könnens, dem nur wieder die rechte Wege der Sammlung und Selbstbesinnung gewiesen, dessen Kräfte nur zu würdigen Zielen einmüthig zusammengefaßt sein wollen. Gedenken wir an das prächtige Jugendwort unseres unvergeßlichen Treitschke:

„Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ."

Arbeiten wir darum in einer Zeit noch ungebrochenen äußeren Bestandes thatkräftig an dieser inneren Erneuung und Erstarkung, wie sie sonst nur Zeiten großen nationalen Unglückes, die zur Wiedergeburt führen, beschieden zu sein pflegt. Dann wird unser Volk, das schon durch gewaltigere Hindernisse seinen geschichtlichen Weg gesucht und gefunden hat, in seiner alten Siegfriedssonnennatur auch dieses auflastende trübe Nebelgewölk einer krankhaften Zeitströmung spielend leicht überwinden.

Professor Dr. Albert Eulenburg.



Die Börse ohne Publikum.

Der gepriesene Aufschwung von neulich hat dem hier sofort geäußerten Pessimismus völlig entsprochen. Die Besucher der berliner Börse jammern, da die Geschäftslosigkeit gar nicht enden will; und in der süddeutschen Effektenhauptstadt dauert die Resignation schon so lange, daß von dort die Klagen kaum noch besonders laut werden. Fünfzehntausend Mark Diskontokommandit zwischen Frankfurt und Berlin zu handeln, würde die Arbitrage an gar manchen Tagen für gefährlicher ansehen als vielleicht einst Blondin seinen Seiltanz über den Niagara, — so eng ist der Markt geworden. Auch deutsche Staatspapiere wären ohne einen — übrigens ganz ungünstigen — Umstand weniger fest, nämlich ohne die Neigung, zahlreiche amerikanische Eisenbahnprioritäten zu verkaufen. Später wird sich die beachtenswerthe Thatsache herausstellen, daß in der Angst vor der Silberzahlung nur die erstklassigen Mortgagebonds rascher gefallen sind, während die mehr spekulativen Bonds eigentlich noch nicht zu leiden brauchten. Ist es doch so weit gekommen, daß sechsprozentige Trustbonds einer großen Bahn, deren Rückzahlung der Besitzer schon im Januar zu pari verlangen kann, zu achtzig Prozent zu haben sind. Viele schwören, sie würden nie mehr an Eisenbahnshares rühren; wie es aber mit solchen Vorsätzen geht: die selben Leute empfehlen gleichzeitig einzelne Shares noch immer als sehr gut. Im Ganzen zeigt sich dabei unser Publikum weit ängstlicher als unsere Bankwelt; das Publikum kann ja auch unmöglich die beruhigenden Briefe lesen, die der Bankier aus Kalifornien und Oregon erhält Danach hätte Mac Kinley noch immer starke Siegeschancen. Doch sind die Erfahrungen mit überraschenden Volksabstimmungen recht alt und so werden vorsichtige Geschäftsleute eben so wenig auf eine Wahl des Goldpräsidenten bauen wie etwa auf eine — neuerdings viel beschwatzte — Ablehnung des schweizerischen Eisenbahngesetzes durch die Bürger der Eidgenossenschaft. Für schweizer Bahnen zeigten sich dennoch unversehens einheimische Käufer und gleichzeitig trafen von dort intime Bankiersbriefe ein, in denen die Ablehnung jenes Gesetzes mit einer Mehrheit von 20 000 Stimmen ganz wahltechnisch berechnet wurde, — bei 400 000 Wählern eine freilich keineswegs unanfechtbare Prophezeiung!

Noch mehr als Konsols wird jetzt österreichische Kronenrente verlangt, da man mit ihr über vier Prozent Zinsen macht. Sonst hat der Couponstermin selbst im ganzen Monat Juli die gewohnte Anlageneigung unserer Kapitalisten vermissen lassen. Sogar Industriepapiere bewegen sich ruhiger, wenn auch Hagener Akkumulatoren stark steigen und Schuckert-Aktien ein höheres Niveau einnehmen konnten, weil Allgemeine Elektrizität zurückging und dabei unter den Kurs der Werthe ihrer größten Konkurrentin gerieth. Man suchte die Ursache bei berliner Spekulanten, die ihre A. E. G. verkauft und sich dafür Hagener Akkumulatoren eingethan hätten. Wer kann aber solche Gerüchte kontroliren? Chemische Aktien haben von der Depression, die ihnen wegen Vertheuerung der Rohstoffe vorausgesagt wurde, einstweilen noch wenig erfahren. Besonders handelt es sich dabei um wichtige Bedarfsmittel für die Farben- und Heilmittelfabrikation. Interessant ist nun, daß gerade Griesheimer steigen, deren rauchloses Pulver doch ebenfalls ohne Benzol nicht auskommen kann. Aber wenn man am Rohstoff zwei Prozent verliert, so ist es Geschäftsgepflogenheit, am Fabrikat, hier Pikrinsäure, zwanzig Prozent auf-

zuschlagen. Bei Farbe dürfte Das aber schwieriger sein. Montanpapiere würden angesichts der heutigen Marktberichte lebhafter gehen, wenn die arge Verstimmung durch das Börsengesetz nicht wäre. Die Depoteinschränkungen zwingen die Provinzbankiers, entweder jetzt zum Rentnerthum überzugehen oder, falls sie noch nicht Geld genug haben, Anlehnung an eine Bank zu suchen. Im Uebrigen kann man, sobald nur die gehörige „Ordnungliebe“ veranlaßt, sich einen richtigen Bestätigungschein ausstellen zu lassen, unter dem neuen Gesetz getrost Dinge verüben, die sonst ziemlich rasch zur Bestrafung zu führen pflegten.

Sechsprozentige Mexikaner haben eine jähe Kurserschütterung durchgemacht und man hat dabei die etwa exekutirten Firmen von Berlin bis Würzburg und Frankfurt gesucht. Wenn es aber auch nicht gedruckt wurde, so steht doch fest, daß ein großer pariser Spekulant die Exekution in London über sich ergehen lassen mußte. Die englischen Remisiers wollten die Sache verdecken und sorgten deshalb dafür, daß die nothwendig gewordenen Verkäufe an den deutschen Börsen in Auftrag gegeben wurden. Die schwankenden Reichthümer jenes Spekulanten, seine Hartnäckigkeit, immer wieder Millionen aufs Spiel zu setzen, die List, mit der andere pariser Börsengentlemen seine Position ausbeuten: Das gäbe, mit den unstillbaren Passionen eines Luxuslebens, einem Zola den Stoff zu einem neuen Börsenroman. Noch immer kaufen übrigens die Franzosen die Eiserne Thor-Anleihe, und zwar in solchen Posten, daß die Bankiers Mühe haben, so große „Packete“ aus Oesterreich oder Deutschland zu beziehen. Bei einer nicht kotirten Anleihe will Das schon beachtet sein. Auch die Prag-Duxer Prioritäten sind schließlich um die offizielle Notiz in Paris gekommen. Anfangs glaubte man, das dortige Preßsyndikat sei zu theuer gewesen, aber nachträglich stellte sich doch heraus, daß es wirklich die Cote war, die man nicht erschwingen wollte. Wie ich höre, wünschten die pariser Herren eine kleine Aenderung im Texte, worin die Regirung jene Prioritäten der ja doch verstaatlichten Bahn als Staatsobligationen anerkennen sollte. Bei Fonds kann aber der Stempel, der in Paris sonst zwei Prozent beträgt, auf $^1/_2$ Prozent ermäßigt werden. Wäre man in Wien auf den Antrag eingegangen — was aber unterblieb —, so hätte der französische Markt eine dreiprozentige Obligation zu 95 bekommen und damit wäre wohl der Weg für oesterreichische und ungarische Werthe überhaupt geebnet gewesen.

Der Krach in Türkenwerthen hat an der Seine zu den verschiedensten Erzählungen geführt. Bekanntlich hatte ein Konsortium, bestehend aus dem Crédit Lyonnais und der Breslauer Diskontobank (deren Direktor früher beim Crédit Lyonnais war, daher die Kombination) dreißig Millionen Agrarobligationen vom bulgarischen Staate übernommen, — fünfprozentige zum Kurse von 85. Nach dem Abschluß dieses Vertrages hat ein anderes Konsortium, bestehend aus der Länderbank, der Société Générale, der Banque de Paris und der Banque Internationale (früher Franco-Égyptienne) 86 $^1/_3$ Prozent geboten, worauf man in Sofia so gemüthlich einging, als ob man vorher gar nichts unterschrieben hätte. Dafür, heißt es, soll sich nun der Crédit Lyonnais rächen und, entgegen den Länderbankinteressen, alle Turbanwerthe an den Markt werfen. Was hieran wahr ist? Als sicher weiß ich nur, daß die bulgarische Sache sich wirklich ereignet hat; der Türkensturz aber kann auch greifbarere Ursachen haben. Die Türkencoulisse in Paris ist nämlich etwa in einem Zustande wie die franzö-

sische Armee nach dem Brande von Moskau: völlige Auflösung. Bei Verkäufen fehlen die Intervenienten von früher gänzlich. Sonst wurden dort 1000 Banque Ottomane schlankweg gehandelt, jetzt bekommt man bei 200 Stück schon zwei bis drei Schlußzettel. Kreta, das alles Dies mit verschuldet hat, wird von-mancher Seite als gar nicht in so hellem Aufstande lodernd hingestellt. Es cirkuliren Privatbriefe vornehmer Reisenden, die ganz kürzlich auch in dem so viel erwähnten Kanea waren und da ziemliche Ruhe gefunden haben wollen. Was Mazedonien betrifft, so transpirirt sogar durch unser Auswärtiges Amt, daß die Zustände jener Provinz unvergleichlich weniger bedrohlich seien, als die Zeitungberichte morgens, mittags und abends ausmalten. Die Geldverlegenheiten der Pforte werden mir von unterrichteter, aber auch unparteiischer Seite als noch nicht sehr groß geschildert. Der Westen hat ja von den Hilfsmitteln minder straff verwalteter Länder stets eine übertrieben schlechte Meinung. Bisher sind z. B. die Diplomatengehälter, die durch die Kassen der Banque Ottomane gehen, regelmäßig bezahlt worden. Thatsache ist auch, daß die Pforte ein Anleiheanerbieten von neuer Seite nahezu schnöde abgewiesen hat; sie will bei ihrem alten Syndikat bleiben, braucht aber, wie es scheint, jetzt überhaupt noch nicht sehr große Summen. Ich bitte, darauf zu achten, daß Herr Berger neulich, einem hohen Winke folgend, nach Petersburg gereist ist. Herr Berger ist der französische Delegirte der türkischen Dette Publique und nicht etwa der Berger aus der Administration der Banque Ottomane, wie in der Presse beharrlich behauptet wird. Rußland will in den Verband der Dette Publique eintreten — Das wurde hier bereits im März dargelegt — und die Türkei ist damit einverstanden. Wird die Sache perfekt, so wäre allerdings, wie man mir sagt, der Ausgangspunkt für eine neue Anleihe vorhanden. Die großen Geldgeber sind politisch nur ein Bischen unruhig, weil die Gerüchte sich mehren, daß Nelidow nicht auf seinen Posten in Konstantinopel zurückkehren werde. Dahinter will man einen Schachzug der Kaiserin-Mutter sehen, die den Zaren zu Gunsten Griechenlands beeinflusse. Natürlich wäre der Hochfinanz jeder andere Sultan lieber als Abd-ul-Hamid, der heute ohne einen eigentlichen Großvezier regirt; unter diesen Umständen müssen die Bankleiter manchmal mit Barbieren konferiren, die zwar den Sultan einseifen, aber trotzdem von feinen Verhandlungen Etwas verstehen wollen.

In dem Augenblick, wo Rußland sich wieder eines fremden Kredites annimmt, darf man sich wohl auch um den russischen Kredit selbst kümmern. Da die Rothschilds ihre Hand auf der letzten Anleihe halten, ist die Frage nach der Betheiligung des französischen Marktes nicht so wichtig. Das Welthaus hat stets einzelne Riesenkunden, wie z. B. die Orleans, zur Stelle, denen nach Belieben ungeheuere Summen in Staatspapieren hingelegt werden können. Von der Valutaregulirung ist es in Petersburg jetzt wieder stiller geworden; im Herbst wird Wittes Projekt im Reichsrathe weiter berathen werden; aber im Herbst pflegt sich in Rußland auch regelmäßig ein Mangel an Umlaufsmitteln zu zeigen. Die nächste Frage wird wohl die Staatsbank betreffen: ob deren Umwandlung in eine moderne Notenbank vor oder nach Einführung der Goldwährung „erwogen" werden soll.

Pluto.



Selbstanzeigen.

Re-Inkarnation. Vom Dr. med. Jerome A. Anderson. In autorisirter deutscher Bearbeitung von Ludwig Deinhard. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Der Uebersetzer dieses Buches möcht es allen Denen, die in unserem Zeitalter der Elektrizität und des rauchlosen Pulvers Zeit, Ruhe und Stimmung zur seelischen Tiefenforschung finden können und beim Hinabsteigen in diesen unergründlichen Schacht sich eines sowohl naturwissenschaftlich wie auch philosophisch gründlich gebildeten Führers bedienen wollen, zum Studium empfehlen.

München. Ludwig Deinhard.



Zur Geschichte und rechtlichen Natur der Rentengüter. Vom Dr. jur. Fritz Stier-Somlo. Berlin 1896. Puttkammer & Mühlbrecht.

In den Städten hat man gewöhnlich kein großes Verständniß für den stillen Werdegang des Rechtes, das die eigenartigen ländlichen Eigenthums- und Dienstverhältnisse zum Gegenstande hat. Allenfalls sind es noch Nationalökonomen, wie die Professoren Sering, Meitzen und Miaskowski, die auch hierher ihre forschenden Blicke richten. Das praktische und theoretische Studium der agrarischen Bewegung zeigt aber dem Juristen, wie stiefmütterlich die Rechtswissenschaft der letzten fünfzig Jahre ein weites Gebiet, das des Agrarrechtes, behandelt hat. Man kann die Werke, die hier von Bedeutung sind, an den Fingern abzählen, — und selbst diese Werke sind vielfach veraltet. Darin muß Wandlung geschaffen werden. Bei der allmählich durchdringenden Tendenz, auch der ländlichen Bevölkerung in Gesetzgebung und Verwaltung die selbe staatliche Fürsorge angedeihen zu lassen, wie sie die industrielle bereits das ganze Jahrhundert hindurch genießt, wird es nicht ausbleiben können, daß man wissenschaftlich geklärte, von Parteileidenschaft ungetrübte Antworten auf Fragen verlangt, wie etwa die: Wie reflektiren die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der Hausgüter des hohen Adels, der Stammgüter, der Stammgutsstiftungen, der Familienfideikomisse, auf das Rechtsleben der Nation, in welchem Zusammenhange stehen sie mit ihm, wo und wie sind sie zu verbessern, zu erhalten oder zu beseitigen? Ist bei Bauerngütern eine gewisse Gebundenheit nothwendig, da die unbeschränkte Freiheit des Besitzthumes sie mit immer steigender Gefahr bedroht? Die Fragen ließen sich leicht häufen und präzisiren, etwa dahin: Wie verhält es sich heutzutage mit der Geschlossenheit, der Erbfolge von Bauerngütern, mit dem Institut des Altentheiles, der Interimswirthschaft und den Heimstätten? Ich habe mir aus dem bunten Reichthum der auftauchenden Probleme eins gewählt, dessen Lösung die preußische Gesetzgebung bereits im Jahre 1890 und 1891 versucht hat. Ich behandle im ersten Theile meiner Arbeit die Geschichte der Rentengüter in der Weise, daß ich ausgehe von den Bodenbesitzverhältnissen, kurz den Gegensatz von Latifundien und Bauernwirthschaft kennzeichne, und zwar von der ersten Besiedelung Deutschlands an bis auf unsere Tage, dann diejenige Maßregel, welche die Kluft zwischen Groß- und Kleinbesitz überbrücken sollte, die Erbpacht, untersuche. Ich gehe ein auf ihre, die volkswirthschaftliche Einsicht der betreffenden Zeitalter bezeichnenden Schicksale, auf ihre juristische Gestaltung und auf ihre ökonomische Wirkung.

Ich zeige dann, daß nach Aufhebung der Erbpacht die völlige Ungebundenheit des Grundbesitzes zu eben so schroffen, unhaltbaren Verhältnissen führen mußte wie ehedem die feudale Gebundenheit und daß man daher auf die Erbpacht zurückgriff und, unter Ausscheidung der überlebten Elemente des Institutes, die keimkräftigen zu neuer, modernisirter Entfaltung zu bringen trachtete. An Stelle des Verkaufswerthes stellt man den Ertragswerth des ländlichen Grundstückes, erleichtert den Erwerb, überwacht die Veräußerung, regelt die Vererbung der Güter, sucht den bäuerlichen Mittelstand zu erhalten und zu heben, der Proletarisirung entgegenzutreten, — unter gleichzeitiger Beschränkung der Latifundien. Im zweiten Theil behandle ich, als zeitlich Erster, die rechtliche Natur der Rentengüter und komme zu einer Definition, die Schwerfälligkeit und Unklarheit zu meiden versucht: „Rentengut ist eine — meist unter staatlicher Mitwirkung begründete — bäuerliche ländliche Stelle von kleinerem oder mittlerem Umfang, die eigenthümlich erworben wird, aber zu einer dem Ertragswerth entsprechenden Abgabe (Rente), welche dauernd oder ablösbar ist, verpflichtet." Eine kurze Darstellung des Gesetzes betr. das Anerbenrecht bei Renten- und Ansiedelunggütern vom achten Juni 1896 bildet den Schluß. Dr. Fritz Stier-Somlo.



Das Geheimniß des Ceremonienmeisters.

In guten Häusern — gut, lieber Leser, im shylockischen Sinn — liegt, sorglich geborgen, seit ein paar Wochen ein verbotenes Buch. Es liegt nicht etwa so herum, wie das Menzelwerk, der Allersbismarck oder das Jüngste des Thiergartenrattenfängers, — o nein: es ist hübsch versteckt, in fest verschlossenen Kasten, und ruht, wo die Feineren sonst Krafft-Ebing, Leo Taxil und Mantegazza, die Roheren vielleicht Flora Gaß, Pornophotographien aus Brüssel und andere Unsäuberlichkeiten säuberlich aufbewahren. Und es ruht eigentlich auch nie recht lange, denn es wird fleißig ausgeliehen, macht die Runde bei allen Braven und Holden, die sich zu dem fürchterlichen Begriff eines „Kreises" — „Wir haben hier noch keinen Kreis", „Unser Kreis ist jetzt sehr nett" — zusammenfinden, und wird, wie mir ins Ohr geraunt wurde, mitunter sogar bei Kaffeekränzchen vorgelesen (in Abschnitten, denn die Sache ist lang; und wenn dann die Herren kommen, sitzt jede Dame wieder emsig über der Stickerei). Ein ziemlich dickes, ziegelrothes Buch, mit der Aufschrift: „Das Geheimniß des Ceremonienmeisters. Hofroman aus der jüngsten Vergangenheit." Ein gelbes Reklamestreifband — über die verheerende Wirkung der Streifbänder auf die Literatur wäre ein werthvoller Essay zu schreiben — weist zum Ueberfluß noch auf den Fall Kotze hin. Als Verfasser wird vorn ein Fürst genannt; natürlich: solche Bücher sind immer von Fürsten oder mindestens von alten Diplomaten; Das gehört zum Geschäft und versagt die suggestive Gewalt

über die Vielzuvielen nie völlig. Der Staatsanwalt hat das Buch verbieten lassen; er konnte nicht anders, denn es sündigt gegen etliche böse Paragraphen, und er hat es sicher nicht gern gethan. Nach dem Verbot wurde der Ceremonienmeister der gangbarste und der für eine Weile einzig gangbare Sommerartikel des Buchhandels; alle Hofherren, fast alle Hofdamen und die meisten Matronen, die mehr als einmal auf Hofbällen die Polonaise mittanzen durften und seitdem das wonnige Jucken der Schloßerinnerung in gebrechlichen Gliedern spüren, halten den Knallrothen heimlich eingesperrt; sie haben ihn aus Zürich verschrieben oder bei einem befreundeten Sortimenter erhandelt und mußten dann, wenn zufällig gerade ein Fremder in den Laden trat, um den Plan von Berlin oder ein Reclambändchen zu kaufen, des Anstandes wegen und dem Nothleidenden zur Lust, am Ende gar noch etwas leidlich Vernünftiges erwerben. Aber das Buch wäre auch ohne das Verbot gelesen und sogar im Lande des größten Bier- und geringsten Bücherkonsums gekauft worden, weil es erstens ganz schlecht ist und weil es zweitens dem Surrogatgeist der Geistlosen angenehme Beschäftigung bietet. Die Namen, die doch die Hauptsache sind, hat nämlich der Fabelfürst von Vierpunkten entweder verstellt oder, wo die Geschichte so recht spannend wird, nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet. Das giebt nun für ganze Tage und Wochen eine prickelnde Unterhaltung. Ein Diplomat — Diplomaten, diese parfumirten und soignirten Ueberreste aus einer versunkenen Zeit ohne Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone, haben auf der weiten Welt bekanntlich nie Etwas zu thun — fragte, des Räthselrathens müde, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Drahtes eines Tages mit bezahlter Rückantwort bei einem untergeordneten Marschall-Insulaner an: „Wer ist Klost? Nachricht Botschaft.“ Die Antwort lautete prompt: „Pleß. Uebrigens Alles Unsinn.“ Geduldigere Leute hatten sich zierliche Listen angelegt, in die sie die echten Namen der Hauptpersonen eintrugen. Ich sah ein Exemplar — der schlaue Besitzer hatte es durch einen wasserblauen Deckel mit harmloser Aufschrift unkenntlich gemacht —, das auf dem sogenannten Schmutzblatte ein vollständiges Namenverzeichniß enthielt. Da las man: Speier = Kotze (Speier ist doch allerliebst?); Saleck = Schrader; Ronach = Reischach; Hänsgen = Hahnke; Auersburg = Eulenburg; Kauny = Kanitz; Hammacher = Hammerstein; Rauscher = Tausch; Max Wardau = Harden.

Ganz ernsthaft: ich Aermster bin auch drin; und Das ist mir nicht gerade lieb. Herr Max Wardau ist zwar, was man so eine sympathische Figur nennt, schlank und hübsch (brr!) und mit der bekannten dunkel umrahmten Romanstirn; er giebt auch eine in allen Gesindestuben verhaßte Wochenschrift heraus, den „Pfeil“, — ob unter diesem Titel nicht nächstens irgendwo ein Blatt auftauchen wird, in dem Format, der Ausstattung und äußeren Anordnung der „Zukunft“ und natürlich mit vernichtenden Enthüllungen über

mich Unseligen? —, aber er hat daneben doch seine seltsamen Seiten. Erstens schreibt er einen „schwungvollen" Stil; nach den mitgetheilten Proben ungefähr Tageblatt um die Zeit der sauren Gurken und ewigen Wahrheiten, wenn die Unzulänglichkeit des Militärstrafprozesses zum Ereigniß wird und die patriotische Angst, der Gutsherr von Werki könne am Ende nicht mehr als deutscher Kanzler den Reußenzaren empfangen, in irre Hilfeausrufe ausbricht. Zweitens geht er in den Schriftstellerklub und wird vom Kollegen Heinz Meriot — gemeint ist Herr Heinz Tovote — als „der große fin-de-siècle-Schilderer" ungewarnt angetoastet; sehr schmeichelhaft, aber eben darum auch sehr unähnlich; denn ich gehe nicht in Schriftstellervereine, würde auf „donnernde Hochs" da gewiß noch länger zu warten haben als der bayerische Kultusminister auf die Wiedereinführung der Willensfreiheit und müßte sehr unangenehm werden, wenn Jemand mich, selbst in Verbindung mit dem läppischsten Wort des Jahrhunderts, groß nennen wollte. Drittens — und Schlimmstens — schreibt aber Herr Wardau auch Hofballberichte; und da hört der Spaß auf und die Sache wird einfach beleidigend; an Mancherlei bin ich gewöhnt und wundere mich gar nicht mehr, wenn in meinen abgelegten Kleidern stolzirende Mannen endgiltig feststellen, daß ich einen beträchtlichen Theil meines Lasterlebens damit verbracht habe, Schulmädchen die Ohrringe aus den Läppchen zu stehlen, — aber zum kleinen Pietsch, zum Kuli der Hofdienerschaft, hat mich doch bisher noch kein Wackerer gemacht. Diesen Aerger würde der durchlauchtige Verfasser des rothen Buches nun freilich nicht verstehen; er hat eine unbändige Hochachtung vor allem Höfischen, Betitelten — man denke: ein Fürst! — und auch diese unterthänigen Gefühle halfen ihm zum Erfolg. Solche Bücher dürfen nämlich, selbst wenn sie auf den Skandal berechnet sind, nicht den Ton der Verachtung oder Bitterkeit haben; die Leute, die ihr Publikum bilden, wollen wohlig gekitzelt sein, allenfalls auch, beim Nächsten oder noch lieber bei des Nächsten Weibe, ein Tröpfchen Blut fließen sehen, aber nicht mit ernster Rüge geplagt, nicht mit gewässerten Ruthen am Pranger ausgepeitscht werden. Der Kolportagefürst hat weise die richtige Mischung getroffen: ganz unliterarisch, ganz unkritisch, ganz ungefährlich; Klatsch ohne Satire. Er giebt zunächst einen Hintertreppenroman, dessen thatsächliche Angaben der Marschall-Insulaner treffend mit den Worten bezeichnet hat: „Uebrigens Alles Unsinn", und zeigt dann, erst auf den allerletzten Seiten, daß er doch Einiges aufgeschnappt und ein paar Zettel erlistet hat. Wahrheit und Dichtung sind hier zu einem zähen Brei durcheinandergequirlt und es ist für die Eingeweihten beinahe ein Vergnügen, aus der Kleistermasse die raren Rosinen herauszupolken. Der drängenden Frage der neugierigen Exoteriker, wer denn nun die schrecklichen Briefe geschrieben habe, hat aber auch der Fürst aus dem Souterrain keine klare Antwort gefunden; was er herbeibringt, ist Zofentratsch

oder, als selbstersonnene Weisheit, aus den durchlauchtigen Fingern gesogen. Das Geheimniß des Ceremonienmeisters ward abermals nicht enthüllt.

Diese Enthüllung wurde von dem lange und laut angekündigten Buch des entflohenen Herrn Fritz Friedmann erwartet: er war der Vertheidiger des Herrn Lebrecht von Kotze, er würde endlich gewiß esoterische Wahrheit bieten. Die Erwartung war nicht überall Hoffnung, sie war an manchen Stellen auch Furcht. Ob er vom Neuen See sprechen würde, von der Legende, die um Glienicke stachelige Kränze windet, und von den Skandalgeschichten, die in den Kasinos die Letzten, Trinkfestesten, so oft bis zum Morgengrauen zusammenhalten? Sicher würden ganz gräßliche Sachen herauskommen, denn der schlaue Nachtblinde hat sich doch jedenfalls die sorgfältigsten Notizen gemacht und wird in seiner Bosheit keine Schonung kennen. Herr Friedmann und Sorgfalt! Herr Friedmann und Bosheit! Der pfiffige und behende Mann, der von Narren zu einem Musterbeispiel für die Verwandtschaft von Genie und Verbrechen herausgeputzt werden sollte, gehört nicht Lombroso, sondern Krafft-Ebing; er zeigt das — nicht einmal merkwürdige — klinische Bild der Sexualpsychopathie aus dem Bereich, der den unpassenden und häßlichen Namen Masochismus empfangen hat, und ist, wie fast alle seine Unglücksgenossen, sorglos, verweichlicht, kindisch, ohne eigentliche Bosheit, und bis zum Verbrechen lüderlich. Wer ihn kannte, wußte genau, daß sein Buch die Welt nicht erschüttern würde und daß es die Wesenszeichen des Verfassers tragen müsse. Nun ist es endlich erschienen. Der Staatsanwalt hat, weil er nach der Lage unserer Strafgesetze dazu gezwungen war, die Konfiskation beantragt und durchgesetzt. Trotzdem hat natürlich Jeder, der ihn begehrt, auch diesen zweiten Zweig vom fruchtbaren Stamme der Kotze-Literatur erworben und in guten Häusern ruht das gelbe neben dem rothen Buch. Den Erfolg des Flunkerfürsten wird aber der Ex-Défenseur nach menschlicher Voraussicht nicht finden, denn er hat, wohl um in der neuen Rolle eines ernsten politischen Schriftstellers zu debutiren und so vielleicht nährende Verbindungen anzuknüpfen, sich zu einem trockenen Ton nüchterner Sachlichkeit gezwungen, den die Menge gern meidet. Sein Buch ist zwar durchaus nicht so jämmerlich, wie einzelne Zeitungschreiber behaupten, die immer in Wuth gerathen, wenn Einer mit Schmockarbeiten vielleicht mehr Geld verdienen könnte, als sie auf der Plantage erschwitzen, und die wahrscheinlich diesmal von den Herren und Hütern der Krippe noch ausdrücklich zu schweigender Verachtung ermahnt worden sind; aber es ist leer, hat endlose dürre, langweilige Strecken und täuscht, auch mit seinen kargen Vorzügen, ganz und gar die vorher gehegte Erwartung. Von Denen, die es gelesen haben, sagt die eine Gruppe: Schade, er weiß auch nichts Rechtes", und die andere: „Gott sei Dank, Wichtiges und Schlimmes weiß auch Friedmann nicht." Wenn das Honorar groß war, wird der Verleger nicht gerade in rosiger Stimmung sein.

Für Herrn Fritz Friedmann war der Fall Kotze das große Ereigniß in seinem niedergehenden Leben, das Rettungseil, an dem er sich aus dem schmutzigen Schlammgewässer herauszuarbeiten hoffte. Die Sache würde viel Geld und außerdem eine Riesenreklame bringen, — und er würde die Sache schon machen. Aber er war nicht mehr auf seiner Polkehöhe, er disziplinirte sich selbst nicht, wußte nicht einmal mehr den äußeren Anstand zu wahren, ließ sich von Zeitungbesitzern Prozeßnachrichten abkaufen und war von vorn herein des Sieges allzu gewiß. Ich habe nie intimer mit ihm verkehrt — „Sie kommen immer nur zu mir, wenn Sie angeklagt sind," war sein ewiger Vorwurf —, habe früher als irgend ein Anderer seinen Lebenswandel öffentlich sehr bitter beurtheilt, aber ich mußte ihn, weil ich angeklagt war, damals gerade mehrfach aufsuchen und fand ihn dann stets stolz darauf, daß in seinem Vorzimmer ein wirklicher Freiherr und ein leibhaftiger Intendant, einer, der Couplets singt und zaubert, sogar, des Einlasses harrten. Er kam zum ersten Male mit vornehmen Leuten in Berührung, mit einer sozialen Schicht, die ihm sonst unzugänglich war, und ihm ward zu Sinn, als sei er plötzlich der Mittelpunkt des politischen Lebens im Deutschen Reiche geworden. Seine einst so sichere Witterung versagte, er sah nicht die öde Winzigkeit der nur als Symptom wichtigen Geschichte und hat die ans ersehnte Ziel führende Fährte, die weniger Schlaue früh schon erschnuppert hatten, noch bis jetzt nicht gefunden. Er schildert nicht übel, was er kennt: den Gang des Prozesses; aber auch da, wo er manches neue und werthvolle Detail mittheilen kann, stören auf Schritt und Tritt Flüchtigkeiten und falsche Folgerungen den aufmerkenden Leser. Der gerissene Anwalt des Ceremonienmeisters kannte nur einen Theil der anonymen Briefe, er weiß nicht, ob ein anderer Theil nicht indirekte — und nach Lage der Dinge dann wohl ungewollte — Majestätbeleidigungen enthielt, und er behauptet dennoch sehr keck, die Verhaftung des Herrn von Kotze sei ungesetzlich gewesen, weil das Verfahren eröffnet worden sei, ehe von einem der Privatkläger ein Strafantrag eingegangen war. Immerhin klingen einzelne Mittheilungen über den Verlauf des Prozesses, der, nicht zum ersten Male seit dem Jahre 1890, die sittliche Gesundheit und den unbeugsamen Muth des seitdem uns entrissenen Generalobersten von Pape in das hellste Licht rückte, so ... sonderbar, daß eine aufklärende Darstellung der Vorgänge zu wünschen wäre. Was Herr Friedmann an politischen und sozialen Betrachtungen leistet, ist lächerlicher Unsinn; die Andeutungen, die er, vielleicht von dem um seine Sensationen geprellten Verleger gedrängt, über die Person des Briefschreibers und seiner geheimen Helferin macht, sind noch viel wirrer und willkürlicher als die Kombinationen des ziegelrothen Fürsten; und seine zornige Empörung darüber, daß man nicht eifriger nach dem tückischen Thäter fahndet, zeigt nur, daß er die Bedeutung der Sache irrthümlich nach der Größe seines Geldgewinnes beurtheilt hat.

Denn die ganze Geschichte, deren symptomatische Wichtigkeit hier früher gewerthet wurde, ist, sammt der Betkammerepisode, den angeblich sapphischen Sünden und den ruppigen Bildern, mit Respekt zu vermelden, an und für sich doch nur eine Läpperei. Solche Geschichten sind so alt wie die Institution der Höfe, die müssige, dem Wink eines Einzigen unterthane Leute zu Prunkzwecken zusammenpfercht und auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten Klatsch und Tratsch üppig gedeihen läßt. Brantôme, der göttlich naive Schweinigel, erzählt aus den fernen Zeiten Karls des Vierten und der Königin von Navarra noch ganz andere Streiche; die wüstesten, rohesten Schmähungen machten an den Höfen von Fontainebleau und Blois damals die Runde und der gute Abbé sagt, nachdem er eins davon beschrieben hat: Tant d'autres se sont faits qu'on ne voyoit autre chose, ny de ce règne, ny de celuy du roy Henry III. Auch die Illustrationen fehlten schon damals nicht: ein Edelmann schenkte seiner Trauten ein Album, das Prinzessinnen und Hofdamen mit ihren derben Kavalieren in den ungeheuerlichsten Situationen zeigte, und dieses Album wurde in allen Frauengemächern von hastigen Fingern fiebernd durchblättert und mit neunhundert baaren Goldthalern bezahlt. Diese alten Höfe, an denen man, nach der Regel: illa sub, ille super, hauste und heckte, sind mit einem modernen, veranständigten Hof nicht zu vergleichen. Wenn trotzdem die Läpperei jetzt zur Staatsaktion geworden ist, dann muß man die Gründe tiefer suchen, — nicht in der wenig geschickten Behandlung der Sache nur, sondern in einer nicht ungefährlichen Stimmung, die dem Hofskandal günstig war. Die Empfänger der anonymen Briefe sind schließlich doch gebildete Leute; sie hätten den eklen Plunder in den Kamin geworfen, wenn sie nicht gefürchtet hätten, das heimlich verbreitete Gift könne sacht bis zu wichtigen Stellen durchsickern; sie zitterten nicht vor der Schmähung, sondern vor den Folgen, die gehäufte Verdächtigungen vielleicht für sie selbst haben könnten. Und warum kauft das Publikum, das für gute, künstlerisch ehrliche Bücher nie einen Groschen übrig hat, gierig jetzt den breit getretenen Kotzequark? Weil die geschiedenen Schichten unseres Volkes einander nicht kennen, weil die niedere Kaste um jeden Preis einen Blick in das gelobte Land der Mandarinen werfen möchte und weil das alberne Zeug sogar, das Herr Friedmann über im Dunkel waltende Hofanarchisten faselt, bei manchem Vertreter von Bildung und Besitz gläubige Aufnahme findet. Wenn der Norddeutsche endlich einmal den ernsten Versuch wagen wollte, seine Volksgenossen aus anderen Klassen, Berufen, Parteien kennen zu lernen, dann würde für alle Geheimnisse sämmtlicher aktiven und inaktiven Ceremonienmeister bald kein mündiger Mensch mehr einen fettigen Nickel bieten. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 22. August 1896.

Bronsart.

Walter Bronsart von Schellendorff ist seit dem fünfzehnten August nicht mehr preußischer Kriegsminister. Ihm hat während der Jahre, die er in der Leipzigerstraße verseufzen mußte, das Glück nicht gelächelt; was Scharnhorst, Boyen und Roon gewährt ward, blieb ihm versagt: er durfte nicht an ein großes Unternehmen seine ganze, gesammelte Manneskraft setzen, sondern mußte sich mit der unscheinbareren Aufgabe begnügen, ein guter, getreuer Verwalter zu sein und die Spur der von anderen Leuten mit leichterem Herzen gemachten Fehler klug und still aus dem Wege zu tilgen. Sein Schicksal ist nicht so tragisch wie das Scharnhorsts, der das Preußenheer, das von ihm erzogene und gerüstete, nicht mehr zum ersehnten Sieg führen konnte und, nachdem er bei Großgörschen die tötliche Wunde empfangen hatte, an die Tochter, die Freundin des Alternden, schrieb: „An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!" Die echte Tragik hat eine reinigende, läuternde Kraft; sie kann den Menschen, den sie zermalmt, auch erheben und der Starke wird ihr Wehen froher begrüßen als die gehäufte Last kleiner und kleinlicher Leiden. Scharnhorst mußte vor dem Tag seiner Träume dahin; aber er hatte das Schwert geschmiedet, das dem Vaterlande die Freiheit erfocht, und Blücher rief nach dem Siege den Schatten des großen Rüstmeisters herbei, daß er an seines Werkes Vollendung sich mit den Lebenden freue. Herr von Bronsart

ist äußerlich sehr gnädig und huldvoll verabschiedet worden, es hat ihm an Distinktionen nicht gefehlt und er kann, wenn der Dienst ihm verlockend erscheint, als Generaladjutant künftig noch zierliche Hofkünste üben. Und doch wird dem Scheidenden kaum viel heiterer zu Sinn sein als einst dem Manne, der sich in Seelenschmerzen auf seinem letzten Lager im fernen Böhmen wand. Bronsart wollte ins Weite wirken und mußte an Jämmerlichkeit die Kräfte zerreiben; er konnte nicht einmal solche Kämpfe durchfechten, wie sein Bruder Paul sie in den achtziger Jahren siegreich bestanden hatte, und er mußte weichen, ehe es ihm möglich war, zu zeigen, was er vermochte. Keine große Leistung kündet kommenden Geschlechtern seinen Ruhm, kein im Buch der deutschen Heeresgeschichte wichtiges Blatt trägt seinen Namen. Es mag ihn trösten, daß trotzdem sein Rücktritt wie ein großes, mit schmerzlich bangen Schauern begrüßtes Ereigniß gewirkt hat. Die Armee betrauert den glänzendsten und den tüchtigsten Vertreter ihres Ansehens und ihrer Ehre; und auch die Männer, die den Waffenrock lange schon ausgezogen haben oder durch Körperschwäche verhindert waren, in Reihe und Glied zu stehen, fühlen, daß da Einer geschieden ist, dem es Ernst mit seiner Sache war und für den es in der schwachgemuthen Epoche der netten Nullen deshalb keinen Ersatz giebt. Walter Bronsart von Schellendorff hat als Minister vielleicht nur einen ungetrübt glücklichen Tag erlebt: den siebenundzwanzigsten Januar 1894, wo er im Namen des preußischen Heeres dem Kaiser dafür dankte, daß die Ungnade von dem Haupte des Fürsten Bismarck genommen schien, und die tapferen Worte sprach: „Wir haben gelitten, wir haben geschwiegen, wir haben gehorcht; heute aber ist uns ein Stein vom Herzen gefallen.“ Der muthige Mann hat damals wohl Hoffnungen gehegt, denen die Erfüllung nicht beschieden war. Nur ein Thor kann die schlankere, schmächtigere und modernere Gestalt des Infanteriegenerals der ragenden Reckengröße Bismarcks vergleichen; aber der in unangetasteter Rüstigkeit zum Abschied Gezwungene kann auch den zweiten Glückstag noch erleben, wo sein Kaiser ihn aus Marienhof in die Mitte des jauchzenden Heeres zurückholt.

Neunzehn Minister sind in den letzten acht Jahren, den Jahren des jähen Niederganges, verbraucht worden; es waren fähige Leute darunter, — und doch sah man sie ruhig erscheinen und ruhig scheiden. Wie kommt es, daß in der Erscheinungen Flucht gerade Bronsart nun den Blick fesselt, daß gerade sein Rücktritt eine leise fortwühlende Erregung bewirkt und für kurze Stunden sogar die stumpfe Gleichgiltigkeit überwunden hat,

die sonst alle außerhalb der Sozialistenmystik Lebenden längst bei uns lähmt? Der Frage wird der Psychologe eher vielleicht als der Politiker die richtige Antwort finden. Bronsart war nicht eine Excellenz wie andere Excellenzen; er war, nach Bismarcks berühmtem Witzwort, unter Ministern die einzige fühlende Brust, der einzige Mensch von eigener Bedeutung unter Ziffern, die am Lucanustage rasch ihren Werth verlieren, eine Persönlichkeit und ein Temperament unter Diplomaten und Bureaukraten. Das wurde sein Unglück, — Das aber sichert bei Freunden und Feinden ihm auch eine besondere Stätte. Nicht seine Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit nur, die ihm so selbstverständlich schienen wie Sauberkeit des äußeren Menschen, schufen ihm den Erfolg; er sprach nie ein Wort, das nicht seiner Ueberzeugung entsprang, er ging jeder Beschwerde bis in die verborgensten Winkel nach und hätte sich nicht dazu hergegeben, seinen Namen unter die „amtlichen Feststellungen" des Boetticherattestes zu setzen. Schon diese Eigenschaften hoben ihn über die Mittelmäßigkeit hinaus, die im Heerdenschritt ihre Straße zieht, selig ist, wenn sie für ihre Flickereien die Unterschrift des Monarchen erhascht hat, und spurlos verschwindet, wenn der Todbringer mit milder oder auch herrischer Mahnung an ihre weich gepolsterte Thür pocht. Wer Bronsarts Reden lauschte, mußte merken, daß diesen Aufrechten keine Rücksicht vom einmal als richtig erkannten Wege abgelockt, kein Dienerbedenken jemals gebeugt hätte; und es war in den Tagen der trübsäligsten Kniffe und Pfiffe ein Trost, doch einen Mann noch zu sehen, der, ohne ängstlich mit witternder Nase erst in die Hofluft hineinzuschnüffeln, immer nur sagte und that, was er verantworten konnte. Aber in Bronsarts Wesen wirkte noch ein anderer Reiz: es ist Lyrik in ihm, Etwas von der musischen Stimmung, die dem Genie das Ohr der Menge erschließt. Wir sind in Preußen nicht verwöhnt; eine auch nur den Besitzenden gemeinsame Bildungzone fehlt uns völlig, unter dem Fachdrill spürt man fast überall Barbarei und Banausenthum und unsere Minister sind Fremdlinge in dem Wunderreich der Kunst, das, weil es die geheimsten, köstlichsten Schätze der Volkheit birgt, doch jedes Volkes wahre Heimath sein sollte. Daß er diesen schmerzlich entbehrten Ton mitschwingen ließ, war nicht die kleinste unter den Künsten Bismarcks; der Mann, der vor rothen Sonnenuntergängen von Beethoven träumte und dessen Grundstimmung stets eine in Weh und Wonne sich poetisch äußernde Leidenschaftlichkeit war, brauchte nicht mit Fraktionen zu feilschen: er sprach zum Volk und zu Völkern, seine Stimme ver-

nahm horchend ringsum die Menschheit, und wenn er mit Lasker oder Richter stritt, war es, als schmetterte ein Seher und Sänger des bekränzten Gottes seinen Schlachtgesang gegen Advokaten und Kalkulatoren. Aus Bronsarts Brust kamen nicht so mächtige Klänge, aber in seiner Rede vibrirte es doch wie von ferner, näher rückender Militärmusik, daß es die Müden aufrüttelte zu lustigem Ringen um große Gegenstände, und auf den Höhepunkten wehte ein Lufthauch aus dem lyrischen Germanenlande Heinrichs von Kleist; darf man da schelten, weil in schwachen Stunden die Weise nur nach Koerners Leyerliedern klang? Bronsart ist wohl kein Poet vom Stamme Boyens, der sich an der humanistischen Dichtung unserer Klassiker und an Kants Pflichtenverklärung gebildet hatte; aber er liebt seinen Beruf wie eine holde Braut, deren reines Kleid nicht der kleinste Schatten eines schmutzigen Verdachtes besudeln darf, — und die Liebenden sind ja, wie man gern sagt, den Dichtern verwandt. Es war ein Glück für das preußische Heer, daß ihm dieser Mann als weithin sichtbarer Vertreter gewonnen wurde; da war keine Spur von Kommiß, von dumpfem Kasernendunst und eng begrenzter Troupieranschauung; auch wenn ihn das hitzige Temperament fortriß, wenn er, der nicht gewöhnt war, wie der Mann auf der Scheibe den Schießübungen armer Stümper Stunden lang Stand zu halten, in allzu menschlicher Reizbarkeit losbrach, blieb Bronsart immer graziös, edelmännisch und liebenswürdig. Er hätte für die Heeresinstitutionen, deren Glanz in den letzten Jahren etwas verblaßt ist, bei den Gebildeten wieder die Liebe geweckt und die Schrecken des Schlagwortes Militarismus verscheucht. Aber der rechte Mann erschien nicht zur rechten Zeit; selbst Bismarck hätte, wenn er dem drängenden Ruf Friedrich Wilhelms des Vierten gefolgt wäre, bald wieder das Feld räumen müssen. Bronsart hat lange gehofft, gelitten, geschwiegen, gehorcht; er ist gegangen, als ihm klar geworden war, daß er, um sich selbst getreu zu sein, nicht länger bleiben durfte.

Müssige Leute möchten jetzt gar zu gern wissen, welcher Vorgang dem Zaudernden den letzten, bestimmenden Anstoß gegeben hat, — dieselben lungernden Leute, die einen Minister ausschließlich nach seinen Leistungen in den Parlamenten beurtheilen. Herr von Bronsart hat sich für eine Modernisirung der Militärstrafprozeßordnung eingesetzt, also, folgern die Narren, wird er gefallen sein, weil sein Reformplan beim Kaiser und König nicht die erhoffte Aufnahme fand. Die Folgerung zeigt die ganze rathlose Thorheit ihrer Erfinder: gerade wenn das bis zum Ekel beschwatzte

Projekt vom Kaiser gebilligt worden war, konnte Bronsart nicht bleiben; man hatte ihn als den sichtbarsten Träger einer Anschauung, die der Willensmeinung des höchsten Kriegsherrn entgegengesetzt sei, öffentlich laut gepriesen; sollte der Monarch sich vor versammeltem Kriegsvolk etwa der höheren Weisheit seines Kriegsministers unterwerfen? Die Herren, die schlau die Intrigue schürzten — und kein Verständiger zweifelt wohl, welche Personen allein Artikel gegen den Kaiser und des Kaisers Umgebung in die Kölnische Zeitung glissiren können —, hatten dafür gesorgt, daß Bronsart auf jeden Fall verloren war, wie auch die Entscheidung fiel: er mußte gehen, wenn seinem liebsten Wunsch sich unüberwindliche Hindernisse entgegenthürmten, und er konnte erst recht nicht bleiben, wenn die Anschauung siegte, als deren Vertreter er in den schroffsten Gegensatz zu seinem Kriegsherrn gebracht worden war. Jedem anderen Kriegsminister konnte die Erlaubniß ertheilt werden, die neue Strafprozeßordnung dem Reichstag vorzulegen, nur eben Herrn von Bronsart nicht: Das wußten die pfiffigen Minirer und suchten danach für Zündschnur und Lunte sich den geeignetsten Platz. Aber man darf wohl, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, behaupten, daß selbst dieses feine Spiel nur einer längst schon reifenden Absicht zum Entschluß geholfen haben kann. Die Thätigkeit, die ein Minister in den Parlamenten entfaltet, ist der geringste und der unwichtigste Theil der Arbeit, die er zu leisten hat; das Gebiet, auf dem er sein eigentliches Können bewähren muß, ist die Verwaltung. Und da war Bronsart in seinem Element; er hat keine Faser von einem Bureaukraten, er weiß, Fähige zu finden und zu fördern, Unfähige mild und schonend rechtzeitig abzuschütteln, und er kennt das Leben und die Bedürfnisse des Frontoffiziers, auf dessen Tüchtigkeit im tiefsten Grunde die Schlagkraft des Heeres beruht, besser als Herr von Hahnke und der Flügeladjutant von Arnim. Er hatte sich, weil er sich neben manchem Kollegen unbehaglich fühlen mochte, ganz auf sein Ressort zurückgezogen und kümmerte sich so wenig wie irgend möglich um andere Dinge. Als Herr von Köller, dem man ihn jetzt ohne Scham und Scheu zu vergleichen wagt, dem Entwurf zur Militärstrafprozeßordnung, den er doch selbst unterzeichnet hatte, in der Stille Gegnerschaften zu waffnen suchte, forderte Bronsart eine reinliche Scheidung und trat dann gleich wieder in den Hintergrund, — ohne zu ahnen, daß er den Kopf in die sacht geknüpfte Schlinge gesteckt hatte. Als er dann in seinem eigenen Ressort auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten begegnete, als man ihm werthvolle Mitarbeiter nahm, seinen

Einfluß auf Personalien mehr und mehr einschränkte und ihn, wie es scheint, sogar mit den Dispositionfonds, über die der Minister ganz allein doch verfügen sollte, nicht mehr frei schalten ließ, sah er allgemach ein, daß er unbequem geworden war und nichts Nützliches künftig mehr leisten könne. Damals pflegte er Freunden zu sagen, schon die Erwähnung politischer Vorgänge schaffe ihm eine belegte Zunge; er hatte die Freude an seinem Amt verloren und man braucht nicht einmal an die Leibgardehusarengeschichte und an die Bekleidungfragen zu denken, um zu begreifen, daß er Eile hatte, sich einer schweren Verantwortlichkeit zu entziehen, die er mit seinem zarten Gewissen im vollen Umfange nicht mehr tragen konnte. Dem Vaterlande, das der Sechziger mit dem Ueberschwang eines jugendlichen Schwärmers liebt, hat er durch die rückhaltlose Offenheit seines Handelns einen letzten Dienst geleistet: er hat den Zweiflern gezeigt, daß ein Mann seines Schlages im Rahmen der heutigen Zustände nicht mehr möglich ist. Wenn eines Tages das Quacksalbergebrüll verhallt ist, das von der Beseitigung des Militärkabinetes und von ähnlichen Symptompfuschereien das Heil erhofft, und im deutschen Lande die wichtigste und nöthigste Auseinandersetzung endlich beginnt, wird man sich dankbar Walters Bronsart von Schellendorff erinnern, der, als Erster und vorläufig wohl auch Letzter in der nachbismärckischen Zeit, zwischen dem stummen Gehorsam des Dieners und dem Pflichtgefühl des aufrechten Mannes mit sicherer Hand deutlich die Grenze gewiesen hat. Er war der Kriegsminister, wie ihn für unsere Tage die kühnsten Wünsche nur träumen konnten; nicht etwa, weil er gegen die Sozialdemokraten, die in den Militärdebatten doch nur die Rolle der alten Fortschrittskämpen spielen, starke und wirksame Töne fand — Herr von Bronsart sieht auf diesen Theil seiner Thätigkeit selbst wohl nicht mit ungetrübter Freude zurück —, sondern weil er geschaffen war, von den unverbrüchlichen Traditionen des Heeres zu modernen Ansprüchen die Brücke zu schlagen. An der sozialen Bewegung ärgerten ihn zunächst die rüden und widrigen Aeußerlichkeiten; aber er ist noch jung genug, um die Lücken seiner Erkenntniß ausfüllen und von Boyen zu Rodbertus, Schaeffle und Schmoller sich den Weg suchen zu können. Gelingt ihm dieser Versuch, dann wird er vielleicht noch einmal zu tapferen Thaten berufen sein, — wenn der Tag erst heraufdämmert, wo im Deutschen Reich für einen Mann wieder Raum ist und zu hohen Zielen die Bahn wieder aufwärts führt.



Der Sozialistenkongreß von Florenz.

Ein sozialdemokratischer Parteitag in Florenz! Die Stadt, die uns in ihrer vornehmen Ruhe, in ihrer stolzen Ungeschäftigkeit so unmodern anmuthet, ist zum Sammelplatz gewählt worden für die Vertreter einer Weltanschauung, die modern ist im wahrsten Sinne des Wortes. Liegt nicht eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Ideen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts und dem Geiste, den diese Häuser und Paläste athmen? Muß denn der Schlachtruf des großen Kampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat auch hierher tönen, in die prunklose, hehre Schönheit dieser Stadt, die von einem Geschlechte zeugt, dem die erbärmliche Jagd nach Augenblicksgenuß und leerem Glanz so fremd war wie das erstickende, lähmende Elend des Kampfes ums tägliche Brot? Und doch, obwohl unsere Bourgeoisie die Sprache nicht mehr versteht, die diese Gebäude reden, und unser Proletariat sie noch nicht versteht, will es uns nicht als Mißklang erscheinen, daß gerade Florenz die Vertreter der italienischen Sozialdemokratie vereinigte. Denn außer dem Evangelium der Schönheit, das seine Bauwerke predigen, geben sie eine andere Kunde: sie erzählen von dem glorreichsten Kampfe der Demokratie, den vielleicht je eine Bürgerschaft gekämpft hat, von einem Kampfe, der Jahrhunderte währte und dessen ungezählte Opfer nicht umsonst gefallen sind. Und die Partei, die jetzt in Florenz Heerschau hielt, kämpft ihn auch, diesen Kampf gegen Privileg und Herrschaft. Die Geschichte verklärt die Ereignisse; und die Entfernung der Jahrhunderte läßt die großen Linien und Umrisse klarer erkennen und nichtiges Beiwerk verschwinden. Der Bewegung, die wir als Zeitgenossen miterleben, fehlt dieses „Pathos der Distanz.“ Wir sehen sie voll von kleinen und großen Schwächen, wir finden Irrthümer und Schuld an ihr, wie sie jedem Menschenwerk anhaften. Erst kommende Geschlechter werden die heutigen Kämpfe dem großen, die ganze Geschichte durchziehenden Kampf einreihen; uns bleibt es, die Etappen auf dem vorwärts führenden Wege sine ira et studio zu betrachten und zu prüfen. Und eine kleine Etappe auf einem Jahrhunderte langen Wege war auch dieser Kongreß von Florenz.

Fast vierhundert Delegirte aus allen Theilen Italiens waren am elften Juli im Theater Salvini zu Florenz versammelt. Es ist eine Versammlung, die ihren meridionalen Charakter nicht verleugnet, und die ungeheure Lebhaftigkeit, die vor der Eröffnung der Sitzung herrscht, läßt schon ahnen, daß die Aufgabe des Präsidenten keine leichte sein wird. Befremdend ist, daß dieser Kongreß, die Vertretung des Proletariates, nur von wenigen Arbeitern besucht ist. Die ökonomische Lage der sozialdemokratischen Partei Italiens macht eine Reiseentschädigung für die Vertreter unmöglich, deshalb können nur wenige Arbeiter als persönliche Wortführer ihrer Sache erscheinen. Der Gang

der Verhandlungen spiegelt nur allzu sehr das Vorherrschen des bürgerlichen Elementes wieder; und die ungeheure Zahl der Redner, die sich zu jedem Punkte einzeichnet, verräth, daß unter den „bürgerlichen Sozialisten“ die Advokaten in der Ueberzahl sind. Es wird denn auch herzlich viel geredet. Man scheint fast aus dem Auge zu verlieren, daß es sich um Fragen von größter Bedeutung handelt. Besonders die jungen Leute haben ihre Reden schon fertig mitgebracht, — und die müssen nun gehalten werden. Die Versammlung zeigt offenes Mißfallen, unterbricht durch Zwischenrufe, applaudirt jedem Redner, der auf das Wort verzichtet: es hilft nicht, man redet, um zu reden. Wir kennen ja diese Krankheit zur Genüge von den deutschen Kongressen, aber hier wird sie verhängnißvoller durch die Beredsamkeit der Südländer. Fast Alle sind geborene Redner; sie haben eine Sicherheit der Wendungen, eine Beherrschung der Sprache, die der etwas bärenhafte Deutsche nur schwer erlangt. Es ist eine wahre Erholung, wenn nach den auf den Effekt berechneten, hochtrabenden Worten eines jungen Menschen, der entzückt ist, sich reden zu hören, einer der älteren Genossen, ein Prampolini, Agnini oder Bertesi, zur Sache spricht. Dann wird die ziemlich undisziplinirte Versammlung still und die Verhandlungen schreiten vorwärts. Ein ernster Wille ist ja da, nützliche Arbeit zu verrichten: ohne ihn wäre wohl kaum ein dreitägiger Kongreß bei einer Temperatur von 37 Grad Celsius (im Schatten) möglich gewesen. Es war keine Kleinigkeit, unter solchen äußeren Bedingungen auszuhalten. Am letzten Tage hat man, mit Unterbrechung von drei Stunden, von halb acht Uhr morgens bis fast zwei Uhr nachts getagt. Das thut man doch nicht, um sich reden zu hören. So unangenehm sich das Bestreben mancher Delegirten fühlbar machte, ihre Persönlichkeit in den Vordergrund zu rücken: was die Versammlung zusammen hielt und eine Erledigung der vorliegenden Arbeit ermöglichte, war allein das überpersönliche Interesse an der Sache, das im Grunde doch die Mehrzahl der Anwesenden beherrschte.

Ich betrachte es hier nicht als meine Aufgabe, den Gang der Verhandlungen wiederzugeben. In großen Zügen ist Das gleich nach dem Kongreß in der Tagespresse geschehen; ein Eingehen auf Einzelnheiten erscheint nicht angezeigt, da ihr Verständniß eine Kenntniß der italienischen Bewegung voraussetzt, die in Deutschland vollkommen fehlt. Hier sollen nur Hauptpunkte herausgegriffen werden, die die Sozialdemokratie aller Länder beschäftigt haben oder über kurz oder lang beschäftigen werden. Und wir finden hier alte Bekannte: den Antagonismus zwischen politischer und ökonomischer Bewegung, die Agrarfrage und die Frage nach der Taktik bei den Wahlen. Auf die anderen Punkte der Tagesordnung, wie auf den sehr interessanten Bericht Arturo Labriolas über das Minimalprogramm, versage ich mir, ein-einzugehen, eben weil es sich hier um Fragen handelt, die eine nationale

Färbung haben, während die Entwickelung der italienischen Sozialdemokratie, die individuelle Eigenart ihrer Gestaltung, wie sie die historischen, ethnographischen und geographischen Bedingungen der Halbinsel mit sich bringen, im Auslande so gut wie unbekannt sind.

Der Gegensatz zwischen Parlamentarismus und ökonomischer Bewegung, der die sozialdemokratischen Parteien aller Länder in zwei mehr oder weniger scharf gesonderte Lager scheidet, hat in der bisherigen Geschichte der italienischen Partei noch keine große Rolle gespielt. Die ungeheure Willkür in der Handhabung von Gesetz und Recht, die geringen Garantien, die die italienische Verfassung bot, Das schützte bis jetzt die dortige Sozialdemokratie davor, dem Parlamentarismus zu großen Werth beizulegen. Zeigte doch jeder Wahlgang durch seine zahllosen Maßregelungen sozialdemokratischer Arbeiter, seine Verhaftungen vor dem Wahltage, durch die Kniffe, mit denen man die „geheime“ Wahl illusorisch machte, daß die ökonomisch stärkeren Gegner eben auf diese Stärke sich stützten. Wie konnte da die Illusion aufkommen, daß eine „sozialdemokratische Majorität“ im Parlament je erreichbar sein werde, wenn nicht eine völlige Verschiebung der ökonomischen Machtverhältnisse durch eine geschlossen organisirte Arbeiterschaft ihr vorangegangen ist? In diesem Falle wäre die Majorität nur ein Symptom; gesetzt, sie wäre ohne jene Verlegung des wirthschaftlichen Schwerpunktes möglich, so wäre mit ihr nur ein Scheinsieg errungen, da sich die Bourgeoisie darauf besinnen würde, daß sie „das Geld und die Kanonen“ hat. Der Kongreß von Parma, der noch unter den crispischen Ausnahmegesetzen stattfand, ließ noch nichts von einer veränderten Auffassung der parlamentarischen Thätigkeit erkennen. Jetzt aber, wo man unter dem neuen Ministerium scheinbar in gesetzmäßige Bahnen einlenkt, spitzt sich der Widerstreit bedenklich zu. Er trat besonders bei zwei Punkten zu Tage und schied die Versammlung in zwei Lager: bei der Diskussion, die dem Bericht über die parlamentarische Thätigkeit folgte, und bei der Frage nach der Organisation der Partei. In beiden Fällen behielt die Richtung, die den Schwerpunkt in die politische Bewegung legt, die Oberhand.

Agnini gab einen oratorisch meisterhaften Bericht über die Thätigkeit der Fraktion. Für den pedantischen Deutschen ließ seine Rede die Zusammenstellung des Thatsachenmaterials vermissen, die man bei einer Rechenschaftablegung erwartet, sie war zu allgemein und rhetorisch gefaßt, aber die unvergleichliche Eleganz und Sicherheit, die sympathische Erscheinung des allseitig beliebten Abgeordneten verfehlten nicht, auf die Zuhörer Eindruck zu machen, denen Agnini als stetiger und ernster Arbeiter für die Bewegung bekannt ist. Man hielt der Fraktion vor, daß sie die großen Ausstandsbewegungen nicht durch Entsendung von Rednern unterstützt habe, während man es ihr von der anderen Seite zum Vorwurf machte, daß ihre Mitglieder bei wichti-

gen Abstimmungen im Parlamente gefehlt hätten. Beides ist als Thatsache richtig; einen Vorwurf daraus abzuleiten, scheint aber hart, wenn man den Verhältnissen Rechnung trägt, unter denen die sozialdemokratischen Mitglieder der Kammer ihrer Sache dienen. Die Partei zahlt keine Diäten und kein einziger Abgeordneter ist in der Lage, von seinen Renten leben zu können. Fast Alle fesselt ihr Beruf außerhalb der Hauptstadt. Man kann mit Recht sagen, daß sie einen nicht unbedeutenden Theil ihres Lebens in der Eisenbahn verbringen. Diese von Agnini, Costa u. A. betonten Schwierigkeiten, die den meisten Parteigenossen nicht unbekannt waren, wurden anerkannt und ein Antrag auf Subvention der Abgeordneten aus der Parteikasse gestellt. Es gelangte denn auch mit geringer Mehrheit eine Resolution zur Annahme, nach der monatlich 350 Lire der Fraktion überwiesen werden sollten, damit stets mindestens ein sozialdemokratischer Abgeordneter im Parlament anwesend sei. Es ist nun gewiß begreiflich, wenn die Parteigenossen ihre Vertreter nicht nur als zur Demonstration gegen die bürgerlichen Parteien gewählt betrachten, sondern wünschen, durch ihr Wort und ihre Stimmen Einfluß auf die Thätigkeit des Parlamentes zu gewinnen; dennoch scheint mir die Annahme dieser Resolution ein Mißgriff. Bei dem Stande der Finanzen der italienischen Partei ist eine Mehrausgabe von 350 Lire monatlich nur mit großen Opfern möglich. Sollen diese Opfer gebracht werden, so wäre es doch wohl angezeigter, ihre Früchte der Propaganda inmitten der Arbeiterschaft — auch die Thätigkeit in der Kammer ist propagandistisch, aber vorwiegend in bürgerlichen Kreisen — zuzuwenden. Es fehlt so sehr an materiellen Mitteln der Propaganda, — darf man ihr da wirklich zu Gunsten der „praktischen Reformarbeit im Parlament" eine für die hiesigen Parteiverhältnisse nicht unwesentliche Summe entziehen, so lange die in der Kammer von den Sozialdemokraten erzielten praktischen Erfolge so verschwindend gering sind? Die ideellen Erfolge, die darin liegen, daß in der sogenannten Volksvertretung von einer Minderheit wirklich das Volk vertreten und furchtlos Kritik an den bestehenden Einrichtungen geübt wird, bleiben auch ohne Subvention erhalten. Was die Abgeordneten bisher an persönlichen Opfern gebracht haben, werden sie auch weiter bringen. Mit einer wachsenden finanziellen Festigung der Partei muß selbstverständlich eine Entschädigung der Parlamentsmitglieder für ihre Thätigkeit angestrebt werden. Heute ist, meines Erachtens, auch der geringe Anfang, der mit der Annahme der Resolution gemacht wird, verfrüht, er wird sich in seinen praktischen Resultaten als verfehlt erweisen und ist, trotz seiner anscheinenden Unbedeutenheit, symptomatisch für das Ueberhandnehmen einer Richtung, von der ich fürchte, daß sie der Partei verderblich werden wird.

Die selbe Richtung trug in der Frage der Organisation den Sieg davon. Psychologisch interessant ist die Thatsache, daß es gerade zwei Arbeiter

waren, die am Lebhaftesten für eine Organisation auf elektoraler Basis eintraten, wie sie auf dem Kongresse von Parma unter dem Drange der Umstände beschlossen worden war. Lazzari aus Mailand, der Referent, und Chiesa aus Genua wandten sich heftig dagegen, daß man die Gewerkschaften (leghe di resistenza) bei persönlichem Beitritt ihrer Mitglieder zur Partei in die Parteiorganisation einbegriffe. Sie verlangten den Beitritt in den Wahlverein. Daß gerade Arbeiter, denen die Wichtigkeit des wirthschaftlichen Kampfes doch klar sein sollte, diesen Standpunkt vertreten, beweist keineswegs, die italienische Arbeiterschaft sei zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr Heil im Parlamentarismus liege. Dazu hat sie einen viel zu klaren Blick und zu viel gesunden Menschenverstand. Es beweist nichts Anderes, als daß der Arbeiter als Individuum auch nicht gegen das Gift persönlichen Ehrgeizes immun ist. Die große Masse der Arbeiterschaft erkennt instinktiv den richtigen Weg, der Einzelne aber unterliegt dem Einflusse des veränderten Milieus, wie es das politische Treiben der großen Städte dem intelligenten Arbeiter bietet. Ein Antrag Bissolatis, der wenigstens an Stelle der „Wahlvereine“ (gruppi elettorali) als kleinster Einheit der Parteiorganisation politische Vereine setzen wollte, wurde mit geringer Mehrheit abgelehnt. „Wir sind jetzt nur noch eine Abgeordnetenfabrik“, sagte mir einer der ältesten und thätigsten italienischen Sozialdemokraten. Und in der That, darauf läuft es hinaus. Wenn nicht die Thatsachen mächtiger wären als die Meinungen, so würde die Annahme einer solchen Resolution den Selbstmord der sozialdemokratischen Partei Italiens als einer alle Zweige nicht nur des politischen, sondern auch des wirthschaftlichen und sittlichen Lebens umfassenden und durchdringenden Partei bedeuten. Aber durch Resolutionen ist diese Partei nicht umzubringen. Wohl ist es bedenklich, daß man einen solchen Antrag annehmen konnte in einem Lande, wo noch nicht das allgemeine Wahlrecht besteht und dessen zahlloses ländliches Proletariat aus seiner unsäglichen Verelendung sich nicht aufraffen wird, um an die Wahlurne zu gehen, aber sehr wohl für Kooperativ- und Gewerkschaftvereine zu gewinnen ist, die eine — wenn auch noch so geringe — wirthschaftliche Hebung ermöglichen. Ungefährlich ist es nicht, wenn von einem Parteitag eine Taktik beschlossen wird, die etwas Aehnlichkeit mit dem Vorgehen eines Menschen zeigt, der einen Thermometer in heißes Wasser senkt, um das Wetter wärmer zu machen; die Gewinnung von Mandaten als Zweck einer sozialdemokratischen Partei in einem Lande, das so geringe Garantien für eine vom legislativen Körper ausgehende Reformbewegung hat wie Italien, ist ein Unding. Aber deshalb wird auch die Partei von dem falschen Wege zurückkehren oder selbst bei einer formellen Aufrechterhaltung des Beschlusses wird die Gewalt der Thatsachen sie zwingen, über die ihrer organischen Entwickelung künstlich gesteckte Grenze hinauszuwachsen.

Während die Partei sich durch eine Organisation auf rein elektoraler

Basis selbst den Wirkungskreis einengt, handelt es sich bei der Frage nach ihrem Verhalten gegenüber der Landbevölkerung um das Erschließen neuer Agitationgebiete. Konsequenter Weise konnte nach der Annahme der Resolution Lazzari nur über Aenderungen im Minimalprogramm diskutirt werden. Bissolati aus Cremona gab im Namen der dreigliederigen Kommission, die mit dem Studium der Agrarverhältnisse beauftragt worden war, einen klaren, nothgedrungen sehr summarischen Bericht über die Lage der ländlichen Arbeiterbevölkerung. Er kam zu dem Schlusse, daß die Mehrzahl der kleinen Grundbesitzer bei der intensivsten Ausnutzung der eigenen Arbeitkraft und der ihrer Familie nur mit Zuhilfenahme des Nebenverdienstes, den Hausgewerbe abwerfen, ihr Dasein fristen können. Mit dem Verfall dieser Gewerbe, wie ihn die Großindustrie eingeleitet hat, erfolgt unfehlbar das Sinken des Kleinbauern in das Lohnproletariat, dessen Lebenshaltung er schon heute theilt. Größere Widerstandskraft zeigt die Klasse der Mezzadri, aber auch dieses vielgepriesene System vermag den Kampf mit dem landwirthschaftlichen Großbetrieb nur dadurch auszuhalten, daß es die menschenwürdige Existenz des Arbeiters darangiebt. Die beliebten Bewirthschaftungmethoden, bei denen die Theilhaberschaft des Arbeiters an dem Ertrage einer bestimmten Kultur den Schein einer Interessengemeinschaft zwischen Besitzer und Arbeiter erweckt, stellen eine raffinirte Form der Ausnützung dar. Diese drei Kategorien werden durch die Macht der wirthschaftlichen Entwickelung: durch die Konkurrenz des inländischen und ausländischen Großbetriebes mit Maschinenbewirthschaftung, durch die bei intensiver Kultur, wo diese nicht von Kapitalien unterstützt wird, unausbleibliche Erschöpfung des Bodens, zu der Noth und Unwissenheit den Bauern zwingen, und durch andere Umstände dem Untergange entgegen getrieben. An ihre Stelle tritt die eine Klasse der ländlichen Lohnarbeiter. Dem gegenüber ist die Stellung der sozialdemokratischen Partei Italiens deutlich gegeben. Ihre Vertreter werden die Mittel, durch die die bürgerlichen Parteien die Agonie des Kleinbesitzes künstlich verlängern, als da sind: Zerstückelung und Vertheilung der Gemeindeländer, ländliche Sparkassen, Schutzzölle u. s. w., bekämpfen, sie werden auf die Abschaffung der Frohndienste und Sonderleistungen, die die Mezzadria noch heute erhalten hat, hinwirken und dem Mezzadro wie dem Kolonen durch Aufklärung über seine Lage zum Bewußtsein bringen, daß ihm als Lohnarbeiter ein menschenwürdigeres Dasein wird, als seine jetzigen Pachtverträge ihm sichern, die die ganze Familie zu theilweise unbezahlter Arbeitleistung zwingen. Man sieht: Das sind Winke für den ländlichen Agitator und für die Parlamentsfraktion; es handelt sich nicht um Grundlinien eines besonderen Agrarprogrammes. Nur in der verlangten Unterstellung des Landarbeiters unter die Arbeiterschutzgesetze liegt eine programmatische Forderung, die aber der Landbevölkerung nichts Anderes verspricht als das für die anderen Arbeiter schon Erkämpfte.

In diesen von der Kommission gemachten und vom Kongreß gebilligten Vorschlägen finden wir keine der Tendenzen wieder, die gegen das Agrarprogramm der deutschen Partei beim breslauer Parteitag die „dreifach Revolutionären“ so sehr in Harnisch brachten. Es macht sich kein Bestreben geltend den Kleinbauern als Solchen in die Partei zu ziehen und so das Prinzip des Klassenkampfes zu negiren; auch staatssozialistische Neigungen kann man der Kommission nicht vorwerfen, wenn man sie nicht etwa schon in der Forderung einer „Verstaatlichung der Viehversicherung“ sehen will. Deshalb unterblieben auch in der Diskussion prinzipielle Erörterungen; aber die Mannichfaltigkeit der gemachten praktischen Vorschläge, die je nach den verschiedenen Landschaften, auf die sie sich bezogen, grundverschieden waren, gab deutlich zu erkennen, daß sich eine so wichtige Angelegenheit, wie die Agrarfrage, summarisch nicht abthun lassen wird. Freilich liegt auch in dieser Vielgestaltigkeit ein Fingerzeig dafür, daß die Landschaftkongresse zur Lösung dieser Frage berufener sein dürften als der Nationalkongreß, da die nationale Agrarfrage in eine Anzahl provinzialer Fragen zerfällt.

Was die Frage des Agrarprogrammes im vorigen Jahre für die deutschen Sozialdemokraten in Breslau wurde: eine Prinzipienfrage von größter Bedeutung, Das war die Frage der Taktik bei den Parlaments- und Gemeindewahlen für den Kongreß von Florenz. Ist, falls kein Parteikandidat aufgestellt ist, einer der anderen Kandidaten zu unterstützen, etwa der Republikaner dem Klerikalen gegenüber? Transigenz oder Intransigenz: so lautete der Schlachtruf. Referent über dieses Thema war der den Lesern der „Zukunft“ bekannte Professor Enrico Ferri, dessen Ansichten den Delegirten in einer kleinen Broschüre unterbreitet worden waren. Im Prinzip hält Ferri die Intransigenz nur für geboten, so weit es sich um eine junge Partei handelt, die durch eine Verbindung mit ferner stehenden Elementen von ihrer Individualität einbüßen könnte. Die von Ferri vorgeschlagene Tagesordnung schreckt trotzdem vor völliger Intransigenz noch zurück. Gegenüber Kandidaten bürgerlicher Parteien wird Wahlenthaltung zur Pflicht gemacht, aber bei den Stichwahlen steht es frei, dem Kandidaten seine Stimme zu geben, der das Minimalprogramm der Partei annimmt. Während der von Sambuco, Mombello, Talamini, Beardo und Del Maio unterzeichnete Antrag, der jede Unterstützung eines nicht von der Partei aufgestellten Kandidaten ausschloß, nur 83 Stimmen erhielt, ging Ferris Resolution mit 174 Stimmen durch. Es bliebe also im Wesentlichen bei den Beschlüssen von Parma, wenn sich nicht die Intransigenz durch ein Hinterthürchen noch eingeschlichen hätte, — eine Thatsache, die in allen mir bis heute vorliegenden Berichten deutscher Zeitungen unerwähnt bleibt. Durch das Amendement Podrecca, bei dessen Abstimmung es zu einem wirklichen Tumult kam, wurde hinzugefügt, daß der bei den Stichwahlen in

Frage kommende Kandidat „einer politisch organisirten Partei angehören muß“. Damit ist die praktische Bedeutung der Betheiligung der Sozialdemokraten an den Stichwahlen auf ein Minimum reduzirt, da an politisch organisirten Parteien nur die Klerikalen in Betracht kommen. So ist — auf Umwegen — doch im Beschluß des Kongresses der Wille der sozialdemokratischen Arbeiterschaft theilweise zum Ausdruck gekommen, die in zehn von elf der Congressi regionali sich für absolute Intransigenz ausgesprochen hatte. Abgesehen von seinen praktischen Folgen hat dieser Beschluß eine große prinzipielle Bedeutung, insofern er das Prinzip des Klassenkampfes einem opportunistischen Streben gegenüber hoch hält. Dem tiefer blickenden Beobachter kann es nicht befremdend erscheinen, daß die Intransigenten sich im Wesentlichen deckten mit Denen, die die Hauptkraft der Partei der politischen Bewegung zugewiesen wissen wollen. Hört man auf, in der Zahl der parlamentarischen Vertreter einen Gradmesser der Kräfte der Partei zu sehen, sondern sieht in ihr die Kraft selbst, so folgt aus dieser Auffassung, daß alle sich darbietenden Mittel zur Erlangung von Mandaten benützt werden, also auch Stimmen von Nichtsozialisten willkommen sind. Denn Transigenz bedeutet nicht nur die Wahlunterstützung „verwandter“ Parteien, sondern auch die Annahme ihrer Gegenleistung: eine Hand wäscht die andere, aber eine besondere „Reinlichkeit“ wird im politischen Leben auf diese Art selten erzielt.

Damit sind die Theile der Tagesordnung, die ein internationales Interesse boten, erledigt. Wenden wir uns von dem Gang der Verhandlung ab und schenken den Menschen einige Aufmerksamkeit, wenigstens so weit es sich um Vertreter des sozialistischen Gedankens handelt, deren Name bis nach Deutschland gedrungen ist, so muß das erste Interesse Costa gehören, dem Präsidenten des Kongresses. Der Romagnole mit dem gedrungenen Körper, dem Stiernacken und den energischen Zügen verräth schon durch sein Aeußeres Etwas von der riesigen Willenskraft, die er in seinem politischen Leben bewiesen hat und im kleinen Rahmen als Präsident einer solchen Versammlung an den Tag legt. Seine Donnerstimme übertönt den größten Lärm, seine klare, knappe Rede, der man oft die zurückgedämmte innere Erregung anhört, schafft immer wieder Ordnung und Besonnenheit. Wenn man es ihm nicht zu toll treibt, bleibt er liebenswürdig und guter Dinge und trägt das ihm auferlegte Märtyrerthum — Das ist die Präsidentschaft bei einer Temperatur von über 38 Grad Celsius — mit bewundernswerthem Humor. De Felice, über den der Kongreß zu Gericht saß, nimmt durch sein Aeußeres nicht für sich ein: die Erscheinung ist die eines Handelsreisenden, die künstlich sanfte und ölige Rede hat etwas Affektirtes. Es macht nervös, wenn Jemand auf Anklagen, wie man sie ihm entgegenschleudert, so honigsüß antwortet. An Crispis Stelle hätte ich mir ein anderes Opfer

ausgesucht, um es für zwanzig Jahre auf die Galeere zu schicken. Eine der sympathischsten Erscheinungen der ganzen Versammlung dagegen ist der Abgeordnete Prampolini. Es liegt so viel wirkliche Güte in dem wohlgeformten, ernsten Gesicht, daß man die Gefühle der Liebe versteht, mit der seine Genossen an ihm hängen. Der Arbeiter fühlt in dem schlichten Manne, der nie mit hohen Worten nach dem Effekt hascht, dem selbst sein Todfeind nicht persönlichen Ehrgeiz vorwerfen kann, den Gesinnungsgenossen, der seine ganze Kraft in den Dienst einer großen Sache gestellt hat und fast sich selbst dabei vergißt. Weiter sehen wir Ferri, den man für einen Künstler halten könnte. Die hohe, schlanke Gestalt ist mit gesuchter Nachlässigkeit gekleidet. Durch einen wahren Wald von schwarzen Locken wird die Eigenthümlichkeit der Schädelbildung, die in dem Mangel an Entwickelung des Hinterkopfes liegt, fast verdeckt. Das blasse Gesicht mit großen blauen Augen wäre schön zu nennen, wenn man die Gezwungenheit des Ausdruckes einen Augenblick vergessen könnte; der Redner Ferri schüttelt den Zwang freilich ab und reißt hin durch eine wahrhaft gewaltige Beredsamkeit.

Unter den vielen charakteristischen und auffallenden Köpfen konnte man in dem großen Saale leicht einen Mann übersehen, der dem flüchtigen Beschauer nichts Merkwürdiges bietet: eine hagere, hohe Gestalt, ein blasses Gesicht mit aschblondem Haar und matten, von einer Brille bedeckten Augen, — den Typus eines deutschen Schulmeisters. Es ist Ferrero, der Schüler Lombrosos, ein Mann, dessen Ruf trotz seiner Jugend über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus reicht. Man sehe sich sein Gesicht näher an, dann ist es nicht mehr das eines harmlosen Schulmeisterleins; es ist das Gesicht eines Menschen, dem Eines gewiß ist: der Erfolg. Nicht, daß aus ihm der Strahl des Genius leuchtete, — nein: es drückt nur eine unendliche Anpassungfähigkeit an das Milieu aus, in dem sich in der heutigen Gesellschaft der Kampf um die Existenz abspielt. Wer diesen Gesichtsausdruck hat, kommt nicht zu kurz in dem Kampfe. Mag nichts an ihm hervorragend sein als die Fähigkeit, aus Allem eine Stufe zum Emporklimmen zu machen: solche Menschen bringen es zu Etwas und es ist eine bittere Ironie, daß man dann gerade sie als Beispiel anführt, um den Satz zu beweisen, daß „das Genie sich immer durchringt“. Unter den vier anwesenden Frauen will ich noch der Frau Anna Koulisioff gedenken, der langjährigen Lebens- und Arbeitgefährtin Turatis. Obwohl sie Russin von Geburt ist, hat sie von allen in der italienischen Bewegung stehenden Frauen am Meisten gearbeitet und ihr Einfluß auf die Partei in Mailand macht sich eben so geltend wie die erstaunliche persönliche Wirkung, mit der sie fast Alle, die sich ihr nahen, in ihren Bannkreis zieht. Schweres körperliches Leiden hat die Schönheit der am Ende der dreißiger Jahre stehenden Frau zu früh untergraben, aber aus

den klassisch regelmäßigen Zügen sprechen großer Scharfsinn und die eiserne Energie, mit der sie ihr Leben zu gestalten und ihr Tagewerk zu thun versteht. Es finden sich noch so manche Gestalten, denen man gern einige Augenblicke der Beachtung schenkte. Alle sind Vertreter einer Weltanschauung, die einem Theil der Menschheit als Thorheit und Phantasterei, Anderen als frevelhafter Rebellensinn und verbrecherische Begehrlichkeit, nur Wenigen als die Weltanschauung der Zukunft erscheint. Keiner von ihnen wird das gelobte Land sehen, Alle wissen es und meinen doch nicht, auf verlorenem Posten zu stehen. Man urtheile über das von ihnen erstrebte Ziel, wie man will, man unterwerfe die Mittel, mit denen sie sich ihm zu nähern suchen, der schärfsten Kritik: ihr Thun ist Stückwerk und — der letzte Kongreß hat es deutlich gezeigt — ihr Vorwärtsschreiten ist ein langsames Tasten auf mancherlei Irrwegen, aber man hüte sich, die Lauterkeit ihrer Ideale anzuzweifeln, weil sich auch in die Reihen der Sozialdemokratie persönliche Interessen eingeschlichen haben. Mit dem spöttischen Achselzucken des Skeptikers ist die Thatsache nicht abgethan, daß in einer Zeit, die fast an allen Idealen bankerott ist, eine kleine Schaar Verfolgung und Ungerechtigkeit, Verbannung und Zuchthaus auf sich nimmt, um einer Idee willen. Es steht traurig um eine Gesellschaft, die diese Form sublimer Unklugheit nicht mehr versteht.

Genua, am fünften August 1896. Oda Olberg.



Malaria.

Ihr glaubt, sie mit Händen greifen zu können ... sie steigt aus der dampfenden Erde weit und breit bis zu den fernen Bergen, die sie einschließen und deren Häupter zwischen Agnone und Mongibello mit Schnee gekrönt sind ... sie lastet über der Ebene, gleich der schwülen Sommerhitze im Juli. Heißglühend geht die Sonne über jenen Gefilden auf und unter, das blasse Licht des Mondes leuchtet darauf hernieder, die Nebel ballen sich zu einem Heer gespenstischer Gestalten, es entstehen und vergehen die Vögel und die weißen Margueriten des Frühlings, trostlos erscheint der von der Hitze versengte Erdboden; in langen Zügen ziehen die Schäfchen der Herbstwolken darüber hin und der Fluß schleicht wie flüssiges Metall zwischen den öden, ausgewaschenen und mit Kieselsteinen übersäten Ufern einher; im Hintergrunde liegt glatt und unbeweglich der See von Lentini, ein stehendes Gewässer mit flachen Geländen, ohne jede Barke, ohne einen einzigen Baum an seinen Ufern. Auf dem steinigen Boden weiden träg ein paar Büffel mit zottigem Fell, das bis an die Brust mit Schlamm bespritzt ist. Wenn der Klang der Heerdenglocke in der schweigenden Einsamkeit ertönt,

flattern die Bachstelzen hinweg; und sogar der Hirt, dessen Gesicht fiebergelbe Hautfarbe zeigt und dessen Kleidung mit dem weißen Staub der Straße bedeckt ist, öffnet einen Augenblick die geschwollenen Lider und hebt den Kopf im Schatten der dürren Binsen. Malaria ists, die Ihr mit jedem Bissen Brot hinunterschluckt. Ihr athmet sie ein, wenn Ihr den Mund aufthut, um zu sprechen, wenn Ihr mit schlotternden Knien die von Staub und Sonnengluth geschwängerten Straßen entlang zieht oder Euch mit gesenktem Haupte auf dem Sattel des im Paßschritt gehenden Maulthieres festklammert.

Umsonst versuchen sich Lentini, Frankofonte und Paterno wie Schafe einer verstreuten Heerde auf die wenigen Hügel zu retten, die sich aus der Ebene erheben, umsonst umgeben sie sich mit Orangenhainen, Weinlauben und immer grünen Nutzgärten; die Malaria packt die Einwohner in den entvölkerten Straßen und nagelt sie fest an der Schwelle der Häuser, deren Kalk von der Sonnengluth abbröckelt; unter ihrem Mantel, ja, unter allen Decken des Bettes zittern sie im Fieberschauer.

Drunten in der Ebene sind die Häuser selten und gewähren einen traurigen Eindruck; längs der von der Sonne verbrannten Straße, zwischen zwei rauchenden Düngerhaufen, lehnen sie sich an die baufälligen Dächer der Ställe, in denen mit erloschenem Blick vor leerer Krippe die Arbeitpferde des Wechsels harren. Am Seegestade steht, mit einem verwischten Schild über dem Eingang und großen, öden, unsauberen Zimmern, eine Osteria; auf der Schwelle schlummert zusammengekauert der Wirth mit verbundenem Kopfe, um bei jedem Erwachen in das trostlose Land hinauszuschauen, ob nicht ein durstiger Wanderer sich nahe. Einige weiße Holzhäuschen, von vier grauen, verkümmerten Eukalyptusbäumen eingerahmt, stehen an der Bahnlinie, durch welche die Ebene haarscharf in zwei Theile geschnitten wird. Dort saust der Zug pfeilschnell vorüber, die Lokomotive schnaubt und pfeift, wie der Sturmwind im Herbst, und sendet nachts feurige Funken herüber. Da und dort liegen einige Meierhöfe, deren Grenzen von einem halb in die Erde eingesunkenen Markstein bezeichnet sind; die Dächer der Häuser sind von außen gestützt, die Fensterrahmen geborsten; vor der halbverfallenen Tenne im Schatten eines großen Strohhaufens schlafen die Hühner, den Kopf unter den Flügel versteckt; mit vollem Maul senkt der Esel müde das Haupt zur Erde, mißtrauisch richtet sich der Hund auf und bellt den Stein an, der sich von der Kalkwand löst, die Eidechse, die über den Weg gleitet, das Blatt, das in der schweigenden Landschaft raschelt. Abends, wenn die Sonne sinkt, sieht man vor den Thüren der Häuser sonnenverbrannte Männer, mit breitkrämpigem Strohhut, in weiten Leinwandbeinkleidern, müde Männer, die gähnend die Arme recken; halbnackte Frauen, mit braunen Schultern, stillen ihre blassen, verkümmerten Kinder, von denen man nicht begreift, wie sie groß und kräftig werden, wie sie im Stande sein sollen, im Grase umherzukriechen, wenn der Winter wiederkehrt, wo der blaue Himmel und die Landschaft weit und breit in mildem Sonnenschein lacht. Eben so wenig begreift man, wo und warum alle diese Leute dort wohnen, die sonntags zur Messe in die kleinen, mit indischen Feigenhecken umgebenen Kirchen kommen, so weit der Klang der zersprungenen Glocke in die endlose Ebene zu ihnen hinaustönt ...

Ja, wo die Malaria haust, da ist eben gottgesegneter Boden. Im Juni

biegen sich die Aehren unter der Last ihrer Körner und die Furchen dampfen, als ob sie Blut in den Adern hätten, wenn die Pflugschar sie im November durchschneidet. Darum muß auch, wer da säet und wer da erntet, selbst wie eine reife Aehre fallen, denn der Herr hat gesagt: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen." Wenn der Fieberschweiß einen Menschen auf das Maisstrohlager dahinstreckt und ihm weder Schwefel noch Eukalyptusabkochungen mehr helfen können, dann laden die Anderen ihn, so gut sie es eben vermögen, auf den Heukarren, binden ihn auf den Sattel eines Maulthieres oder auf einer Leiter fest, mit einem Sack über dem Gesicht, und bringen ihn hinaus nach der kleinen, einsamen Kirche, wo sie ihn unter den stacheligen indischen Feigen betten, deren Früchte Niemand genießen mag. Dort bilden die Frauen einen Kreis um ihn und weinen, die Männer schauen zu und rauchen ihr Kraut.

So haben sie auch den Aufseher von Valsavoia hinausgetragen. Er hieß Massaro Croce; dreißig Jahre war es nun her, seit er angefangen hatte, Schwefel und Abkochungen von Eukalyptus hinunterzuschlucken. Im Frühling ging es ihm meist besser, aber wenn im Herbst die Schäfchen am Himmel wieder vorüberzogen, verband er sich den Kopf mit einem Tuch und ließ sich nur einen Tag um den anderen auf seiner Schwelle sehen, bis er endlich zu Haut und Knochen abgemagert war und einen Leib wie eine Trommel hatte. Nun nannten sie ihn „die Wespe", — wegen seines scheuen, unruhigen Benehmens und wegen seiner erloschenen, hervorquellenden Augen. Als es mit ihm zum Sterben ging, sagte er: „Bildet Euch nur nicht ein, daß der Padrone Etwas für meine Kinder thun wird!" Und mit seinen großen, erstaunten Augen betrachtete er noch einmal jeden Einzelnen von den Menschen, die sein Bett umstanden. Sie hielten ihm das Licht unter die Nase. Der Onkel Menico, der Schafhirt, der sich darauf verstand, sagte, seine Leber müsse hart und schwer wie ein Stein sein. Irgend Jemand fügte hinzu: „Das ist ihm jetzt schon ganz gleichgiltig! Er hat sich auf Kosten des Padrone bereichert und seine Söhne brauchen Niemanden! Glaubt Ihr, er habe den Schwefel und die Malaria dreißig Jahre lang nur für die schönen Augen seines Herrn heruntergeschluckt?"

Gevatter Carmine, der Wirth am See, hatte auf gleiche Art seine fünf Kinder, eins nach dem anderen — drei Knaben und zwei Mädchen — verloren. Die Mädchen, — Das wäre noch zu verschmerzen. Aber die Knaben starben gerade in dem Alter, wo sie erwachsen waren und sich ihr Brot selbst verdienen konnten. Jetzt wußte er nur zu gut Bescheid, und als sein letzter Knabe dem Fieber erlag, das zwei oder drei Jahre in ihm gewühlt hatte, gab er nicht einen Pfennig mehr für Schwefel und Eukalyptusabkochungen aus, sondern stärkte ihn mit gutem Wein und bereitete alle erdenklichen leckeren Gerichte, um den Appetit des Kranken zu reizen. Morgens ruderte er mit der Barke hinaus, um zu fischen, und kehrte schwer beladen mit Karpfen und armdicken Aalen heim; dann bat er den Sohn, vor dessen Bett er bekümmert stand, mit Thränen in den Augen: „Da! Iß!" Was zu viel war, nahm Nanni, der Fuhrmann, zum Verkauf mit in die Stadt.

Der See nährt uns und zehrt uns, pflegte Nanni zu sagen, wenn er Gevatter Carmine im Verborgenen weinen sah. Was ist da zu machen, lieber Freund? Der See hatte ihm einen schönen Batzen Geld eingebracht. Und in

der heiligen Weihnacht, zu der Zeit, wo die Aale sich gut verkauften, saß man in dem Haus in fröhlichem Kreise bei Maccaroni, Knackwurst und anderen Gottesgaben um das Feuer herum, während draußen der Wind heulte, gleich einem Wolf, der Hunger und Kälte leidet. So trösteten sich die übrig Gebliebenen über die Dahingegangenen. Aber nach und nach lichteten sich ihre Reihen so, daß die Mutter von all dem Herzeleid niedergebeugt einherging und der Vater, nach wie vor dick und fett, auf der Schwelle stand und dem Hause den Rücken kehrte, um nicht die großen, öden Zimmer sehen zu müssen, in denen früher seine Buben arbeiteten und sangen. Der letzte Sohn wollte durchaus nicht sterben, er weinte und gerieth in Verzweiflung, als ihn das Fieber packte, und stürzte sich aus Todesangst in den See. Aber der Vater, der schwimmen konnte, fischte ihn wieder heraus und schalt ihn wegen des kalten Bades, das ihm das Fieber schlimmer wiederbringen werde, als es vorher gewesen war. „Ach!“ schluchzte der junge Mann, und griff sich mit den Händen in die Haare, „für mich giebt es keine Rettung mehr! Ich weiß es, ich bin verloren!“ „Genau wie seine Schwester Agathe, die wollte auch nicht sterben, weil sie Braut war“, bemerkte Gevatter Carmine zu seiner Frau, die neben dem Bett saß; und sie, die das Weinen seit langer Zeit verlernt hatte, nickte nur bejahend mit dem Kopfe, — nach vorn übergebeugt, wie eine Weide vor dem Sturm.

Zusammengeschrumpft, wie sie war, trotzten sie und ihr feister Mann allein der Krankheit und einsam blieben sie im Hause zurück. Nicht über Alle hat die Malaria Macht. Manchmal entgeht ihr Einer und wird hundert Jahre alt, wie Cirino, der Blödsinnige, der weder Dach noch Fach, weder Geld noch Gut, weder Vater noch Mutter, weder Brot noch Wein besaß und den man weit und breit auf vierzig Meilen im Umkreise kannte; zog er doch von einem Pachthof zum anderen, half die Ochsen hüten, Dünger tragen, die gefallenen Thiere ausweiden und die niedrigsten Dienste verrichten; sein Lohn dafür waren Fußtritte und ein Stück Brot. Er schlief in den Gräben, auf den Hügeln, in den Feldern, hinter einer Hecke, unter den vorspringenden Dächern der Ställe und lebte von der Barmherzigkeit, wie ein herrenloser Hund, ohne Hemd und ohne Joppe, nur mit einem zerfetzten Beinkleid angethan, das ein Strick ihm auf den mageren, braungebrannten Hüften festhielt; mit heller Stimme vor sich hinsingend, zog er seines Weges unter der heißen Sonne, die ihre sengenden Strahlen auf sein unbedecktes Haupt herniedersandte. Er nahm weder Schwefel noch andere Medizin ein, über ihn hatte das Fieber seine Gewalt verloren. Hundertmal hatten sie ihn auf der Straße für tot aufgelesen; endlich hatte die Malaria ihn verlassen, weil sie nicht wußte, was sie mit ihm anfangen sollte. Nachdem sie an seinem Körper gezehrt und sein Verstand durch sie gelitten hatte, verließ sie ihn; vergnügter als ein Osterlamm blieb er zurück und sang noch zufriedener als sonst, — wie eine Grille im warmen Sonnenschein.

Am Liebsten hielt sich der Blödsinnige hinter den Stallungen von Valsavoia auf, weil dort Leute vorüberkamen und er dann meilenweit mit dem Schrei: Uh! Uh! hinter ihnen herlief, bis sie ihm zwei Centesimi zuwarfen. Der Dorfwirth nahm ihm die Centesimi ab und gestattete ihm dafür, nachts auf dem Stroh bei den Pferden zu schlafen; wenn diese dann Hufschläge austheilten, lief Cirino und weckte den Padrone mit seinem halbwilden Schrei, morgens aber

striegelte und fütterte er die Thiere. Später zog ihn die Eisenbahn an, die in der Nähe gebaut wurde. Die Wagen und Fußgänger auf der Straße waren seltener geworden und der Blödsinnige, der nicht wußte, was er davon denken sollte, schaute Stunden lang in die Luft, dem Flug der Schwalben nach, und blinzelte mit den Augen, wenn die Sonne ihn daran hindern wollte. Als er zum ersten Male all die Menschen in den Wagen des vorbeifahrenden Zuges zusammengepfercht sah, schien es, als ob er die Wahrheit errriethe. Und von jetzt ab erwartete er jeden Tag den Zug, ohne sich auch nur eine Minute zu verspäten, als ob er eine Uhr im Kopfe hätte; und während der Zug an ihm vorbeisauste, ihm Asche und Rauchwolken ins Gesicht jagend, lief ihm Cirino mit erhobenen Armen nach und brüllte im Ton des Zornes und der Drohung: Uh! Uh! . . .

Auch der Dorfwirth schüttelte, wenngleich schweigend, jedesmal mißbilligend den Kopf, wenn der Zug an ihm vorübersauste; dann warf er einen Blick auf die verödete Gaststube und die unberührten Gläser. Im Anfang gingen die Geschäfte so gut, daß er vier Frauen, eine nach der anderen natürlich, geheirathet hatte; nun nannten sie ihn den „Frauenmörder“ und meinten, er habe ein so hartes Fell bekommen, daß er gern die fünfte geheirathet hätte, wenn die Tochter Massaro Turi Oricchiazzas ihm auf seine Anfrage hin nicht hätte antworten lassen: „Gott soll mich bewahren! Ich wollte diesen Christenmenschen nicht, und wenn er von Gold wäre! Der zehrt ja den lieben Nächsten auf, wie ein Krokodil!“ Aber Das war nicht wahr, daß sein Gewissen verhärtet sein sollte, denn als ihm Gevatterin Santa — die dritte Frau — gestorben war, brachte er den ganzen Tag keinen Bissen Brot und keinen Schluck Wasser hinunter und vergoß, auf der Bank der Osteria zusammengekauert, ein paar regelrechte Thränen. „Diesmal will ich aber Eine heirathen, die an die Malaria gewöhnt ist,“ hatte er nach diesem Ereigniß gesagt; „ich will nicht mehr unter solchem Mißgeschick zu leiden haben.“ Die Malaria hatte ihm seine Frauen hinweggerafft, ihn aber verschonte sie, bis er alt und mürrisch wurde, und man begriff nicht, wie dieser Mann, der einen solchen Menschenverbrauch entwickelte, noch den Muth gefunden hatte, eine vierte Frau zu nehmen. Trotzdem hatte er sich jedesmal eine junge und appetitliche ausgesucht, denn ohne Frau kann eine Wirthschaft nicht bestehen und deshalb hatten die Gäste sich verzogen.

Jetzt blieb ihm als letzter Gast nur noch Gevatter Mommu, der Wärter aus der benachbarten Bahnbude, der in den Zwischenzeiten, die sein Dienst ihm freigab, bei ihm sein Gläschen trank und sich zu ihm auf die Bank neben der Hausthür setzte, wobei er seine Schuhe in der Hand hielt, um den Füßen ein Ausruhen zu gönnen. „Den verschont nun die Malaria,“ dachte der „Frauenmörder,“ ohne aber seinen Gedanken laut werden zu lassen, denn wenn die Malaria alle Bahnbeamten wie die Fliegen dahingerafft hätte, dann wäre eben Niemand da, der die Eisenbahn in Betrieb setzte. Dem Aermsten war das Dasein vergiftet, hatte er doch zwei gewaltige Feinde in der Welt: die Eisenbahn, die ihm seine Gäste raubte, und die Malaria, die ihm seine Frauen entriß. Alle Anderen, die in der trostlosen Ebene wohnten, hatten wenigstens Augenblicke innerer Befriedigung, wenn sie auch daheim einen Kranken in dem ärmlichen Bett liegen hatten, der nach und nach seiner Auflösung entgegenging, oder wenn der Fieberschauer sie auf der Schwelle packte, trotz dem dichten Mantel, den sie

sich um die Schultern gehängt, und dem wärmenden Tuch, das sie sich um den Kopf gebunden hatten. Sie freuten sich der aufkeimenden Saat, die fruchtbar in weichem Grün sammetgleich emporschoß, der Aehren, die wellenförmig im Winde wogten wie ein Meer, sie lauschten den langen Wechselgesängen der Schnitter, die überall in den Feldern lange Reihen bildeten, wie Soldaten. Aus jedem engen Gäßchen ertönte der Dudelsack und hinter ihm her kamen aus Calabrien Schwärme von Landleuten, um bei der Ernte zu helfen; staubbedeckt, unter der schweren Last des Rucksackes keuchend, schritten sie einher, die Männer an der Spitze, die Frauen am Ende des Zuges; müde senkten sie das erhitzte Gesicht und ihr Blick folgte der unabsehbaren Straße. Und auf dem Rand eines jeden Grabens, hinter jeder Aloegruppe, ertönte zu der Stunde, wenn die Abenddämmerung ihren grauen Schleier über die Gefilde breitet, die Pfeife des Aufsehers; schweigend und unbeweglich im Hauch des Windes standen die reifen Aehren, auch über sie breitete sich die Stille der Nacht . . .

„Hm!“ dachte der „Frauenmörder“, „alle diese Leute kommen doch auch her, thuen alles Mögliche, um gesund zu bleiben, und wenn sie heimkehren, haben sie die Tasche voll Geld.“ Aber er nicht! Er hoffte weder auf die Ernte noch auf sonst Etwas. In seinem Hause sang Niemand ein Lied! Wie traurig brach der Abend herein über dem leeren Stall und der düsteren Osteria! Zu dieser Stunde eilte der Zug mit schrillem Pfiff vorüber und Gevatter Mommu stand neben seiner Wärterbude, die Fahne in der Hand; bis hierher aber hörte man, so lange bis der Zug im Nebel verschwunden war, den Schrei Cirinos, des Blödsinnigen, der hinter ihm herlief und dabei sein unheimliches Uh! ausstieß. . . .

Und der „Frauenmörder“, der auf der Schwelle der düsteren, verlassenen Osteria stand, dachte wieder, daß es für solche Leute keine Malaria gebe. Als er schließlich die Pacht für die Wirthschaft und den Stall nicht mehr bezahlen konnte, schickte ihn der Padrone nach siebenundfünfzig Jahren, die er dort gehaust hatte, hinweg und der „Frauenmörder“ sah sich genöthigt, selbst um ein Amt bei der Eisenbahn einzukommen und, wie sein letzter Gast, künftig die Fahne in der Hand zu halten, wenn der Zug vorüberkam.

Müde von dem Auf- und Ablaufen, niedergebeugt durch die Jahre und all das Mißgeschick, ließ er täglich zweimal die lange Reihe mit Menschen gefüllter Waggons an sich vorüberziehen; manchmal brachten sie eine heitere Jagdgesellschaft, die sich dann in der Ebene zerstreute, manchmal saß ein Spielmann darin, der, in eine Ecke gedrückt, still in seiner dritten Klasse hockte und gesenkten Hauptes die Orgel drehte; oft schauten elegante Damen mit verschleiertem Antlitz aus den Fenstern; das Silber und der polirte Stahl der Reisekoffer und Handtaschen glänzte im Schein der Lampen; die hohen gepolsterten Rücklehnen waren mit weißen Decken verziert. Ach! wie schön mußte sichs da drinnen reisen, wie herrlich ließ sich dabei ein Schläfchen machen! Schien es doch, als ob ein Stück der großen Stadt mit ihren hellen Lichtern in den Straßen und ihren glänzenden Läden da vorüberfliege. Wenn dann der Zug im Abendnebel verschwand, setzte sich wohl der Aermste auf die kleine Bank, um sich die Schuhe einen Augenblick auszuziehen, und seufzte: „Ach! für Die da drinnen giebt es keine Malaria!“

Rom. Giovanni Verga.



Weltgeschichte.

Die Geographie ist bei mir nur Nebensache; und ich bin selbst dort, wo ich auf diesem Felde arbeite, mehr Historiker als Geograph.
Vierthaler (1788).

Weltgeschichte gehört nicht zu den Begriffen, die unabänderlich feststehen; verhältnißmäßig oft wandelt er sich mit den Menschen, die ihn gebrauchen. Weltgeschichte ist ein hervorragend subjektiver Begriff. Der geistige Horizont, der das Denken des Individuums umspannt, bildet seinen Rahmen. Wie des Infusoriums Welt der Wassertropfen ist, worin es sein Wesen treibt, so giebt es für den Chinesen nur das Reich der Mitte, das eine Geschichte, die Geschichte, hat. Der Gedanke, Weltgeschichte zu schreiben, hat eine lange Entwickelung hinter sich; er ist nicht fix und fertig, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, dem Menschengeist entsprungen. So weit sich seine Anfänge auf die alten Völker des Mittelmeeres, des geschichtlichen Wassertropfens κατ᾽ ἐξοχήν nach der landläufigen Auffassung, erstrecken, hat sie Büdinger in seinen vortrefflichen Studien über „die Universalhistorie im Alterthume“ klargelegt. Wenn Timaios — um Egyptens und Chaldaeas ehrwürdige Zeugnisse ganz bei Seite zu lassen — das Griechenthum auf Sizilien als die Macht hinstellt, in der sich die Geschichte erfülle, so ist man versucht, Das für eine derbe Anmaßung zu halten; verständlicher wirkt schon Catos hohe Meinung vom Römerthum. Wenn einst Theopomp noch mit einer Dreizahl von sich ablösenden Weltreichen ausgekommen war, so treffen wir nunmehr bald auf die ersten Versuche, die Idee von vier Weltmonarchien einzubürgern. Ihr Schöpfer ist (nach Triebels Untersuchungen) vielleicht Zenon von Rhodos; Aemilius Sura, Dionys, Pompeius Trogus, Appian haben sie weiter verfolgt. Von der klarsten Einsicht aber in das Weltgetriebe wurde unzweifelhaft Polybios geleitet, der Zeitgenosse eines Scipio Aemilianus. Nimmt man seine Anschauung: Kern und Vollendung der Universalhistorie sei die Geschichte des Römerreiches, gewissermaßen als selbstverständlich hin, so darf man ihn als den ersten Historiker rühmen, der katholische Geschichte geschrieben hat. Fast unbedingt noch beugt sich der Idee des römischen als des vierten Weltreiches der Sikeliote Diodor, nur mit Widerwillen der Kelte Trogus; und den Römer Tacitus hindert daran schon eine Ahnung von der künftigen Größe des Germanen- und Christenthumes. Die Schwierigkeit, solche Gegensätze zu überbrücken und mit einander in Einklang zu bringen, überwindet Eusebius von Caesarea: für ihn macht das im Christenthume vollendete Römerthum das Ziel aller Geschichte aus. Aber erst durch Hieronymus, der sich durchaus auf Eusebius gründet, erhält der Gedanke der vier Weltmonarchien wissenschaftliche Geltung, während seine große Beliebtheit mehr auf den Auszug des Justinus zurückzuführen ist. Daneben konnte der Plan Augustins, alles Geschehene in sechs Zeitaltern unterzubringen, nur wenig Anklang finden, besonders seit den Tagen Ottos von Freising, der, seine Bekanntschaft mit Hieronymus

dem Werk Ekkehards von Aurach verdankend, eine Universalhistorie in freierer Gestaltung gebracht hat. Und dennoch galt unerschütterlich das Heilige Römische Reich Deutscher Nation als unmittelbare Fortführung des römischen Caesarenthumes. Dieser Glaube, der noch heute in den Köpfen mancher Deutschen — und nicht der schlechtesten — spukt, wich erst dann, als der Humanismus dem neuen Gedanken zum Siege verholfen hatte, er selber und seine Zeit stelle als frische Blüthe auf dem morschen, abgestorbenen Holze der Barbarei und Dunkelheit überwundener Jahrhunderte die Wiedererneuerung des Alterthumes dar. Schon vom nationalen Standpunkt aus durfte man im sechzehnten Jahrhundert den Staat nicht mehr zum Epigonen des Imperatorenthumes degradiren. Trotzdem standen Denker und Gelehrte wie Melanchthon und Sleidan unter dem Banne der Idee der vier Weltmonarchien. Für die innere Entwickelung, die die Menschheit besonders auf dem Gebiete der Kultur durchgemacht hat, war kein Verständniß vorhanden; das Ganze war durchaus teleologisch, ja theologisch gefärbt. Auch als endlich die Dreitheilung der Weltgeschichte, wie sie nach Georg Horns unvollkommener Aufstellung Cellarius im Jahre 1685 geschaffen hat, angenommen war, hatte man in dieser Hinsicht noch keinen Fortschritt gemacht. Für die äußerliche Eintheilung des Stoffes bietet die Periodisirung Alterthum—Mittelalter—Neuzeit (der sich eine Neuere und Neueste Zeit angeschlossen haben) sicherlich Ersprießliches, aber zur geistigen Durchdringung des Inhaltes dient sie schwerlich. Daran können auch die geistreichsten Versuche nichts ändern, diesem formalen Prinzip, das einem Nothbehelf seinen Ursprung verdankt, durch geschicktere Abgrenzungen und Einschnitte inhaltliche Bedeutung zu verleihen: auf alle Fälle bleibt es etwas Aeußerliches, ob wir nun das „Mittelalter“ mit 323, 375 oder 476 beginnen, ob wir es mit 1453, 1517, 1450 oder mit 1492 enden lassen. Ja, auch wenn man in der Erkenntniß des im Großen allen Kulturen Gemeinsamen von einem „griechischen Mittelalter“ spricht, denkt man nur an den Kulturkreis der Mittelmeervölker, dessen Geschichte doch nur ein Stück der allgemeinen Weltgeschichte darstellt. Rückt man dieses Fragment allzu sehr in den Vordergrund, so wird eine Einsicht in die Entwickelung des Ganzen der Menschheit — wenn nicht unmöglich gemacht, so doch mindestens — erschwert.

— —

Weltgeschichte ist Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Allerdings bekämpfen diesen Satz gewichtige Autoritäten. In seiner „Geschichte des Alterthums“ sagt Eduard Meyer: „Von den Schicksalen mancher Negerstämme besitzen wir genaue Kenntniß, und doch gehören sie nur der Ethnologie an. Ein Gleiches gilt von den Aethiopen, obwohl sie eine Literatur und geschichtliche Aufzeichnungen besitzen. Diese und zahlreiche andere Völker werden von der Geschichte nur berücksichtigt, wo sie mit historischen Völkern in Berührung kommen. Umgekehrt sind die Inder ein eminent historisches Volk, obwohl die geschichtliche Ueberlieferung über sie äußerst geringfügig ist.“ Das ist eine bewußte Werthung von Geschehenem, die uns in ihren Anfängen zwar schon bei Thukydides*) und Ephoros

---

*) Vorausgesetzt, daß Büdinger mit seiner Uebersetzung des Ausdruckes ἐπὶ πλεῖστον (Thuk. I, 1, 2) Recht hat.

begegnet, trotzdem aber ein durch und durch subjektives Urtheil verräth. Meyer scheint Das auch selbst zu fühlen; denn er fügt hinzu: „Es ist die Aufgabe, zu erkennen, worin dieser Gegensatz besteht, auf welchen Faktoren das ‚historische Leben‘ eines Volkes beruht, wodurch es dem Bereiche der Ethnologie enthoben wird und seine Schicksale auf den Namen der Geschichte — im engeren Sinne des Wortes — Anspruch erheben können.“ Hier wird eine Geschichte im weiteren Sinne des Wortes vorausgesetzt und stillschweigend der im engeren Sinne gegenübergestellt; also hat vielleicht auch eine Ansicht innere Berechtigung, die ohne Voreingenommenheit und Beschränkung den Begriff Geschichte so weit wie möglich fassen möchte. Zuzugeben ist freilich, daß es fehlerhaft wäre, hierbei so weit zu gehen wie vor hundert Jahren Christian Meiners. Nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und ehemaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze wollte dieser Mann die allmähliche Verbreitung der Menschen über die Erde, die anthropologischen, physischen wie psychischen Verschiedenheiten der Völker, die Grade der Kultur, Nahrung, Wohnung und Kleidung, die Auffassungen von Familie und Staat, die Sitten und geistigen Errungenschaften besonders der Natur- und Halbkulturvölker beschreiben und mit einander vergleichen. Daß alles Dies nicht gut die Aufgabe einer Disziplin, der Geschichte, sein kann, ist selbstverständlich. Wenn aber Stieve sagt: „Unter Weltgeschichte haben wir nicht die Summe alles Dessen, was auf unserer Erde, die wir auf geschichtlichem Gebiete unbescheiden als Welt bezeichnen, jemals geschehen ist, zu verstehen, sondern nur diejenige Entwickelung, welche die Welt zu Dem gemacht hat, was sie jetzt für uns ist“, — so will er damit wieder nur die bisherige Definition vertheidigen. Diese jedoch entspricht noch vollständig der engen Auffassung des europäischen Kulturmenschen, der von geschichtlosen und von solchen Völkern redet, deren Dasein von keinem Belang für die moderne Kultur und deshalb eigentlich wohl ganz überflüssig sei. Wenn der Chronist des dreizehnten Jahrhunderts die Türken unerwähnt ließ oder der des siebenzehnten noch von Rußland ganz falsche Vorstellungen erweckte, so ist Das nicht von vorn herein zu entschuldigen, sondern als ein Zeichen von Kurzsichtigkeit und mangelhaftem Unterrichtetsein zu rügen. Doch ist auch der verblüffende Schluß, den Jhering aus seinem nachgelassenen Werke „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ folgern läßt: unsere Kultur sei im Grunde genommen babylonisch, in dieser Form zu schroff; denn wenn auch der Mensch ein Zögling der Vernunft Anderer ist, so läßt sich doch das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht unbedingt auf ethnologische Dinge anwenden. Man darf nicht glauben, daß die Kultur wie ein Deposit von Nation zu Nation wandere oder daß alles Werthvolle, das ein Volk geschaffen hat, als ungeschmälertes Erbe auf das Volk übergehe, das an die Stelle des untergegangenen getreten ist. Auch in dieser schwierigen Frage giebt die Theorie der modernen Soziologen, deren Auffassung in den Schlagworten „Gruppe“ und „Umwelt“ gipfelt, werthvolle Fingerzeige.

Phantastische Bilder zu malen, wie Alles vielleicht einmal werden könnte, — Das ist keine Wissenschaft mehr. Freilich gehört es zu den gewöhnlichsten Fehlern, die Zukunft zum Gegenstande geschichtphilosophischer Betrachtungen zu machen. Richtig aber ist es, alles Geschehene der Weltgeschichte einzuverleiben, insofern es zur richtigen Erkenntniß des erst später Gewordenen noth-

wendig ist und als Glied in einer Kette von Ereignissen, Zuständen und Schlüssen nicht entbehrt werden kann. Man muß sich bemühen, die Fäden zu suchen, die Anknüpfungen an einer Stelle ermöglichen, wo oberflächliche Betrachtung niemals einen Anschluß vermuthen wird; man muß die Bedingungen studiren, unter denen sich ein neuer Gegenstand dem Rahmen der bisherigen Meinungen eingliedern läßt. Die spärlichen Traditionen eines Negerstammes zu sammeln, zu sichten und der Nachwelt zu überliefern: Das darf nicht blos aus allgemeinem Interesse für Gewordenes, sondern muß aus der bewußten Ueberzeugung heraus geschehen, daß auch der abendländische Kulturkreis unbemerkt bereits viel zu viel von den sogenannten wilden und geschichtlosen Völkern aufgenommen habe, als daß wir hochmüthig an ihnen vorbeigehen dürften. Ueberhebung ist es, wenn Wilhelm Wachsmuth in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte" von einer Verunglimpfung des Menschengeschlechtes spricht, wolle man „der edleren Geschlechter Kultur-Stammbaum auf die Bastarde der Menschheit zurückführen." Kein Volk, und sei es an sich noch so unscheinbar, ist kinderlos verstorben, sobald es nur einmal der Ehre gewürdigt worden ist, im Stammbaum der Menschheit genannt zu werden. Und gerade die Glieder, die der Wurzel am Nächsten sind, die niedrigsten Zweige machen uns die höchsten erst recht verständlich; Das beweist die erste Hälfte des ersten Bandes von Lamprechts „Deutscher Geschichte". Ja, selbst wenn wir eine abgestorbene Kultur antreffen, dürfen wir uns nicht einfach (nach Wachsmuth) „mit ihr abfinden" oder sie so nebenbei mit einflechten, wie es der altmexikanischen Geschichte zu ergehen pflegt, die in einem Kapitel „Eroberung durch Cortez" oder „Entdeckungen" untergebracht wird. F. Max Müller nennt in seinen „Essays" zur Unterscheidung von anderen Geschichtschreibern, die ihren Gegenstand en face darstellen, Kurd von Schloezers ‚Chasot' „ein hübsches Spezimen für die Geschichtschreibung en profil"; dieser Ausdruck ließe sich gut auf die eben gekennzeichnete Methode anwenden, ohne daß wir freilich damit das Lob, das auf den Biographen und Essayisten paßt, ohne Weiteres auf den Universalhistoriker übertragen dürfen. Eben so schief ist im Grunde die Auffassung, Griechenlands Geschichte dürfe man nur bis zum Verluste seiner alten politischen Freiheit führen: nein, Alles, was sich auf griechischem Boden ereignet hat, gehört unbedingt zur griechischen Geschichte. Unsere Pflicht ist es, die Ursachen aufzudecken, wodurch — um auf die vorhin gestreifte Frage noch einmal zurückzukommen — die alten Bewohner Mexikos, Völker, die doch wohl auch Aeste an dem Baume der Menschheit gebildet haben, dazu verurtheilt worden sein mögen, so wenig für die Allgemeinheit zu leisten. Etwas haben sie sicherlich gethan. Wer Spanisch-Amerika kennt, weiß, daß die großartige altamerikanische Kultur nicht klanglos zum Orkus hinabgesunken ist.

Eine Weltgeschichte, die ihren Beruf erfüllt, soll nun nicht etwa eine Menge Völkergeschichten in buntem Wechsel an unseren Augen vorüberführen: Das würde den erstrebten Zweck vollständig verfehlen; wohl aber soll sie lernen und lehren, den ursächlichen Zusammenhang der Dinge zu verstehen. Der reiche Inhalt soll nicht den Rahmen sprengen und das Bild von der Entwickelung der Kultur in tausend Bruchstücke auflösen, sondern aus der Zusammenfassung so vieler anscheinend unverbundenen Ereignisse und Zustände wird sich leuchtend als oberster Gedanke herausheben: die Menschheit ist Eine und es giebt „Einen Gang

der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht". Oder, wie sich Friedrich Ratzel ausdrückt: „So wenig wie heute gab es im Bereich unseres geschichtlichen Wissens auf der Erde jemals eine Menschengruppe, die man beziehungslos nennen konnte. Ueberallhin sieht man Uebereinstimmungen, Aehnlichkeiten, Verwandtschaften ausstrahlen, die ein dichtes Netz über die Erde ziehen; selbst die entlegensten Inselvölker kann man nur verstehen, wenn man ihre Nachbarn, nahe und ferne, berücksichtigt". Einer Kritik, die von diesem Gesichtspunkt ausgeht, können die bisherigen „Weltgeschichten" nicht Stand halten. Schlossers Darstellung läßt alle Geschichte nur aus kaukasischer und mongolischer bestehen und erledigt die der Neger, die nun freilich einmal existiren, als Nebensache mit ein paar Zeilen. Huldigt man solcher Anschauung, so befremdet es schließlich kaum, wenn wir die Entstehung und Ausbreitung des Christenthumes rein äußerlich unter dem Hauptabschnitt „Römische Geschichte" untergebracht finden. Wenn man aber einmal die Entwickelung der Menschheit vom religiösen Standpunkt aus betrachtet, aus ethischen Gesichtspunkten herleitet und mit moralisirenden Tendenzen durchführt, so sollten wir annehmen, solche schöne Auffassung müsse über landläufige Einseitigkeit erhaben sein. Nicht besser steht es hierin mit anderen, sonst aller Achtung werthen Weltgeschichtwerken, wie denen von Weber und Becker. In allen bisher geschriebenen sind die außerhalb des ausführlich behandelten indo-europäischen Kulturkreises „vegetirenden" Völker entweder gar nicht oder nur mit ein paar Worten erledigt. Im Eingange seiner zwanzig Bücher „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" holt Herder zwar weit aus: er berücksichtigt, was die Wenigsten heutzutage thun, ausgiebig den ostasiatischen Völkerkreis in seiner gesammten Ausdehnung; aber darüber hinaus kommt er nicht. Johannes von Müller hat sogar „24 Bücher allgemeiner Geschichte" geschrieben, darin aber Amerika, Afrika und Ostasien gar nicht, die Südmeerinseln nur in knapp vier Zeilen berücksichtigt. In Onckens groß angelegter Sammlung sind nicht einmal China und Japan behandelt worden. Der Versuch, ein neues Prinzip zur Anwendung zu bringen, ist von M. Reymond gemacht worden. Er ist wenig befriedigend ausgefallen; ganz abgesehen von der Tendenz, die in dem Motto gipfelt: „Hunger und (sinnliche) Liebe regiren das Weltgetriebe." Diese „Weltgeschichte" geräth, nachdem in der Einleitung versucht worden ist, das Ganze von einem Standpunkt à la Voltaire-Herder-Vierthaler-Klemm zu überschauen, in der eigentlichen Darstellung in das ausgefahrene Gleise: Alterthum—Mittelalter—Neuzeit. Das Versprechen, eine Entwickelungsgeschichte des ganzen Menschengeschlechtes zu geben, wird also nicht gehalten; es ist der bekannte Torso, umkleidet mit etwas originellem Aufputz. Kurz, wohin wir auch blicken: eine wirkliche Menschheitgeschichte hat noch Niemand geboten, auch außerhalb Deutschlands nicht. Denn Ernest Lavisse und Alfred Rambaud, deren bemerkenswerther „Histoire générale" die Ἀνάγκη στῆναι von vorn herein große Beschränkung auferlegt, setzen erst mit dem Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts ein. Der Vorwurf aber, es sei „noch zu zeitig, an eine vollkommene allgemeine Weltgeschichte zu denken", dem vor mehr als hundert Jahren die Engländer Guthrie und Gray nach ihres deutschen Bearbeiters C. G. Heyne ehrlichem Geständniß nicht haben entgehen können, ist hinfällig. Mancherlei deutet an, daß der hier niedergelegte Plan nicht nur im großen Ganzen richtig, sondern auch

durchaus zeitgemäß und deshalb durchführbar ist. Allmählich macht sich die Ueberzeugung geltend, daß die allgemeine Menschheit das Arbeitfeld des Gebildeten sein müsse. Zum ersten Male tritt in den 1895 erschienenen (XVI.) Jahresberichten der Geschichtwissenschaft eine Abtheilung „China“ auf die Bildfläche. Besondere Aufmerksamkeit aber verdienen unter diesem Gesichtspunkt Einrichtungen, wie der Weltpostverein, und Erscheinungen, wie die, daß es nicht nur möglich war, zu beschließen, eine vergleichende Darstellung der Strafgesetzgebung der Gegenwart (nicht etwa Europas allein!) herauszugeben, sondern daß es auch Franz von Liszt möglich sein wird, sie wirklich zu liefern. Das sind keine Utopien, wie die künstlich konstruirten Weltsprachen Leibnizens und Schleyers.

— —

Die Entwickelung der Kultur wollen wir kennen lernen. Wenn das bisher fast ausnahmelos angewandte Prinzip nicht taugt, gilt es, ein anderes zu finden; im wahrsten Sinne des Wortes ein principium. Von Toten, Leblosen auszugehen, ist unmöglich; darin hat Ranke Recht: von den „Völkern des ewigen Stillstandes“ ist kein gedeihlicher Ausblick zu gewinnen. Giebt es aber überhaupt solche Völker? Seit Montesquieu und seit Ritter glaubt man an die Einwirkung des Bodens auf die Bildung des Volkscharakters. Der Boden (Klima, Bodenbeschaffenheit, Meeresferne oder -Nähe, feind- oder freundnachbarliche Einflüsse) sei das einzig Stabile, so lehrt noch Ihering in seinem posthumen Werke. In vieler Beziehung trifft Das gewiß zu. Aber der Boden wirkt verschieden je nach den Anlagen Dessen, der ihn bebaut; in diesem Sinne kommen Kräfte, die mehr sekundären Charakter haben, in ihren Einflüssen primären gleich. Neben der natürlichen Beschaffenheit eines Landes wirken die religiösen Vorstellungen, das Kulturleben, die praktischen Bethätigungen eines Volkes auf seine nationale Entwickelung, sein Verhältniß zu anderen Völkern, seine Stellung zur Gesammtheit. Kein Volk bleibt auf seinem Boden immer das selbe. Sagt doch schon Thomasius: „Es ist von Anfang der Welt in denen meisten Republiquen so hergegangen, daß die Sitten und Manieren zu leben sich hin und wieder verändert haben; eines einzelnen Menschen Wille ist veränderlich, wie solten denn so viele Menschen, aus welchen das gemeine Wesen bestehet, stetswährend einerlei Lebensart behalten?“ Geschichte ist Bewegung. Das ist kein Satz längst vergangener Zeiten, noch finden etwa die Veränderungen so langsam statt, daß wir sie nicht zu erkennen vermöchten. „Die Bewohner Deutschlands waren vor wenigen Jahrhunderten Patagonen und sie sinds nicht mehr; die Bewohner künftiger Klimate werden uns nicht gleichen ... Und so wird die Menschengeschichte zuletzt ein Schauplatz von Verwandlungen“ (Herder). Ja, unter unseren eigenen Augen bilden sich neue Rassen. So ist auf dem dänischen Grönland durch Verbindung von Inuitfrauen und von dänischen Kolonisten und Walern eine Mischrasse entstanden: an und für sich nichts Auffallendes. Aber schon sind in der Nachbarschaft der Kolonisten reine Eskimozüge selten, obwohl Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos beibehalten werden. Aehnliche Vorgänge haben sich vor nicht zu langer Zeit auf der Labradorküste abgespielt. Und erst das Völkerleben Afrikas! Ruhelosigkeit und Wanderung, Vertauschung und Verlegung der Sitze innerhalb weniger Generationen, Expansion und Zurückdrängung, Untergang und Neubildung ist

hier nicht Ausnahme, sondern Regel. Ist Das nicht die Geschichte dieser Stämme? Nicht aus wenigen Bevorzugten ist die wahre Erkenntniß des Fortschrittes, der „Gesetze“ der Weltgeschichte und ihrer Abweichungen, zu erlangen, sondern einzig und allein aus dem Werdegang aller Völker. Nur wer sich, wie in einem Gemälde, das große Bild unserer Mutter Natur in ihrer ganzen Majestät vorstellt, schätzt die Dinge nach ihrer wahren Größe: so predigt schon Montaigne.

An dem Begriff „Fortschritt“ in der Weltgeschichte ist schon so manche Geschichtphilosophie gescheitert. Am Klügsten ist es, wenn man darauf verzichtet, die Welthistorie in ein philosophisches System einzuzwängen. Eine Philosophie der Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist überflüssig. Des Historikers Aufgabe kann es nicht sein, den Plan der Natur zu entdecken. Eben so wenig liegt eine zwingende Nothwendigkeit dafür vor, daß Alles, was geschehen ist, ganz ausschließlich so und nicht anders hätte geschehen müssen; eine subjektiv ausgeklügelte Theorie praktisch im Einzelnen durchführen zu wollen, ist absurd. Empirische Erkenntniß ist jeder Spekulation vorzuziehen. Im günstigsten Falle bringen wir es doch nur bis zu der erstrebenswerthen kleinsten Zahl von Möglichkeiten, bis zu einer Fehlergrenze, die jedem Geschichtschreiber, auch dem objektivsten — und gerade diesem! — gesteckt ist. Ueber diese hinweg bis zu einem gewissen Residuum, dem Allerheiligsten der Geschichtforschung, vorzudringen, ist keinem Sterblichen vergönnt. Wissenschaftlich ist der Versuch, den Kausalnexus der gesammten Geschichte zu erkennen; was darüber ist, Das ist unwissenschaftlich. Allerdings hat Wilhelm Wundt behauptet, daß die einzige wissenschaftliche Aufgabe einer Universalgeschichte darin bestehe, die geistigen Mächte nachzuweisen, die das historische Geschehen selber lenken. Die Universalgeschichte müsse die Resultate der historischen Kritik und Interpretation der Spezialgeschichte entnehmen und dürfe daher nur in der philosophischen Behandlung des Ganzen ihr eigenthümliches Verdienst erblicken. Rankes Behandlung der ältesten Geschichte, sein Versuch, die Geschichte der alten Kulturvölker des Orients unter dem Gesichtspunkte der sie beherrschenden religiösen Ideen in eine innere Verbindung zu bringen, sei ein Beispiel derartiger Behandlung. Da nun aber Wundt selbst gesteht, daß die Aufgaben einer solchen Behandlung in den späteren Zeiten und bei den verwickelten Kulturbedingungen der neueren Völker wachsenden Schwierigkeiten begegnen müßten, so wird sich Jeder, der sich seiner Auffassung nicht unterwirft, mit dem Bewußtsein trösten dürfen, nicht Dinge begonnen zu haben, die unausführbar sind. In der zweiten Auflage der zweiten Hälfte seiner als Krönung der „Logik“ gedachten „Methodenlehre“ hat Wundt die Grenzen der philosophischen Geschichtschreibung bedeutend enger gesetzt als vor zwölf Jahren. Auf dem Gebiete der künftigen Ziele handelt es sich für sie höchstens darum, zu beurtheilen, inwiefern der bisherige Verlauf der Geschichte zu ethischen Forderungen Anlaß giebt, die wir der Zukunft entgegenbringen. Hauptsächlich aber habe sie drei Probleme zu lösen. Diese beziehen sich: erstens auf die allgemeinen Bedingungen der geschichtlichen Entwickelung, zweitens auf die allgemeinen Gesetze, die darin zum Ausdruck kommen, drittens auf den allgemeinen Verlauf und die ihm zu entnehmenden — nicht transzendenten, sondern der Geschichte immanenten — Zwecke. Der Versuch, von einem Punkt aus eine Erkenntniß der Erscheinungen zu gewinnen, ist seiner ganzen Anlage nach außerordentlich hypo-

thetisch; die Untersuchung wird in den meisten Fällen schließlich das peinliche Ergebniß zeitigen, daß der Ausgangspunkt die ihm anfangs zugemuthete Bedeutung überhaupt gar nicht besessen hat. Lesen wir z. B. in des kürzlich verstorbenen E. Kapp „Grundlinien einer Philosophie der Technik" den Satz: die ganze Menschengeschichte, genau geprüft, löse sich zuletzt in die Geschichte der Erfindung besserer Werkzeuge auf, so wird uns eine noch genauere Prüfung davon überzeugen, daß diese durch ihre Einfachheit berückende Behauptung Kapps nicht Stich hält, weil sie der einseitigen Betrachtung eines Stückes der modernen Kultur ihren Ursprung verdankt, nämlich der ungeheuren Fortschritte der Technik in unserem Jahrhundert. Glaubt Kapp mit Ranke, daß die Schönheit einer sophokleischen Dichtung nicht übertroffen werden könne und daß nur die Technik fortschreite? Oder sollen wir folgern dürfen, der menschliche Genius erzeuge künstlerisch höher stehende Werke, seitdem die Hand den Gänsekiel bei Seite gelegt und zur Stahlfeder gegriffen habe? Allerdings kann es eine objektive Geschichtschreibung κατ' ἐξοχήν nicht geben. Dem Objektivsten ist es nur möglich, subjektive Voreingenommenheiten zu Gunsten einer gewissen Unparteilichkeit nach Kräften zurücktreten zu lassen. Ist aber Dem so, dann ist es sicher bedenklich, einen Weg zu betreten, der das Hervortreten eigener Ansichten geradezu herausfordert. Und wer absichtlich auf Wundts weitreichende Forderung nicht eingeht, Der wird damit von vorn herein die Gefahr vermeiden, den Lockungen jener Philosophie der Geschichte, die wir Schelling verdanken, zu verfallen, wie Bunsen und andere Forscher. Die Gefahr ist vorhanden; auch Eduard Meyer hat ihr nicht entrinnen können. Diesem genialen Mann ist Geschichte im engeren Sinne der Kampf der individuellen Freiheit gegen Tradition und Uniformität; dort, wo Individualität einsetzt, beginnt ihm historisches Leben. Dieser Gedanke ist durchaus philosophischer Natur. Wer, wie Kant, unter Weltgeschichte die Entwickelung des Begriffes der Freiheit im Elemente der Menschheit versteht, hat schon eine bestimmte vorgefaßte Meinung von ihr. Da Alexander von Humboldt das Menschengeschlecht als ein Ganzes auffaßt, dessen Zweck es sei, die freie Entwickelung innerlicher Kraft zu erreichen, verfällt er der Teleologie. Genau genommen, giebt es zwei teleologische Darstellungen. Die eine besteht darin, die Absichten des individuellen Handelns eines „Helden" zu entwickeln: an sich schon eine recht gefährliche Aufgabe, die große Menschenkenntniß erfordert. Schwieriger und dennoch fast üblicher ist die andere Teleologie, die den Handlungen generischer Natur, der Lebenshaltung einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Volkes, Zwecke und Ziele zuspricht. Kürzlich hat Otto Seeck die Ursachen des Unterganges der antiken Welt aufgedeckt. Wie das römische Weltreich vor dem Ansturme der Germanen zusammenbrechen mußte, Das begreift man. Und daran sollte man sich genügen lassen. Statt Dessen stört man die geistvolle Beweisführung brutal durch die unmotivirte Behauptung, das Imperium Romanum hätte verfallen müssen, um den Germanen Platz zu machen. Mit der selben Berechtigung könnte man schließlich sagen: um eine Republik San Marino zu ermöglichen! Wie ist Alles geworden? In dieser Angel hängt die Geschichtschreibung. Denn die Beantwortung der müssigen Frage, warum es geschehen sei, ist nicht Aufgabe des Geschichtschreibers, sondern die des Geschichtphilosophen, des Essayisten, des Künstlers. Es ist klar, daß die teleologische Auffassung Jeden, der sich ihr beugt

und ihr zu Liebe von der Historik als einer Kunst zu reden pflegt, unfrei machen muß. Sie ist unbescheiden, weil sie den Stempel des individuellen Subjektivismus auf der Stirn trägt. Der erste Teleologe, den wir kennen, war der Nützlichkeitstheoretiker Diodor, — und kaum giebt es ein besseres Beispiel für subjektive Auffassung als ihn. Ein alter Fehler ist es, den neulich erst wieder Karl Lamprecht (in der „Zukunft" vom achten Februar 1896) gerügt hat: man fordert, daß die Weltanschauung, die sich der Schreiber mühsam und rein persönlich über den Werdegang der Dinge gebildet hat, in dem Geschriebenen wiedergefunden werden müsse. Im Gegentheil: die Geschichtschreibung muß sich von der jeweiligen Weltanschauung des Geschichtschreibers emanzipiren, weil diese sich mit der Zeit nicht nur ändern kann, sondern in den weitaus meisten Fällen — hoffentlich wenigstens; denn klug ist der Mann nicht, der vom Leben nichts gelernt haben will — ändern wird; sie muß also möglichst unabhängig von ihr sein. Um konkret zu sprechen: ich für meine Person glaube an eine göttliche Führung, ich stehe in einem sicheren Verhältniß zu Gott, zu meinem Gott. Das ist aber durchaus meine Sache. Und einer Auffassung, die nicht richtig sein muß und von Vielen nicht getheilt wird, darf ich keinen bestimmenden Einfluß auf die Ausgestaltung rein geschichtlicher Werke einräumen. Wer nun mit der an und für sich zwar schönen, aber durch und durch unwissenschaftlichen Teleologie bricht, kann nur das Ziel haben: die Ursachen der geschichtlichen Erscheinungen in ihrem Zusammenhang und ihrer Abfolge verstehen zu lernen. Zieht er dabei auch anscheinend leblose Völker in den Kreis seiner Betrachtungen, so geschieht Das nicht etwa blos aus allgemein menschlichem Interesse, in der gefühlvollen Schwärmerei des achtzehnten Jahrhunderts, der auch Vierthaler seinen Tribut gezollt hat, oder deshalb, weil es verdienstvoll ist, die Kunde von Geschehenem zu fixiren, ehe es zu spät ist, sondern er thut es vor Allem deshalb, weil der Grad, in dem jene Völker bereits ihre Wirkungen ausgestrahlt haben, oft nicht ohne Weiteres scharf erfaßt werden kann. Hier muß er sich bescheiden, besserer Erkenntniß vorzuarbeiten. Vielfach hegt man die Meinung, daß nur die kaukasische Rasse dazu berufen sei, Kulturstaaten zu gründen; einsichtige Leute hingegen messen jetzt schon den Negern Afrikas — den selben Negern, denen noch Wachsmuth keinen anderen Platz in der Kulturgeschichte zuwies als „in deren äußerster Vorhalle" — wirkliche Bedeutung bei und glauben, daß auch sie einen Beruf haben und sich auf einer Straße bewegen, die Fortschritt heißt.

Fortschritt ist keine ununterbrochene Vorwärtsbewegung. Man darf sich die Entwickelung der Menschheit nicht als einen Strom vorstellen, der unaufhaltsam seinem Ziele zueilt, als einen Pfeil, der, von dem Schöpfer aller Wesen abgeschnellt, geradeaus und unbeirrt seinen Weg verfolgt. Weder Vicos „Provvedenza" oder Herders und Kolbs „höchste Humanität" noch Bluntschlis Ideal eines die körperlich sichtbare Menschheit umfassenden „Weltstaates" können als letzte Ziele alles Geschehens den Historiker befriedigen. Auch auf Rankes Begriff vom menschlichen Fortschritt trifft Das insofern zu, als er ihn in einen moralischen und einen materiellen zergliedert; jener, in der Religion kristallisirt, sei stets seine eigenen Wege gegangen, ja er schließe das Wachsthum des materiellen Fortschrittes, vertreten durch die Technik, von vorn herein aus. Das Gegentheil scheint mir richtig: sie bedingen einander. Ungeahnt wird durch rein geistige, ja geist-

liche Veranstaltungen und Veranlassungen, z. B. durch Wallfahrten, der Verkehr gehoben, und umgekehrt durch die fortgeschrittenen Verkehrsmittel das Kongreßwesen gefördert. Die ersten längeren, befestigten Straßen wurden geschaffen, um die gottesdienstlichen Wagen einer Stadt zum fernen Heiligthum ungefährdet gelangen zu lassen. Der Fortschritt besteht darin, daß Kultur über möglichst weite Räume verbreitet wird, daß möglichst viele Glieder der Menschheit ihrer Segnungen theilhaftig werden. Einer der besten Beweise dafür und Werthmesser zugleich dürfte in der Hebung der Stellung der Frau zu erblicken sein. Den Vorgang des Fortschreitens darf man sich nicht als etwas Ebenmäßiges vorstellen. Es ist ein Tasten und Versuchen, Vorwärtsdringen und Zurückweichen, ein Gewinnen und Verlieren, oder — graphisch dargestellt — eine Zickzacklinie mit Ausläufern, die im Anfang viel versprochen und schließlich wenig oder nichts gehalten haben. Und auch nicht nur eine solche Zickzacklinie, sondern unzählige, die theils parallel laufen oder von einander wegstreben, theils sich berühren und auf immer verschmelzen. Den Ursprung dieses umfassenden Systems zu ergründen, wäre vermessen. Es ist durchaus falsch, zu sagen: die egyptische Kultur bedeute die „Morgenröthe der Menschheit", — eine Ansicht, die schon 1845 Chr. C. Jos. Bunsen in seiner geistvollen Vorrede zu seinem groß angelegten Werke „Egyptens Stelle in der Weltgeschichte" deutlich als unhistorisch gekennzeichnet hat. Und trotzdem stellte Max Duncker noch in der fünften Auflage seiner „Geschichte des Alterthums" Egypten als die Stätte der ältesten Bildung ausdrücklich hin. Eben so wenig haben die Griechen im „Jünglingszeitalter der Menschheit" gelebt. Genau so müssig ist das Unterfangen, den schließlichen Verlauf prophezeien zu wollen. Muß Held Recht haben, wenn er behauptet, das Ende werde die Herstellung der Harmonie und Ausgleichung der verschiedenen Fortschritte sein? Es genügt vollständig, gezeigt zu haben, daß die verschiedenen Gebilde zu einem einheitlichen Ganzen gehören, daß sich, wer dieses Ganze nicht muthwillig zerstören will, alle Mühe geben muß, keine Linie zu übersehen: es könnte am Ende gerade die grundbestimmende sein.

Zu diesem stolzen Bau den richtigen Grundriß zu zeichnen, ist so schwer wie aller Anfang; „maius opus moveo, altius meditor:" so sage ich mit Ulrich von Hutten. Jedenfalls ist der Grundgedanke jener Systematiker mit voller Schärfe abzuweisen, die nach Kants Vorgang (in seinem „Muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte") die gesammte Menschheit verschiedene Muß-Perioden durchlaufen lassen, die sie sich künstlich, ja gewaltsam zurecht konstruirt haben. Nehmen wir Nilssons Eintheilung in vier Alter an, so durchschreitet jedes Theilchen der Menschheit eine Stufe Wildheit, eine Stufe Nomadismus, eine Stufe Ackerbau und langt endlich bei der Schriftsprache, der geprägten Münze, der Arbeitstheilung an. Wie mechanisch, wie eintönig, wie abhold der vielgestaltigen, vielgeschäftigen, launenhaften Wirklichkeit! Sollte die Ironie der Weltgeschichte, die Goethe im Prologe zum „neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" so köstlich skizzirt, nur im Kleinen und Kleinsten wirken? Und doch ist dieser Schematismus Nilssons — vorausgesetzt, daß man auf eine scharfe Abgrenzung der einzelnen Entwickelungstadien gegen einander verzichtet, wie wir es bei G. Klemm und in A. H. Posts fein durchdachter Eintheilung der menschlichen Organisationformen angedeutet finden — immer noch annehmbarer als Lewis H. Morgans System,

das es der „wissenschaftlichen“ Sozialdemokratie zu verdanken hat, wenn es unverdient populär geworden ist. Es läuft darauf hinaus, drei große Abschnitte in der Entwickelung anzunehmen: a) die Wildheit (savagery), b) die Barbarei (barbarism) und c) die Civilisation (civilization). Jeder der beiden ersten gliedert sich wieder in je drei Stufen, die zwar durch geistreich erfundene Schlagwörter von einander unterschieden werden, aber genauerer Prüfung bald als Blendwerk erscheinen müssen. Einem mächtigen Strome vergleichbar, ergießt sich immer gerade aus, immer vorwärts der Segen des (morganschen) Fortschrittes in sieben Absätzen über den Einzelnen, über die Sippe, über das Volk hinweg; was sich ihm nicht unterworfen hat, also das amerikanisch kunstvolle Gebäude stören und erschüttern müßte, Das wird einfach ignorirt. So kommt dieser sonst so verdienstvolle Denker durch seine unheilvolle Systematik z. B. dazu, die Polynesier trotz ihrer Fortgeschrittenheit auf der zweitniedrigsten Stufe der Menschheit (a_2) aufzubauen. Die äußeren Bedingungen, denen jeder Mensch unterworfen ist, werden fast nicht betont, die verschiedene Ausstattung der Erdtheile zu wenig berücksichtigt, andere Dinge dagegen willkürlich bevorzugt, vor denen, die dem Theoretiker unwichtiger erscheinen: daher die auffallend falsche Einordnung der Mexikaner und Peruaner. Ueberhaupt wird immer noch viel zu sehr mit leblosen Begriffen gewirthschaftet. So faßt man den Begriff Steinzeit meist zu eng; falsch ist es, anzunehmen, daß die Wilden ihre Steinwerkzeuge achtlos wegwerfen, sobald sie eines Metallgeräthes habhaft werden können: man erinnere sich nur der Instrumente, die mit Metallgeräthen begabte Negerstämme zum Beschneiden ihrer mannbaren Jünglinge heute noch gebrauchen, und bringe damit die Bibelstellen 2. Moses 4,25 und Josua 5,2 in Verbindung. Graue Theorien können wegen ihrer gesuchten Einfachheit, ihrer berückenden Schlagwörter und ihrer leicht überzeugenden Einkleidung mitunter geradezu gefährlich werden.

— —

Unbemerkt sind wir damit auf das Gebiet prähistorischer Forschungen gerathen. Auch hiermit hat sich der Geschichtschreiber auseinanderzusetzen; denn der tertiäre Mensch ist — vorausgesetzt, daß er überhaupt existirt hat — eben so gut ein Glied in der Entwickelungreihe der Menschheit wie jeder andere. So lange freilich der tertiäre Mensch ein Fragezeichen bleibt und viele Ergebnisse der prähistorischen Forschung durchaus unsicher genannt werden müssen, so lange darf diese nur insoweit in Frage kommen, als ein Ueberblick über Das zu geben wäre, was feststeht. Untrügliche Resultate hat noch keines der kostbaren Hilfsmittel der Prähistorie geliefert: weder die Sprachvergleichung noch die mündliche Ueberlieferung oder die Aufzeichnungen auf Rinde, Leder, Perlenband, noch endlich die Dolmen, Mounds und alle anderen stummberedten Monumente. Werthvoll ist es allerdings, zu erfahren, daß auch Amerika sein „Somme-Thal“ gehabt hat; wer aber aus der Aehnlichkeit zweier Dinge sofort gemeinsamen Ursprung folgern wollte, schösse über das Ziel hinaus. Gleich war nur der Bildungsgrad ihrer Urheber. Beschränkt man sich auf diesen Schluß, so wird die vergleichende Ethnographie von segensreicher Wirkung sein. Besonnen angewandt, ist sie das einzig richtige Prinzip, wenn man in die Anfänge der Kultur hinaufsteigen will. Nothwendig ist es, zu wissen, daß sich selbst zwischen komplizirteren Knochen- und Steingeräthen weit von einander lebender Völker der Alten und der Neuen Welt

große Aehnlichkeiten feststellen lassen. Und darum fragen wir mit Herder: „Sollten sich nicht diese Formen, diese Harmonien zusammentreffender Theile bemerken und als Buchstaben gleichsam in Ein Alphabet bringen lassen? . . . Schränkte man sich dabei nicht auf Europa ein, sondern verfolgte die lebendige Natur überall auf der Erde . . ." Warum hat Das Niemand gethan? Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes. Nicht das Trennende ist die Hauptsache, sondern das Gemeinsame.

Damit ist schon das Prinzip angedeutet, wonach die Weltgeschichte betrachtet werden soll. Vor allen Dingen kommt es darauf an, das geistige Besitzthum eines Volkes kennen zu lernen; psychologisch gefaßt, bedeuten materielle Güter, wie Bogen und Pflug, geistige Errungenschaften im erhabensten Sinne. Kultur ist, besonders für die frühen Perioden, die Gesammtheit des ethnographischen Besitzes. Später vergeistigt, läutert, veredelt sie sich mehr und mehr. Ein Beispiel wird klar machen, was Das sagen will. Die altgriechische Welt läßt sich eindringlicher vor Augen führen, wenn man die dritte philippische Rede von Demosthenes in einer guten Uebersetzung als Probe hellenischer Denk- und Sprechweise giebt, als durch eine noch so glänzende Nacherzählung herodotischer Geschichten; demnach wäre die politische Geschichte von Hellas, die bisher unverdient großen Raum beansprucht hat, schnell zu erledigen, zumal da sie durch die moderne Kritik bereits auf ein Minimum von Tragweite reduzirt ist. Hierin berührt sich solche Auffassung ziemlich eng mit der, zu der sich Ranke als Greis in seiner „Weltgeschichte" bekannt hat. Der griechisch-republikanische Geist, verkörpert in Literatur und Philosophie, ist ihm als greifbare Stufe in der Entwickelung der Kultur tausendmal mehr werth als die angeblichen Großthaten der Politik, als Marathon und Salamis. Leider birgt aber auch Rankes Orient—Römerthum—Occident keine Weltgeschichte. Für die Anordnung der abendländischen Kultur in Unterabtheilungen ist seine Methode brauchbar: eine Menge von Völkern, eine Fülle von Ereignissen (vor Allem das Christenthum) sind an der richtigen Stelle untergebracht. Aber, um nur Eins herauszuheben: wo bleibt Indien? Daß Indogermanisch kein leerer Begriff ist, lehrt mit einem Male die Gleichung: sanskrit DYAUSH-PITAR = griechisch ΖΕΥΣ ΠΑΤΕΡ = lateinisch IUPITER = altnordisch TYR; diese Entdeckung (nach F. Max Müller die wichtigste, die im neunzehnten Jahrhundert auf dem Gebiete der alten Geschichte überhaupt gemacht worden ist) beweist die Einheit einer großen Völkerfamilie in Sprache und Glauben. Nur deshalb, weil deren einzelne Glieder später verschiedene Wege gewandelt sind, durfte es Edurd Meyer ablehnen, die Inder in den Kreis seiner „Geschichte des Alterthums" aufzunehmen, obwohl es immerhin überrascht, wenn wir sie im Gegensatz hierzu bei Diodor berücksichtigt finden. Es kommt eben auf die Aufgabe an, die man sich gestellt hat. Darum hat Gregorovius in seiner münchener Festrede vom fünfzehnten November 1890 Unrecht gehabt, als er die Weltreiche der gesammten Geschichte gruppiren wollte und dennoch sagte: „Wir schließen die Völker Ostasiens von unserem Geschichtsystem des Alterthums aus. Wir wissen nichts mit ihnen anzufangen. Indien und China haben immer eine Welt für sich gebildet, und ihre ältesten Zeugnisse kennen wir nicht. Die indischen Steininschriften reichen nur bis zum vierten oder fünften Jahrhundert hinauf. China ist nicht in den geschichtlichen Völkerzusammenhang eingetreten. Kein erobernder Heerfürst ist, so weit unsere Kunde

reicht, aus der Heimath des Buddha und des Konfuzius in die Tiefländer des Kaspischen Meeres, des Tigris und Euphrat und des Nils vorgedrungen. Kein Großkönig Asiens hat seine Monarchie bis zum Ganges oder zu den Strömen Chinas ausgedehnt. Wie Darius, hat auch Alexander von Mazedonien nur den Indusstrom erreicht." Gregorovius hatte ganz übersehen, daß sich z. B. der Nestorianismus, dessen Wurzeln doch wohl ins „Alterthum" gehören, einst bis nach China und Indien erstreckt hat. Solche Thatsachen von mehr als lokaler Wichtigkeit haben aber in den „Weltgeschichten" keinen Platz gefunden. Ueberall ward nicht das Ganze behandelt, sondern nur ein Theil; wenn auch bereitwillig zugegeben werden darf, daß es hie und da ein recht beträchtlicher Theil des gesammten Stoffes war.

In der ungeheuren Ausdehnung des Stoffes einer wirklichen „Weltgeschichte" liegt unstreitig eine Gefahr, die sich mit Montaignes Ausspruch kennzeichnen läßt: un peu de chaque chose, et rien du tout, à la Françoise. Vor Oberflächlichkeit muß jede Weltgeschichte auf der Hut sein, die uns vorschwebende ganz besonders. Das Ziel wird sie aber erreichen, wenn sie Rankes Forderung erfüllt, daß die Erkenntniß der Geschichte der Menschheit, an sich ein Gemeingut der Menschheit, vor Allem der Nation zu Gute kommen solle, der wir angehören und ohne die unsere Studien selbst nicht sein würden. Damit stellen wir uns in bewußten Gegensatz zu dem Teleologen Diodor, dem die Universalhistorie eine Wohlthäterin der Menschheit war, weil sie das Heil der gesammten Menschheit befördere. Einer Verflachung rede ich also nicht das Wort. Die praktische Aufgabe wird erfüllt sein, wenn es gelingt, einen Rahmen herzustellen, in den sich jedes Glied der Menschheit ungezwungen einordnen läßt. Hören wir nun von Weber das Urtheil, zur Höhe von Kulturstaaten sei fast nur die kaukasische Rasse emporgestiegen, so liegt es nahe, das Problem anthropologisch anzufassen: d. h. mit begründeter Weglassung des tertiären Menschen beim quartären des Pleistocäns zu beginnen, die Einflüsse elementarer Ereignisse (wie der Eiszeit), denen er ausgesetzt war, zu studiren, dann auf die jetzt lebende Menschheit überzugehen und dabei eine Rasseneintheilung zu Grunde zu legen. Doch da es keine allgemein giltige Klassifikation der menschlichen Rassen giebt, so ist dieses Prinzip nicht anwendbar. Wir müßten denn willkürlich ein System auswählen. Am Nächsten läge vielleicht noch das von Friedrich Müller, weil es sich auf die Beschaffenheit von Behaarung und Sprache aufbaut. Doch legt noch ein anderer Umstand die Ablehnung einer Eintheilung nach Rassen nahe. Im Allgemeinen dürfte es ja nicht sehr ins Gewicht fallen, ob einem somatischen oder linguistischen Prinzipe der Vorrang eingeräumt oder beiden gleicher Werth zuerkannt wird. Was die Sprache, nach Bunsen das großartigste Denkmal der Menschheit, betrifft, so darf man getrost behaupten, daß z. B. die Entdeckung des Vernerschen Gesetzes, so wenig sie hierher zu gehören scheint, doch einen beträchtlichen Beitrag zur Aufhellung der frühesten Zusammenhänge geliefert hat. Kann sich die Spezialforschung, und mag sie noch so einseitig sein, mit ihren Ergebnissen in das Allgemeine einordnen, so verdient sie Anerkennung. Denn wenn auch der betreffende Entdecker selbst keine Ahnung von den Wirkungen seiner Forschungen auf das Universale hatte, so giebt es doch Leute, die auf dem gewonnen, sicheren Grunde weiter bauen. Hier aber darf

nicht vergessen werden, daß sich die sprachliche Eigenart eben so wenig wie die körperliche ungetrübt erhalten hat und daß mehr Gewicht auf den Schauplatz mit seinen ändernden Einflüssen zu legen ist. Ist auch der Boden nicht gerade absichtvoll angeordnet, so ist er doch unbedingt zu berücksichtigen. Als Muster hierfür sei darauf hingewiesen, wie erfolgreich Vierthaler und nach ihm Duncker aus dem Boden Egyptens den Charakter seiner Geschichte herausgelockt haben. Daß es selbstverständlich auch hierfür eine Grenztafel mit der Aufschrift: Ne quid nimis! giebt, beweisen Taines geistreiche Schwächen. Also kommen wir auch aus diesen Zweckmäßigkeitgründen zu dem Schlusse, daß eine andere Anordnung als die nach Rassen oder Sprachfamilien nothwendig ist. Vielleicht die nach Epochen? Eine solche Eintheilung bringt Zersplitterung mit sich. Denn wird sie zu Grunde gelegt, so ist man gezwungen, in den verschiedenen Epochen das selbe Völkersystem immer wieder vorzuführen. Dadurch wird der Ueberblick über Das, was von einer Völkergruppe in summa geleistet worden ist, ungeheuer erschwert. Beweise dafür: Ludolfs „Schaubühne", die Werke des Johannes von Müller, Onckens „Weltgeschichte" und die noch unvollendete „Histoire générale" von Lavisse und Rambaud. Da es vor allen Dingen darauf ankommt, das Verständniß für die Einheit nicht zu verlieren, so darf man leichten Herzens die Vortheile, die jene Methode für ihre Zwecke in sich birgt, aufgeben. Hauptziel ist: das Gemeinsame zu erkennen; ist diese Erkenntniß angebahnt, dann werden sich innerhalb jeder größeren Abtheilung Epochen von selbst ergeben. Somit bleibt als Prinzip kein anderes übrig als die Eintheilung nach geographischen Gesichtspunkten. Bildet eine solche die Basis, so steht das Gebäude schon da, worin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft, die kleinen wie die großen, Platz finden: es ist die Oekumene. Das Gebäude darf aber kein Labyrinth sein; leiten soll darin die Erkenntniß, daß Alles, was ist, nur dann richtig verstanden werden kann, wenn man weiß, wie es geworden ist. In vielen Schichten sehen wir den Bau vor uns erstehen; eine auf die Geschichte angewandte stratigraphische Methode wird Führerin sein. Dann bleibt die Befürchtung fern, eines von den Elementen, die den Gang der Geschichte wesentlich bestimmt haben, könne übersehen werden. „Nur eine und die selbe Gattung ist das Menschengeschlecht auf der Erde"; mit diesem Worte Herders sei das Gebäude gekrönt.

— —

Wer geneigt sein sollte, dem im Vorstehenden angedeuteten Plan Uferlosigkeit vorzuwerfen oder an seiner Ausführbarkeit zu zweifeln, Dem sei zur Beruhigung als Parabel eine Geschichte erzählt. Vor dem sechsten internationalen Geographenkongreß zu London sprach im Juli 1895 der schwedische Oberingenieur Andrée über seinen kühnen Plan, den Nordpol mit Hilfe eines Luftballons zu erreichen, dessen Konstruktion vier genauer besprochene Hauptbedingungen erfüllen müsse. Zweifelnd fragte man ihn: „Can you place at our disposal a ballooning outfit of the above description?" Da anwortete er getrost: „Yes, I can."

Leipzig. Hans F. Helmolt.



Albert Niemann.

In dem Aufsatz „Die Bayreuther Festspiele“ (in der „Zukunft“ vom achtzehnten Juli 1896) sagt Herr Houston Stewart Chamberlain: „Ein dramatisches Werk kann nur wirken, mit anderen Worten: ins Dasein treten, wenn es durchaus schöpferisch, ich meine, als das Erzeugniß augenblicklich gegenwärtiger Inspiration, erscheint; Das ist das Geheimniß des großen Schauspielers; nun haben wir aber bei Wagner einen unerhört komplizirten künstlerischen Apparat und wegen der Musik ist der Darsteller nicht frei, besitzt er kein Jota Recht zu willkürlichen, ihm ‚gut liegenden‘ Auffassungen, sondern muß sich zunächst in die Empfindung des schaffenden Dichters so vollständig hineinleben, daß dieser besondere Tonfall und dieser besondere Umfang der Bewegungen (der durch die Komposition mathematisch genau bestimmt ist) auch für seine Empfindung der natürliche, spontan sich einstellende sei. Ein solches Werk verlangt also sehr viel von den Darstellern: große dramatische Begabung und zugleich eine Begabung, die sich allen Intentionen des Genies, auch den zartesten, widerspruchslos anzuschmiegen versteht; zur Verwirklichung findet er aber einstweilen nur Opernsänger, also Leute, bei denen das schablonenhafte Marionettenthum systematisch ausgebildet worden ist und die im Dienst des Repertoires froh sind, wenn sie den gesanglichen Theil ihrer Aufgaben sicher beherrschen.“

Als ich diese Zeilen gelesen hatte, hielt ich unwillkürlich inne. Ich legte das Heft nieder und für einen Augenblick verschwand mir der „Weihenstephan“ mit seiner vertrauten Umgebung, denn in meinem Inneren war ein Bild erwacht, in das ich mit Auge und Ohr selbstvergessen mich versenkte. Eine Theatererinnerung. Dreimal war des Herolds heller Klageruf erklungen, Elsa war mit ihren Frauen zu innigem Gebete auf die Knie gesunken. Dann ertönte es aus der angstvoll in die Ferne spähenden Menge: „Ein Schwan!“ und wieder: „Ein Schwan!“ und, wie der Nachen des Gralsritters sich nähert, schwillt mächtiger und mächtiger der erlösende Ruf empor ... und da, siehe da — kein Laut im Zuschauerraum — Lohengrin! Und welch ein Lohengrin! Wie er dem Nachen entsteigt und nun dasteht, reckenhaft und seraphisch zugleich, kraftbewußt und der stolzen Sendung jugendlich froh, auf dem Antlitz den Ausdruck milder, siegreicher Hoheit, da geht ein Aufrauschen durch das Haus; jeder Theaterbesucher kennt dieses flüchtige Crescendo und Decrescendo, das nur in großen Augenblicken sich einstellt. Es ist der Gesammtausdruck jener individuellen Empfindung, die Geibel mit den Worten schildert:

„Wo die Kritik aufhört und der Schauer beginnt, ist ein Grenzstein
Aufgerichtet; Talent scheiden sich hier und Genie.“

So war Niemann als Lohengrin.

Herr Chamberlain hat die schwierige Aufgabe zutreffend bezeichnet, die gerade dem Wagner-Darsteller erwächst, und das harte Urtheil, das er über die heutigen Opernsänger fällt, ist nicht unberechtigt. Er wird auch vielleicht Ausnahmen gelten lassen und nur erwidern, daß eben die Seltenheit dieser Ausnahmen die Regel bestätige. Allein es nimmt mich doch Wunder, daß der strenge Kritiker nicht die eine gewaltige Ausnahmeerscheinung anführt, die er, ohne ungerecht zu sein, nicht unerwähnt lassen durfte. Jeder Musikfreund, der seine richtenden

Worte liest, wird unwillkürlich fragen: Aber hat er denn Niemann nicht gehört? Denn Niemann steht so hoch über den Opernsängern des „schablonenhaften Marionettenthumes" wie etwa Bismarck über den Dutzenddiplomaten und Durchschnittsministern, die doch auch „Staatsmänner" heißen. Wer von Dem spricht, was Wagner für Deutschland war, möge nicht davon schweigen, was Niemann für Wagner war. Wagner selbst bezeugt es in einem interessanten Briefe, der in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" neulich veröffentlicht wurde. Der Brief lautet:

Lieber Freund!

Es wäre hübsch, wenn Sie am ersten Juli in Ihrer Villa sich von mir und den Meinigen antreffen ließen. Gern möchte ich, in diesem für mich so öden Jahr, einen Tag oder einige Stunden mit Ihnen feiern. Denn, sind wir Beide, Sie und ich, zusammen, so ist doch eigentlich der Geist des Nibelungenwerkes bei sich und spricht zu sich. Es ist mir ein Bedürfniß, gerade in diesem Jahre mit Ihnen zu verkehren. Sonst habe ich gar nichts vor!

Herzlichen Gruß von

Ihrem

Richard Wagner

mit Weib und Kindern.

Bad Ems. Villa Diana.

18. Juni 1877.

Es ist ein merkwürdiger Zufall — le hasard, c'est l'incognito de la Providence —, daß, als die Morgenröthe der wagnerischen Kunst dämmerte, als Tannhäuser und Lohengrin geschaffen waren, auch ein Sänger erstand, der seinem äußeren und inneren Wesen nach bestimmt schien, diese Gestalten zu verkörpern. Wie war es denn bisher gewesen? Arnold Melchthal, irgend ein Italianissimo, beängstigend nahe dem Souffleurkasten, im Hintergrunde der vortreffliche Tell, in stolzer Bescheidenheit und der geliebten Muttersprache treu, der Zuhörer zwischen dem abgetönten Pathos des Deutschen und dem grellen Brio des Romanen von zwiespältigen Empfindungen zerrissen —: so waren die wunderlichen Kunstgenüsse nur allzu häufig beschaffen und noch heute spuken gelegentlich, einem Gastvirtuosen zu Liebe, solche Aufführungen. Der Stolz der Sänger war der Fluß und Guß der Kantilene, die Klein- und Feinarbeit der Koloratur; manche männliche Kehle erwarb sogar die kostbare Schulprämie des Trillers; die Unkünstlerischen unter den Künstlern aber begnügten sich mit den brutalen Effekten einer sensationellen Höhe. Für diese Ritter vom hohen C wurde Wagners Musik das Totengeläute. Wer wüßte nicht eine lichte und leichte, glänzende Höhe zu schätzen! Sie hat sicherlich einen physiologisch berauschenden Reiz. Aber das Schmettern an der Rampe, die obligate Beifallssalve, der Höhenwahn, die Nummernmusik, das Alles trat — Wagner sei Dank! — beim Nahen der neuen deutschen Kunst zurück. Freilich ist es eine beklagenswerthe Begleiterscheinung dieses Erfolges, daß nun viele Sänger des Studiums des bel canto sich leichtfertig entschlagen. Das ungeschulte Material erliegt gar bald dem laienhaften Mißbrauch und zur Entschuldigung muß die Anklage herbei, daß „Wagner die Stimmen ruinire". Aber dieser Vorwurf wird durch Erscheinungen wie Lilli Lehmann glänzend widerlegt; gerade die Beherrschung des bel canto befähigt die Stimme, den starken Anforderungen der wagnerischen Musik ohne Ueberanstrengung gerecht zu werden.

In der vorwagnerischen Periode gab es wohl Sänger, aber kaum singende Menschendarsteller. Wagner wollte nicht nur schöne Musik komponiren, er wollte

künstlerische Wahrheit geben. Daher bedurfte er eines anderen Geschlechtes von Künstlern, als jene Rampentenöre es waren. Er fand Tichatschek, den ersten Rienzi, Ludwig Schnorr von Karolsfeld, den herrlichen Tristan, der allzu früh dem Leben und der Kunst entrissen wurde, und Albert Niemann, der als Interpret und Propagator von Wagners Kunst wohl der Bedeutendste ist. Sein eigenstes Wesen kam ihm zu Statten: er ist deutsch mit Fiber und Faser, an Herz und Haupt. Wagners Werke sind aus dem unversiegten Born der deutschen Sage geschöpft, er ist der nationale Dichter-Komponist, der Bismarcks Zeitgenosse sein mußte, und nur ein Sänger, der, wie Niemann, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern urwüchsig deutsch, aus dem Kern des deutschen Volkes hervorgegangen war, konnte sich mit den Gestalten des Meisters bis zur Einheit verschmelzen. Das war etwas ganz Neues, denn früher war es immer nur der Tenor Soundso gewesen, der mehr oder minder bei Stimme war und der Herr Soundso blieb, auch wenn er noch so oft das Kostüm wechselte. Mit vollem Recht sagt Eduard Hanslick in seinem Aufsatz „Niemann als Rienzi": „Das quantitative Messen und Kompensiren reicht hier nicht aus; der Eindruck, den wir von Niemann empfangen, ist ein geradezu qualitativ verschiedener." Die Anforderungen, die Chamberlain stellt, fanden wir in Niemanns Kunst in der Vollendung erfüllt. Alles erschien bei ihm „als das Erzeugniß augenblicklich gegenwärtiger Inspiration" und Alles entsprach den Anordnungen und — was mehr ist — den Intentionen des Meisters. Niemann besaß zu seiner genialen Begabung auch den Fleiß, „den keine Mühe bleichet". Die strenge Unterordnung der Persönlichkeit unter das Kunstwerk, die selbstverleugnende Pietät des Nachschaffenden dem Schaffenden gegenüber, er hat sie geübt, wie nur ein echter Künstler es vermag.

Wie war Niemann aber auch für seine Aufgabe ausgestattet! Das Ueber-Lebensgroße, das für die Bühnenwirkung in Heldendramen so unentbehrlich ist, besaß er in Erscheinung, Stimme, Ausdrucksform. Eine Heldengestalt, ein grandioser Kopf. Das mächtige Auge, der gebietende Ausdruck, die sinnlich sehnsüchtigen Lippen mit dem dürstenden Tannhäuserzuge. Und niemals entstellt eitle Selbstgefälligkeit das heroische Antlitz. Auf der Straße würde auch der Blick des Kenners in Niemann keinen Schauspieler vermuthen; der berühmte Mann sieht meistens ziemlich unwirsch drein, er geht etwas einwärts, genießt die stillen Freuden des Inkognitos und posirt ganz und gar nicht. Nichts von dem Femininen, das der Charakter des Schauspielers beinahe von Berufs wegen annimmt: ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Auch die Stimme war überlebensgroß und Hanslick tadelt die übertriebene Tonstärke. Aber es bleibt wohl Jedem in der Erinnerung, wie aus Niemanns Munde das „Herr, Dich in den Sternenkreisen" wie auf Adlerschwingen emporstieg und wie im „Rienzi" sein Schlachtgesang erdröhnte. Es war die Stimme eines Barden, der dem Heer voranschreitet. Seine Deklamation war unübertrefflich, und zwar eben so das gesungene wie das gesprochene Wort, das im „Joseph in Egypten" so schön zur Geltung kam. Niemanns darstellerische Kunst war so reich, so anregend, daß es mir wohl gelingen mag, auch bei der Nachlese auf den Spuren Hanslicks, der an einzelnen Rollen die hervorragenden Eigenschaften des Heldensäns dargelegt hat, noch einige schöne Züge zu sammeln.

Bei Niemann war fast jede Geberde bedeutend im Sinne Goethes, stets

natürlich, bisweilen realistisch kühn. Als Elsa die verhängnißvolle Frage aussprechen will, Lohengrin in stummem Schrecken ihr nicht mehr Einhalt thun kann, legt er hastig und wiederholt den Finger auf die Lippen, mit beschwörender Bitte sie zum Schweigen mahnend. Diese der Situation völlig entsprechende Bewegung kann nur Der wagen, der im sicheren Bewußtsein harmonischer Schönheit auf der Bühne natürlich sein darf, ohne trivial zu werden. Freilich hieße es, Niemanns Individualität verkennen, wollte man in ihm nur den Interpreten Wagners erblicken. Mit gutem Grunde widmet auch Hanslick dem herrlichen „Propheten" hohe Anerkennung. Bewies schon die Erzählung des Traumes seine deklamatorische Meisterschaft, so bezeichnete doch den Höhepunkt der Darstellung die Kirchenszene, in der er, im Zusammenspiel mit Marianne Brandt, Unerreichtes bot. Erscheinung, Mienenspiel, Deklamation stimmten hier vollendet zusammen. Wie der gewaltig und gespannt auf die Mutter geheftete Blick, mit dem er sie niederzwingen will, vor ihrem zürnenden Trotz zur flehenden Bitte qualvollster Seelenangst sich wandelt, wie er nach flüchtig scheuem Umherspähen mit hervorbrechendem Schmerz einen heißen Kuß auf die Stirn der Knieenden preßt: Das war von bezwingender Macht und Echtheit des Empfindens.

Die Einfachheit der schauspielerischen Mittel, wo andere Darsteller alle Haltung verlieren, erhob sich bisweilen zu wahrhaft klassischer Hoheit. Als er (in der Rolle des Max im „Freischütz") die von seiner Kugel getroffene Agathe erblickt, sinkt er, ohne irgend eine herkömmliche Geberde des Schmerzes, vor der Verwundeten nieder und verbirgt das Haupt in ihren Schooß. Wie leicht wäre es hier dem großen Darsteller geworden in Gestikulationen zu wüthen, wie es in solchen Fällen auf der Bühne schicklich ist. Freilich wäre dann ein moderner Tenor daraus geworden, nur kein Mensch, kein schlichter Jägerbursch. Von diesem Geist der Resignation zum Frommen der künstlerischen Wahrheit sind alle seine Rollen durchweht; nirgends ein vordringliches Zuviel der Charakteristik. So im „Fidelio", wo er nach dem ekstatischen Jubel des Wiedersehens nur der Genesende ist, der zwar tiefe Rührung, aber keine aufblühende Freude zeigt, weil der volle Sonnenschein des Glückes sein vom Dunkel des Kerkers geschwächtes Auge noch blendet. Diese dem Dichter und Komponisten immer kongeniale Darstellung ließ auch an sich unbedeutende Auftritte ein für die ganze Rolle charakteristisches Gepräge gewinnen. Selbst ein fratzenhafter Popanz, wie der dualistische Robert von der Normandie, bekam in Niemanns Darstellung Fleisch und Blut. Mit verzerrtem Humor, ein Bischen in Bürgers Manier, gab er die Spielszene, die den inneren Widerstreit in Roberts Wesenheit schon zum Ausdruck bringt. Dann, als er vor Isabella kniet und der Hofstaat sie überrascht, sein Erwachen aus der Verzückung, sein Nicht-Verstehen, allmähliches Erkennen der Situation, das Hervorbrechen seiner dämonischen Natur: Alles war psychologisch fein empfunden und vollendet durchgeführt.

So stattete Niemann jede seiner Rollen mit einer Fülle feiner, der Situation und dem Charakter entströmenden Züge aus und verlor sich doch niemals in arabeskenhaftes Beiwerk, sank nie vom Darsteller zum Virtuosen herab. Daher vielleicht die Frische und Ursprünglichkeit seines Spieles, die er sich in langer Bühnenlaufbahn bewahrte. Freilich hat er auch nie geruht, vielmehr stetig sein Können geprüft und vertieft mit dem rastlosen Fleiß, der Erkennungzeichen und

Talisman des echten Künstlers ist. Aus dem unerschöpflichen Material, das seine Rollen boten, hätte ein Lessing Regeln für die Darstellung abstrahiren können, — die freilich doch nur für den Erwählten geschrieben wären und deren gerade dieser wieder am Wenigsten bedarf.

Niemann war der Liebling des berliner Publikums; es reichte ihm den Lorbeer und flocht ihm einen Kranz von Legenden. Jede war eine neue Variation zu dem ewigen Thema „Wein, Weib und Gesang" und keineswegs immer im Einklang mit dem kanzleiräthlichen Moralkodex. Es ging die Sage von unheimlichen Mischungen heimlicher Getränke, die Niemann im Zwischenakt hinuntergieße, und auch für diese Intermezzi fanden sich zahlreiche Bewunderer. Solche Gerüchte wurden wohl auch dadurch begünstigt, daß der Künstler, selbst wenn er indisponirt war, nicht gern absagte. Ich entsinne mich noch einer Galavorstellung, für die der zweite Akt des „Kortez" gewählt war. Als Niemann auftrat, war er stockheiser und deklamirte eigentlich nur, aber mit seiner ungeheueren Willenskraft rang er sich doch durch und sang und siegte.

Der Niemann-Kultus des berliner Publikums äußerte sich bisweilen geradezu grausam drastisch. Ein Offizier, Melomane wie Einer und um seines herrlichen Baritons willen noch heute in der Gesellschaft gefeiert, hatte während der Ouverture rasch ein Billet vom Händler erstanden. „Merkwürdig billig", dachte er, — es war „Tannhäuser" angesetzt. Aber gerade an diesem Unglücksabend hatte Niemann doch einmal abgesagt; und als der Vorhang sich hob, lag in der unvergeßlich scheußlichen gelben Grotte nicht Niemann „mit der Liebe Göttin im Verein", sondern — absit nomen! — ein Anderer, Niemann in lyrischer Miniaturausgabe. „Da wendet sich der Gast mit Grausen": wortlos und in tiefster Entrüstung, aber ohne das leiseste Zaudern verließ der Enttäuschte die Loge. Ich konnte ihm nicht Unrecht geben. Auch wenn ich später andere Tenöre hörte, erging es mir stets wie Elisabeth: „Die Weisen, die die Sänger sangen, erschienen matt mir, trüb ihr Sinn." Niemann stand immer hinter ihnen, sie gewaltig überragend; sie kamen mir vor, wie der Knappe Georg in Goetzens Rüstung. Vollends unerträglich wurde es, wenn sie den Vergleich geflissentlich herausforderten. Niemanns Eigenart wurde bei den Knirpsen und Dickwansten, die ihm nachäfften, zur gräßlichen Manier und auf großen und kleinen Bühnen wimmelte es von rohen und süßlichen Kopien.

Persönlich habe ich eigentlich mit dem großen Sänger ein Hühnchen zu pflücken. Als Primaner ließ ich alle meine Prachtwerke zum Antiquar wandern, um Billets erstehen zu können, meist hoch oben, allwo die Kenner und Enthusiasten horsten. Fensterpromenaden mit einem gleichgesinnten Freunde, Harren am Wagen nach beendeter Vorstellung, Zusendung von Noten (Steinbach: „Du rothe Ros' auf grüner Haid") nebst verrücktem Begleitschreiben: diese und ähnliche verlorene Liebesmüh hat er bei mir auf dem Kerbholz. Außerdem schrieb ich in jugendlichem Wahrheitdrang in meine Abiturienten-Vita: „Durch häufigen Besuch der Oper und Vergleich der Klavierauszüge erwarb ich mir eine Art musikalischer Bildung, wenn auch mein erstes Interesse der gewaltigen Persönlichkeit Niemanns galt, der in seiner Darstellung nationaler Lichtgestalten wagnerischer Schöpfung mächtig auf mich einwirkte." Bei diesem Passus soll ein allgemeines Schütteln des Kopfes der stillen Ansicht des Lehrerkollegiums mimischen Ausdruck verliehen

haben und der verstorbene Schulrath Klix hat wahrscheinlich die olympischen Brauen bedenklich gerunzelt. Auf meine Annäherungversuche erfolgte niemals eines jener verbindlichen und doch so völlig unverbindlichen Schreiben, mit denen die vielgeplagten Männer der Oeffentlichkeit die gutgemeinten Zudringlichkeiten ihrer Verehrer mild abzuwehren suchen. Augenscheinlich dachte Niemann mit Gautier: „Ceux qui viennent me voir, me font honneur; ceux qui ne viennent pas, me font plaisir.“ Nur ein einziges Zeichen der Billigung habe ich von dem Künstler erhalten. Meine Begeisterung machte sich im „Rienzi“ einmal in einem „Bravo!“ Luft, das vom dritten Rang aus den unten tobenden Beifallslärm siegreich übertönte. Niemann lächelte und hob zu dem unbekannten Rufer im Streit grüßend die Hand empor. Ich schwamm in Wonne.

Diese süßen und herben Erfahrungen eines jugendlichen Enthusiasten wollte ich den Lesern nicht vorenthalten; sie sprechen eine beredte Sprache: nie wird ein Tenorist, der Tosti wimmert, auf Männer so wirken.

Beinahe einzig in der Psychologie des Mimen steht die Thatsache da, daß Niemann aus früher, freier Entschließung ohne Abschiedsvorstellung, ohne Bankette, ohne Tourneen die Bühne verlassen hat. Peut-on renoncer à son art, quand on l'aime? fragt ein französischer Kritiker. Lange, bevor es nothwendig war, hat der willensstarke Mann den schweren Schritt gethan.

Niemanns jüngste Photographie zeigt ihn im Jagdkleide und unwillkürlich gedenken wir, wenn wir sie betrachten, der prächtigen Verse Uhlands:

„Er trug ein Wams von Leder
Und einen Federhut
Mit mancher wilden Feder:
Das steht den Jägern gut.

Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.“

Eduard Goldbeck.



Ruth.

Nimm all mein Mein . . .
Friedrich Nietzsche.

Ein eigenartiges Buch habe ich eben aus der Hand gelegt. Ein Buch voll großer und ernster Gedanken und idealer Träume, von Lebensschönheit durchleuchtet, erfüllt von Freiheit und Wahrheit, — und doch kein Wirklichkeitbild. Oder: und darum kein Wirklichkeitbild?! Ein Buch, das nur eine Frau geschrieben haben kann, die ihren Nietzsche gelesen hat, die seinen subtilsten Stimmungen sich hingiebt, deren Nerven von seines Wesens Anhauch erzittern, deren eigene Natur von seiner Art überwältigt ist und die in den Herrlichkeiten seiner Sprache schwelgt. Frau Lou Andreas-Salomé ist die Verfasserin dieses

Buches; aber trotz manchen Vorzügen ist ihr Roman nur eine unfreiwillige Ironie auf Nietzsches Weltentraum, auf seine Dichterphilosophie.

Der Held ist ein Uebermensch, ein Gewaltiger und Starker. Er herrscht. Seine Natur ist nicht frei von Schwächen und seine Sinne überrumpeln noch manchmal seinen Geist. Aber er kämpft und zwingt nieder, was ihn hindern könnte, ein Ganzgroßer zu werden. Und so erscheint er ein Herrscher; mild und doch gewaltthätig, sanft und doch stark; seiner Willenskraft Alles beugend. Was sein Wesen erfüllt, was er anerkennt, suggerirt er den Anderen, unwiderstehlich. Er ist die Verkörperung der Herrenmoral. So wollte ihn die Verfasserin zeigen, so mochte er ihr vorschweben. Ein Ideal, in das der eigene Schöpfer sich verliebt. Und nun geschieht der große Irrthum und ergiebt die unfreiwillige Ironie.

An wem bethätigt der Uebermensch seine Stärke? In welcher Welt regirt er in allmächtiger Souverainetät? Wer sind seine Gegner, der kämpfende Widerpart, an dem er seine Kräfte mißt? Eine merkwürdige Welt; sie erinnert an die süße Unterthanenschaft der Insel Marzipan im Kindermärchen. Klara Bel, ein gelähmtes, zartseeliges Weib, seine Gattin; Ruth, das phantastische, einsame, liebesuchende Kind, Wawara, die kokette, unverstandene Frau, Jonas, sein Sohn, ein gutgearteter Knabe, und ein Mädchenpensionat mit nervösen, modernen, sensitiven höheren Töchtern. Das ist sein Reich. Dort regirt er, unterwirft, richtet empor. Weiber und Kinder. Kein ebenbürtiger Gegner, kein Mann, der in brutaler Kampfeslust ihm gegenüberträte, keine Individualität, die, der seinen entgegen, in kontrastirenden Anschauungen sich auszuleben versuchte. Seelen sind es, in die er eindringt — Seelchen. Kleine, unverständige, thörichte Menschen. Ist Das ein Sieg? Ist dieser Sieger ein Held?

Frau Lou Andreas-Salomé wollte ihn aber gewiß zu einem Helden machen. Sie stattete ihn aus mit einer Fülle herrlicher Züge, sie läßt ihn herauswachsen aus der göttlichen Idee des Uebermenschenthums, — aber er verkörpert sie nicht. Nur die äußerlichen Abzeichen trägt er, nur die kleinen Mittel wendet er an. Und so verliert man an ihm das Interesse, das er anfänglich einflößt. Er ist kein Uebermensch, kaum ein Mensch, und was von ihm übrig bleibt, ist nichts als das Symbol einer tiefen, schönen Idee. Und doch ist „Ruth“ eine Dichtung, die die schwärmenden Gedanken eines feinen Geistes zusammenfaßt, reine Stimmungen schafft, ein intimes Naturempfinden verräth und den Frühling malt in seiner knospenden Schönheit. Die Sprache ist ganz durchtränkt von Nietzsches Poesie. In Wort und Bild ein Widerhall seines Sprachzaubers, eine Widerspiegelung seiner plastischen Malereien. Darum befremdet es auch so sehr, daß nichts in diesem Buche festen Boden hat, daß die Menschen in unmöglichen Lebensbedingungen hausen, daß nichts vom Alltag hineindringt in ihre Welt, nichts von Kampf und Erwerb und schmutzigem Geld. Sie haben immer Alles, was sie brauchen zu einem Dasein, das sie nicht einengt, das breit und weit und schön ihnen jede Freiheit der Bewegung gestattet und es ihnen ermöglicht, sich ganz in sich zu versenken und jede Sorge und Aufmerksamkeit nur dem inneren Erleben zu weihen, als gäbe es keine Außenwelt. Und dabei ist der übermenschliche Held doch nur ein vermögensloser Schullehrer. . . Ulrich Frank.



Ein Wort für den Wollzoll.

Viele Landwirthe denken: „Was nützt uns ein Wollzoll? Die Schafe sind abgeschafft, die jetzige Zeit steht unter dem Zeichen der Milch und Butter". Man sollte sich aber nicht täuschen; ist es vielleicht angebracht, auf leichtem Höhenboden mit geringen Wiesen nur Rindvieh zu halten, es dort mit großem Kostenaufwand zu ernähren, — und soll dabei vielleicht die hohe Rente herauskommen, von der so oft gefabelt wird?

Herr von Radecke gab in seinem Bericht über Schafzucht in der Sitzung des Landes-Ökonomie-Kollegiums interessante Mittheilungen; ich entnehme daraus Folgendes: „Der Verlust, den die Landwirthschaft durch den Niedergang der Schafzucht allein in den letzten zwölf Jahren erlitten hat, beziffert sich durch den Ausfall an Wolle des um 12 000 000 Stück verringerten Schafbestandes auf mindestens jährlich 36 000 000 Mark; rechnet man dazu noch die in gleichem Verhältnisse verminderte Fleischausnutzung mit 20 Prozent des fehlenden Bestandes, und das Märzschaf nur mit 10 Mark, so treten zu den 36 000 000 noch weitere 24 000 000 Mark hinzu; und diese Gesammtsumme von 60 000 000 Mark, die früher die Schafzucht mehr brachte, lassen sich nicht allenthalben durch Rindviehhaltung ersetzen." Es eignet sich eben nicht jede Gegend für Rindviehzucht, deren Rentabilität auch bald eine fragliche werden dürfte, wenn das Sinken aller Meiereiprodukte ein dauerndes bleibt — was zu befürchten ist, da die Konkurrenz aller modernen Butter- und Käsesurrogate (Margarine und Margarine-Käse) und die Ueberproduktion selbst mit jedem Tage steigt — und wenn der Export der australischen Meiereien (er hat seit Einlegung der Extra-Kühl-Schnell-Dampferlinien für Butter- und Fleischtransport sich auf die ansehnliche Höhe von 400 000 Kisten für die Monate Dezember und Januar gehoben), deren Produkt schon lange auf dem Markt in London, Liverpool und Glasgow bei fünf bis zehn Mark unter der höchsten Notirung für feinste dänische Tafelbutter stehenden Preisen reißenden Absatz findet, weiter auf den Preis und die heimische Produktion drückt. Diese Wirkung ist schon aus dem Bericht der Ober-Postdirektion zu Gumbinnen an den Staatssekretär der Reichspost, Herrn von Stephan, ersichtlich, da nach ihm im Jahre 1894 sich die Versendung von Butterpacketen aus dem dortigen Verwaltungbezirk um 30 000 Stück verringert hat, also einen Rückgang in der Produktion um 3000 Centner im Werth von über 300 000 Mark aufweist.

Hierzu kann leicht noch ein Fallen der Viehpreise hinzutreten, was voraussichtlich auch eintreten wird, wenn unsere westlichen Nachbarn ihre 1893 in Folge der Futternoth stark reduzirten Viehbestände erst vollständig ergänzt haben, wenn die Grenzsperre gegen Holland wieder aufgehoben und wenn der überseeische Import von lebendem Hornvieh, dessen Einfuhr zwar einstweilen aus Amerika in Deutschland, Dänemark und Belgien untersagt ist, später ungehindert wieder in weiterer Progression zunehmen darf, wie die Einfuhr von 10 750 Stück lebenden Viehes im Jahre 1894 gegen 5000 Stück im Jahre 1893 in Lübeck es gezeigt hat. Die Gesammteinfuhr Deutschlands an roher Schafwolle betrug im Jahre 1894 3 220 000 Centner, wovon direkt aus Australien 1 064 000 Centner kamen. Gegen diese Menge importirter ausländischer Wollen betrug die inländische Produktion im Jahre 1894 nur noch 400 000 Centner, also knapp zwölf Prozent der

Einfuhr. Deutschlands Ausfuhr in der gleichen Zeit bezifferte sich auf 1 468 000 Centner zum vorläufig eingeschätzten Werth von 306 389 000 Mark, wovon ungefähr die Hälfte, nämlich 734 000 Centner, in Fabrikaten und der Rest in Rohprodukten und Halbfabrikaten bestand. Zur Verarbeitung in deutschen Fabriken sind 3 424 000 Centner Wolle gekommen.

Jeder, der den landwirthschaftlichen Verhältnissen nicht ganz fern steht, weiß, welche Blüthe vor etwa zwanzig Jahren die Schafzucht in manchen Provinzen Deutschlands erreicht hatte; viel Fleiß und Umsicht bei der Züchtung war erforderlich gewesen, um die heimische Schafzucht so weit zu bringen. Was nützten aber aller Eifer und alle Intelligenz, als die australischen Wollen, vom amerikanischen Markte verdrängt, zu uns sich wandten, wo zollfreie Einfuhr ihnen ein großes und bequemes Absatzfeld erschloß? Die deutschen Wollen fielen im Preise und gingen immer mehr herab, seitdem das deutsche Vaterland der freie Ablagerungplatz für den Ueberschuß der Wolle der ganzen Welt geworden war. Was Jahre lang emsiger Fleiß geschaffen hatte, ging in kurzer Zeit wieder verloren. Nur der Schutz gegen die Wolle billiger produzirender Länder, also ein angemessener Zoll auf fremde Wolle, kann uns helfen. Im Jahre 1888 wurde eine Petition wegen Einführung eines solchen Zolles eingereicht, sie war mit 100 000 Unterschriften von Schafzüchtern bedeckt, wurde aber trotzdem nicht beachtet. Die Wolltextilindustrie sollte durch den gewünschten Zoll in keiner Weise gehemmt werden; denn gleichzeitig wurde beantragt, ihr bei den exportirten Wollwaaren den vollen Eingangszoll als Exportprämie zu bewilligen. Die Absicht dieses Antrages war daher offenbar nur die, den Preis für einheimische Wolle um die Höhe des Zolles für ausländische zu steigern. Der Antrag wurde, weil der Centralverein deutscher Wollwaarenfabrikanten beim Reichskanzleramte Protest erhoben hatte, mit dem Bemerken abgelehnt, daß man es zwar den Landwirthen nicht verargen könne, wenn sie ihre materielle Lage zu verbessern suchten, die Regirung aber die Pflicht habe, sorgfältig zu prüfen, ob nicht durch Das, was dem Einen als Vergünstigung gewährt werde, der Andere geschädigt werde; ein Wollzoll könne im günstigsten Falle doch nur dem kleinen Theile der Landwirthe zu Gute kommen, die noch jetzt Schafzucht trieben.

Der Staat ist wohl am Besten einem lebenden Organismus zu vergleichen, der nur dann die Fähigkeit der Fortdauer besitzt, wenn seine sämmtlichen Organe in voller, harmonischer Thätigkeit wirken können. Es muß ja zugegeben werden, daß durch die Kunst der Züchtung, um die höchste wirthschaftliche Leistungfähigkeit eines Gesammtorganismus zu erzielen, die Entwickelung und Wirksamkeit einzelner Organe beschränkt und vermindert, die anderer dagegen gehoben und begünstigt wird; nie aber darf Das so weit gehen, daß das Gedeihen und Wohlbefinden des Gesammt-Organismus dadurch beeinträchtigt und in Frage gestellt werde; wie im thierischen Organismus, so tritt auch im Staatsleben dann eine Ueberbildung zu Tage, wenn die Leistungfähigkeit eines produktiven Faktors bis zur Ueberproduktion getrieben, die der anderen dagegen bis zur völligen Erschlaffung und Unfähigkeit gehemmt wird. Die beiden hier in Betracht kommenden Faktoren sind die Industrie und die Landwirthschaft. Wir sehen im Deutschen Reiche die Industrie nach jeder Richtung hin sich mächtig entfalten, die Landwirthschaft dagegen von Jahr zu Jahr mehr zurückgehen. Und gerade die Industrie unter-

bindet ihr die Hauptschlagadern der Existenz, das Betriebskapital und die menschliche Arbeitkraft. Der Behauptung, daß es Aufgabe der Regirung sei, zum Nutzen der Industrie die freie Einfuhr des Rohmaterials zu gestatten, können wir Landwirthe nur zustimmen. So weit der Import von Rohstoffen nothwendig ist, mag er unbedingt erlaubt werden; wenn aber durch den Import ein weit verbreiteter landwirthschaftlicher Betriebszweig in seinem Umsatze beeinträchtigt und gefährdet wird, so muß das Einfuhrinteresse der Händler zurücktreten. Wenn die Industriellen behaupten, daß nur ein geringer Theil der deutschen Landwirthe Schafzucht treibe, so scheinen sie über die bestehenden Verhältnisse schlecht unterrichtet zu sein. Die erwähnte Petition war mit hunderttausend Unterschriften versehen; wenn also bei einer Gesammtbevölkerung von fünfzig Millionen Seelen, die das Deutsche Reich zur Zeit zählt, hunderttausend schafzuchttreibende Landwirthe vorhanden sind, so ist Das schon ein ganz beträchtliches Kontingent, — wobei die zugehörigen Arbeiter nicht einmal mit gerechnet sind. Die amtlich nachgewiesene Einfuhr von 322 000 Centnern roher Schafwolle hätte bei einem Wollzoll von 60 Mark jährlich 193 200 000 Mark gebracht, also eine beträchtliche Summe. Wenn die Industriellen sagen: Die überseeische Konkurrenz ist nun einmal nicht mehr aus dem Wege zu schaffen, so klingt Das ja ganz gut, aber die Herren können sich auch nicht wundern, wenn wir anderer Meinung sind und einen unser Gewerbe schützenden Zoll verlangen, weil wir finden, daß die deutsche Wollproduktion schon allzu lange die dienende Magd der Wollindustrie gewesen ist.

Leipzig. Johannes Heyne, Schäferei-Direktor.



Ueberzeichnungen.

Seit ein paar Jahren wird kaum noch von Zeichnungen, sondern fast immer gleich von Ueberzeichnungen neuer Anleihen gesprochen. Die Sucht, Anleiheresultate möglichst zu vergrößern, hat mancherlei Gründe. Jede Emission wird heutzutage in grelle öffentliche Beleuchtung gerückt. Mit der einfachen Erklärung, daß nur etwa sieben Prozent der Zeichnungen zuertheilt werden, wäre ja ein nützlicher Zweck — nicht allzu viele Stücke in schwache Hände zu geben — völlig erreicht und dem Gedanken, daß dennoch der Andrang ungeheuer gewesen sei, wäre dadurch kein Hinderniß in den Weg gelegt. Allein etwas ganz Anderes ist es, eine genau detaillirte Zeichnungziffer von sechs oder neun Stellen zu nennen, die zu belegen wohl schwierig werden dürfte. Diesen mindestens formalen Verstoß würden große Institute kaum wagen, wenn jetzt nicht jede große Emission den Charakter eines Spektakelstückes angenommen hätte. Sobald unsere Zeitungen die märchenhaften Mittheilungen der emittirenden Häuser einfach zurückwiesen, und zwar mit der offenen Begründung, daß unrichtige Zahlen nicht durch den Druck verbreitet werden sollen, würden die Bankleiter zwar die Redakteure für verrückt halten, sich aber doch wohl nur schwer entschließen, sich dann ruhig an das W. T. B. zu wenden.

Am Ende wäre damit der Hochfinanz selbst ein Gefallen erwiesen; denn es bläst jetzt ein schärferer Wind und bei den so phantastisch gestalteten Zeichnungresultaten wird natürlich auch ein Riesengewinn vermuthet. In Frankreich, wo eine Bank die andere zu überstrahlen sucht, paßt es vielleicht z. B. dem Crédit Lyonnais, auf den Zeichnungbogen die Erklärung zu setzen: Anderthalb Milliarden für eigene Rechnung gezeichnet. Da der Lyonnais den Zutheilungmodus mitbestimmt hat, so weiß er natürlich ganz genau, wie wenig ihn seine Unterschrift verpflichtet. Wohin soll es aber kommen, wenn die größten Faktoren des Geldmarktes so mit ihrer Unterschrift spielen und Dinge drucken lassen, von denen ihre Geschäftsbücher nicht das Mindeste erfahren? Alles nur wegen des Feuerwerkes, das man vor der Oeffentlichkeit abbrennen will! Die deutsche Bankwelt folgt dabei einer schlechten Mode ihrer Nachbarn; aber es wird Zeit, daß unsere großen Firmen „amtlich" unter jeder Bedingung wieder die Wahrheit sagen.

Nach der Anklage die Vertheidigung. Es sprechen zu viele Gründe für eine Kontrolirung der Subskriptionresultate, als daß man hier einfach die Natur sich selber helfen lassen kann. Bei einer wichtigen Anleihe, deren Zeitpunkt vielleicht nicht immer gerade mit einer behaglichen Stimmung des Anlagekapitals zusammentrifft, setzt häufig das übernehmende Syndikat vorher fest, ob es von Interesse sei, das Resultat als ein gutes oder mittelmäßiges erscheinen zu lassen; ein schlechtes kommt natürlich nicht in Betracht. Wird nun gut gezeichnet, so ist eine starke Zutheilung gestattet; bei einer mittelmäßigen Betheiligung hütet man sich schon, zu viele Stücke fortzugeben und so der Baissepartei Raum zu schaffen; im Falle einer wirklichen Zurückhaltung des Publikums wird möglichst wenig zugetheilt, um den Kurs einigermaßen zu halten; ob diese Zurückhaltung dann zu einem Mißerfolg der Subskription führt, ist erst nach Monaten zu ersehen. Die Emissionhäuser haben wegen der ernsten Subskribenten die Pflicht, den Preis der Anleihe nicht herabkommen zu lassen; denn an unseren Börsen kann auch in einem ganz neuen Papier eine Contremine unversehens aufkommen. Schienen z. B. von vorn herein die Aussichten etwas trübe, was man, je nach der Lage des Geldmarktes, ziemlich leicht beurtheilen kann, so werden die Resultate wohl in blanco verkauft. Bei reichlicher Repartirung erhalten also die Baissiers rasch ihre Stücke und werden zu einer Ausdehnung ihrer angenehmen Spekulation ermuthigt. Ein Blick auf Paris genügt, um zu zeigen, daß die Zeichnungerfolge der jüngsten Russen vorher abgegeben wurden und man nun die Papiere selbst sucht. Auch könnte den Konzertzeichnern kein schlechterer Dienst geleistet werden, denn diese zweifelhaften Eigenthümer können, in ihrem nothwendigen Drange, mit knappem Nutzen sofort wieder zu verkaufen, leicht den Kurs so drücken, daß die maßgebenden Firmen wieder zurückkaufen müssen und dann womöglich noch ein neues Agio hervorrufen. Diese Umstände müssen mit höchster Sorgfalt beobachtet werden und wären nicht mehr übersehbar, wenn die Zutheilung der Anleihe anders erfolgte als unter genauer Berechnung von Publikum, Börse, Politik, Geldstand, Uebersättigung gerade mit der einen Gattung von Fonds und nach sorgfältigster Prüfung der Stimmung.

Welche Gefahr laufen nun die emittirenden Firmen, falls sie wenig abgeben? Diese Gefahr ist nicht sehr groß, zumal gewöhnlich das Konsortium selbst sich längere Einzahlungfristen ausbedingt, als es im Prospekt festsetzt.

Einem Finanzminister, der den Erlös ja verfügbar halten kann, wo er will, liegt an schleuniger Vollzahlung nicht immer, — ganz abgesehen davon, daß auch er ein Interesse daran hat, seine neue Anleihe nicht auf dem Markt „schwimmen“ zu sehen. Was nun die Summe selbst anbelangt, die ja, trotz allen glänzenden Ueberzeichnungberichten, oft nahezu zum vollen Anleihebetrage erlegt werden muß, so sind auch hierzu die Banken potent genug. Sie verfügen über außerordentlich vermehrte Aktienkapitalien, über große, oft ins Ungeheure angewachsene Reservefonds, über fremde Gelder, die ihnen mit Vergnügen zu allen nur beliebigen Zwecken anvertraut werden, und endlich über eine gewaltige Kundschaft. Sind sie dieser Kundschaft sicher und wissen, daß die Stücke bei ihnen in den Bankgewölben bleiben, dann erfolgt eben eine Vollzutheilung. Das ist sehr wesentlich. Neben der öffentlichen, knapp bemessenen Repartirung giebt es also eine Zutheilung, die über die vielleicht ziemlich geringe Gesammtsubskription noch hinausgeht. Die Oeffentlichkeit hat eben mit dem Tageskurs zu thun, die internen Maßnahmen richten sich dagegen ganz nach den Dispositionen der emittirenden Häuser.

Wie macht man aber seine Kundschaft besonders aufnahmefähig? Dadurch, daß man ihre Bestände vorher zu mindern sucht. Große Anleihen fallen doch nicht wie Sternschnuppen vom Himmel, sondern sind längere Zeit in Sicht. So bleiben viele Wochen, wo man den Effektenbesitz der reicheren Kundschaft bearbeiten kann. Hier fällt das Tauschen der Effekten schwer ins Gewicht. Wahrscheinlich haben die pariser Rothschilds aus ihren und ihrer Kundschaft Beständen seit Monaten ältere Jahrgänge von Russen abgestoßen. Einzelne schätzen den Betrag bis zu hundert Millionen Francs. Der Verkauf wurde natürlich so vorsichtig ausgeführt, daß der Markt nicht davon berührt wurde. Diese Vorsicht sei deshalb besonders erwähnt, weil man ja denken könnte, daß ein Bankhaus für eine neue Anleihe bessere Bedingungen herausschlägt, wenn die älteren Werthe des selben Landes im Kurs zurückgehen; solche Mittelchen sind aber von dem wirklich großen Bankstil ausgeschlossen. Die früheren Russen wurden vielmehr zu den gestiegenen Notirungen mit Gewinn realisirt und dann die neuen eingethan, von denen mit der Zeit ebenfalls eine Höherbewerthung erwartet werden darf.

Welche in Geld zu berechnende Verantwortlichkeit nimmt aber ein Syndikat durch die Angabe grenzenlos übertriebener Zeichnungen auf sich? Gar keine. Die Mittelbanken geben natürlich die richtigen Zahlen von den bei ihnen eingelaufenen Subskriptionen an. Die übernehmenden Firmen aber haben ganz genau durchberathen, in welchem Umfange der Schein einer gewaltigen oder auch nur beträchtlichen Ueberzeichnung ihren künftigen Emissionen nöthig und nützlich sein kann, und sie würden ja ihre ureigenste Erfindung dementiren, wenn sie die Zutheilung reichlich statt karg bemäßen. Sie wissen also ganz genau, was sie erhalten oder sich selbst zutheilen, und brauchen sich keinen Augenblick durch noch so riesige Selbstzeichnungen bedroht zu fühlen. Das Alles ist, wie gesagt, französische Mache, die wir nicht nachahmen sollten, da unsere Kapitalisten weniger gläubig sind und wir noch nicht völlig von dem Sensationbedürfniß der Boulevards abhängen. „Made in Germany“ sind dagegen die sofortigen Schließungen unserer industriellen Emissionen „wegen allzu großen Andranges“, während sich in Wirklichkeit nur wenige Sterbliche blicken ließen. Zum Theil werden diese Komoedien allerdings auch als Akte der Nothwehr gegen die Konzertzeichner erklärt.

Pluto.

Notizbuch.

Ob es im Deutschen Reich wirklich Menschen giebt, die den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst auf dem Posten des Kanzlers erhalten sehen möchten? Fast könnte mans glauben, wenn man den Zeitunghaufen durchblättert und sieht, wie viele Spalten der durchlauchtigen Unbeträchtlichkeit gewidmet werden. Aber was in den Zeitungen steht, ist nicht der Ausdruck des Volksempfindens, sondern die erzwungene Leistung bezahlter Söldner, die, bis ein neuer Kommandoruf erschallt, in der einmal bestimmten Richtung fortfechten müssen, ist höchstens ein fernher hallendes Echo aus den zu schmierigen Parteibordellen erniederten Parlamenten. Ernsthafte Menschen, Menschen, die ruhig nachdenken können und sich von sentimentalem Geschwätz nicht übertölpeln lassen, müssen im Innersten fühlen, daß die wie schlechte Ramschwaare marktschreierisch angepriesene Staatskunst des Fürsten zu Hohenlohe vor dem Bankerott steht, vor einem schlimmeren Bankerott, als ihn selbst der Caprivismus erlebte. Die gute Absicht und die Ehrlichkeit des Wollens ist dem dritten natürlich so wenig wie dem zweiten Kanzler abzusprechen; aber die Zeit ist längst zu ernst geworden, als daß der Deutsche sich bei michelnden Schönrednereien und Komplimenten aufhalten dürfte, und in den furchtbaren, vielleicht über die Zukunft des jungen Reiches entscheidenden Krisen, denen wir mit rastlos beschleunigtem Schritt entgegengehen, wird es nicht auf Absicht und Wollen, sondern auf Können und Kraft ankommen. Wer bei der allmählich eingebürgerten Gewohnheit beharrt, sich im Stillen über den Onkel Chlodwig lustig zu machen, ihn wie eine komische Figur zu betrachten und ihn öffentlich doch als einen Mann zu feiern, der durch sein Ausharren ein patriotisches Opfer bringt, macht sich des schnödesten Landesverrathes schuldig. Nur unwissende oder gewissenlose Leute können keck behaupten, der Kanzler habe wenigstens auf dem Gebiet der auswärtigen Politik Etwas geleistet; in der Wirklichkeit hat er gerade auf diesem Gebiet, von den ostasiatischen Wirren bis zu den diplomatischen Verhandlungen über den Besuch des Zaren in Deutschland, völlig versagt und das Ansehen unseres Reiches schwer geschädigt. Er ist Bayer, hat lange in Frankreich gelebt und hat dennoch in der Behandlung der Südstaaten und des Verhältnisses zur französischen Republik die beklagenswerthesten Fehler gemacht oder geduldet. Und er würde in den nahenden Auseinandersetzungen mit Rußland, die bei der traditionellen und in manchem Symptom sich auch jetzt schon wieder ankündenden Unzuverlässigkeit der oesterreichischen Politik leicht verhängnißvoll werden können, die traurigste Rolle spielen. Fürst Bismarck hat, als unter dem Einfluß Pauls Schuwalow in Rußland sich die Neigung zu größerer Aktivität zeigte, sofort seine sämmtlichen russischen Papiere verkauft und seitdem sein Vermögen nur noch in deutschen Werthen angelegt, um selbst den Schein eines persönlichen Interesses an dem Gang der Dinge zu meiden; soll ein Mann, der einen großen Theil seines Besitzes ausschließlich der Gefälligkeit des Zaren verdankt und dem der Zar jeden Tag Unbequemlichkeiten bereiten kann, in kritischer Zeit etwa Deutschlands Interesse gegen Rußland vertreten? Der Fürst zu Hohenlohe kann sich, als ein anständiger Mann, über die Unhaltbarkeit seiner Lage nicht täuschen. Bisher hat seine Unbedeutendheit ihn vor ernsten Angriffen bewahrt; jetzt muß, wenn der Versuch einer Rettung aus trostlosen Zuständen noch gewagt werden soll, die Schonzeit ihr Ende finden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 29. August 1896.

Aus dem Tagebuch eines Offiziers.

Vorgestern, am neunten, nach langer Pause wieder mal Brief aus Potsdam vom alten T. Streng vertraulich und dabei doch so diplomatisch, wie ichs dem guten Kerl, der viel Raketensatz, aber wenig Grütze im Kopf hat, gar nicht zugetraut hätte. Diese alten Burschen haben sich merkwürdig verändert, seit sie jeden Tag den blauen Brief erwarten und um ihre Hosenstreifen zittern müssen; früher muntere Jungen, Herz auf der Zunge, bereit, über verschimmeltsten Mikoschwitze des jüngsten Lieutenants zu lachen; jetzt bis oben ran zugeknöpft, unruhig und nervös wie ein gehetzter Adjutant im Manöver. Neuer Kurs; graue Mantelstimmung. Und schließlich: bin ich etwa anders? Bei der raschen Mörderei kann Keiner wissen, wie bald er ans Messer kommt, und ich zittre doch ein Bischen vor der Stunde, wo ich ohne Jäger auf dem Bock ausfahren muß, — wenns dann zum Fahren überhaupt noch reicht. Ist ja auch keine Kleinigkeit, so Jahre lang immer Erster zu sein, immer höchste Spitze, mit Ehrenplatz und Recht, Tafel aufzuheben und nettsten Mädel in die Backen zu kneifen. Man gewöhnt sich verdammt an solche Chosen und nachher ists 'ne faule Sache, als Knickstiebel in weiten Röcken und mit einem weichen Hut herumzulaufen und im Winter, weil die Tochter nicht immer zu Hause sitzen kann, bei Kommerzienräthen den Tisch zu putzen. Ich fühle mich ja noch jung genug, bin besser auf dem Posten als der alte ehrliche Gemsenjäger von Werki und spüre keine Sehnsucht nach Wiesbaden; aber der Tod kommt über Nacht und für uns Kommandirende heißt es jetzt auch: Dragoner werden in der Schlacht wie andre Leute

umgebracht. Das mit der „ernsten Selbstprüfung“ hat Bronsart damals wohl nur so hingesagt, um vor Bebel und Richter Ruhe zu haben; war keiner seiner guten Momente; ehrliche Haut paßt nicht zum Vertuschen und verplempert sich dann leicht... Aber richtig: Bronsart. Scheint also nun ganz sicher, daß er geht; gerade in diesen Tagen muß, nach den geheimnißvollen Andeutungen des Potsdamers, Entscheidendes vorgefallen sein. Eigentlich ein wahrer Jammer! Von seinem Kaliber kriegen wir Keinen wieder; Witz, Verve, Elan, Muth: Alles war da. Und dabei gebildet, daß Einem Angst werden konnte; sogar Lateinisch und Taine. Nur die Gefahr, die uns von der Rotte drohen soll, überschätzte er; sind ja vielfach üble Lümmel, keine forsche Haltung und Disziplin; aber mein Junge, der Referendar, der, wie ich fast fürchte, in Berlin in solche wüste Gesellschaft gerathen ist, behauptet steif und fest, wir seien mit unserer Furcht Alle verdreht und machten uns selbst Spuk vor; die Leute würden, wenn die ganze Garnison abzöge und am Großen Stern Waffen niederlegte, noch nicht einen Finger rühren, sondern Alles der „Entwickelung“ und dem Krimskrams ihrer sogenannten Wissenschaft überlassen, deren Vertreter ein sicherer Herr Marcks — oder wie der Jude sonst heißt — sein soll; klingt ja fabelhaft und schmeißt Alles über den Haufen, was man seit 78 gelernt hat, aber der Bengel spricht wie ein Buch. Bronsart war nicht dieser Meinung; oder doch? Feuerspritze war ja famos und nasse Cylinder machten recht gemüthlichen Eindruck. Wenn ich nur wüßte, was los ist. T. kitzelt, sagt aber nichts klipp und klar. Merke nur, daß die Leute in der Behrenstraße immer noch Oberwasser haben. Kein Wunder; sind die Nächsten dazu und der Minister kriegt S. M. manchmal in Monaten nur zwischen zwei Bahnstationen zu sehen. Aber für die Armee, und besonders für Unser Einen, ists schlimm; man soll hier die Sache halten und weiß nie recht, woran man ist.

Am dreizehnten August.

Liebesmahl. Mußte mich wieder mal unter jüngeren Kameraden sehen lassen; man verliert die Fühlung, wenn immer nur mit Civilisten zu thun, mit schlau blinzelnden Oberpräsidenten Politik macht und mit Kommunaltyrannen, der Bürgerstolz vor Epauletten markirt, Stadtgeschichten beschwatzt. Sache war ganz lustig. Aber unser Nachwuchs gefällt mir nicht mehr so wie früher. Zu strebsam, nicht unbefangen, fidel und rücksichtlos genug; haben Ansichten und Grundsätze, werfen beim Wein Straßenaufstände nieder und reden, statt vom letzten Rennen, am Liebsten

vom inneren Feind. Wo ist der alte preußische Lieutenant hingekommen, den die Anderen, wie unser Eiserner sagte, uns nicht nachmachen konnten und mit dem wir 64, 66 und 70 die wildesten Wunder thaten? Das war ein munterer, braver Junge, der Gott einen guten Mann sein ließ, dem Deibel in die Zähne lachte, sich natürlich gab und stramm, wenn es galt, auf dem böseften Posten stand. Heute sieht man verschüchterte oder überreizte Herrchen, mitunter ein Gigerl, meistens aber Stubenhocker, die für uns Alte etwas Unheimliches haben, weil sie stets so verständig thun; machen sich zu viele Gedanken über alles Mögliche, besonders übers Avancement, und dabei geht die Frische verloren; lauter kleine Generalstäbler, mit denen der alte Marschall aber kaum sehr zufrieden wäre. Mir war es früher lieber, wo noch offen gejeut und raisonnirt wurde; jetzt wird heimlich gejeut, das laute Raisonniren hat aufgehört, seit der Eine den Anderen nicht mehr für dicht hält, und offen wird nur noch wacker gestrebt. Die armen Jungen haben es heutzutage freilich nicht leicht; das dritte Jahr muß durch affenartig schnellen Drill hereingebracht werden, jeder Lieutenant wird bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt und alle Augenblicke weht oben ein anderer Wind; was sind wir mit dem forcirten Schießen geplagt worden, bis es auf einmal wieder hieß: Nein, Schießen ist nicht die Hauptsache, der Mann muß für alle Gefechtsmöglichkeiten ausgebildet werden. Solche Witterungwechsel nehmen die Nerven mit; und wenn die jungen Leute dann mal decouchiren — jeder bunte Rock hat irgendwo doch was Liebes —, ist sicher S. M. um drei Uhr nachts mit dem Sonderzug da, Alarm, — der Fehlende hat seinen faulen Fleck in der Konduite und ist, ehe er recht zur Besinnung kommt, schon im Wurstkessel, mit der Aussicht auf Lebensversicherung, Polizei, Champagnerreisen, Auskunftei oder gar Kamerun. Und die Korrekten, die bleiben und vorwärtskommen, sind als Hauptleute schon so müde und morsch, daß die frohe Schneidigkeit fehlt und rückgratlos weitergestrebt wird. Kinder, — macht, was Ihr wollt, meinetwegen, wenn der Reichstag das nöthige Kleingeld giebt, jeden Tag neue Aenderungen am Anzug; aber ruinirt uns nicht den Frontoffizier mit seiner furchtlosen Selbständigkeit und kräftigen Initiative, sonst ists Matthaei am Letzten und wir können lieber gleich einpacken! Vorläufig haben wir noch ein glänzendes Material, es hapert nur mit der Ruhe; wenns aber ein paar Jahre so wie jetzt weiter geht, Alles verduckmäusert und kaum noch zu wispern wagt, möchte ich für nichts mehr

stehen. Bronsart hat Sinn dafür; in der Behrenstraße hält man sich scheuklappig an die Schnur, Anciennetät und geheime Konduite entscheiden allein, von den Fähigkeiten und dem Temperament des einzelnen Offiziers wissen die Herren nichts — Lippe war noch der Beste, Arnim ganz Bureaukrat — und ich bin jedesmal, wenn ich hinkomme, wieder starr über den Mangel an Personalkenntniß. Für Bronsart ist aber auch Alles Feuer und Flamme. Keiner glaubt, daß er geht; nur der Regimentsadjutant, der früher bei den Husaren stand und noch immer allerlei Fäden hat, machte ein höllisch verschmitztes Gesicht. Ich halte seine Witterung für richtig; las neulich irgendwo, Minister, von denen viel gesprochen wird und die als Träger bestimmter Anschauungen gelten, hätten jetzt einen schweren Stand. Stimmt, wie mir scheint, und ist ganz Bronsarts Fall. Aber wer nun und was nun? Na, mir ist Alles recht; seit Fleck und Spitz weg kamen, sah ich die Geschichte voraus und die möglichen Kandidaten kann man ja an den fünf Fingern abzählen. Nur möge der Himmel und Hahnke uns vor grauen Theoretikern bewahren!

Am fünfzehnten August.

Drei Zeilen von T. Bronsart ist pfutsch; oben gegen ihn starke Verstimmung. Hintertreppenintrigue der Ruppigen hat also gewirkt; außerdem ähnlich wie mit Waldersee nach dem schlesischen Manöver. Wir verlieren unseren besten Mann; Bismarck hätte ihn nie gehen lassen und Onkel Chlodwig, der Das gegenzeichnet, wird mir immer unbegreiflicher. Scheint übrigens schon durchgesickert, denn der Divisionär kam zu mir gestürzt und wollte Namen des Nachfolgers wissen. Als ob ich Gedanken lesen könnte! Er meint: Wittich. Hat Einiges für sich; Taktiklehrer unseres Herrn und: S. M. ist gerade auf Wilhelmshöhe. Aber Wittich ist riesig klug und in seiner Theorie der Taktik lautet schon lange der erste Satz: hübsch aus der Schußweite bleiben und den Leuten in Berlin so wenig Unbequemlichkeiten wie irgend möglich bereiten! Er sitzt da unten warm und wird nicht wollen. Der Adjutant soll im Kasino schlau gezwinkert und Goßler genannt haben, kam aber bei den Kameraden damit übel an. Uebrigens auch ein wunderbarer Einfall: der Vater der eben beseitigten schwammigen Halbbataillone als Kriegsminister! Daß er in der Armee kein festes Vertrauen fände, wäre ja noch das Wenigste; aber die Bande im Reichstag könnte ihm nach dieser Leistung doch für keinen organisatorischen Plan auch nur einen Groschen bewilligen. Manches ist heutzutage möglich, aber Das ginge schließlich über die Hutschnur.

Denkbar wäre, daß Wittich, der einen zweiten Theoretiker neben sich nicht recht brauchen kann, ihn wegloben möchte; aber mit solchen Scherzen darf er S. M. nicht kommen. Es könnte hübsch werden, wenn die obersten Stellen im Heer allmählich mit Männern besetzt würden, die vom Dienst und von den Bedürfnissen des Frontoffiziers so gut wie nichts wissen und Alles vom Grünen Tisch aus betrachten; wäre, da die Behandlung des Mannes immer schwieriger wird und die Volksschule ein klägliches Material liefert, zu dessen Weiterbildung uns die Zeit fehlt, so ziemlich Anfang vom Ende. Eigentlich gönnte ichs Goßler; er könnte seine lieben vierten Bataillone hätscheln, zusehen, wie der Zweijährige sich als eingestellter Reservist bewährt, und überhaupt selber ausessen, was er eingebrockt hat. Am Ende aber darf man in diesen wichtigsten Dingen doch nicht ärgerlichen Regungen folgen. Unsere besten Heerführer kalt gestellt, Schlieffen in Moltkes Wohnung und Goßler auf Bronsarts Stuhl: ich glaube, dann verlöre ich die Angst vor der Guillotine. Zum Glück ist Alles Nachtischgewäsch und Klugschwätzerei des Husaren. Seit sie Pomery für deutschen Sect ausgaben, traue ich den Rothröcken nicht mehr über den Weg.

Am achtzehnten August.

Zwei Tage nichts eingetragen. Konnte mich nicht erholen. Goßler wirklich ernannt: das Unerhörte wird hier Ereigniß, sagte, glaube ich, Schiller. Und man muß im Interesse des Dienstes gute Miene machen und das Weitere dem Alliirten von Dennewitz anheimstellen. In Berlin scheint der Teufel los zu sein, Riesenspektakel in allen Zeitungen, Hahnke wird schlimme Tage haben. Bin übrigens todsicher, daß nun, ohne Bronsart, die Militärstrafprozeßreform kommt; ist ein Glück, nach ganz allgemeiner Ansicht, damit die Leute draußen endlich mal sehen, daß bei uns nichts zu verbergen ist, und merken, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben, um aus verrohten Kerlen in kurzer Zeit gute Mannschaften und gewissenhafte Unteroffiziere heranzubilden. Aber Alles Nebensache im Vergleich mit der Behandlung der wichtigsten Personalfragen. Goßler hat schon geredet und sich seiner Folgsamkeit gerühmt; diese Eigenschaft wird sonst gewöhnlich an Kasino-Ordonanzen mehr als an Ministern geschätzt. Aber er hat ganz Recht, sein Bruder hats auch erfahren: sic volo ... und wenn Bronsart mehr Klebestoff und weniger Rückgrat hätte, könnte er heute noch in seinem hübschen Garten sitzen und folgsam ausführen, was über das Schicksal des preußischen und des deutschen Heeres in der Behrenstraße weislich beschlossen wurde.

✣

Das Gespenst der Oeffentlichkeit im Strafprozeß.*)

Es ist jetzt schon geraume Zeit verflossen, seit wir, elf Mitglieder einer vom Bundesrath eingesetzten Kommission „angesehener Juristen", in der berliner Wilhelmstraße 76, dem damaligen Reichskanzleramte, unter Friedbergs, des späteren preußischen Justizministers, Vorsitz, den Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich in eifriger Berathung durcharbeiteten. In jenen altfränkischen Tagen waren die Ministerialräthe noch nicht allmächtig und die ideenlose Routine mußte sich noch mit einem bescheideneren Antheil an der Gesetzgebung begnügen, als sie Das heute beansprucht. Den unbequemen Leuten von unabhängiger Denkart war es also unbenommen, auch außerhalb der ausgefahrenen Gleise bisheriger Rechtsentwickelung ihre eigenen Ideen zu vertreten. So diskutirten wir gelegentlich in der Kommission einmal den Vorschlag: ob es sich nicht empfehle, nach englischem Vorbilde schon der Voruntersuchung ein größeres Maß von Oeffentlichkeit einzuräumen. Natürlich fehlten in unserem Kreise auch die konservativ gerichteten, allzu radikalen Neuerungen entschieden abholden Gemüther nicht. Während uns nun von dieser Seite lebhaft auseinandergesetzt wurde, welche Gefahren der öffentlichen Ordnung von einer derartigen Reform drohten und wie wichtig die in der Voruntersuchung geltenden Grundsätze geheimen inquisitorischen Verfahrens für alle zu erhaltenden Grundlagen von Religion, Sitte, Staat fort und fort seien, beschäftigte sich Friedberg damit, ironisch lächelnd allerlei Glossen zu Papier zu bringen. Auf einem dieser losen Zettel, den er mir zu lesen gab, hatte er sich Folgendes angemerkt: „Alles wiederholt sich nur im Leben!.. Als wir 1846 (ich als junger Assessor) die Verordnung über die Einführung des öffentlichen mündlichen Strafverfahrens beim Kammergericht beriethen und die Abschaffung der absolutio ab instantia be-

---

*) Diesen Aufsatz hat Herr Reichsgerichtsrath Dr. Mittelstaedt geschrieben, bevor offiziell mitgetheilt worden war, daß der Kaiser beabsichtige, im Herbst dem Bundesrath einen Gesetzentwurf vorlegen zu lassen, der die Militärstrafgerichtsordnung „auf die Grundsätze der modernen Rechtsanschauungen baut". Es wird sich nach dieser Mittheilung also bald zeigen müssen, ob die Gespensterfurcht endlich der nüchternen Erkenntniß neuer Nothwendigkeiten gewichen ist.

schlossen hatten, forderte mein alter Präsident von Kleist in flagranti seinen Abschied, weil es ja jetzt mit aller Strafrechtspflege aus sei! Der König verweigerte ihm den Abschied, von Kleist blieb aber bei seinem Entschluß und lebte dann noch lange Jahre hier als Pensionär. Bei einer Begegnung im Jahre 1850 fragte er mich: Habe ich nicht Recht gehabt? So fest war er überzeugt, daß die Märzrevolution des Jahres 1848 nicht gekommen wäre, wenn wir im Jahre 1846 nicht die absolutio ab instantia abgeschafft hätten!" Nach diesem stillen Gedankenaustausch hörten wir verständnißinnig den Vortrag des Kollegen und seine fortgesetzten Warnungen vor überstürzten Reformen weiter mit an. Natürlich siegte die konservative Tendenz und es blieb für das Vorverfahren bei der beschränkten Parteiöffentlichkeit, d. h. der ausnahmweise gestatteten Mitanwesenheit des Staatsanwaltes und des Angeklagten bei gewissen Zeugenvernehmungen, der Augenscheinseinnahme u. s. w., wie es heute Rechtens ist. Das ist auch ein Glück. Denn wer weiß, ob, wenn die Strafprozeßordnung vom ersten Februar 1877 das Prinzip der Oeffentlichkeit in die Voruntersuchung hinein ausgedehnt hätte, nicht irgend ein Nachfahre des Präsidenten von Kleist heute das ganze Elend der Sozialdemokratie auf eine so waghalsige Umwälzung der Fundamente des Strafprozesses zurückführen würde?!

Wie oft habe ich seitdem jener friedbergischen Reminiszenz gedenken müssen! Jene Verordnung vom siebenzehnten Juli 1846, dazu bestimmt, dem ersten berliner Polenprozeß etwas moderne Gewandung zu verleihen, bezeichnet den Beginn der preußischen, die Grundsätze der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit im Strafverfahren verwirklichenden Reformgesetzgebung. Der damalige Präsident des Kammergerichtes, der mit der verabscheuten Neuerung die Revolution über sein geliebtes Preußen hereinbrechen sah, war kein besonders beschränkter Kopf. Aber er war alt geworden in den alten Formen der Kriminalordnung vom Jahre 1805 und er vermochte sich nicht vorzustellen, wie das Ansehen der obrigkeitlichen Gewalt, die Autorität der Gerichte und der geregelten Rechtsordnung noch ferner aufrecht erhalten werden könnten, wenn das von allen Beweisregeln, allen schriftlichen Förmlichkeiten befreite Verfahren sich in Jedermann zugängliche tumultuarische Volksversammlungen auflöse. So groß ist die Macht der Gewohnheit im Rechtsleben! Gewisse Handwerksgewöhnungen des Denkens und Handelns vermögen über kluge wie über thörichte Geister solche Herrschaft auszuüben, daß

sie vollkommen außer Stande sind, noch unbefangen irgend eine anders geartete Richtung zu prüfen. Ex vinculis ratiocinantur.

In der Gegenwart durchleben wir ähnliche psychologische Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärstrafgerichtsordnung. Alle Welt ist im Grunde darüber einig, daß die durch Artikel 61 der Reichsverfassung zum Reichsgesetz erhobene preußische Militärstrafgerichtsordnung vom dritten April 1845 ihrer ganzen Struktur nach ein völlig obsolet gewordenes, in unsere Zeit schlechterdings nicht mehr hineinpassendes Stück vergangener Rechtsentwickelung darstellt. Es sind die Rechtsanschauungen der altpreußischen Kriminalordnung vom Jahre 1805, die sich hier fortfristen. Seit Jahrzehnten bäumt sich die öffentliche Meinung der Juristen wie der Laien dagegen auf, seit Jahrzehnten ist auf deutschen Landtagen wie auf deutschen Juristentagen das Postulat der endlichen Beseitigung dieser veralteten Ordnung einmüthig geltend gemacht worden, ohne daß von den Regirungen mehr als ein dilatorischer Widerstand geleistet wurde. Lange Jahre hat unter der gesegneten Regirung Kaiser Wilhelms des Ersten eine Kommission getagt, offiziell mit der Ausarbeitung eines neuen Militärstrafprozesses beauftragt, — und, wie man sich vertraulich zuraunte, mit dem stillen Vertrauensmandat versehen, die Sache, so lange Kaiser Wilhelm am Leben sei, in Behandlung zu behalten. Dem greisen Herrscher sollte nicht zugemuthet werden, sich als oberster Kriegsherr in Ausübung der höchsten jurisdiktionellen Gewalt noch ohne Noth in neue Formen hineinzuleben. Inzwischen ist der deutsche Liberalismus auch auf diesem Gebiet sehr viel müder, matter und bescheidener geworden. Von der alten liberalen Forderung, den eximirten Militärgerichtsstand für gemeine, unter das bürgerliche Strafgesetzbuch fallende Delikte ganz aufzuheben, ist kaum noch die Rede. Alles, was man begehrt, beschränkt sich auf den Wunsch einer technischen Umarbeitung und Anpassung des militärischen Strafverfahrens nach Maßgabe der im bürgerlichen Strafprozeß längst als vernünftig und gerecht anerkannten Fundamentalprinzipien. Wahrscheinlich würde auch dieses so eingeschränkte Verlangen außerhalb der sozialdemokratischen Partei nicht mit allzu viel Nachdruck mehr verfolgt werden, wenn sich nicht Bayern im Artikel III, 5 des Versailler Vertrages vom dreiundzwanzigsten November 1870 den Artikel 61 der Reichsverfassung vom Leibe gehalten und sich damit seinen erheblich rationeller aufgezogenen Militärstrafprozeß konservirt hätte. Die hier-

durch geschaffene Disparität zwischen Nord und Süd und die unbestreitbaren Vorzüge der bayerischen Ordnung lassen die Sache nicht zur Ruhe kommen.

Woran liegt es denn nun, daß die Angelegenheit trotz Alledem und Alledem nicht vom Fleck kommt? In der deutschen Armeeverwaltung ist doch sonst so viel scharfblickende Intelligenz und so viel rastlos vorwärts drängendes Streben; Das scheint die Annahme auszuschließen, bloßer Schlendrian, die bequeme Anhänglichkeit an jeden alten Zopf oder die durch willkürliche Scheuklappen bedingte militärische Befangenheit könnten den eigentlich hemmenden Einfluß abgeben. Ueber die absolute Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes wird, glaube ich, unter unseren höheren Offizieren kaum noch eine erhebliche Meinungverschiedenheit obwalten. In einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht, an der Wende dieses neunzehnten Jahrhunderts ist die Absurdität zu stark, daß der gewöhnliche Staatsbürger, sobald er während der Erledigung seiner militärischen Dienstpflicht eines gemeinen Deliktes angeschuldigt wird, sich gegen solche Anschuldigung unter erheblich schlechteren Garantien der Gerechtigkeit, Unparteilichkeit, Wahrheitermittelung verantworten muß, als wenn ihn die gleiche Anschuldigung im schlichten bürgerlichen Rock heimsuchte. Was der Krieg und das Kriegsrecht an Ausnahmen für sich beanspruchen dürfen, hat doch nicht den selben Sinn für Friedenszeit und friedliche Waffenübungen. Aber auch abgesehen von dieser schreienden Rechtsungleichheit sind die rein technischen Mängel des gegenwärtigen Verfahrens so sehr in die Augen springend, daß selbst in militärischen Kreisen die Zahl seiner unbedingten Anhänger nur spärlich gesät ist. Die Forderung einer vernünftigeren Organisation der erkennenden Gerichte, einer endlichen Beseitigung des schriftlichen inquisitorischen Verfahrens zu Gunsten des mündlichen akkusatorischen Prinzips mindestens für die gerichtliche Hauptverhandlung und einer Verstärkung des heute fast ganz fehlenden Schutzes des Angeklagten bezüglich seiner Vertheidigungbehelfe, Rechtsmittelbefugnisse u. s. w. dürfte keinem unbesiegbaren Widerstande mehr begegnen. In diesen Dingen, vermuthe ich, ist man bereit, das Meiste von der alten Ordnung preiszugeben und über das Wie der neu einzuführenden Prozeduren vorbehaltlos in Diskussion zu treten. Aber ein anderer Punkt bereitet offenbar erheblichere Schwierigkeiten.

Schon bei Gelegenheit des Rücktritts des Ministers von Köller

verlautete, der Anlaß der zwischen ihm und seinen Kollegen entstandenen „Mißhelligkeiten" habe hauptsächlich darin bestanden, daß der preußische Minister des Innern von dem im Staatsministerium gebilligten Entwurfe der neuen Militärgerichtsordnung und von dem darin zugestandenen Maße von Oeffentlichkeit des Verfahrens das Eindringen der Sozialdemokratie in die Armee gefürchtet und gerade derartigen Besorgnissen einflußreiche Gönner bei Hofe zu werben versucht habe. Im Augenblicke hat es den Anschein, als sollten über die vom Herrn von Köller rechtzeitig angeregten Bedenken und in langsamer Nachwirkung der damaligen Krisis nicht nur der angefochtene Entwurf der Militärgerichtsordnung, sondern mit ihm auch noch einige andere Potenzen in Scherben gehen. Nachdem der tapfere General von Bronsart darüber seine „Gesundheit" eingebüßt hat, sind wir vorbereitet, noch andere Leute krank werden zu sehen. Wie Dem indessen auch sei, in jedem Falle scheint die Frage der Oeffentlichkeit, die Vorstellungen, die sich in militärischen Kreisen an den Begriff knüpfen, die Ideenverbindungen, die durch jene Vorstellungen hervorgerufen werden, in der leidigen Affaire der Militärstrafprozeßreform noch eine so bedeutungvolle Rolle spielen zu sollen, daß es im gegenwärtigen Zwischenakt unserer inneren Politik wohl nicht unzeitgemäß ist, sich für die Frage ein Wenig zu interessiren.

Ich meine, es ist Chamfort gewesen, der einmal gesagt hat: Wer sich der Oeffentlichkeit ergiebt, muß sich daran gewöhnen, jeden Morgen eine Kröte zu verschlucken. Die Idiosynkrasie, die der Berufssoldat vor der Oeffentlichkeit empfindet, wird dem Krötengefühl Chamforts ziemlich nahe kommen. An sich ist ja ein derartig instinktiver Widerwille begreiflich genug. Ist es doch in Preußen von je her ein geheiligter militärischer Grundsatz gewesen, die Armee thunlichst gegen jeden Verkehr mit dem großen Publikum abzuschließen. Die heute im Vordergrund stehende Scheu vor sozialdemokratischer Ansteckung hat jene Maxime nur noch etwas verschärft. Darauf beruht die ausgeprägte Neigung für die Kaserne und das Kasernenleben, für dem Publikum unzugängliche Schieß- und Uebungplätze, für das Verbot des Besuches aller nicht absolut einwandfreien Wirthschaftlokale und Aehnliches mehr. In dieses System paßt folgerichtig das bisher geltende Prinzip, Alles, was sich innerhalb der Armee an kriminellen und disziplinären Vorgängen zuträgt, vor dem großen Publikum thunlichst geheim zu halten, jedes unberufene Dreinreden des unverstän-

digen Civilistenvolkes unmöglich zu machen. Und nun wird unserer, unter dem alten System zu Ruhm und Größe gelangten altpreußischen Armeeverwaltung zugemuthet, diese erprobten Einrichtungen der Militärgerichtsordnung aufzugeben, alle bisher so sorgsam verschlossenen Thüren aufzureißen und die entfesselte Fluth der Oeffentlichkeit hineinströmen zu lassen! Jeder strafgerichtlich verfolgbare moralische Exzeß, jede erheblichere Insubordination, jedes größere oder geringere gemeine Delikt der Militärpersonen soll fortan coram publico im Gerichtssaal breit getreten werden, — zum wahren Ergötzen der „Schmierfinken" der Tagespresse, der Umstürzler und des ganzen nach Sensationen lüsternen Gesindels! Die einmal erregte Phantasie der militärischen Gerichtsherren sieht in der Zukunft tumultuarische öffentliche Gerichtsverhandlungen auftauchen, den Zuschauerraum gefüllt von einer bunten Menge uniformirten und nicht uniformirten Volkes, das mit seinem Beifall oder Mißfall laut oder leise in die Verhandlungen hineinspielt. Und wenn sich auch solche äußersten Abscheulichkeiten sollten verhindern lassen, immer bleibe die Perspektive bestehen, daß fortan in weitem Umfange ein der militärischen Kontrole nicht unterworfener Vertheidiger geduldet werden soll, der die Akten ungenirt einsieht, in jeder, auch der geheimsten Gerichtsverhandlung mitanwesend, überall hineinzureden berechtigt und an keinerlei Diskretion gebunden ist! Heute ist bekanntlich nur bei gemeinen, mit mehr als dreijähriger Freiheitentziehung bedrohten Verbrechen die Vertheidigung „durch einen Rechtsverständigen" und nur schriftlich oder zu gerichtlichem Protokoll zulässig, während bei militärischen Verbrechen nur, falls sie mit mehr als zehnjähriger Freiheitstrafe oder mit dem Tode bedroht sind, eine Vertheidigung — nur durch eine Militärperson und nur zum gerichtlichen Protokoll — ausnahmweise gestattet wird, die zwar „mit aller Freimüthigkeit geführt", aber nicht in „absichtliche Verletzung des Dienstansehens ausarten" darf (§§ 115, 117, 118). Ist es da nicht natürlich, ja psychologisch nothwendig, daß einen unter der Herrschaft der Militärgerichtsordnung vom dritten April 1845 ergrauten preußischen General der Gedanke mit Entsetzen erfüllt, durch jene, von radikalen Juristenköpfen ausgeklügelte Oeffentlichkeit eines modernisirten Strafprozesses die Grundsäulen der Mannszucht in der Armee erschüttern zu lassen? Ganz zweifellos handelt es sich hier um sehr ernsthafte und ehrliche, höchst achtbare und festgewurzelte militärische Ueberzeugungen.

Dennoch sind es offenbar Vorurtheile, dennoch ist es Gespensterfurcht, die in diesen Dingen sehr zum Schaden des Gemeinwohls ihr verhängnißvolles Wesen treiben. Das ist gesagt nicht von einem willkürlich liberalisirenden und juristisch reformirenden, sondern vom nüchternen militärpolitischen Standpunkt aus. Wer auf dem bestrittenen Gebiet des Ueberganges vom geheimen zum öffentlichen Strafverfahren auch nur einige Erfahrungen gesammelt hat, weiß, daß die reale, die unmittelbar wirksame und erkennbare Bedeutung der Oeffentlichkeit einer Gerichtsverhandlung äußerst gering, ihre ideelle Bedeutung aber unberechenbar groß ist. Jede Gerichtsordnung sorgt zur Genüge dafür, dem erkennenden Gericht nach seinem ganz diskretionären Ermessen unter gewissen Voraussetzungen die Befugniß zum vollen Ausschluß der Oeffentlichkeit einzuräumen. Von solcher Befugniß kann nach unserem Gerichtsverfassungsgesetz jeder bürgerlicher Gerichtshof schon heute beliebig Gebrauch machen, sobald er dafür hält, es sei eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung, der Staatssicherheit oder der Sittlichkeit zu besorgen. Würde diesen drei Gründen für Militärgerichte etwa noch die Besorgniß einer Gefährdung militärischer Ordnung und Disziplin hinzugefügt, so, sollte man denken, wäre damit jeder Gefahr eines Mißbrauches der Oeffentlichkeit mehr als ausreichend vorgebeugt. Da sind ferner ganze Personenklassen, denen der Zutritt zu öffentlichen Verhandlungen ohne Weiteres untersagt ist: unerwachsene, nicht im Besitz der Ehrenrechte befindliche, nicht mit dem entsprechenden Anstand auftretende Personen, — Kategorien, die sich im Interesse militärischer Mannszucht beliebig erweitern ließen. Der gesammte Zuschauerraum steht unter der nicht ängstlich bemessenen Sitzungpolizei des Gerichtsvorsitzenden und das Damoklesschwert sofortiger Räumung hängt stetig über ihm. Endlich giebt es keinerlei Normen, die dem Zuschauerraum irgend ein Minimum von Größe und dessen Zugänglichkeit ein Mindestmaß von Freiheit gewährleisteten. Kein Gesetz kann es hindern, daß faktisch der Raum aufs Aeußerste eingeengt und das Betreten dieses Raumes in jeder Weise erschwert wird. Stelle ich mir einen Militärgerichtssaal vor, in irgend einem entlegenen Kasernenwinkel etablirt, nur erreichbar nach unbehindertem Passiren von so und so vielen an allen möglichen Eingängen aufgestellten Militärposten, so möchte die Oeffentlichkeit der sich hierin abspielenden Verhandlungen thatsächlich wohl eine ziemlich imaginäre sein. Was nach Abzug all dieser regelmäßigen und

unregelmäßigen, ordentlichen und außerordentlichen Beschränkungen von der Oeffentlichkeit übrig bleibt, ist in seiner Realität wirklich eine recht unschädliche und ungefährliche Sache. Uebrig bleibt daneben allerdings das Prinzip, daß das Geheimniß grundsätzlich ausgeschlossen sein soll. Das aber ist in der That ein Grundsatz von unschätzbarem Werth. In unseren Tagen einer leicht erregbaren, nach Skandalgeschichten hungrigen öffentlichen Meinung heftet sich an jede Geheimnißthuerei alsogleich ein epidemisches Mißtrauen. Sofort ist die Phantasie allerwärts geschäftig, das Dunkel mit Gestalten eigener Erfindung zu bevölkern, die abenteuerlichsten Mythen zu bilden und an sie unerschütterlich zu glauben. Wo die eigene Einbildungskraft versagt, hilft der erfinderische Leichtsinn kombinationlustiger Reporter in der Tagespresse nach. So werden die ordinärsten und trivialsten Vorkommnisse zu den ungeheuerlichsten Ereignissen aufgebauscht. Keine Macht der Welt vermag dann gegen solche landläufig gewordenen Wahnvorstellungen aufzukommen. Der gemeine wie der ungemeine Mann wird in allen derartigen Fällen von dem plausiblen Gedanken beherrscht, daß da doch Dinge vorliegen müßten, die das Licht des Tages zu scheuen hätten, — wozu würde man sie sonst so ängstlich geheim halten?! Das versuche man doch einmal durch allgemeine Raisonnements zu widerlegen! Wenn beispielsweise Affairen des sensationellen Gepräges, wie sie in jüngster Zeit gegen den Freiherrn von Hammerstein, oder gegen Fritz Friedmann, oder gegen Leist oder gegen Wehlan verhandelt worden sind, nach dem Muster der Militärgerichtsordnung vom dritten April 1845 prozessual abgethan worden wären, — was würde wohl heute noch Alles an grausigen und schändlichen Geschichten zusammenfabulirt werden, die das stille Geheimniß der Akten geblieben wären! Und wie unsäglich ernüchternd haben all diese öffentlichen Gerichtsverhandlungen gewirkt! Die ältere Generation wird sich vielleicht noch eines Vorganges erinnern, der sich vor ein paar Jahrzehnten in Glogau ereignete und unter dem ominösen Titel der „Ofenklappengeschichte“ unendlichen Staub aufwirbelte. Betheiligt waren zwei junge Offiziere mit ihren Maitressen. Die Exposition der ganzen Geschichte war von der alltäglichsten sexuellen Beschaffenheit und nur ein unglücklicher Zufall hatte einen tragischen Ausgang hinzugefügt. Weil aber die Sache in dem geheimnißvollen Dunkel eines Militärstrafprozesses unsichtbar verlief, schäumte die gesammte öffentliche Meinung in wilder Wuth dagegen auf und geberdete sich, als sei nunmehr unserem Offiziercorps jegliche Schandthat erlaubtes Vergnügen.

So schädigt jede unnütze Aufrechthaltung des Geheimnisses im Militärstrafprozeß das militärische Ansehen, das die Armee mit dem Volke verbindende sittliche Band und das volksthümliche Vertrauen in die Armeeverwaltung sehr, sehr viel empfindlicher, führt der Sozialdemokratie viel reichlichere Nahrung zu, als es je die noch so weit getriebene Oeffentlichkeit militärgerichtlicher Verhandlungen zu thun vermöchte. Ganz verborgen halten lassen sich in unseren Tagen solche militärischen Vorkommnisse nicht. Früher oder später gelangen sie, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, doch in die Oeffentlichkeit. Die dann meist versuchten offiziellen Berichtigungen finden überwiegend ungläubige Leser. Das einmal angerichtete Unheil wirkt verderblich weiter. Darüber sollte man sich doch heutzutage keinen Täuschungen mehr hingeben, daß zwischen der sozialdemokratischen Presse und unseren Militärbureaux fortgesetzt die mannichfachsten Verbindungen thätig sind, daß auch die Mannschaft erheblich mehr von Dem, was diese Presse verbreitet, frisch erfährt, als die Weisheit der hohen Vorgesetzten sich träumen läßt. Das einmal wach gewordene Mißtrauen ergreift allmählich auch diese militärischen Kreise.

Die deutsche Armee ist die erste der Welt. Sie ist es eben so durch ihren Kriegsruhm wie durch ihre sittlichen Qualitäten in der Friedenszeit. Daß der gewöhnliche Dutzendmensch mit all seinen Schwächen, Lastern, verbrecherischen Neigungen, sobald er den Waffenrock anzieht, sich nicht über Nacht zu einem Tugendhelden umwandelt, daß das „Volk in Waffen" im Großen und Ganzen eben so viel an der Rechtsordnung feindlichen Elementen in sich bergen wird, wie sie das Volk selbst an sich trägt, weiß Jedermann. Wenn aber irgend eine Armee Grund hat, was sich in ihrem Bereich an gemein-strafrechtlichen oder militärisch-disziplinären Vergehungen ereignet, rückhaltlos dem vollen Lichte des Tages preiszugeben, nichts davon zu verheimlichen, zu verschleiern, zu beschönigen, dann ist es die deutsche. Woher also gerade bei ihr diese ängstliche Scheu vor der Oeffentlichkeit militärgerichtlicher Verhandlungen? Ist es in der That nicht ein Phantom, das hier Verwirrungen anrichtet, und eine Gespensterfurcht, die hier kluge Köpfe und tapfere Herzen befangen macht?

Leipzig. Otto Mittelstaedt.



Virchow und die Kriminalanthropologie.

Wenn ich nicht schon an vielen Beispielen gezeigt hätte, daß eines der eigenthümlichsten Entartungzeichen des Genies sein Misoneismus, der Haß gegen das Neue, ist (Flaubert und Rossini haßten die Eisenbahnen, Laplace behauptete, die Meteorsteine könnten nicht vom Himmel fallen, sintemal im Himmel keine Steine seien, und Schopenhauer verfolgte Moleschott und jede freigeistige Idee) und daß gerade geniale Männer eine heftige Abneigung gegen alles Neue haben, sobald es ihr eigenes Forschungsgebiet angeht, — wenn ich Das nicht schon bewiesen hätte, so hätte ich jetzt den schönsten Beweis dafür: ich brauchte nur der Manier zu gedenken, wie Rudolf Virchow, dieser „Fortschrittsmann", unbarmherzig und kritiklos seit einem Vierteljahrhundert jeden Fortschritt bekämpft, der sich in Europa zu regen wagt, sei es nun in der Politik oder in der Naturforschung. Ich könnte ja ganz zufrieden sein, mich Virchow gegenüber in der Gesellschaft von Bismarck, Marx, Darwin, Haeckel, Vogt und Behring zu finden; aber die große Autorität dieses Mannes, in Verbindung mit der Neigung eines jeden Landes, sich neuen Ideen besonders dann zu verschließen, wenn sie nicht in seinem Schoße entstanden sind, könnte wohl dahin führen, daß die weitere, bisher so fruchtbare Entwickelung der Kriminalanthropologie verlangsamt, ja gehindert würde. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, auf die höchst seltsame Beurtheilung zu antworten, die Virchow am sechsten August dieses Jahres auf dem Anthropologenkongreß in Speyer unserer jungen Wissenschaft zu Theil werden ließ.

Vor Allem muß ich es beklagen, daß Virchow ein Werk beurtheilt, das er nicht kennt, und seine Pfeile gegen Thatsachen und Behauptungen richtet, die nie existirt haben oder doch seit mehr als zwanzig Jahren aufgegeben sind. Er betrachtet nur einen der geringfügigsten Theile meiner Lehre; er glaubt — oder er will glauben machen —, daß ich sie ganz und gar auf die Schädellehre gründe, daß ich in dem Schädel die Diagnose der Kriminalität suche. Hätte er das von ihm kritisirte System auch nur oberflächlich angesehen, so hätte er sich überzeugen können, daß ich dem Schädel zwar eine große Wichtigkeit beilege, aber die Physiognomie, die Anomalien am ganzen Körper, besonders an Gesicht und Eingeweiden, mehr aber noch die biologischen Erscheinungen, in denen sich der geborene Verbrecher vom normalen Menschen schärfer unterscheidet als in den Körperformen, für das eigentlich Wichtige halte. Wenn er meine Arbeiten gelesen hätte, so würde er wissen, welche außerordentliche Bedeutung ich dem Zustand der Unterkiefer und der Jochbeine, den Nasenbeinen, den Osteomen und den Hirnhautver=

änderungen, dem Auftreten von zu wenigen oder zu vielen Wirbelknochen, der Ellenbogengrube, den Muskelanomalien beimesse (ich nenne davon den von Fusari gefundenen stylo-maxillären Muskel, die Verdoppelung des coracobrachialis). Was haben denn mit der Schädellehre die vielen anderen von mir häufig bei Verbrechern gefundenen Anomalien zu thun, wie: die bei fünfzig Prozent nachweisbaren Herzaffektionen, worunter das Offenbleiben des fötalen botallischen Ganges mit zehn Prozent zählt, die mehrfache Lappung der Lunge, Leber und Milz, die Trichterbrust, die stärkere Entwickelung der linken Extremitäten, der Greif- und Plattfuß, das dichte, schwarze Haar, die Seltenheit des Ergrauens und Ausfallens der Haare, das Klaffen der Zahnreihen, das Vorkommen von nur einer Querfalte der Hohlhand, die eigenthümlichen Runzeln und Falten des Gesichtes, die eingedrückte, aufgeworfene und gedrehte Form der Nase, die Henkelohren, die Blässe der Haut? Und auch das Alles will noch wenig sagen neben den nach mir von Benedikt, Fallot und Anderen gefundenen Anomalien der Hirnwindungen, die an atavistische Erscheinungen erinnern, und neben der wichtigen Entdeckung Roncoronis, daß bei Verbrechern — wie bei Epileptischen — eine bestimmte Schicht der Hirnrinde (das stratum granulare) fehlt oder verkümmert ist, während in einer anderen Schicht der Hirnrinde die pyramidenförmigen Zellen abnorm groß und dünn gesät sind und sich in der weißen Substanz unter der Rinde, wo keine Zellen mehr sein sollen, Nervenzellen in großer Zahl finden, — neben Erscheinungen also, die nur als atavistische verstanden werden können und unter niederen Thieren, zum Beispiel bei den Hühnervögeln, vorkommen.

Dazu kommt nun die Schaar der Abweichungen in den Lebenserscheinungen: die leichte Hyperthermie, die geringere Stickstoff-Ausscheidung, die Steigerung der Phosphorsäure-Ausscheidung im Urin; die frühere Geschlechtsreife und geringere Fruchtbarkeit; die Stumpfheit der Berührung-, Schmerz- und Geruchsempfindung; die größere Sehschärfe, die Unregelmäßigkeit des Gesichtsfeldes mit ihren seitlichen Skotomen, die größere Abhängigkeit von Witterung-Einflüssen; die Abweichungen der auf beiden Seiten immer ungleichen Sehnen-Reflexe, die bedeutende Muskel-Agilität, die Abschwächung der vasomotorischen Reflexe; das Fehlen der affektiven Gefühle und des moralischen Sinnes, die außerordentliche Eitelkeit und Sorglosigkeit; die Verlängerung der Reaktionzeit, der Leichtsinn, die Verlogenheit, die Spielwuth und das Erfinden kanibalischer Spielereien; das Rothwälsch, das Erfinden von Geheimschriften, von Hieroglyphen; die Tätowirungen; das Intermittirende in allen psychischen Leistungen, die daneben bestehende große Impulsivität, die einen plötzlichen Uebergang aus Apathie in Wuth und eine unverhältnißmäßig große Erregbarkeit bedingt; die Arbeitscheu, die Abneigung gegen jede andere Thätigkeit als in Verbrechen oder Obszönitäten; das Bedürfniß nach

Orgien, Wein und nach beständig erneuten Reizen, nach Ortsveränderung, Festen und Sensationen jeglicher Art.

Wie kommt es nun, daß Virchow keine Notiz von all diesen Merkmalen genommen hat? Sie sind doch nicht, wie die vermeintlichen Thatsachen Galls, an ein paar Menschen gefunden worden, sondern durch das vergleichende Studium normaler und verbrecherischer Menschen nach Tausenden. Heute verfüge ich über ein Material, das diese Erscheinungen an 2644 Verbrechern und 2544 Normalen feststellt und prüft. Es ist die Gesammtheit dieser Anomalien — nicht, wie Virchow fälschlich angiebt, nur die bloße Schädelform — und es ist das Vorwiegen und Zusammenstimmen solcher Dinge an einem bestimmten Individuum, woraus sich mir — wie der Akkord aus einzelnen Tönen — das Gesammtbild des Verbrechertypus ergeben hat; ich habe es mir nicht im Traume einfallen lassen, wenn ich eine einzelne Schädelanomalie fand, zu behaupten, ihr Träger sei ein Verbrecher. Virchow hat sich die Sache, die er ansicht, selbst erst so zurechtgeschnitten, daß es nun sehr leicht ist, sie zu widerlegen.

Freilich habe ich dem Verhalten von Gesicht und Schädel eine große Bedeutung zugeschrieben; als ich die merkwürdige Grube am Hinterhauptsbein fand und sah, daß sie bei Verbrechern ungemein häufig ist, häufiger als bei allen anderen Spielarten gesunder oder kranker Menschen, und daneben die Gesichts-Asymmetrie und die Schläfenenge bemerkte, da sagte ich, hier seien Beispiele besonderer Züge, aus deren Zusammenstellung sich Das ergiebt, was ich den Verbrechertypus nenne, wie sich aus den einzelnen Tönen die Harmonie ergiebt; ganz ähnlich ergiebt z. B. ein Nebeneinander von horizontalem Verlauf des Grundbeins, von Kleinheit des Gesichtes, weitem Abstand der Augen und Winzigkeit der Nasenknochen den Typus des Kretins. Für die empirische Methode bedarf eine Thatsache nicht durchaus eines begleitenden Raisonnements; die Thatsache bleibt an sich bestehen, auch wenn sie sich nicht gleich ausreichend erklären läßt; aber ich habe doch für viele dieser Thatsachen wenigstens eine hypothetische Erklärung geben können; enge Schläfen vertragen sich nicht mit einem breiten Stirnhirn, deshalb habe ich aus einer Schläfenenge auf eine geringe Entwickelung dieses so wichtigen Hirntheiles geschlossen. Einer quantitativ geringen Gehirnentwickelung entspricht, wie es sich bei allen Säugethieren zeigt, eine relativ mächtige Entwickelung der Gesichts- und Kieferknochen. Korrelate (d. h. gesetzmäßig — wenn auch nicht immer unmittelbar mechanisch bedingt — auftretende Begleiterscheinungen) eines solchen Ueberwiegens der Freß- über die Denktheile des Kopfes sind Merkmale wie die starke Ausprägung der Schläfenlinie, der weite Abstand der Unterkieferwinkel. Deshalb schließe ich aus den zuletzt genannten Befunden auf eine korrelative Beeinträchtigung der Entwickelung des gesammten Hirns bei ihrem Träger.

Virchow sagt nun, daß viele der Schädelanomalien, die mir zur Aufstellung des Verbrechertypus dienen, sich bei Naturvölkern finden, z. B. das Inkabein, die mittlere Schädelgrube. Das ist vollkommen richtig, aber es ist mir ganz unbegreiflich, daß mich Virchow gerade damit widerlegen will: Das beweist ja eben den atavistischen Ursprung dieser Anomalien, und zwar um so mehr, wenn sich zeigen läßt, daß sie auch bei tiefer stehenden Säugethieren vorkommen, — und gerade bei tief stehenden besonders häufig. Virchow hebt hervor, daß diesen Anomalien nicht immer auch Anomalien des Gehirnes entsprechen. Immerhin haben aber doch einzelne eine solche Bedeutung: die Schläfenenge entspricht der Kleinheit der vorderen Theile des Großhirnes, die mittlere Hinterhauptsgrube einer übermäßigen Entwickelung des Kleinhirnwurmes; zugleich aber haben sie, wie die Entwickelung der Schläfenlinien, eine atavistische Bedeutung, denn sie sind bei ausgewachsenen Affen und bei niederen Säugern enorm stark entwickelt. Das gilt auch für die Entwickelung der Stirnhöhlen, das Zurückliegen („Fliehen") der Stirn, das Klaffen der Zahnreihe (Diastema), die übermäßige Größe des Eckzahnes, die zwar keiner Hirnanomalie entsprechen, sicher aber einer atavistischen Entwickelungrichtung (so findet sich z. B. die Mächtigkeit der mittleren, die Reduzirung der äußeren Schneidezähne bei den Nagethieren). Wie kann nun Virchow behaupten, ich hätte die Anomalien aufgezeigt, ohne dafür eine Ursache zu nennen, während ich doch im Gegentheil anfangs zu weit in dem Versuch ging, sie auf den Atavismus zurückzuführen, und mich später erst Befunde wie Osteome, Hirnhautveränderungen, Asymmetrie auf die Verschmelzung des Atavismus mit den krankhaften Erscheinungen bei Epilepsie aufmerksam machten.

Virchow sagt aber, die Anomalien, die ich bei Wilden fände, hätten bei diesen nichts mit einer besonderen Anlage zum Verbrechen zu thun und seien deshalb bedeutunglos; nun, Bedeutung haben sie schon allein dadurch, daß ihre Träger Wilde sind, und — einem Virchow braucht man es kaum zu sagen — die Wilden verüben, ohne das Bewußtsein, Verbrechen zu begehen, Handlungen, welche in einem civilisirten Volke eben Verbrechen sind, wie Kindesmord, Elternmord u. s. w. In einigen — sehr seltenen — Fällen zeigen Wilde Güte und außerordentliche Gelehrigkeit; aber auch bei den Besten und Sanftesten, wie bei den Towas, den Aleuten, fehlt nie jene Intermittenz, jenes Schwanken zwischen Apathie und wilder Triebhaftigkeit, das den Verbrechern und Epileptikern eigen ist, und die Abneigung gegen anhaltende und fortgesetzte Arbeit, die eine der Grundlagen des Verbrecherthums und besonders der Vagabundage bildet. Wenn Wilde und Barbaren arbeitsam und weniger impulsiv geworden sind, so haben sie Das erst nach der erbarmunglosen Auslese erreicht, die bei ihnen in der Sklaverei mit Ketten, Peitsche und Henker an Millionen und abermals Millionen vollzogen wurde. (Ferrero

hat Das im siebenzehnten Bande meines Archivs näher ausgeführt.) Auch von den alten Germanen — patriotische deutsche Leser werden mir das Citat gestatten — heißt es bei Tacitus: Sie haben große, aber zur regelmäßigen Arbeit nicht taugende Körper; wenn sie nicht Kriege führen, essen und schlafen sie, während sie in Zornanfällen ihre Sklaven töten. Die apathischen, zur Arbeit unfähigen Indianer hatten nur beim Tanze Ausdauer. Die Aleuten werden zwar von Reclus als Muster von Sanftmuth geschildert, aber sie haben plötzliche Wuthausbrüche, in denen sie ihre Weiber verwunden; und die sonst ruheliebenden Botokuden haben bei ganz nichtigen Anlässen so heftige Wuthanfälle, daß sie einander totschlagen.

Virchow steigt von der Höhe, auf der er zu stehen verdient und auf der ich mir ihn immer — trotz seiner grimmigen Gegnerschaft — gedacht habe, so weit herab, die ärmlichen Argumente eines so mittelmäßigen Anthropologen wie Manouvrier zu wiederholen, die ich gar nicht als ernst gemeint ansehen kann; zum Beispiel: es gebe auch außerhalb der Gefängnisse Verbrecher, die ich gewiß nicht untersucht zu haben behaupten könne. Wie wenn ich dabei an Virchow gedacht hätte, habe ich aber in meinem Archiv und in besonderen Publikationen die Befunde an zweihundert Verbrechern veröffentlicht, die ich nicht in der Haft gefunden, sondern auf den Straßen der Stadt aufgelesen und vor einer zahlreichen Schülerschaar untersucht habe, — öffentlich, so daß Alles sofort nachgeprüft werden konnte. Bei diesen Individuen habe ich nun das Selbe gefunden wie bei Gefangenen. Hätte ich mich aber auf diese nicht eingesperrten Verbrecher beschränkt, so würde es heißen, ich machte meine Untersuchungen an unoffiziellen Verbrechern, und man würde mich erst recht verwerfen. Ist Das nun nicht fast die Geschichte von dem Vater, dem Sohn und dem Esel? Wie Virchow von den eben genannten Untersuchungen nichts weiß, so weiß er auch nicht, daß ich außer den Stammgästen der Strafanstalten den Verbrecher aus Leidenschaft, den aus Gelegenheit und den Schein-Verbrecher (Kriminaloiden) untersucht habe, ja auch den latenten Verbrecher, — Alle an Exemplaren, die nicht inhaftirt waren; ich schätze diese Gruppen auf sechzig Prozent der Gesammtzahl der Verbrecher überhaupt und habe bei ihnen nur Spuren — und manchmal nicht einmal eine Spur — von Verbrechermerkmalen gefunden.

Offenbar hat Virchow ein Werk kritisirt, das er nicht gelesen hat. Er kopirt den armsäligen Manouvrier und sagt (ich citire nach dem Berichte der Frankfurter Zeitung): „Der Begriff des ‚Verbrechers‘ und des ‚Verbrechens‘ ist überhaupt ein so veränderlicher und schwankender, daß dadurch allein schon die Statistik sehr unzuverlässig wird. Um hier nur ein Beispiel anzuführen, so ist die Werthschätzung des Menschenlebens bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten stets eine sehr verschiedene gewesen, wie

sich aufs Unzweifelhafteste aus der verschiedenen Beurtheilung des Duelles, der Blutrache und des Selbstmordes ergiebt. Entsprechend jener verschiedenen Beurtheilung solcher Handlungen wird dann aber auch die Beantwortung der Frage, ob ein Individuum, das eine derartige Handlung begangen hat, zur Kategorie der Verbrecher zu rechnen ist, verschieden ausfallen müssen. Ob eine Person vom Standpunkte des Psychologen als Verbrecher bezeichnet werden muß, ist unter Umständen eben so schwierig zu entscheiden, wie die Beantwortung der Frage, ob eine bestimmte Person geisteskrank ist oder nicht, häufig mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft ist." Gerade unsere Schule hat aber solche Bedenken gewürdigt, den Begriff des Verbrechers eingehend untersucht und aus seiner Abgrenzung die Grundlage ihres Systemes gemacht. Ursprünglich war das Verbrechen nur eine That (facinus kommt von facere) und für den Wilden gab es keine Verbrechen und keine Verbrecher; deshalb sagen wir, daß das Verbrechen etwas Atavistisches ist, denn es bringt in der Civilisation wieder an die Oberfläche, was beim Wilden normal war. Mit der allmählichen Steigerung der Civilisation nimmt die Zahl der als Verbrechen geltenden Handlungen zu. Anfangs war ein Verbrechen nur ein Verstoß gegen die Sitten und Gebräuche; jetzt nennen die Strafgesetzbücher etwa vierhundert strafbare Handlungen. Heute gilt es als halb verbrecherisch, ein Kind zu mißhandeln, ein Thier muthwillig zu töten, aber es geschieht von vielen halb verbrecherisch angelegten Naturen; in ein paar Jahrzehnten werden solche Handlungen als wirkliche Verbrechen gelten und nur die geborenen Verbrecher werden sie noch begehen. Umgekehrt galt der Mensch, der einen gotteslästerlichen Fluch that, vor ein paar Jahrhunderten als Verbrecher, die normalen Menschen richteten sich danach und nur die verbrecherisch beanlagten lästerten Gott; heute entfährt ein Fluch mitunter auch einem normalen Menschen, wenn er gereizt ist. Dem Wechsel in dem Begriffe der Kriminalität läuft ein Wechsel in dem Gebiete und der Bewegung der Kriminalität parallel; die Verbrechernatur aber, die an sich etwas Organisches ist, bleibt die selbe.

Im Uebrigen sind die an den Begriff des Verbrechens geknüpften Einwände Virchows so beschaffen, daß sie bei einem verknöcherten Juristen begreiflich wären oder bei einem Manouvrier, der sie berufsmäßig herunterleiert und sie in immer neuen Saucen auftischt; aber eines Virchow sind sie nicht würdig, ja, ich muß gestehen, daß ich sie selbst von einem auch nur leidlich unterrichteten Schüler Virchows nicht erwartet hätte.

Cerès, am zwölften August 1896. Professor Cesare Lombroso.



Internationale Kunstausstellung in Berlin.

Sehr eingefleischte Berliner, wie sie sich unter den Lesern der Vossischen Zeitung finden sollen, die allermeisten Mitglieder des Vereins Berliner Künstler und viele Professoren an der vom Herrn von Werner geleiteten akademischen Hochschule pflegen nervös zu werden, wenn man kalten Sinnes behauptet, die Künstler der Reichshauptstadt befänden sich im Allgemeinen nicht auf der Höhe der Zeit. Die Beweise für diese Behauptung sind leicht beizubringen, wenn man sie einem Menschen aufzählen kann, der vortheilhaftere Begriffe von Kunst besitzt, als man sie gewöhnlich auf berliner Ausstellungen zu gewinnen vermag, und schwer, wofern es Leute zu überzeugen gilt, die von ihrem Geschmack sprechen, ohne zu wissen, was Geschmack überhaupt ist. Es giebt aber zum Glück Gelegenheiten, wo man die Verständnißlosigkeit der berliner Künstler gegenüber ihrer Zeit in ein helles Licht stellen kann, ohne das Gebiet der Aesthetik zu streifen, — und eine solche Gelegenheit bietet die diesjährige internationale Ausstellung.

Seit das Fiasko in Treptow offenbar ist und die Regirung die Theilnahme Deutschlands an der pariser Weltausstellung von 1900 zugesagt hat, wird mit dem Wort „Ausstellungmüdigkeit“ ein gewisser Kultus getrieben; man wendet es aber merkwürdig einseitig an, denn man will damit immer nur den Mangel an Lust bei den Ausstellern charakterisiren. Man übersieht, daß viel mehr als die Leute, die ein Interesse daran haben, daß man ihre Sachen betrachtet, das Publikum ausstellungmüde ist, daß es nicht mehr auf die bisherigen Reize der Ausstellungen reagirt. Das Publikum hat sich noch niemals darüber ausgesprochen, aber es hat sicherlich die allgemeine Empfindung, daß man, wie jetzt das Ausstellungwesen gehandhabt wird, seine Geduld auf die allerhärteste Probe stellt, daß man es auf eine unverantwortliche Weise um seine kostbare Zeit, um seine Genußfähigkeit und Genußfreude, zu Gunsten einer Minderheit bestiehlt. Man braucht dabei gar keinen Unterschied zu machen zwischen einer Industrie-Ausstellung und einer Kunst-Ausstellung; denn es ist schließlich gleichgiltig, wo die Aufnahmefähigkeit des einzelnen Menschen ihre Grenzen erreicht. Die Barbarei der Veranstalter solcher Ausstellungen ist in keinem Fall zu vertheidigen, aber sie ist bei Industrie-Ausstellungen bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, weil das Gebiet so riesengroß ist und weil es in diesem Falle mehr darauf ankommt, Ausdehnungen zu zeigen als eigentliche Höhen, während Kunstausstellungen, sollen sie nicht lediglich als kaufmännische Veranstaltungen angesehen werden, nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie die Entwickelunghöhen erkennen lassen. Die Kunst braucht das *ganze* Interesse des Publikums. Für die Wahrheit dieses Grundsatzes spricht der Erfolg, den die münchener „Sezession“ gehabt hat. Künstler,

denen es schwer wurde, unter Hunderten von Kollegen sich dem Gedächtniß des Publikums einzuprägen, sind dadurch sehr schnell zu ziemlich allgemeiner Anerkennung gelangt, daß sie mit Gleichgesinnten kleine, intime, übersichtliche Ausstellungen veranstalteten. Allein schon durch die Feststellung dieser Thatsache hat die „Sezession“ Anspruch auf die Dankbarkeit der Zeitgenossen. Sie hat damit Beifall in Berlin gefunden und den Triumph erlebt, daß ihr Prinzip auch von ihren Gegnern im Glaspalast angenommen wurde. Bei dem intelligentesten Theil der deutschen Künstlerschaft ist demnach ganz entschieden die Tendenz zur Einschränkung der Ausstellungen, zur Darbietung eines Extraktes der künstlerischen Produktion vorhanden; man rechnet also bereits mit der Ausstellungmüdigkeit. Was thun aber die berliner Künstler? Statt das alte, unschöne, unbrauchbare Ausstellungsgebäude niederreißen zu lassen und an dessen Stelle ein hübsches, intimes, der Ausstellungmüdigkeit Rechnung tragendes Bauwerk zu errichten, wenden sie eine Viertelmillion auf, um in der widerwärtigen Eisenhalle noch mehr Wände zum Bilderhängen zu erlangen und eine bessere Beleuchtung zu erzielen. Statt das zweihundertjährige Bestehen der Berliner Akademie durch eine internationale Eliteausstellung würdig zu begehen, läßt man durch Künstler vierter Güte England, Italien und Spanien bereisen und durch sie werthlose Ausstellunghüter oder ganze Wagenladungen trivialster Marktwaare heranschaffen; statt sich Mühe zu geben, eine glänzende Repräsentation der deutschen Kunst für diese Gelegenheit in Szene zu setzen, vertraut man einfach dem Zufall, so daß man beinahe sagen kann: die besten deutschen Künstler der Gegenwart sind in Berlin diesmal nicht vertreten. Statt die übergroße Masse der Wände in der Weise wenigstens nutzbar zu machen, daß man jedes Bild daran für sich zur Geltung kommen läßt, hat man die Wände von oben bis unten dicht mit bemalter Leinwand bepflastert. Es ist wirklich nicht gut möglich, seine Zeit und ihre Forderungen schlechter zu verstehen.

Man kann vielleicht nicht von jedem Menschen — und vielleicht am Allerwenigsten von den Mitgliedern der berliner Kunstausstellung-Kommission — Verständniß für die Zeitbewegung verlangen; wohl aber dürfte man beanspruchen, daß die für Ausstellungangelegenheiten gewählten Repräsentanten der Künstlerschaft keine Taktlosigkeiten begehen. Seitdem der Kaiser vor mehreren Jahren einer, seiner Ansicht nach, unrechtmäßiger Weise zurückgesetzten Künstlerin dadurch eine gewisse Genugthuung bereitete, daß er die Aufnahme ihres Werkes in den sogenannten Ehrensaal der Ausstellung „befahl“, gab er zu erkennen, wie große Bedeutung er diesem Raume beimesse. Seit dieser Begebenheit hat man ein Recht, anzunehmen, daß durch den Inhalt dieses Ehrensaales der Geschmack des Kaisers repräsentirt wird. Die Ausstellung-Kommission, die im Wesentlichen immer aus den selben Personen besteht, zeigt

seit Jahren schon das Bestreben, die Begriffe von diesem Geschmack nach Möglichkeit herabzusetzen; aber was sie für die jetzige Ausstellung in dieser Beziehung geleistet hat, grenzt beinahe an Majestätbeleidigung, — was um so befremdlicher erscheint, als der Kaiser keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne der berliner Künstlerschaft seine Sympathien zu zeigen. Diese respektlose Haltung gegen den Monarchen, die dadurch nicht ausgeglichen wird, daß der Schund, der den Ehrensaal füllt, in unangenehmster Weise an den Patriotismus appellirt, geht Hand in Hand mit einer unsäglichen Rücksichtlosigkeit gegen das Publikum. Der Speisemeister auf der Hochzeit zu Kana verstand sich offenbar besser auf die menschliche Natur als die Anordnung-Kommission der berliner Ausstellung, denn diese ist noch nicht bis zu der Weisheit durchgedrungen, daß man genußfrischen Menschen das Beste vor dem Geringeren darbieten müsse. Wer nicht Stahlnerven besitzt, gelangt gar nicht mit einem Male zu der Ueberzeugung, daß es sich der Mühe verlohnt, die Ausstellung zu besuchen, — durch so viel Gleichgiltiges und Unwesentliches muß er sich in den ersten und besten Sälen durchsehen.

Wie schon erwähnt wurde, blickt die Königliche Akademie der Künste zu Berlin — ein stolzer Titel für eine Institution ohne Macht — in diesem Jahre auf zweihundert Jahre einer nicht immer sehr beachteten Existenz zurück. Sie hat sich die redlichste Mühe gegeben, sich zu diesem Jubiläum mit dem Glorienschein einer gewissen Bedeutung zu umgeben, und dabei auch zu dem lächerlichen Mittel eines anachronistischen Festkostüms für ihre Mitglieder gegriffen. Schon diese venetianischen Purpurmäntel verkündeten laut genug, wie wenig moderne Menschen Mitglieder der Akademie sind; sie wirken beinahe wie ein Symbol jener Kunst des Scheines, die so viele Anhänger in Berlin zählt, sie verrathen, welche Verachtung bei den Akademikern für die Zeit, in der und für die sie wirken sollen, vorhanden ist. Und in der That bedeutet die berliner Akademie genau so viel für die deutsche Kunst, wie diese Prokuratorenmäntel für die heutige Tracht bedeuten, nämlich nur einen Gegensatz, aber nichts Förderndes, nichts Nothwendiges. Würde die deutsche Kunst auch nur um einen Schein ärmer sein, wenn die meisten ordentlichen — also berliner — Mitglieder der Akademie nicht vorhanden wären? Wirklich nicht. Und was verbindet das der Achtung würdigste Mitglied der Akademie — Adolph Menzel — mit ihr? Nichts, außer vielleicht Freundschaft mit einigen Kollegen. Was er geworden, was er ist, verdankt er, nächst sich selbst, vielleicht Pesne oder Chodowiecki, die beinahe eben so beziehunglos Mitglieder der Körperschaft waren wie er. Und wenn sich die Akademie auf ihre Schüler berufen wollte, — wer möchte Klinger die Beschämung anthun, zu sagen, er sei, was er ist, durch den in Berlin empfangenen Unterricht geworden? Und repräsententirt die berliner Akademie durch ihre Mitglieder die Elite der deutschen Künstler-

schaft? Wo ist Kuehl, wo ist Liebermann, wo Thoma, wo Dill und Trübner? Und bei den Mitgliedern der Vergangenheit sucht man vergeblich nach der stolzen Erscheinung Feuerbachs, nach den liebenswürdigen Gestalten Schwinds und Spitzwegs. Dafür aber begegnet man einer Reihe von Künstlern, deren Namen keine Kunstgeschichte meldet, noch je melden wird. Was bedeutet also die Akademie für die Kunst? Ist sie nicht ein Zopf, der, mehr ehrwürdig als schön, einer Scheere entgegenwächst? Der genialste unter den preußischen Königen, Friedrich der Große, hat mit hellem Auge die Ueberflüssigkeit der Akademie erkannt, als er kurz vor seinem Tode ihrer Existenz in der jetzigen Gestalt dadurch ein Ende bereiten wollte, daß er die Heranziehung zu vieler Bildhauer und Maler im Interesse des Staates zu erschweren suchte und nur Werth darauf gelegt haben wollte, daß die Akademie die jungen Menschen das Zeichnen nach dem Leben lehre und sie mit allen Hilfsmitteln bekannt mache, damit jeder Einzelne die Technik seines Faches gründlich lerne. Es verlohnt sich kaum, alle Gründe aufzuzählen, die unsere Akademie in ihrer jetzigen Verfassung als eine bedeutunglose Institution erscheinen lassen.

Es ist nicht das Verdienst der Kommission, daß die Ausstellung nicht in allen Theilen den verunglückten Eindruck macht wie im Ehrensaal. Die Karlsruher in der deutschen Abtheilung und die Schweden und Norweger auf der internationalen Seite haben sich erfolgreich um eine würdige Repräsentation ihrer Leistungfähigkeit bemüht. Mit einer wirklich bewundernswürdigen Taktik aber ist die Ausstellung-Kommission bestrebt gewesen, das Vorhandensein einer modernen Kunstbewegung in Berlin zu verbergen. Es ist ihr insofern nicht ganz gelungen, als sich räumlich schon sehr bemerkbar machende Schöpfungen modernen Stils, wie sie Ludwig von Hofmann, Friedrich Stahl und Franz Skarbina bieten, nicht gut verstecken lassen; aber was sich dimensional von den Werken jüngerer Künstler nicht hervorthun konnte, wurde nach dem bewährten Prinzip der Hängekommission so geschickt unter allerlei Kram vertheilt, daß es mit diesem übersehen wird. Weil die Kommission nicht die Spur eines Interesses daran hat, der modernen Kunst in Berlin Avancen zu machen, muß man hier Liebermann vermissen, sucht man vergeblich nach einem Werk Klingers oder Thomas. Die münchener „Sezession" wurde sehr diplomatisch zu einem Verzicht auf Betheiligung genöthigt und dadurch der Anschein erweckt, als stelle sie sich feindlich zu den Bestrebungen der berliner Künstlerschaft, was keineswegs der Fall ist. Diese Tendenz trägt in erster Linie zu der kläglichen Physiognomie der Ausstellung bei; denn die Partei, die durch die Kommission vertreten wird, hat nicht ein einziges bemerkenswerthes Kunstwerk ins Treffen zu führen vermocht. Was geeignet ist, die Ehre der berliner Kunst zn retten, rührt ohne Ausnahme von jüngeren Künstlern her, von Leuten, die unzweifelhaft die Empfindung haben, in diesen

Räumen nur geduldet zu sein. Das dieses Unterdrückungsystem im Auslande nicht unbemerkt geblieben ist, läßt sich leicht daran erkennen, in welcher Weise die Ausstellung vom Auslande her beschickt worden ist. Eine solche Fülle von werthlosen Bildern fremder Provenienz ist in Berlin bis jetzt noch nicht zu finden gewesen. Aber die Politik der Ausstellung-Kommission rächt sich noch in anderer Weise, und zwar in einer, die vielleicht die geeignetste ist, den Leuten des Rückschrittes die Augen zu öffnen. Das künstlich in seiner Geschmacksentwickelung zurückgehaltene Publikum findet nämlich sein Bedürfniß nach „hübschen" Bildern von den Spaniern und Italienern beinahe noch besser befriedigt als von den beliebtesten berliner Oelgemälde-Fabrikanten, was diesen den lebhaftesten Kummer bereiten muß. Denn bei den berliner Künstlern wirkt ein materieller Mißerfolg viel überzeugender als ein Mahnruf der Kritik. Wenn die Ausstellung-Lotterie nicht auch diesmal nach alter, schlechter Sitte sich der kläglichsten Machwerke angenommen hätte: die sonst von den Dummen lebenden Künstler wären nicht auf ihre Kosten gekommen.

Es ist keine leichte Aufgabe, einer so beschaffenen Ausstellung gegenüber einen Standpunkt zu gewinnen. Es genügt heute nicht mehr, daß die Veranstalter von Ausstellungen sich darauf beschränken, eine Anzahl bewährter Kunstwerke zusammenzubringen. Man will nicht nur berühmte Namen im Katalog lesen und ein paar sensationelle „Nummern" bewundern, man möchte vor allen Dingen die neuen künstlerischen Ideen kennen lernen, die im Laufe des Jahres geboren sind. Man glaubt nicht mehr mit den Aesthetikern alten Schlages, daß die Kunst etwas für sich Bestehendes sei, das Sondergesetzen unterworfen ist, sondern man ist aufs Innigste davon überzeugt, daß Kunst und Leben auf einander angewiesen sind und eins aus dem anderen Anregung, ja Nahrung empfängt. Und wie die Zeitempfindungen sich in auf- und absteigender Stärke bewegen, wie die Menschheit bald im Licht, bald durch Finsternisse wandelt, so zeigt auch das Antlitz der Kunst, das sich in den Werken der Künstler spiegelt, wechselnden Ausdruck. Nirgends läßt sich das wechselnde Mienenspiel der Kunst besser wahrnehmen als an den Werken der frischen Jugend, weil sie, mag sie sich noch so erfahren oder raffinirt präsentiren, im Grunde ihrer Seele naiv ist und wenig Herrschaft über ihre Gefühle besitzt. Solche Jugend fehlt in Berlin oder kommt wenigstens nicht zur Geltung jener dressirten, greisen Jugend gegenüber, die sich des besonderen Wohlwollens der älteren Künstler erfreut, weil sie genau in deren Fußstapfen tritt. Die wenigen treibenden künstlerischen Kräfte in Berlin muß man kennen, um sie in der Ausstellung zu bemerken. Während der älteren berliner Kunst eine unerschütterliche Trivialität der Empfindung, der Komposition und Farbe eigenthümlich ist, suchen die paar wirklich strebenden Künstler nach neuen Nuancen, nach aparten Motiven, nach seltenen Harmonien. Nicht

die gemeine Wirklichkeit, nicht die photographisch getreue Wahrheit ist ihr Ziel, sondern die schöne Wahrheit. Man fühlt in diesen Kreisen, daß es jetzt Zeit ist, wieder das Evangelium der Schönheit zu predigen, sich wieder von harmonischen Empfindungen tragen zu lassen, wieder die Pforten der Phantasie aufzuthun, die von fanatischen Wahrheitrufern bis jetzt verschlossen gehalten wurden. Man hat eingesehen, daß es nicht Aufgabe der Kunst sein kann, nur sachlich richtige Dokumente der Wirklichkeit zu liefern. Das Interesse am Stofflichen tritt mehr und mehr zurück, um einem verständnißvollen Genießen der malerischen Zustände Platz zu machen. Man will nicht mehr die Sache selbst, sondern vielmehr nur ihre Reize schildern, und zwar unter den glücklichsten Momenten. Man jagt diesen Reizen freilich schon seit geraumer Zeit nach. Dort wurde der glänzende Sonnenstrahl, hier die zitternde Atmosphäre, da wieder wurden leuchtende Farben und schöne Linien eingefangen; aber wer eines dieser Wunder erreicht hatte, besaß sicher nicht die übrigen, so daß nie etwas Ganzes, nie eine in sich vollkommene Harmonie erreicht wurde. Auch in Berlin sind Künstler vorhanden, die sich bemühen, das geistige Band zu knüpfen, die danach trachten, ein Ensemble dieser Reize und Wunder zu geben, und die dabei das alte Recht der Künstler für sich in Anspruch nehmen, unter den Möglichkeiten der Darstellung die für den Gegenstand günstigste zu wählen. Sie wollen Schönheit geben, aber nicht, wie der Idealismus, mit einem Blick auf das Allgemeine, sondern eine nothwendige, von äußeren Umständen in ihrem Charakter bestimmte Schönheit. Und weil diese Künstler sich hüten, ein Schema aufzustellen, weil sie von Fall zu Fall an die Lösung selbst gestellter Aufgaben gehen, schaffen sie neue künstlerische Werthe. Für diese Art Kunst fehlt es in Berlin zunächst noch an Verständniß; denn der Berliner ist gewöhnt, Alles, auch die Kunst, unter dem Gesichtswinkel des Nützlichen zu betrachten. Er macht keinen Unterschied zwischen Kunst und Arbeit und zwischen Malerei und Photographie. Darum gelten in Berlin viele Leute für Künstler, die in der That nur brave Arbeiter sind oder photographisch getreue Kopien der Natur liefern, und wenn sie gar große Arbeiten produziren, wie Anton von Werner, sind sie der Menge auch große Künstler. Daß dieser Mangel an Unterscheidungfähigkeit, der leider auch bei einem gewissen Theile der berliner Kritik zu beklagen ist, eine Hauptursache für den Niedergang des künstlerischen Ehrgeizes in Berlin ist, dürfte nicht zu bezweifeln sein. In Berlin erfreut sich nur das Hergebrachte der Achtung und Förderung. Nur sehr wenige Menschen kümmern sich darum, ob die Kunst neue Eroberungen gemacht hat und ob sie ihr göttliches Reich weiter über die gemeine Wirklichkeit ausbreitet.

Seltsam genug wirken in der allgemeinen Zahmheit der berliner Ausstellung die brutalen, aber königlichen Erscheinungen der belgischen Bild-

hauer und der skandinavischen Maler. Diesen Künstlern, die sich um nichts kümmern, was war, die alle Tradition, alle schönen Grundsätze der Aesthetik über den Haufen rennen, deren Auge so scharf und deren Hand so fest ist, diesen Künstlern gehört die Zukunft. Was sind die Franzosen dagegen? Auch wenn ihr Saal charakteristischer die Kunst ihres Landes repräsentirte, als es der Fall ist, — gegen diese kraftstrotzenden Individualitäten kommen sie nicht auf. Angesichts der diesmaligen Leistungen der Franzosen kann man wirklich im Zweifel sein, ob sich die Besten von ihnen aus Patriotismus ferngehalten haben oder ob man in Paris so unpatriotisch geworden ist, daß man den vorzüglichen Ruf der französischen Kunst durch Vorführung mittelmäßigster, manchmal sogar schlechter Kunstprodukte gerade in Berlin aufs Spiel setzt. Oder sollten am Ende nicht überhaupt alle hervorragenden Künstler darauf verzichten wollen, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches auszustellen? Es hat noch keinen Riesen gereizt, sich als Sieger über Zwerge bewundern zu lassen. In Berlin ist keine Ehre zu gewinnen wie in München oder Paris, wo die Gegner einander ebenbürtig sind. Die Medaillen sind in unverantwortlicher Weise entwerthet und werden lustig weiter an Unfähige verliehen, während viele verdienstvolle Künstler unbeachtet bei Seite stehen. Die berliner Künstler haben Alles gethan, um sich und ihre Ausstellungen in Mißkredit zu bringen. Immer schwerer wird es ihnen werden, das Ausland für ihre Veranstaltungen zu interessiren, immer weiter wird das Niveau ihrer Ausstellungen sinken, wenn sie nicht bei Zeiten an eine Aenderung der Zustände, an eine Emanzipation von dem in Grund und Boden verdorbenen Geschmack des großen berliner Publikums denken. Ob der Besitz eines eigenen Künstlerhauses, den der Verein Berliner Künstler für die nächste Zeit erhofft, unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht schließlich sehr unerfreulich sein wird? Das thatsächlich in Berlin vorhandene Bedürfniß nach einer intimen Ausstellungsgelegenheit sollte die Künstler nicht darüber täuschen, daß mit Schaffung der Gelegenheit ihre Aufgabe noch lange nicht erledigt ist; denn sie müssen zunächst beweisen, daß sie die Fähigkeit haben, zwischen Kunstwerk und scheinbar künstlerischer Handelswaare zu unterscheiden. Sobald es feststeht, daß sie sich weiter in Gegensatz zu der modernen Bewegung bringen und fortfahren, ihr Haus zum Stapelplatz ihrer eigenen Mittelmäßigkeit zu machen, mögen sie die idealsten Ausstellungräume besitzen und alle Mittel aufwenden, um das Publikum heranzulocken —: die schöpferischen, neue künstlerische Werthe schaffenden Kräfte werden fern bleiben. Und ohne diese ist heutzutage kein Eindruck zu machen, kein Kranz zu gewinnen, wie die unfähige Ausstellung-Kommission zum Schaden des ohnehin schon arg mitgenommenen Ansehens der berliner Kunst im Jahre des Heils 1896 so klassisch bewiesen hat.

Hans Rosenhagen.



Kant und Swedenborg.

Als Swedenborg im vergangenen Jahrhundert behauptete, Umgang mit Geistern zu haben, war Das in der damaligen Aufklärungperiode eine große Verlegenheit; denn Swedenborg war ein großer Gelehrter, ein untadelhafter Charakter, — und er gab von seiner Fähigkeit Proben, die unwiderleglich zu sein schienen. Der Mann mußte also ernst genommen werden; mit einem verächtlichen Achselzucken war die Sache nicht abzuthun. So kam es denn, daß damals sogar Kant von den zahlreichen Erzählungen, die über Swedenborg in Umlauf waren, Notiz nahm und sich mit der Sache ganz ernstlich beschäftigte. Er hatte einen sehr innigen und vertrauten Freund, den Engländer Green, dessen Urtheil er so hoch schätzte, daß er keinen Satz der „Kritik der reinen Vernunft" schrieb, den Green nicht vorher beurtheilt hatte. Durch ihn ließ er in Stockholm und Gothenburg, wo Green zwei Monate sich aufhielt, Erkundigungen über Swedenborg einziehen*) und Green bestätigte die Richtigkeit einiger Fälle, wovon das ganze damals noch lebende Publikum Zeuge sei.**) Darüber schrieb nun Kant an das Fräulein Charlotte von Knobloch einen Brief, den der nachmalige Erzbischof Borowski aus der Originalhandschrift mittheilt.***) Darin ist ein Fall angeführt, der mir besonders geeignet zu sein scheint, kritisch geprüft zu werden, und es sind mir dabei nicht unerhebliche Zweifel an der Realität dieses Geisterverkehres aufgestiegen. Es fällt mir zwar nicht ein, Swedenborgs Ehrlichkeit anzutasten; im Gegentheil bin ich fest überzeugt, daß er im besten Glauben war, wenn er von seinem Umgang mit Geistern sprach; aber mir scheint die Sache auch noch einer anderen Auslegung fähig zu sein, einer, bei der es sehr begreiflich wird, wie Swedenborg sich selbst täuschen konnte. Zwar wird meine Untersuchung zu keinem definitiven Abschluß führen; aber selbst wenn sie nur akademische Bedeutung hätte, glaube ich ihr doch einen Selbstzweck aus doppeltem Grunde zusprechen zu dürfen: sie hat ein psychologisches Interesse dadurch, daß sie überhaupt zeigt, wie für eine sehr merkwürdige Thatsache zwei Erklärungen möglich sind; und sie hat auch ein kritisches Interesse, weil man an einem Beispiel den Gegnern zeigt, wie die wissenschaftliche Kritik einer Thatsache von innen heraus geschehen kann, während die unwissenschaftliche Kritik sich nur damit zu helfen weiß, daß sie die Thatsache einfach verwirft.

---

*) Tafel: Swedenborg und der Aberglaube. 108.

**) Jachmann: Immanuel Kant. II. 77—80.

***) Borowski: Darstellung des Lebens und Charakters Immanuels Kant. 211.

Hören wir zunächst, was Kant erzählt: „Madame Harteville“ — soll heißen: Marteville —, „die Wittwe des holländischen Envoyé in Stockholm, wurde einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes von dem Goldschmied Croon um die Bezahlung des Silberservices gemahnt, welches ihr Gemahl bei ihm hatte machen lassen. Die Wittwe war zwar überzeugt, daß ihr verstorbener Gemahl viel zu genau und ordentlich gewesen war, als daß er diese Schuld nicht sollte bezahlt haben, allein sie konnte keine Quittung aufweisen. In dieser Bekümmerniß, und weil der Werth ansehnlich war, bat sie den Herrn von Swedenborg zu sich. Nach einigen Entschuldigungen trug sie ihm vor, daß, wenn er die außerordentliche Gabe hätte, wie alle Menschen sagten, mit den abgeschiedenen Seelen zu reden, er die Gütigkeit haben möchte, bei ihrem Manne Erkundigungen einzuziehen, wie es mit der Forderung wegen des Silberservices stünde. Swedenborg war gar nicht schwierig, ihr in diesem Ersuchen zu willfahren. Drei Tage hernach hatte die gedachte Dame eine Gesellschaft bei sich zum Kaffee. Herr von Swedenborg kam hin und gab ihr mit seiner kaltblütigen Art Nachricht, daß er ihren Mann gesprochen habe. Die Schuld war sieben Monate vor seinem Tode bezahlt worden und die Quittung sei in einem Schranke, der sich im oberen Zimmer befände. Die Dame erwiderte, daß dieser Schrank ganz ausgeräumt sei und daß man unter allen Papieren diese Quittung nicht gefunden hätte. Swedenborg sagte, ihr Gemahl hätte ihm beschrieben, daß, wenn man an der linken Seite eine Schublade herauszöge, ein Brett zum Vorschein käme, welches weggeschoben werden müßte, da sich dann eine verborgene Schublade finden würde, worin seine geheim gehaltene holländische Korrespondenz verwahrt wäre und auch die Quittung anzutreffen sei. Auf diese Anzeige begab sich die Dame in Begleitung der ganzen Gesellschaft in das obere Zimmer. Man eröffnete den Schrank, man verfuhr ganz nach der Beschreibung und fand die Schublade, von der sie nichts gewußt hatte, und die angezeigten Papiere darinnen, zum größten Erstaunen Aller, die gegenwärtig waren.“

Was sollen wir nun mit dieser Geschichte anfangen? Die Gegner des Occultismus verwerfen sie als Täuschung oder gar Betrug; und diese sogenannte Erklärung hat den nicht zu unterschätzenden Vortheil, wenig Verstand zu erfordern und dennoch das unbequeme Problem rasch zu beseitigen. Eine andere heute vorhandene Meinung ist die der Spiritisten, die kurzweg sagen, Swedenborg sei ein Medium gewesen und habe als Solches wirklichen Geisterverkehr gehabt. Was die Gegner sagen, ist überhaupt keine Meinung, sondern ein Dekret, kümmert mich also nicht; was die Spiritisten sagen, ist mindestens unbewiesen und wir dürfen zu dieser extremen Erklärung erst dann greifen, wenn keine einfachere sich finden ließe; diese scheint mir nun aber möglich zu sein. Die Thatsache zu verwerfen, geht nicht an; denn von Green

abgesehen, stehen noch weitere zehn Zeugen für sie ein.*) Auch haben wir das Zeugniß von Swedenborg selbst, das bei der Reinheit seines Charakters ebenfalls ins Gewicht fällt. Als er von Cuno befragt wurde, ob die Geschichte wahr sei, bestätigte Swedenborg sie, hielt sich aber dabei nicht lange auf, sondern bemerkte, es gebe hundert Vorfälle dieser Art, es seien aber Kleinigkeiten, über die er nicht viele Worte mache.**) Aber dieser Fall Marteville setzt nicht nothwendig voraus, daß Swedenborg ein Medium war; wäre er ein Somnambuler mit der Fähigkeit des Fernsehens gewesen, so würde ihn Das zur gleichen Leistung befähigt haben.

Die Skepsis verpflichtet uns, diese Alternative anzuerkennen und sie zu analysiren, um nach inneren Momenten die Entscheidung zu treffen. Der Fall Marteville ist ein Spezialfall der allgemeineren Alternative zwischen Animismus und Spiritismus, die zum ersten Mal von Aksakof klar aufgestellt worden ist und die noch manchen Ueberschwänglichkeiten der Spiritisten ein Ende bereiten wird. Der animistischen Erklärung unseres Falles, d. h. der Annahme, daß Swedenborg ein Somnambuler gewesen sei, haften aber zwei Schwierigkeiten an, die nicht umgangen werden dürfen: wie kommt der ehrliche Swedenborg dazu, sein somnambules Schauen, also seine eigene Leistung, eine Geistermittheilung zu nennen, und wie kommt er dazu, über seine Fähigkeit willkürlich zu disponiren und immer dann Aufschlüsse zu erhalten, wenn sie von ihm erbeten werden? Ohne genügende Beantwortung dieser Frage wäre die Hypothese, daß Swedenborg ein Somnambuler gewesen sei, unzulässig.

Der Fall Marteville steht nicht isolirt; die Literatur über Occultismus liefert sehr viele Beispiele ähnlicher Art. Ich beschränke mich auf ein einziges, das mit jenem fast identisch ist, aber in einem Nebenumstand abweicht, der sehr lehrreich ist und auf den Entstehungprozeß solcher Aufschlüsse Licht wirft. Professor Hennings erzählt: Eine Predigerswittwe wurde belangt, weil ihr verstorbener Mann über eine von ihm verwaltete Summe nicht Rechenschaft abgelegt hatte. Sie behauptete zwar bestimmt, ihr Mann habe damit eine Zahlung geleistet, aber eine Quittung konnte sie nicht vorlegen. Da sie nun in der größten Angst und Unruhe war, träumte sie, der Verstorbene komme zu ihr, um ihr mitzutheilen, die Quittung befinde sich in einer verborgenen Schublade in einem rothsammtenen Beutel, was in der That der Fall war.***) Nehmen wir vorläufig an, Swedenborg hätte seine Aufschlüsse ebenfalls im Traum erhalten, so wäre bei aller sonstiger Gleichheit der Unterschied vorhanden, daß der Traum der Predigerswittwe ganz spontan eintrat, während

*) Abriß des Lebens und Wirkens Emanuels Swedenborg. 216—227.

**) Schober: Aufzeichnungen eines amsterdamer Bürgers über Swedenborg. 163.

***) Hennings: Von den Ahnungen und Visionen. I. 321.

Swedenborg zu einer gewollten Zeit den Aufschluß erhielt. Bei der Predigerswittwe haben wir also das natürliche Muster, bei Swedenborg die künstliche Nachahmung; in beiden Fällen giebt aber der Verstorbene selbst den gewünschten Aufschluß, — und Das läßt auf den gleichen psychologischen Prozeß schließen und macht es sehr wahrscheinlich, daß Swedenborg in der That seine Belehrung im Traum erhielt. Der ganze Unterschied würde sich also darauf beschränken, daß die Predigerswittwe die Autosuggestion ihres Kummers unwillkürlich in den Schlaf hinübernahm, Swedenborg aber eine willkürliche Autosuggestion, die den Traumverlauf bestimmte. Bekanntlich haben Suggestionen und Autosuggestionen eine große psychologische Gewalt; und diese Gewalt erklärt sich daraus, daß sie Monoideismen sind, isolirt, also konkurrenzlos in einem Bewußtsein liegen, so daß alle Kräfte sich auf diesen einen Punkt konzentriren, mag es sich nun um eine Handlung oder einen Erkenntnißakt handeln. Wenn wir Gedanken, die vor dem Einschlafen uns beschweren und mit tiefer Gemüthserregung verbunden sind, als Monoideismen in den Schlaf hinübernehmen, so zwängen diese den Traumverlauf in eine bestimmte Richtung und erhalten ihn darin. Bei dieser psychischen Zuspitzung des Träumers müssen nothwendig alle seine Kräfte in den Dienst des Monoideismus gestellt werden und er wird sich von der ihn nothwendig beschwerenden Autosuggestion befreien wollen, je nach ihrem Inhalt durch eine Handlung — wie bei den Nachtwandlern — oder durch einen Erkenntnißakt. Wenn aber dazu die normalen Kräfte nicht hinreichen, so entspricht es dem heftigen Drang, dem er unterworfen ist, daß er jene abnormen Kräfte heranzieht, die in somnambulen Zuständen häufig auftreten. So könnte es geschehen, daß der Monoideismus der Hebel wird, ein Ferngesicht auszulösen.

Wenn wir uns mit einem Gedanken von quälender Natur und großem Gefühlswerth niederlegen, so tritt der Monoideismus von selbst ein. Es liegt nun aber sehr nahe, diesen Hebel künstlich in Bewegung zu setzen. Es liegt in uns ein großer Schatz von latenten transszendentalen Fähigkeiten, den wir aber nicht zu heben verstehen. Alle die merkwürdigen Fähigkeiten, die wir bei Somnambulen beobachten, sind unserer Willkür, ja unserem Bewußtsein, entrückt. Daher begegnen wir nur ihren spontanen Aeußerungen. Zwar haben wir in Deutschland viele Theosophen, die behaupten, Das eben sei die hohe Aufgabe des Adepten, durch allmähliche Schulung unter der Anleitung eines Meisters den Schatz dieser transszendentalen Fähigkeiten zu heben und für den willkürlichen Gebrauch zu gewinnen; aber diese Theosophen bleiben nicht nur den theoretischen Beweis für die Möglichkeit einer solchen Schulung schuldig, sondern entziehen sich auch dem praktischen Beweise, wenn man sie auffordert, im Interesse der Wissenschaft ihre Fähigkeiten zu zeigen. Wir müssen also die Experimentalpsychologie nach dieser Richtung aus eigenen

Mitteln finden. Wenn wir dabei ins Blaue hinein probiren, kommen wir zu keinem Ziele. Der Weg, den wir zu wandeln haben, ist uns aber genau vorgezeichnet. Wir müssen die natürlichen Muster studiren, wo diese Fähigkeiten spontan eintreten, müssen aus ihnen die Theorie herausziehen und dann zusehen, ob die Kunst in diesem Punkte die Natur nachzuahmen vermag. Wer nun in der Literatur des Occultismus bewandert ist, kennt solche natürlichen Muster in großer Zahl, bei Nachtwandlern, Somnambulen und sogar gewöhnlichen Schläfern. Diese Muster betreffen entweder das Handeln, z. B. bei Nachtwandlern, bei fernwirkenden Somnambulen oder in der Telepathie, wo der Agent meistens ein Sterbender ist; oder das Denken, wie z. B. bei prophetischen Träumen, die manchmal eine bloße Ahnung im Wachen hinterlassen; endlich können Handeln und Denken vereinigt auftreten, wie z. B. beim Traumarbeiter. Diese natürlichen Muster zeigen nun ein gemeinschaftliches Merkmal: der psychologische Hebel zur Auslösung transszendentaler Fähigkeiten im natürlichen oder künstlichen Schlaf ist in den meisten Fällen der Monoideismus, eine in den Schlaf hinüber genommene Autosuggestion von großem Gefühlswerth. So z. B. bei der erwähnten Predigerswittwe. Weil nun aber der Fall Marteville diesem natürlichen Muster so ungemein ähnlich sieht, ist es sehr wahrscheinlich, daß Swedenborg diesen Kunstgriff des Monoideismus benutzte, um im Schlafe seine Aufschlüsse zu erhalten, — und so haben wir die Antwort auf die eine der gestellten Fragen: wie Swedenborg seine Aufschlüsse immer dann erhielt, wenn er darum angegangen wurde.

Zwei Quellen sind denkbar, aus denen er seine Aufschlüsse beziehen konnte: aus seinen eigenen transszendentalen Fähigkeiten oder aus der Inspiration von den Verstorbenen, von denen man Aufschlüsse verlangte. Swedenborg selbst nun erklärt in der That seine Aufschlüsse aus dieser Inspiration durch Verstorbene, mit denen gesprochen zu haben er vorgab. Aber dieser Schein des Zwiegespräches erklärt sich sehr leicht: es ist ein psychologisches Grundgesetz der Traumphantasie, daß sie äußere und innere Körperempfindungen nebst der eigenen Gehirnarbeit dramatisirt. Kartesius wird von einem Floh gestochen und träumt von einem Duell, wobei er an der betreffenden Stelle einen Degenstich erhält. Ein Herzkranker dramatisirt sein Herzklopfen und läßt es durch einen schreckhaften Anblick im Traum motivirt werden. Wir stellen Fragen im Schlaf und die Antwort, die wir doch selbst erdenken, erhalten wir aus fremdem Munde. Wir sitzen im Examen, wissen keine Antwort auf die Frage des Lehrers, aber der Nachbarschüler beschämt uns durch seine Kenntniß. Die eigene Geistesthätigkeit wird also von der Traumphantasie in eine Inspiration dramatisch verwandelt und dieser Schein wird um so mehr für Wirklichkeit gehalten, wenn der Aufschluß Dinge betrifft, die wir nur vermöge transszendentaler Fähigkeiten wissen können.

Swedenborg war gewiß im besten Glauben, wenn er behauptete, mit Verstorbenen gesprochen zu haben; er täuschte nicht seine Auftraggeber über die Quelle seiner Aufschlüsse, wohl aber sich selbst, wenn er ein dramatisirtes Ferngesicht für Inspiration hielt. Die Analogie des Falles Marteville mit dem der Predigerswittwe erstreckt sich meiner Ansicht nach nicht nur auf das Resultat, sondern auf den ganzen psychologischen Prozeß, der dann nur den einen Unterschied aufweisen würde, daß sich die Predigerswittwe durch eine unwillkürliche Autosuggestion monoideistisch machte, Swedenborg aber durch eine willkürliche. Dafür spricht auch der Umstand, daß er die verlangten Aufschlüsse erst einige Tage nach erhaltenem Auftrag gab. Man könnte noch einwerfen, daß die Predigerswittwe ein viel tieferes Interesse, also eine viel stärkere Autosuggestion, hatte, als Swedenborg, der in fremden Angelegenheiten sich bemühte. Das mußte die Anwendung des monoideistischen Kunstgriffes bei ihm sicherlich erschweren; aber daß auch schwache Autosuggestionen ohne sonderliche Gefühlserregung den monoideistischen Hebel drücken können, sehen wir bei Hypnotisirten. Um aber den Einwurf noch besser zu beseitigen, muß ich mir eine kleine Abschweifung gestatten.

Das Studium des Occultismus ist mit dem großen Nachtheil verknüpft, daß es nicht in systematischer Weise vorgenommen werden kann. Man ist darauf angewiesen, Autodidakt zu sein, und hätte man selbst einen Lehrer, der die richtige Reihenfolge der zu lesenden Bücher angäbe, so könnte man ihm nicht folgen, weil die überwiegende Mehrzahl der Bücher nur antiquarisch zu haben ist und nicht einmal in den großen staatlichen Bibliotheken sich findet. Die Reihenfolge des Lesens wird also durch den Zufall der antiquarischen Erwerbungen bestimmt. In Folge Dessen werden in diesem von Paradoxien wimmelnden Gebiete die ersten Bücher mit geringem Verständniß und Gewinn gelesen. Später aber, wenn die berichteten Thatsachen um leitende Gesichtspunkte sich gruppirt haben, stellt sich das Bedürfniß ein, alle jene zuerst gelesenen Bücher noch einmal vorzunehmen, und man findet dann ein reichliches Material, an dem man früher achtlos vorübergegangen war und das nun erst verstanden wird. So bin ich in jüngster Zeit in Folge zweiter Lektüre auf zwei Stellen gestoßen, die in nuce die ganze Theorie des Monoideismus als Hebel magischer Kräfte enthalten und die ich früher ohne Verständniß gelesen hatte, während sie mir nun eine Anleitung zur Praxis des Fernsehens enthalten. Früher wußte ich eben mit diesen Stellen nichts anzufangen; jetzt aber, weil ich inzwischen die Bedeutung des Monoideismus für die transszendentale Experimentalpsychologie erkannt habe, sind sie mir sehr lehrreich. Die eine Stelle findet sich bei Paracelsus*) und

*) Paracelsus (Huser) II, 316.

ich habe sie im Aufsatz „Das Traumorakel“ angeführt*). Die andere, längst vergessene, weil nicht verstandene Stelle fand ich erst vor wenigen Tagen im „Archiv für thierischen Magnetismus“. Sie ist als Citat angeführt — leider ohne Quellenangabe — und lautet: „Ein gewisser Taschenspieler stand in dem Ruf, verschlossene Briefe lesen zu können. Zu einem Fürsten gerufen, fragt ihn dieser, ob er sich getraue, ihm den Inhalt einer soeben durch einen Courier erhaltenen verschlossenen Depesche anzugeben. Die Antwort ist: Ja, morgen früh. Die Depesche bleibt versiegelt im Kabinet des Fürsten und am anderen Morgen erscheint der Künstler vor dem Fürsten und giebt ihm den Inhalt des Briefes genau und richtig an. Erstaunt über die wunderbare Erscheinung, verlangt der Fürst Aufklärung und der Künstler giebt folgenden Schlüssel: Beim Schlafengehen nehme er sich vor, den Inhalt des Briefes lesen zu wollen, schlafe dann ein und im Traume erscheine ihm der Inhalt; er sei im Kabinet des Fürsten und lese den verschlossenen Brief.“ **) Auch hier, wie im Fall Swedenborg, ist die Autosuggestion beim Mangel tiefen Interesses nur eine schwache. Sie erhält aber ihre Stärke durch den Monoideismus. Wenn ich ein Zimmer, worin ein Licht brennt, verdunkele, so wird das Licht nicht objektiv heller, wohl aber subjektiv, — und mein Sehvermögen ist auf diesen einen Punkt konzentrirt. Wenn ich mein Bewußtsein verdunkele bis auf eine einzige Idee, so wird diese Idee eine außerordentliche Motivationkraft erhalten. Im Hypnotismus kann diese Motivationkraft, weil die Gegenmotive fehlen, bis zum Verbrechen führen; wenn die Suggestion medizinischer Art ist, kann sie die Lebenskraft außerordentlich steigern und in der intellektuellen Sphäre steigert sie die normalen Kräfte; und, wenn diese nicht ausreichen, wird in den Reservefonds der abnormen Kräfte gegriffen und es kann zum Fernsehen und Fernwirken kommen. Die außerordentliche Motivationkraft, die dem Monoideismus zukommt, wird als quälend empfunden und man setzt Alles daran, sich davon zu befreien. Durch die Suggestionlehre haben wir auf dem Gebiete der Experimentalpsychologie festen Fuß gefaßt; deshalb werden diese Ausführungen heute kaum mehr einem Zweifel begegnen, — höchstens in dem einen Punkt, daß Autosuggestionen Ferngesichte auslösen sollen. Aber daran zu zweifeln, verwehrt uns gänzlich die ungemein große Anzahl natürlicher Muster; dem Fall der Predigerswittwe könnte man sehr viele analoge Fälle beisetzen mit dem gemeinschaftlichen Merkmal des Monoideismus als Eintrittsbedingung. Der in Kiesers Archiv erwähnte sogenannte Taschenspieler hat sich ganz an diese natürlichen Muster gehalten, er hat sich vor dem Einschlafen monoideistisch gemacht.

*) Die Zukunft 1895, Nr. 42.

**) Archiv IV, 1, 162.

Wenn nun Swedenborg in der gleichen Weise verfuhr, so sind damit nicht nur seine Leistungen erklärt, sondern auch der durch die Dramatisirung entstehende Schein des Geisterverkehrs und der merkwürdige Umstand, daß ihn seine Gabe nie im Stich ließ — wenigstens ist von Mißerfolgen nichts berichtet —, so daß er solche Aufträge immer annahm. Woher aber hatte Swedenborg die Kenntniß dieses Kunstgriffes? Diese Frage ist gerade bei ihm sehr leicht zu beantworten. Er war, wie seine Schriften beweisen, sehr tief in das somnambule Leben eingetaucht und die Somnambulen wissen ganz besonders in diesen psychologischen Dingen so gut Bescheid, daß sie geradezu als Lehrer betrachtet werden können; deshalb konnte ich in der Studie „Wie sich die Medizin mit fremden Federn schmückt" nachweisen, daß die wichtigsten Entdeckungen der modernen Suggestionlehre schon vor fünfzig bis hundert Jahren von Somnambulen gemacht worden sind, deren Aeußerungen aber nicht beachtet wurden.*) Swedenborg konnte daher sehr wohl als Somnambuler zur Kenntniß des monoideistischen Kunstgriffes gekommen sein.

Im Vorstehenden glaube ich nun gezeigt zu haben, daß kein wissenschaftliches Bedenken besteht, die Swedenborg zugeschriebenen Fähigkeiten als Thatsache anzuerkennen. Die Mühe, die ich mir gegeben habe, wird freilich von den Gegnern des Occultismus als überflüssig bezeichnet werden; denn sie selbst werden mit dem Problem viel schneller fertig. Sie legen daran nur einen äußeren Maßstab. Für sie giebt es keine Geister, also auch keine Geistermittheilungen; Swedenborg war also ein Narr oder ein Betrüger und die von Kant berichteten Fälle sind Fabeln. Ein wissenschaftlicher Skeptiker dagegen wird die Thatsachen von innen heraus kritisch auflösen. Ich habe den Bericht über den Fall Marteville genommen, wie er vorliegt, und habe mir keine willkürliche Aenderung daran erlaubt. Dennoch — und ohne den Charakter des ehrlichen Swedenborg anzuzweifeln — gelang es, diesen merkwürdigen Fall rationalistisch aufzulösen, ohne zur Geistertheorie zu greifen. Es ist Alles nach psychologischen Gesetzen begreiflich und die scheinbare Geistermittheilung verwandelt sich in ein autosuggestiv erwecktes dramatisirtes Ferngesicht im Traume. Freilich: ein mystischer Bestandtheil, eben dieses Ferngesicht, bleibt übrig, läßt sich weder eliminiren noch kritisch auflösen. Wer auch daran noch Anstoß nimmt, Dem kann ich nicht weiter helfen; er muß das Weitere selber besorgen, indem er den von zwölf Zeugen, darunter Kant, bestätigten Vorfall für eine Erfindung erklärt oder indem er durch willkürliche Veränderungen des Berichtes ihn so platt macht, daß er selbst dem plattesten Kopfe verdaulich wird.

Ich habe mich etwas lange dabei aufgehalten, einen bloßen Traum zu

*) du Prel: Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. I. 185 bis 206.

analysiren und hin und her zu wenden, um zu sehen, was sich daraus lernen läßt; aber ich habe diese Analyse nicht aus bloßer Lust an geistiger Gymnastik vorgenommen, sondern in praktischer Absicht. Wenn nämlich meine Erklärung des Falles Marteville richtig sein sollte, so ergiebt sich daraus eine sehr wichtige Folgerung für die transszendentale Experimentalpsychologie, die noch immer nur auf dem Wunschzettel der Wissenschaft steht. Wenn der noch ziemlich unbekannte Schatz unserer latenten magischen Fähigkeiten durch Monoideismus zugänglich gemacht werden kann, wenn dieser, wie im betrachteten Fall, ein Mittel ist, uns ein Ferngesicht zu erwecken, so ist es im Uebrigen offenbar gleichgiltig, wodurch wir uns in den monoideistischen Zustand versetzen. Der Monoideismus umschließt zwei Erregungursachen: Autoseggestion und Fremdsuggestion. Was also der ersten gelingt, muß auch der zweiten gelingen; denn Beide unterscheiden sich nicht dem Wesen nach und auch nicht durch die Wirkung, sondern lediglich durch die Quelle, aus der sie kommen. Im einen Fall ist es unser eigener Wille, im anderen ein fremder. Den experimentellen Beweis für die Möglichkeit, Jemanden durch Fremdsuggestion fernsehend zu machen, habe ich schon früher geliefert,*) und was die Theorie zu diesem Experiment betrifft, so kann ich mich ebenfalls auf frühere Arbeiten beruhen.**) Der Fall Marteville aber — vorausgesetzt, daß er hier richtig erklärt ist — wäre ein weiterer Belag für diese Möglichkeit.

Ich habe gesagt, daß meine Untersuchung zu keinem definitiven Abschluß führen wird, und wenn wir an dem interessanten Problem, das Kant uns hinterlassen hat, die geistige Gymnastik noch weiter fortsetzen, dann scheint es allerdings, als müßten wir den ganzen rationalistischen Gewinn, den die bisherige Untersuchung gebracht hat, wieder preisgeben und als würde der Pendel wieder nach der entgegengesetzten Seite schwingen. Es ist uns nämlich als nicht weiter auflösbarer Rest ein Ferngesicht übrig geblieben; und nun fragt es sich, wie die Seele beschaffen sein muß, um eines Ferngesichtes fähig zu sein. Dazu reicht jene traurige Seele, die in der physiologischen Psychologie nicht leben und nicht sterben kann, offenbar nicht aus; und gar die Seele des Materialismus, die nur Funktion des Körpers sein soll, ist eines Ferngesichtes ganz unfähig. Im Begriffe des Fernsehens liegt es, daß der Seher außer seinem körperlichen und durch das sinnliche Bewußtsein bedingten Verhältniß zur Außenwelt noch in einem zweiten Verhältniß zu dieser stehe, daß er ein übersinnliches, wenngleich nicht minder gesetzmäßig funktionirendes Bewußtsein habe, aus dem er seine fernsehende Erkenntniß bezieht. Im Begriffe des Fernsehens liegt es also, daß wir mit einem Theil unseres Wesens in

---

*) du Prel: Experimentalpsychologie. 97—99.

**) du Prel: Das Fernsehen als Experiment. (Die „Zukunft“ 1893, Nr. 30). Das Traumorakel. (Die „Zukunft“ 1895, Nr. 41 und 42.)

eine übersinnliche Naturordnung hineinragen, mit einem Worte: daß wir im tiefsten Grunde unseres Wesens Geister sind. Der irdische Tod würde nur unsere körperliche Wesenshälfte betreffen, wäre aber bedeutungslos, ja ein Vortheil für die andere Hälfte, für den Träger der magischen Fähigkeiten. Der Tod wäre zwar eine Entseelung des Leibes; er hätte aber eine Kehrseite: die Entleibung der Seele. Wie verhält sich aber diese Seele, der uns unbewußte Theil unserer Seele, zu den anderen Seelen? Sollen wir annehmen, sie sei ein von allen übrigen Seelen isolirtes psychisches Atom? Soll sie etwa gar kein Bewußtsein haben oder soll sie, wie die Theosophen meinen, im Devachan schlaftrunken herumtorkeln, bis sie endlich nach zahllosen Wiedergeburten glücklich ins Nirwana hineintorkelt? Aus dem Begriffe des Fernsehens folgt, daß diese Seele ein übersinnliches Wesen ist, daß sie ein Bewußtsein sui generis hat, ja daß ausnahmweise dieses Bewußtsein für die andere, körperliche, Wesenshälfte Gehirnvorstellung werden kann, und es wäre ganz ungereimt, anzunehmen, daß dieses Bewußtsein sich zwar über die übersinnliche Naturordnung ausbreitet, aber von den übrigen Bewohnern der übersinnlichen Welt nichts wissen sollte. Aus dem Begriffe des Fernsehens folgt also, daß die übersinnlichen Wesen unter sich eben so gut in Verbindung stehen wie die irdischen. In der übersinnlichen Welt giebt es eine Gemeinschaft der Geister. Wir stehen nun aber schon zu Lebzeiten mit der einen Wesenshälfte im Geisterreiche, also in Gemeinschaft mit anderen Geistern. Das Geisterreich ist also der gemeinschaftliche Ort für die Verstorbenen und für die jenseitigen Wesenshälften der irdischen Geschöpfe, — und damit wären wir den von Swedenborg behaupteten Geistermittheilungen schon erheblich näher gerückt.

Zunächst möchte ich bemerken, daß die Paradoxien, die ich eben ausgesprochen habe, auf der ganzen Linie sich mit den Ansichten Kants decken. Auch Kant ist der Ansicht, daß der Kern unseres Wesens, von dem wir nichts wissen, ein transszendentales Subjekt sei, und gerade diesen Ausdruck für das Substanziale in uns gebraucht er mehrmals.*) Er sagt ferner: „Es ist demnach zwar einerlei Subjekt, das der sichtbaren und unsichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört, aber nicht eben die selbe Person, weil . . . was ich als Geist denke, von mir als Mensch nicht erinnert wird . . . Diese Ungleichartigkeit der geistigen Vorstellungen und derer, die zum leiblichen Leben des Menschen gehören, darf indessen nicht als ein so großes Hinderniß angesehen werden, daß sie alle Möglichkeit aufhebe, sich bisweilen der Einflüsse von Seiten der Geister sogar in diesem Leben bewußt zu werden . . . Die menschliche Seele würde daher schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zwei Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen sie, sofern sie zu

*) Kant: Kritik der reinen Vernunft (Kehrbach) 296. 402. 437. 699

persönlicher Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materiellen allein klar empfindet . . . Es wird künftig, ich weiß nicht, wo oder wann, noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt wird, so lange Alles wohl steht."*) Man hat zwar versucht, Kant von diesem Geisterglauben reinzuwaschen, und behauptet, die „Träume eines Geistersehers" seien humoristisch gemeint und nicht ernst zu nehmen; aber darüber wir Jeder lachen, der Kants „Vorlesungen über die Metaphysik" kennt, wo er ganz unumwunden davon spricht.

Kant glaubte also an unsere unbewußte Zugehörigkeit zum Geisterreiche, was natürlich nicht sagen will, daß wir als Geister, sondern nur, daß wir als Menschen von dieser Zugehörigkeit nichts wissen. Kant mußte also selbstverständlich einem Swedenborg Interesse entgegenbringen; es konnte ihm nicht geradezu unmöglich erscheinen, daß Jemand manchmal körperlich sich der Vorstellungen bewußt wird, die er als Geist hat oder empfängt. Bei Swedenborg fand Kant zudem eine Metaphysik, die mit seiner eigenen übereinstimmte. Wenn er sagt: „Der Mensch ist dem Inneren nach Geist"**), und: „Jeder Mensch ist, noch während er im Körper lebt, hinsichtlich seines Geistes in der Gesellschaft von Geistern, wiewohl er davon nichts weiß"***), so mußte Kant allerdings sehr betroffen sein, daß dieser Seher vermöge eigener Erfahrung Dinge dozirte „von so wunderbarer Uebereinstimmung mit Demjenigen, was die feinste Ergrübelung der Vernunft über den ähnlichen Gegenstand herausbringen kann", und zwar mit Dem, was Kant selbst „auf dem Luftschiff der Metaphysik" ergrübelt hatte.†)

Wenn man nun mit Kant und Swedenborg annimmt, daß wir unbewußt dem Geisterreiche eingegliedert sind, so ist man nicht mehr weit davon entfernt, den Aufschluß, den Swedenborg im Falle Marteville erhielt, so auslegen zu können, wie es von Swedenborg selbst geschah: nicht als dramatisirtes Ferngesicht, sondern als Geistermittheilung. Nur müssen wir gerade bei dieser Voraussetzung wieder unterscheiden und fragen, wer die Mittheilung erhielt: Swedenborg als Mensch oder Swedenborg als transszendentales Subjekt. Im ersten Fall war er ein Medium, das im Traum die Suggestion eines Verstorbenen erhielt; im anderen Fall würde eine Vorstellung, die sein transszendentales Subjekt empfing, beim Menschen Swedenborg zugleich Gehirnvorstellung und dadurch auch diesem bewußt geworden sein. Im ersten Fall

*) Kant: Träume eines Geistersehers (Kehrbach) 26. 27. 20. 21.

**) Swedenborg: Vom Himmel. § 452.

***) Ebenda § 438.

†) Kant: Träume eines Geistessehers 52.

hätten wir ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsere; im anderen das Hineinragen Swedenborgs in die Geisterwelt. In der That spricht Manches dafür, daß Swedenborg ein Medium war. Wenn er von sich selber sagt: „Ich schreibe nur durch die Eingebung und bin eigentlich nur der Sekretär meines Geistes",*) so könnte uns Das auf die Vermuthung bringen, daß er ein automatischer Schreiber war, wie vormals Madame Guyon und in neuerer Zeit der Amerikaner Davis. Nun können aber Aufschlüsse, die auf diese Weise gewonnen werden, auf wissenschaftlichen Werth nie Anspruch erheben, weil sie unter einander keineswegs übereinstimmen, so weit sie die Dinge des Jenseits betreffen, und weil, wenn selbst ein wahres Evangelium darunter wäre, es doch auf seinen Wahrheitgehalt nicht geprüft werden könnte, da die Inspirirten ihre Einsichten nicht am Leitfaden der Logik gewinnen. Es könnte daher sehr wohl sein, daß Swedenborg ein ausgezeichneter Seher gewesen wäre — aktiv oder passiv — und daß doch seine automatisch entstandenen Schriften ganz werthlos wären. So kommt es, daß Kant, der die metaphysische Grundanschauung Swedenborgs in merkwürdiger Uebereinstimmung mit seiner eigenen findet und der aus sicherer Erkundigung weiß, daß Swedenborg ein großer Seher war, z. B. im Falle Marteville, sich doch ganz enttäuscht fand, als er das mediumistische Hauptwerk, die Arcana coelestia, zur Hand nahm, so daß er sie unmuthig „acht Quartbände voll Unsinn" nennt.

Daß nun ein Swedenborg, in grenzenloser Verwunderung über sein automatisches Schreiben, das noch dazu einen religiösen Gegenstand, die allegorische Auslegung der Bibel, betraf, sich für ein inspirirtes Werkzeug des Herrn hielt, war damals so verzeihlich, wie daß in einem noch naiveren Zeitalter Homer im Eingang der Ilias sowohl wie der Odyssee sich ein Schreibmedium nennt, dem die göttliche Muse diktire. Heute aber kennen wir sehr viele automatisch schreibende Medien und die Werthlosigkeit ihrer Offenbarungen ergiebt sich schon daraus, daß sie unter einander nicht harmoniren. Auch mir sind schon manchmal dicke Manuskripte von gläubigen Spiritisten vorgelegt worden, die wegen des automatischen Entstehungprozesses meinten, daran ein Evangelium zu besitzen, während es nur ein Quartband voll Unsinn war. Von den Medien aber, die Solches schrieben, hat gewiß manches durch Ferngesichte oder Phänomene anderer Art unleugbare Proben seiner Echtheit abgelegt. Solche Medien werden natürlich zu eben so schwankenden Urtheilen Anlaß geben wie Swedenborg für Kant. Unsere modernen Philosophen aber, wenn sie auf Kants „Träume eines Geistersehers" zu sprechen kommen, befreien sich aus der Verlegenheit dadurch, daß sie den Seher Swedenborg und den automatischen Schreiber Swedenborg in einen Topf werfen und in Kants

*) Kiesewetter: Geschichte des Occultismus. 297.

Schrift nur eine Satire auf den Geisterglauben sehen. Mir wenigstens ist kein Urtheil über diese Schrift zu Gesicht gekommen, worin das Richtige getroffen wäre. Wer eben vom Occultismus nichts weiß, kann mit dem Problem „Kant und Swedenborg“ überhaupt nicht fertig werden; wer aber im Occultismus bewandert ist, steht vor keinem Räthsel mehr. Die Sache ist im Grunde höchst einfach: in einem Punkte hat Kants Urtheil nie geschwankt. Den Grundgedanken Swedenborgs, den Kant selbst ergrübelt hatte, hat er so wenig verworfen, daß er ihn ein Vierteljahrhundert später sogar zu einem Kolleg erweiterte, das er seinen Zuhörern dreimal vortrug und worin er, trotzdem die „Kritik der reinen Vernunft“ bereits hinter ihm lag, seine mystische Weltanschauung ausführte. Diese „Vorlesungen über die Metaphysik“ hat später Pölitz herausgegeben. Der Grundgedanke ist: die Doppelnatur des Menschen und seine unbewußte Zugehörigkeit zum Geisterreich schon zu Lebzeiten. Wir müssen also annehmen, daß in den „Träumen eines Geistersehers“ mindestens alle Sätze ernst gemeint sind und nicht satirisch, an denen Kant fünfundzwanzig Jahre später in seinem Kolleg noch immer festhielt. Diese Sätze in den „Träumen“ habe ich angeführt, sie stimmen mit denen Swedenborgs überein und sie sind für unsere Untersuchung die wichtigsten; denn wenn wir mit einem Fuß im Geisterreich stehen und der Geistergemeinschaft transszendental so gut eingegliedert sind wie irdisch der Menschengemeinschaft, dann ist es denkbar, daß wir durch Vermittelung des transszendentalen Subjektes eine Geistermittheilung erhalten.

Wie ich höre, beabsichtigt die preußische Regirung, eine neue Ausgabe der Werke Kants herauszugeben, in die auch die „Vorlesungen über die Metaphysik“ aufgenommen werden sollen, die in allen bisherigen Gesammtausgaben fehlen. Ohne ein Seher zu sein, glaube ich nun prophezeien zu können, daß die Herausgabe dieser Vorlesungen nicht einem Occultisten übertragen werden wird, sondern vermuthlich dem Professor Max Heinze, der sich um diese Vorlesungen philologische, aber nicht philosophische Verdienste erworben hat*); der mystischen Weltanschauung Kants wird dabei nicht sonderlich das Wort geredet werden; aber die eigenen Worte Kants werden es eben doch verrathen, daß er ein Vorläufer des heutigen Occultismus ist.

Kant ist dafür um so mehr zu bewundern, als er auf seine Gedanken ganz aus eigenen Mitteln kam und das reiche Thatsachenmaterial, worüber der heutige Occultismus verfügt, damals noch unbekannt war. Als aber seine Ansichten durch die merkwürdigen Fähigkeiten Swedenborgs bestätigt zu werden schienen, waren für Kant abermals Schwierigkeiten vorhanden, die heute nicht mehr bestehen. Man wußte damals nichts von Hypnotismus;

*) Heinze: Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern. (Leipzig, Hirzel 1896.)

der Somnambulismus war nur in seinem natürlichen Muster — dem Nachtwandler — bekannt; und von Experimentalpsychologie war keine Rede. Unter diesen Umständen mußte Kant dem Fall Marteville nothwendig die naive Auslegung geben, die eben Swedenborg selbst ihm gab und die spiritistisch ist. Der heutige Leser dagegen — und Das wollte ich eben zeigen — hat die Wahl zwischen mehreren Hypothesen. Er braucht zur spiritistischen Auslegung überhaupt nicht zu greifen und kann sagen, Swedenborg habe durch in den Schlaf hinübergenommenen Monoideismus ein dramatisirtes Ferngesicht geweckt. Innerhalb der spiritistischen Auslegung wiederum hat der Leser abermals die Wahl. Er kann denken, der Mensch Swedenborg habe — vielleicht wieder auf monoideistischem Wege oder sonstwie — seinem eigenen, dem Geisterreich eingegliederten, transszendentalen Subjekt einen Wunsch übermittelt; dieses habe von dem Geist Martevilles einen Aufschluß erhalten, der dann wieder dem Menschen Swedenborg übermittelt wurde. Wenn man aber auch dieses Hineinragen des Menschen ins Geisterreich ablehnt, bleibt als dritte Auslegung nur das Hereinragen der Geister in unsere Welt übrig, daß also der Geist des verstorbenen Marteville nach Stockholm kam und dem Herrn Swedenborg einen Aufschluß gab. Die erste Auslegung ist die einfachste und empfiehlt sich darum, weil keine Fehlversuche Swedenborgs berichtet werden, was auf einen stets disponibeln Kunstgriff schließen läßt. Die zweite Auslegung ist schon komplizirter; aber für Kant war sie plausibel, weil sie seine philosophischen Ansichten von der Doppelnatur des Menschen bestätigte. Die dritte Auslegung, das Erscheinen des Verstorbenen, gilt den heutigen Spiritisten als selbstverständlich, hat aber die Schwierigkeit, daß das von Swedenborg angewandte Beschwörungmittel dahingestellt bleibt. Man kann zwar sagen, Swedenborg sei ein Medium gewesen, kann auch auf viele Parallelfälle aus dem modernen Spiritismus verweisen, wo man in der That durch Vermittelung der Medien solche Aufschlüsse erhielt; aber es fragt sich doch, ob wir nicht die erste Auslegung, als die einfachste, vorziehen sollen.

Nun habe ich allerdings zu einem sehr kurzen Bericht Kants einen sehr langen Kommentar geschrieben; aber es ist eben zu bedenken, daß der Fall Marteville ein typisches Beispiel aus einer sehr zahlreichen Klasse von Erscheinungen ist, die aus allen Jahrhunderten berichtet werden und die nachgerade eine Erklärung fordern. Ich bleibe sie zwar schuldig oder lasse wenigstens die definitive Entscheidung dahingestellt. Eben darum bleibe ich aber der Belehrung zugänglich und erwarte sie vom Leser, der vielleicht noch eine vierte Auslegung findet. Wenn er freilich vorschlagen würde, die Thatsache einfach zu verwerfen, müßte ich sagen, Das sei keine Lösung. Ueber ein philosophisches Problem mit dem Schwamm fahren: Das kann Jeder.

München. Dr. Karl du Prel.



Selbstanzeigen.

Der Weg zum Leben. Verlag von Karl Duncker, Berlin, 1896.

Es ist nachträglich immer schwer, zu sagen, was man mit einem Buch, das rein und zusammenhängend aus einer guten Stimmung floß, gewollt hat und wie es zu Stande gekommen ist. Gewöhnlich hat man gar nichts damit gewollt und es ist zu Stande gekommen, ohne daß man wußte, wie. Eins aber kann ich über den „Weg zum Leben“ sagen: es ist das Buch, in dem ich meinen Frieden fand. Man verhandelt jetzt viel über Lustgefühle und Unlustgefühle und sucht sie wissenschaftlich und poetisch zu definiren und zu rubriziren. Dabei hat es sich herausgestellt, daß die Dichtung unserer Zeit zumeist — die moderne wohl fast ausschließlich — Unlustgefühlen entspringt. Einige Lustgefühle spielen herein, — meist durch Stimulanz ausgelöst. Unter den Lustgefühlen aber hat man vergessen, eins zu beachten und mitzuzählen, ein durchaus positives und produktives Lustgefühl: den inneren Frieden. Der innere Friede ist die Empfindung der Uebereinstimmung des Ichs mit dem All, das Hinübergleiten des Ichs in die Seele des Alls. Etwas davon habe ich in diesem Buch festzuhalten und auszudrücken versucht. In fast jeder dieser Erzählungen ist die kleine Endlichkeit des Ichs nur eine Welle eines über das Ich rückwärts und vorwärts weit hinausreichenden Kontinuitätgefühles. Jede dieser Erzählungen entspringt dem Expansionbedürfniß einer inneren Wärme, jede endet in einem Gefühl überindividuellen Friedens. Dieser Friede ist nicht beschaulich und stagnirend, — er ist Wärme und Bewegung, wie alle Blutwellen Wärme und Bewegung sind.

Schliersee. Ola Hansson.



Faust, ein Menschenleben. Versuch einer harmonistischen Analyse. Von C. Schmidt. Berlin 1895, Rosenbaum & Hart.

Die Faustliteratur, sagt man oft, ist so über alles Maß hinausgewachsen, daß alle Neuheiten auf diesem Gebiete überflüssig sind; die Ueberzeugung, daß die Dichtung keine künstlerische Geschlossenheit besitzt, ist allgemein und heute nicht mehr zu erschüttern. Ich antworte darauf: Wie kann man dem quellenden Strome der Faustliteratur Stillstand gebieten wollen, so lange die bisherigen Erklärungen denkenden Geistern keine Befriedigung gewähren? Die Faustforschung hat naturgemäß erst dann ihren Abschluß gefunden, wenn alle Räthsel der Dichtung herausgeschält und gelöst sind. Die Hypothese, die Dichtung sei kein harmonisches Ganze, ist zu bequem, als daß man sich im Anfange nicht unter ihren Schutz hätte flüchten sollen. Von ihr aus darf alles Mögliche über die Dichtung geschrieben werden und mit ihrer Hilfe kann man sogar den Dichter selbst meistern. Daß man sie krampfhaft aufrecht zu erhalten sucht, ist nur natürlich: man vertheidigt nicht die Hypothese, sondern zum größten Theil sich selbst und die bisherige Faustforschung. Meine Studie sucht zunächst die bisher oft übersehene Bedeutung, die der Prolog im Himmel für die Dichtung hat, herauszuheben. An der Hand der dabei gewonnenen Ideen wird der Entwickelungsgang der Handlung und Wesen und Charakter der einzelnen Personen beleuchtet.

C. Schmidt.



Handelskammerberichte.

Ungefähr dreißig Berichte deutscher Handelskammern liegen vor mir; sie umfassen alle Theile des Reiches und behandeln außer dem Jahr 1895 in Nachträgen auch das erste Halbjahr 1896. Einiges daraus möchte ich erzählen; dabei übergehe ich den berliner Bericht, der ja hinlänglich bekannt ist.

Der Bericht aus Altona — man zählt dort 1202 Firmen — tritt für den Rhein-Elbe-Kanal ein, weil nach dessen Fertigstellung die holsteinischen Produkte leichter abzusetzen wären, macht auch auf den dann bequemeren Empfang von Ruhrkohle aufmerksam. Das Speichergeschäft wäre ohne die theuere Spät- und Nachtarbeit lohnender gewesen. Altona muß sich im Getreidegeschäft mehr dem Kleinhandel zuwenden, was wohl mit schlechteren Geldeingängen verknüpft ist.

Bielefeld berichtet diesmal wesentlich besser, besonders in den Hauptartikeln Leinen und Wäsche; nur Flachsgarn ist wegen der Preise schlecht weggekommen. Nähmaschinen und Fahrräder ließen sich gut an; erst kürzlich haben die Höchster Farbwerke bei einer dortigen Maschinenfabrik für 200000 Mark Fahrräder bestellt. Die Konfektionäre des Bezirkes interessiren sich natürlich auch für Japan.

Braunsberg. Der Schiffsverkehr auf der Passarge war gering, wegen der Preise, dagegen gab es starke Bahntransporte von Pferden und Vieh. Die Mühlenindustrie litt an Ueberproduktion. Der Flachsbau nimmt ab und es scheint, daß „in absehbarer Zeit" keine Erholung in Aussicht steht. Der Erlaß des Kriegsministers (siehe: Osnabrück) blieb „ohne jede Wirkung auf Preis und Anbau".

Aus dem Bezirk Chemnitz, einem der industriereichsten in Deutschland, ist nicht allzu viel nachzutragen. In der Textilbranche wurde der Bedarf so hastig gedeckt, daß selbst mit Ueberstunden nicht ganz der Nachfrage entsprochen werden konnte. Der wichtigste Abnehmer ist die amerikanische Union und die beigefügte Statistik hierüber ist höchst lehrreich. Uebrigens stimmen die Chemnitzer in die Klage der Barmer ein, daß den Möbelstofffabrikanten ihr bradforder Möbelgarn statt mit drei jetzt mit zehn Mark Zoll belegt werde.

Danzigs Rhederei ging wieder sehr schlecht, arbeitete vielfach sogar mit Verlust. Neufahrwasser hat seinen Freihafenbezirk erhalten. Wie Stettin, mag auch Danzig nichts von Ausnahmetarifen für schlesische Kohle wissen; natürlich will man dabei weniger um die englische als um die westfälische Kohle besorgt erscheinen. Der wichtige Holzhandel wünscht sich erweiterte Lagerplätze.

Darmstadt erklärt sich gegen die verschärfte Kontrole im Düngerhandel, da jedem Käufer die kostenfreie Untersuchung in Versuchsstationen angeboten werde. Die Tapetenfabriken klagen über die hohen ausländischen Zölle und betonen, daß den englischen und französischen Fabrikaten der geringe deutsche Zoll bei uns sehr zu Statten komme. Der Tabakbau umfaßt im Bezirk 18 Gemeinden mit 44730,56 Ar. Die Palmkernindustrie sah diesmal die niedrigsten Preise seit zwanzig Jahren. Der Talg war in Folge des befürchteten Margarinegesetzes übermäßig angeboten. Interessant ist noch der Passus gegen eine „Verpreußung" der hessischen Bahnen.

Dresdens Kaufleute scheinen gegen die Konsumvereine und den Waaren-Einkaufsverein in Görlitz Groll zu hegen, denn sie beantragen bei jeder Filiale der Detailhandlungen drei Prozent Steuer vom Bruttoumsatz. Die Steinkohlenförde-

rung des Bezirkes betrug etwas mehr als im vorigen Jahre. Die Maschinenbranche klagt über schlechte Preise. Meißener Porzellan geht stärker nach Italien und Rußland, schwächer nach England und der Union; und dabei hat Amerika den Zoll ermäßigt. Die Kammgarnspinnerei verliert durch die neuen Fabriken in Oesterreich sehr beträchtlich. Strohhutfabrikate wurden nach Holland und Dänemark lebhaft abgesetzt; künstliche Blumen nimmt besonders die Union, während Spanien und Skandinavien sich durch hohe Zölle abschließen.

Flensburg konstatirt verminderte Kauflust des Publikums. Der Nord-Ostsee-Kanal brachte keinen Nutzen, da die Tarife so hoch sind, daß Hamburg größere Konkurrenz bereiten kann. Die Reisschälindustrie klagt über den Preisfall. Die Rhederei würde ohne niedrigere Sätze gut gegangen sein.

Der Bericht aus Frankfurt a. M. ist, wie der berliner, in den Zeitungen abgedruckt worden. Erwähnt mag werden, daß die Handelskammer einen Reichszolltarif beantragt, der für die nothwendige zollamtliche Behandlung in allen Bundesstaaten volle Gleichheit schafft. Bekanntlich nimmt das Waarengeschäft der Mainstadt zu, während der Effektenverkehr seine großen Zeiten längst hinter sich hat. So zahlt auch jetzt eine dortige Anilinfarbenfabrik die höchste Gewerbesteuer, während dieser Vorzug früher einem frankfurt-amerikanischen Bankhause zufiel.

In Freiburg im Breisgau hat der Weinhandel von der ausgezeichneten Qualität Nutzen gehabt. Das sehr wichtige Holzgeschäft ließ sich recht gut an. Die Kassenschloßfabrikation arbeitet befriedigend. Künstliche Champagner-Mühlsteine setzen sich noch nicht besser ab, „da die kleinen Müller mehr und mehr verarmen".

Halberstadt beklagt den Waggonmangel. Gegen den Ausnahmetarif für Zucker wird gesprochen, weil nur Hamburg daraus Nutzen ziehe. Die Holzschneiderei leidet unter den Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn, Rußland und Norwegen. Die Rübenzucker-Industrie entwickelte sich gleichmäßig, die Technik und Chemie der Zuckerindustrie hat leider nichts von Bedeutung gebracht. Quedlinburg war mit seinem Schaumwein- und Obsthandel zufrieden. Dagegen müßte die Keramik in Neuhaldensleben mehr exportiren. Steinsalz verkehrte recht lebhaft; dabei ist Liverpools Konkurrenz nahezu schleuderhaft. Nach der Union nimmt die Ausfuhr von Steinsalzen ab, da nur noch das englische zollfrei ist.

Hanau. Das Bijouterie- und Juwelengeschäft litt seit dem Oktober, wo der Börsenkrach kam; auch wird über starken Wettbewerb geklagt. Ein größeres Geschäft wäre vielleicht in Goldketten zu machen, wenn nicht die pforzheimer Detailhändler ihre Reisenden aussendeten. Silberwaaren stehen noch immer unter Preisdruck. Von eigentlichen Juwelen geht nur feine Waare befriedigend. Die Diamantschleifereien hatten nur bis zum Börsenkrach zu thun.

Iserlohn hatte einen weit besseren Geschäftsgang als im Vorjahre. Die Nadelindustrie hat es bis zu einem Syndikat gebracht. Die Drahtindustrie ist noch nicht genügend beschäftigt. Zink geht zurück. Nach Rußland war, allerdings zu gedrückten Bedingungen, der Verkehr lebhaft.

Karlsruhe erklärt sich gegen die Wein- und Theeversteigerungen im großherzoglichen Zoll- und Steueramt. Der Anbau von Cichorie, Das wird allen Kaffeefreunden behagen, war wenig ertragreich. Holzstoff wurde trotz günstigem Wasserverkehr nur schwer abgesetzt, am Meisten noch nach Frankreich. Der Absatz in Trauben und italienischen Weinen war doppelt so groß als 1894, dagegen

blieb der deutsche Absatz stehen. Der Tabakexport mit entrippten Blättern nach England stockt immer noch.

Kölns Hafenanlagen sollen in etwa zwei Jahren fertig sein. Die Spedition war diesmal nicht besonders günstig, dagegen relativ der direkte Betrieb der Rhein-Seeschiffe. Wünschenswerth sei „eine große Fahrtiefe von Köln abwärts bis zum Meere“, — gewiß eine Kleinigkeit für einen an sich schon zur Verschwendung neigenden Finanzminister. Von Fabrikspezialitäten gehen Gasmotoren nur nach Rußland stärker, eben so elektrische Kabel.

Leipzig. Das Musterlager für Thüringen kam in der Pleißestadt nicht zu Stande, da von 3000 befragten Firmen nur 191 antworteten und nur achtzehn davon mit Ja. Die Messe erlaube eben doch mehr als das Musterlager den persönlichen Verkehr mit der Kundschaft. Zu Gunsten der Messe will man jetzt einen Ueberblick der Musterläger der gesammten Welt herstellen; zu diesem Zweck wurde bereits an 36 000 deutsche Geschäfte aller Art geschrieben.

Die Lübecker verwahren sich gegen die Annahme, es ginge dort so gut wie im übrigen Deutschland. Die Einfuhr per Schiff habe stark gelitten, der Elbe-Trave-Kanal müsse rasch hergestellt werden. Zugenommen hat die Kokesausfuhr nach Dänemark. Das schwedische Geschäft nimmt ab, weil die Einkäufe wegen der Zollerhöhungen mehr in Stockholm und Gothenburg vorgenommen werden. Eisen und Baumwolle hat Rußland etwas stärker bezogen.

Der Spiritushandel Magdeburgs litt schwer unter dem Branntweinsteuergesetz. Für raffinirten Zucker gab es dagegen im Herbst belangreiche Abschlüsse.

Mannheims Güterbewegung zu Wasser ging erheblich zurück, wegen ungünstigen Wasserstandes. Stark nahm der Getreideverkehr zu. Ludwigshafens Nebenbuhlerschaft wird übrigens immer fühlbarer. Im Verkehr mit Mehl und Mühlenfabrikaten hat sich die Stellung Mannheims ganz verändert. Früher kamen ca. 25 000 Tonnen zu Wasser an, seit 1894 nur noch 8200 Tonnen. Der Tabakhandel bezog viel überseeische Waare. Immer mehr ab nimmt dagegen der Holzverkehr, da nordische Hölzer stärker in Gebrauch kommen. Mannheims Häfen umfassen 21 850 Meter Wasserfläche und 19 800 Meter Verladeufer.

Das mainzer Geschäftsjahr wird als ungünstig geschildert. Vor Allem hatte die Schifffahrt die scharfe Konkurrenz der holländischen Schraubendampfer auszuhalten. Eine kleine Besserung zeigt der Weinhandel; doch werden die Kaufleute geschädigt „von Gesellschaften, Vereinen und reichen Privaten, die zu hohen Preisen einkaufen“. Für Schaumwein gab es gute Zeiten; nach der Union vermitteln mehr die Hansestädte. Korkpfropfen, ein sehr wichtiger Artikel besonders für moussirende Weine und Mineralwasser, gehen sehr schlecht. Neuheit ist ein Apparat zur Beimischung von Kohlensäure-Essenz zu Stillweinen.

Aus München hört man, daß der Absatz des Bieres in den Wirthschaften zurückgeht, weil der Flaschenbierhandel zunimmt. Neu ist ein helles Bier, das dem Pilsener Konkurrenz machen soll. Brasilien nahm von München viel Bier, hat nun aber den Zoll so erhöht, daß $^3/_4$ Liter 1,40 Mark Zoll kosten. Aehnlich geht Argentinien vor, — immer zur Förderung der eigenen Brauindustrie.

Münster in Westfalen spricht sich zu Gunsten der Versandgeschäfte aus, da deren Emporkommen „zumeist auf der Ausbildung unserer Verkehrsmittel sowie auf ökonomischer Ueberlegenheit dieser Geschäftsform gegenüber dem her-

gebrachten Detailhandel beruht". Die Zechen des Bezirkes haben relativ mehr als selbst die dortmunder gefördert; an den Löhnen hat Das aber nichts geändert.

Nürnberg vertritt zugleich Mittelfranken. Die höheren Tarifirungen des angeblich reinen Graphits werden lebhaft beanstandet. Der Holzhandel konnte sich durch städtische und Staatsbauten heben. Hopfen, für den Nürnberg der Hauptplatz ist, war viel zu niedrig im Ertrag geschätzt, was zu einer schädlichen Preistreiberei führen mußte. Interessant ist, daß nach Rußland 7400 Centner Hopfen gingen und wir von dort 1874 Centner (in Konsignation) erhielten. In Spielwaaren trat bei minderem Nutzen ein Aufschwung in der Ausfuhr ein. Die Bleistiftbranche sieht die Ausfuhr ihrer besseren Sorten nach der Union durch den Zoll erschwert. In Oesterreich-Ungarn darf sogar in den Schulen nur einheimisches Fabrikat verwendet werden. Die Elektrotechnik ist mit vielen tausend Arbeitern vertreten. In galvanischer Kohle macht Frankreich jetzt Konkurrenz.

Offenbach. Im Portefeuillegeschäft, das dort einer seiner Weltmärkte findet, gab namentlich Rußland viel zu thun. In den Maschinenspezialitäten, besonders denen für Tabakindustrie, veranlaßten die Aufträge zu Ueberstunden. Nur die Holzbearbeitungmaschinen leiden unter niedrigen Preisen.

Die osnabrücker Kammer kommt auf den höchst schleppenden Verkehr mit den Behörden zurück. Der Kriegsminister wollte bekanntlich nur Leinen verwandt wissen, das aus deutschem Flachsgarn gesponnen ist. Hiergegen meinten nun die Osnabrücker, der russische Flachs sei um dreißig Prozent billiger und sein Ersatz „zur Zeit nicht denkbar".

Plauen. Die Perlenfischerei wird befriedigend genannt. Die Holzschneiderei im Bezirk sei, so heißt es, nicht mehr lebensfähig und mehrfach werden die Sägewerke zu Holzschleifereien umgewandelt. Der Erzbergbau ist wieder zurückgegangen. Die Steinkohlenproduktion im Werthe von zweiundzwanzig Millionen Mark hat sich etwas gehoben. Das Wollgeschäft ist seit 1891 zum ersten Male besser gewesen. Die Kammgarnspinnerei arbeitete recht günstig, obwohl Rußland jetzt seine eigenen Fabriken durch Zoll schützt. Deutsche Garne gehen reichlich nach England und jetzt auch nach Japan. Amerika bezieht nur die billigste Waare.

Posen berichtet über ein weniger als anderswo befriedigendes Jahr. Die Industrie verfügt dort über nur wenige Betriebe und die Kaufkraft der Provinz ist schwach. Die Festung und das Ueberschwemmunggebiet der Warthe binden die Fabrikthätigkeit. Die Spiritusbörse ist seit dem ersten Juli geschlossen, da der Verkehr doch zu gering war. Die kleinen Partien können jetzt auch ab Eisenbahn-Station gehandelt werden.

Thorn konstatirt keinen großen Aufschwung, u. A. weil die russischen Grenzbehörden die Reisenden nicht allzu freundlich behandeln. Außerdem ist die Tarifbildung gegenüber anderen Grenzübergängen im Nachtheil. Alle Vorstellungen hierüber „haben bisher einen Erfolg nicht gehabt". Der Absatz im Honigkuchen ist gestiegen, aber der Gewinn sinkt. Bereits ist der Honigzoll von zwanzig auf sechsunddreißig Mark gestiegen und soll jetzt auf fünfundvierzig Mark gebracht werden. Die Eisenbranche Thorns gravitirt nach dem Gouvernement Warschau.

Wesel, Emmerich und Bocholt. Die Lippekanalisation ist zwar nöthig, hat aber noch keine guten Aussichten. Der Export in Webewaaren nach Südamerika wird durch die Union verdrängt, aber dafür hofft man jetzt auf Ostasien.

Pluto.

Im Regen.

Es gießt. In dicken Streifen fegt prasselnd der Regen einher, zwischen dem bräunlichen Gestein der Straßen entstehen schmutzige Tümpel, lauer Dunst liegt lastend über der unlustigen berlinischen Welt und die Menschen eilen verdrossen, unter triefenden Schirmen, an ihr Alltagsgeschäft: Geld zu verdienen, Geld zu retten, neue Verbindungen zu knüpfen und alte leichtherzig zu lösen. Die Bäume sind noch dicht belaubt, aber die breiten Blätter, die ewig feuchten, färben sich schon braun, rollen sich ängstlich zusammen und entdecken dem Blick die langsam, sonnenlos reifenden stacheligen Kastanien. Ein trüber Sommer, der kein frohes Behagen aufkommen läßt. Die Heimkehrenden selbst sehen nicht so frisch aus wie sonst; die Hautfarbe ist am Meer, im Gebirge oder im Wald wohl ein Bischen dunkler geworden, das Auge, das sich ein paar Wochen lang früher als in Berlin zu erholsamem Schlaf schloß, schaut heller drein, — aber die rechte Heiterkeit haben sie uns nicht mitgebracht. Die Armen sind eingeregnet, sie schelten nun über die Geldschneiderei in der Sommerfrische, schwören, daß sie sich auf solchen Unsinn nie wieder einlassen werden, und beneiden uns, die zu Hause Gebliebenen, weil wir „immerhin doch die großstädtischen Anregungen und Zerstreuungen beim Regenwetter nicht zu entbehren brauchten". Sie sind in ihrem Aerger ungerecht; es macht schon einen Unterschied, ob man Tag für Tag hier hockt und den ganzen Jammer unseres allzu öffentlichen Lebens in der Nähe sieht oder ob man für kurze Wochen einmal andere, reinere Luft athmet, ohne läppische Vorurtheile sich Menschen aus anderen Ständen und Städten gesellt und für eine Weile wenigstens von dem leeren Geschwätz der Vielzuvielen abgesperrt ist. Ists wirklich ein Vergnügen, immer wieder zu hören, daß Herr Kayser ein edler, fähiger und wahrhaftiger Mann ist, daß der Fürst zu Hohenlohe das sogenannte Steuer des Staates besser als irgend ein Anderer in festen Fergenhänden zu führen vermag und daß ringsum kein Grund zur Besorgniß, kein einziger, zu erblicken wäre, wenn nur der böse Hahnke beseitigt und die Militärstrafgerichtsordnung modernisirt werden könnte? Oder soll man sich an dem Gezänk etwa ergötzen, das über die Zukunft des Liberalismus zwischen den Herren Köbner, Meyer und Levysohn schwebt? Nachgerade hat Jeder doch eingesehen, daß der landläufige Liberalismus, der das schön klingende Wort Freiheit in schmierigen Schachergeschäften prostituirt, eine Zukunft nicht hat und nicht haben kann, weil die Streiter, auf die er zählt, weil die Kaufmannschaft zu irgend einem ernsten politischen Kampf unfähig ist und willig stets alle Ueberzeugungen und Errungenschaften opfern und sich unter einen offenen oder heimlichen Absolutismus ducken wird, — damit nur ja für Handel und Wandel die Ruhe erhalten bleibt und das Kapital sich auf glatten, geharkten Wegen munter tummeln und kräftig gedeihen kann. Das sind die Anregungen, die wir in diesem nassen Sommer erlebten. Und nun gar die gepriesenen großstädtischen Zerstreuungen! Ueber die treptower Kneipenausstellung herrscht unter leidlich Verständigen längst nur noch eine Stimme; die Sache ist im übelsten Sinn berlinisch geworden, sie bietet dem gebildeten Geschmack kaum irgend eine feine Freude und ein öder Katzenjammer wird sie, wie es im ersten Grün hier vorausgesagt wurde, zu Grabe geleiten. Im Olympia-Riesentheater wird ein Ding aufgeführt, dessen Erbärmlichkeit Brechreiz erregt; als es vor Jahren in London erschien, war es eine bunte, üppig strotzende Barbarei; hier, wo die Ausstattung den Jahrmarktsver-

hältnissen angepaßt wurde und Haltung und Hände der nackten Frauenzimmer an die Barnimstraße erinnern, ists ein frecher, die letzten Reste besserer Pöbelinstinkte niedertrampelnder Stadtskandal. Und die neuen Barrisons, die fünf Schönen aus Madagaskar? Wenn man die aufgedonnerten braunen Bälge, mit ihren schreienden Hüten und geschmacklosen Cocottenkleidern, fröstelnd im Paradewagen durch die Straßen fahren sieht, verliert man rasch die Lust, den geputzten Jammer auch noch auf der Bühne zu bestaunen. Sittlich empfindende oder nur prüde Leute hatten früh verkündet, in diesem Sommer werde die Reichshauptstadt sich in ein großes Freudenhaus für die mannbare Jugend wandeln. Sie haben Recht behalten: der Zuzug von armen, ganz oder halb entjungferten Mädchen, die an der Spree ihr Glück zu machen hofften, war ungeheuer, in allen Ecken und Winkeln wird frisches und welkes Frauenfleisch angeboten und in den gemüthlich geduldeten Lokalen mit Damenbedienung blüht das Geschäft. Aber es ist eine kleinbürgerliche Ruchlosigkeit geworden, ein Freudenhaus für sparsame oder knickernde Kleinstädter ist entstanden, die orgiastisch scheinende Stimmung tobt sich bei niedrigen Preisen, bei gefälschtem Bordeaux und schlechten deutschen Schaumweinen aus, das Pleitegespenst schleicht schlotternd schon durch die Gassen und die paar verwöhnten Fremden, die sich von den dröhnenden Posaunenstößen der Zeitungreklame herlocken ließen, fragen verwundert, was es in Berlin denn nun eigentlich zu sehen giebt. Von den Theatern wollen sie bald nichts mehr wissen, wenn sie in dem verbauten Hause, das sich Neues Königliches Operntheater nennt und den Ruf des berlinischen Musikverständnisses schändet, unter der schwunglosen Leitung eines schläfrigen Dutzendkapellmeisters von zusammengesuchten Stümpern alte Opern gehört oder im Deutschen Theater, wo die dritte Schauspielergarnitur sich jetzt spreizt, Vorstellungen gesehen haben, die kaum in Stettin oder Magdeburg möglich wären. Und zu Alledem kommt noch der Regen, der regnet jeglichen Tag. Ueberfüllte Pferdebahnen, wo man sich zwischen nassen Schirmen, dampfenden Mänteln und feindlichen Blicken zurechtklemmen muß; schlammige Straßen, durch die man auf gefütterten Gummischuhen vorsichtig schleicht; Kohlenwagen, die den Winterbedarf heranfahren und von denen schwarze Jauche herniederrieselt; und in der Runde nichts Helles, nichts Frohes, nichts Aufheiterndes. Und der kurze Lenz war doch so hold, — so strahlend fast wie der Frühling im Deutschen Reich. Will nun die trübe Regenzeit ewig währen? Soll die schöne Schöpfung noch vor dem Herbst in den dunklen Bächen der Unlust und des Ekels ertrinken und nie mehr ein langer Sonnenblick das vom grauen Einerlei ermüdete Auge entzücken? Wirklich: die aus der Sommerfrische Heimkehrenden sollten uns, die zu Hause Gebliebenen, nicht beneiden. Es ist ein freudloses, erbärmlich elendes Geschäft, das ganze Jahr hindurch hier, ohne Ablösung hoffen zu dürfen, Schildwache zu stehen, alle Widrigkeiten des Tages zu empfinden und zu notiren und pflichtgemäß die Wetterzeichen zu künden. Wer dieses Geschäft nicht als ein Handwerk betreibt, mit dem man möglichst schnell möglichst viel Geld zusammenzuschlagen sucht, wer heiße Gefühle und Leidenschaften daran verschwendet, ist ein armer, unfroher, im Innersten leidender Mann und mag, wenn der Regen vom Himmel fegt, den wasserdichten Mantel fest um sich ziehen und eine schützende Kappe über die Augen stülpen, damit er nicht zu sehen braucht, was ringsum in dem geliebten Lande geschieht.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 5. September 1896.

Decentralisation.

Die geistige Bewegung zu Gunsten politischer Decentralisation ist verhältnißmäßig jung und hat dennoch bereits ihre Geschichte. Unter dem zweiten Kaiserreich erhoben sich in Frankreich Stimmen gegen das unnatürliche Wachsthum der Hauptstadt und die drohende Verkümmerung der Provinzen, darunter die weithin hallende Stimme eines J. B. Say, der in der Durchführung des kaiserlichen Regirungprogrammes: erst Paris, dann die Provinzen, den Anfang vom Ende des französischen Volkswohlstandes erblickte. Louis Napoleon dagegen glaubte, die Zukunftseiner Dynastie durch die Dankbarkeit der Pariser am Besten sichern zu können. Beide haben sich geirrt. Frankreich ging an dem ersten großen Versuch eines Staatssozialismus in der bevorzugten Hauptstadt nicht zu Grunde, — und die Dynastie fiel, trotz allem heißen Werben um die Gunst der Pariser. Freilich gab es damals erst die bescheidensten Anfänge des Staatssozialismus: noch erreichte das Jahresbudget in Frankreich nicht die erste Milliarde, eben so wenig wie in den anderen europäischen Großstaaten. Schnell aber war die Milliarde da und Thiers, der damals Finanzminister war, rieth ironisch den Mitgliedern der Kammer, die ob der ungeheuren Ziffer staunten, sie zu begrüßen, dieweil man sich zum ersten Male sähe. Man sah sich auch nicht wieder. Die Bilanz der französischen Republik und aller großen und kleinen Staaten Europas schwoll von Jahr zu Jahr weiter an und in ihrer rasenden Progression ist bis jetzt weder ein Halt erreicht noch in Sicht. Mit dem Fortschreiten des Staatssozialismus hat sich pari passu nun eine kräftige und zähe Abwehr gegen die Centralisation entwickelt. Die Schwärmer für Decentralisation sind unter liberalen Politikern und Nationalökonomen gleich zahlreich geworden und besonders Novikow hat den anticentralistischen Standpunkt begeistert vertreten.

Er findet die entscheidende Ursache der italienischen Renaissance mit all ihren glänzenden Kulturthaten in dem decentralisirten Zustande Italiens im Mittelalter. Allerdings erwägt er nicht, ob diese Decentralisation nicht eher Wirkung als Ursache des Wohlstandes und der Bildung im damaligen Italien war. Er erwägt nicht, daß das Aufblühen der Wissenschaften und schönen Künste nur auf der Grundlage bereits angesammelten Reichthumes möglich ist. Diesen Reichthum dankte bis zur Entdeckung Amerikas und der Umseglung des Kaps der Guten Hoffnung Italien seiner geographischen Lage, die es zur Nabe des Welthandels machte. Als Das anders geworden war, wirkte der einmal vorhandene Zustand der Decentralisation ja noch lange nach und Italien blieb bis auf die neueste Zeit in kleine Staaten getheilt; überall welkte aber trotz dieser Decentralisation mit dem Versiechen des Reichthums das geistige Leben hin. Wie Novikow die mittelalterliche Größe Italiens aus der Decentralisation erklärt, genau so hat kürzlich Bey in der Nouvelle Revue versucht, das centralistische Regirungsystem in Persien für alle Uebel verantwortlich zu machen, die in diesem Lande dem Fortschritt entgegenwirken. Die Entvölkerung der Provinzen, der Krebsgang im Handel und Gewerbe, — kurz: der allgemeine Rückschritt erscheint ihm als eine Folge dieses unheilvollen Systems. Barrot wandte den selben Gedankengang schon früher auf die periodischen revolutionären Ausbrüche in Frankreich an und Benoit Malon glaubte in seinem Utopismus, die Entvölkerung des platten Landes in Frankreich würde ohne Weiteres durch die Verlegung des politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens der Nation in die Gemeinden aufgehalten werden können. So spiegeln die verschiedenen Ansichten in ihrer optimistischen Ueberschätzung der Wirkungen einer möglichen Decentralisation die starke Illusion wieder, die überall das ersehnte Allheilmittel für die politischen und sozialen Schäden zu finden glaubt.

Neben Aeußerungen Einzelner, die immerhin noch als isolirt angesehen werden könnten, bezeugen aber auch Kollektivkundgebungen die Breite und Tiefe der jungen Bewegung. So hat sich im vorigen Jahre in Frankreich die Ligue Nationale Républicaine de décentralisation gebildet, „um die Anämie im Lande, die Hypertrophie in Paris" zu bekämpfen. Das Ueberwuchern des staatlichen Bureaukratismus scheint ihr eine der Hauptursachen des finanziellen Hinabgleitens; der Mangel an genügender geistiger Bewegung in den Gemeinden mache den Parlamentarismus unfähig zu ernsten Leistungen. Die Ligue Nationale zählte bereits, als sie sich konstituirte, über hundert Senatoren und eben so viele Deputirte zu ihren Mitgliedern. Gegen ihre Verkündigungen hat nun aber schon Paul Leroy-Beaulieu nicht mit Unrecht bemerkt, daß nur Eines die riesenhaften Ausgaben der Centralgewalten in den europäischen Ländern in den Schatten stelle: die Kopflosigkeit und Verschwendung der Gemeinden. In welchem Umfange sind die kommunalen Lasten gestiegen? In

Frankreich von 1830 bis zur letzten fünfjährigen Durchschnittsperiode im Verhältniß von 4 : 21, in England von 9 : 24. Für die anderen Länder kann ich keine Schätzungen geben, aber es wird zulässig sein, hier zu generalisiren. Schien Leroy-Beaulieus Satz zunächst parador, so ist er jetzt glänzend gerechtfertigt. Man täusche sich nicht: die Selbstverwaltung geht im besten Falle keinen anderen Gang als die allgemeine Staatsverwaltung. Beider Tendenzen sind heute vollständig gleich, wenn nicht gar der Zug der Selbstverwaltungen zur Erhöhung ihrer Budgets und damit zum Gemeindesozialismus dauernd der stärkere ist. Decentralisation würde also nur an die Stelle eines großen Uebelstandes, der das ganze Land drückt, eine Mehrzahl von kleinen Uebeln bringen, die im begrenzten Umkreis wirken, und sie würde den Krankheitzustand verschärfen, anstatt ihn zu lindern. Denn der Bureaukratismus wuchert im Kleinen noch viel gefährlicher als im großen Staatsorganismus. Von ungefähr einer Million im öffentlichen Dienst Frankreichs Angestellter sind nur 374 000 Staatsbeamte, alle Uebrigen Gemeindebeamte. Kürzlich konnte man das folgende Beamtenverzeichniß aus einer Gemeinde von 6000 Köpfen im mittleren Frankreich lesen: I. Unterpräfektur: der Unterpräfekt, ein Kanzleisekretär, drei Kanzlisten, ein Portier. II. Gemeindeverwaltung: ein Sekretär, zwei Schreiber, ein Einnehmer, ein Portier. III. Gericht: ein Vorsitzender, zwei Beisitzer, zwei stellvertretende Beisitzer, ein Staatsanwalt, ein Staatsanwaltsgehilfe, ein Bote, ein Unterbote, ein Portier. IV. Register und Stempel: ein Unterinspektor, ein Hypothekenbeamter, ein Einnehmer, zwei Schreiber. V. Accise: ein Hauptbeamter, zwei Unterbeamte, zwölf Einnehmer. VI. Oeffentlicher Unterricht: ein Volksschulinspektor, ein Rektor, drei Oberlehrer, drei Elementarlehrer, zwei Lehrer für Kunst- und Handfertigkeit, ein weiblicher Elementardirektor, zwei Hilfslehrerinnen, eine Warteschulvorsteherin, eine Aufseherin. VII. Wasser und Forst: ein Unterinspektor, zwei Beamte. VIII. Brücken und Kanäle: ein Ingenieur, zwei Beamte. IX. Post und Telegraph: ein Vorsteher, drei Beamte, vier Briefträger, ein Gepäckträger. X. Indirekte Steuern: ein Unterdirektor, ein Gehilfe, sechs Beamte. XI. Direkte Steuern: ein Einnehmer, drei Beamte. XII. Gefängniß: ein Oberaufseher, ein Unteraufseher, ein Aufsichtbeamter, fünf Gefängnißwärter, fünf Bureaubeamte. XIII. Sanitätwesen: ein Oberarzt, ein Unterarzt. Also hat diese Stadt nicht weniger als 98 Civilbeamte. Dazu kommen 77 Militärbeamte (Linie, Gendarmerie, Aushebung-Kommission). Also hätten wir: 175. Aber Das ist noch nicht Alles, denn wir müssen mindestens 100 pensionirte Beamte hinzurechnen; demnach kommen wir bereits auf 275. Geben wir diesen Männern und Frauen eine Familie von durchschnittlich auch nur zwei Köpfen und lassen wir das Gesinde in diesen Familien selbst außer Acht, so leben in unserem kleinen Gemeinwesen von 6000 Einwohnern, wobei die Garnison mitgezählt ist, mindestens 800 Personen auf Kosten des Staates oder der Gemeinde. Wenn man bedenkt, daß diese Unter-

präfektur nicht viel mehr als ein großes Dorf ist, ohne Handel oder Industrie, ohne solche Militär- oder Civilbehörden, die eine besonders starke Besetzung erfordern, so kann man auf die Beamtenschaaren in den mittleren und größten Städten schließen. Die Gemeinde-, Kreis- oder Provinzialselbstverwaltung ist eben so eine kollektivistische Einrichtung wie die centralistische Staatsverwaltung und schon deshalb ist es bloße Einbildung, ihre Kosten für geringere zu halten als die einer einheitlichen Organisation.

Uebrigens ist die Bewegung für Decentralisation in den romanischen Ländern nicht eine Reaktion gegen den Bureaukratismus, diesen schlimmen, in seiner Gefährlichkeit noch gar nicht genug erkannten Feind. Die Bewegung findet da Eingang, wo man auf eine gesetzliche Kur der Leiden des heutigen Staates hofft. Ihr Prinzip ist aber nicht aus allgemein giltigen Grundthatsachen gewonnen und sie bleibt deshalb in empirischer Quacksalberei stecken, die die wahre Aetiologie des erkrankten Körpers verkennt. Man bemerkt ganz richtig, daß die Centralleitung sich gewissen Funktionen schlecht anpaßt, man sieht aber nicht, wie der Fehler darin besteht, daß diese Funktionen überhaupt einer kollektivistischen Einrichtung übertragen wurden und daß dadurch, weil geeignete Organe fehlen, die Ausübung unverhältnißmäßig kostspielig wird. Der Steuerdruck ist ungeheuer, der Exekutor ständiger und bestgehaßter Gast. Aber macht es einen Unterschied, ob sein Auftraggeber der Fiskus oder die Gemeinde ist? Die Vorkämpfer der Decentralisation klagen den Staat der Aufsaugung aller Kräfte an und wollen dem Uebel durch eine Verlegung des Schwerpunktes der Staatsverwaltung abhelfen. Der Erfolg könnte aber nur zur Erhöhung der Ausgaben führen. Wenn der Betrieb der großen Staatsmaschinerie durch viele kleine Verwaltungbetriebe ersetzt wird, dann bedeutet Das so viel wie im wirthschaftlichen Leben der Rückschritt von der großen Industrie zum Kleinbetrieb. Foville hat berechnet, daß, während die Unkosten eines gewöhnlichen Modewaarengeschäftes 40 Prozent betragen, die Riesenbazare, wie der Bon Marché in Paris, bereits mit 14 Prozent auskommen. Die Ueberlegenheit und Wohlfeilheit der heutigen Fabrikation im Vergleich zu früheren Zeiten beruht wesentlich auf dem Großbetrieb; und das selbe Gesetz gilt für die öffentliche Verwaltung, wie es schon Gneist entwickelt hat. Die Vorkämpfer der Decentralisation eifern ferner gegen die Tyrannei des Parlamentarismus. Aber die Ereignisse in Sizilien sind zu frisch in unserer Erinnerung, als daß wir bereits die Ungeheuerlichkeiten in der Steuererhebung vergessen haben könnten, die dort aus einer unvergleichlich gefährlicheren Tyrannei entsprungen waren. Man ist heute darin einig, daß unter den Mißgriffen der französischen Konstituirenden Versammlung zwei besonders hervorragen: erstens die Beseitigung der direkten Steuererhebung und zweitens die Ueberlassung der Steuerveranlagung an die Gemeinden. Erfüllt von den Erinnerungen hieran, schrieb Thiers: „Wenn

die Staatsgewalt sich zurückzieht, giebt es kein Wirrsal, vor dem die lokalen Interessen Halt machen, bis sie sich am Ende selbst zerstören. Das Jahr 1789 brachte den Gemeinden die größtmögliche Unabhängigkeit; der Erfolg war überall der Bankerott." Die Gesetze von 1888 und 1894 haben in England die Befugnisse der Selbstverwaltungskörper erweitert und nirgends hat sich seitdem der Gemeindesozialismus stärker ausgedehnt als im klassischen Lande des Liberalismus. Nirgends aber wachsen auch die öffentlichen Ausgaben rascher und bedenklicher als in sozialistischen Verwaltungen. Roubaix mit seinem sozialistischen Gemeinderath, das Schoßkind aller „Zielbewußten", hat in den drei Jahren von 1891 bis 1893 ein Plus von 455 284 Francs, nahezu ein Fünftel mehr als vorher, an Abgaben erhoben, — und zwar nicht einmal im Wege einer regulären Steuerausbildung, sondern durch hastig ersonnene Ausnahmemaßregeln. Wenn dabei rühmend erwähnt wird, nicht die Arbeiterklasse sei zu diesen Leistungen herangezogen worden, so bedeutet Das nur, daß Ungerechtigkeiten begangen wurden oder, mit anderen Worten, daß der parasitäre Sozialismus einen bequemen Sieg davongetragen hat. Daß Ungerechtigkeiten vorfallen, sollte aber gerade durch die Decentralisation vermieden werden, denn als Reaktion gegen eine ungerechte Vertheilung der Lasten ist sie noch am Ehesten verständlich. Bei dem ausgedehnten sozialen Bethätigungsgebiet des modernen Staatsorganismus entstehen sehr häufig Interessenkonflikte zwischen verschiedenen Landestheilen des selben Staates. Oft aber ist nur der Steuerdruck verschieden und daraus erwächst dann leicht die irrthümliche Meinung, der besser kontribuirende Theil müsse, weil Mißbräuche vorhanden seien, für den schlechter kontribuirenden herhalten. So erklärt sich nicht nur Manches im italienischen Regionalismus, nein, die Erscheinung ist ganz allgemein. Man vergebe den Wirkungskreis des Staates an Selbstverwaltungskörper, die die selben Abgaben auferlegen — aller Voraussicht nach sogar mehr —, und wie bisher die Landestheile einander den Vorrang abzulaufen suchten, so werden dann die Provinzial- und Kreisverbände unter einander oder die großen Städte auf Kosten der kleineren und diese wieder auf Kosten der Dorfgemeinden Ungleichheiten schaffen.

Der Gedanke der Decentralisation wird in den romanischen Ländern von der liberalen Flagge gedeckt. Dennoch verstößt gerade er gegen die Grundsätze des alten Liberalismus und macht die politische Freiheit fast völlig illusorisch. Er kann die von ihm bekämpften Uebel durch die Schaffung einer lokalen Bureaukratie und durch die Steigerung der Ausgaben nur verschlimmern. Hilfe gegen diese Uebel kann nur gefunden werden, wenn ernstlich verhindert wird, daß der Staat Funktionen an sich zieht, die er, mindestens in seiner heutigen Form, nicht zur allgemeinen Befriedigung der Bürger erfüllen kann.

Rom. Giuseppe Fiamingo.



Das britische Kolonialreich.

I.

Im Sommer 1886 fand in der Albert-Halle zu London eine Allgemeine Koloniale und Indische Ausstellung statt. Dem englischen Volk sollte hier zum ersten Male die weltumspannende Größe seines Gebietes in dessen Erzeugnissen anschaulich vor Augen gebracht werden. Alle die gewaltigen Ländermassen, die der Union-Jack deckt, waren vertreten: Kanada und Britisch-Westindien, Süd- und Central-Afrika, Australien mit Neu-Seeland und die Besitzungen in der Südsee; und in weiten Hallen waren die prunkenden Stoffe Ostindiens ausgelegt, über die in buntem Gewirr die phantastischen Flaggen der unterworfenen Stämme und Fürsten herabhingen. Von den Polen bis zum Aequator hatten die Zonen der Erde die ihnen eigenthümlichen Erzeugnisse geliefert. Die arktische Welt Labradors hatte ihr Fischbein, Centralafrika sein Elfenbein gesendet. Aus Kanada waren Hölzer und Biberfelle gekommen und Australien war vertreten durch sein Getreide und sein Fleisch, seine Wolle und seine Weine. Südafrika hatte Metalle und Edelsteine, Straußenfedern und Angoragarn, daneben ebenfalls Wolle und Weine ausgestellt. Ceylon hatte Kaffee, Thee und Kakao, Westindien Tabak und Zucker, Rum und Kaffee, Indien Reis und Weizen, Jute und Indigo, Gewürze und Baumwolle geschickt. Daneben prangten die Erzeugnisse der verschiedenen Industriezweige. Alle Bedarfs- und Luxusartikel, die der verfeinerte Geschmack des Kulturmenschen nöthig hat, waren vertreten, bis zum Gold, den Perlen und den Diamanten Indiens, Südafrikas und Australiens hinauf. Da fehlte nichts von den Waaren, mit denen der große Welthandel sich befaßt. Großbritannen zeigte sich und Anderen, daß es im Bereich der von ihm beherrschten Gebiete alle Bedarfsartikel der modernen Volkswirthschaft zu liefern vermöge und demnach, wenn nöthig, die ganze übrige Welt entbehren könne.

Ueber dem Eingang zu dieser Ausstellung waren in kolossalen Größenverhältnissen die beiden Hemisphären der Erde dargestellt, auf denen die Länder britischer Herrschaft roth gefärbt waren und die englischen Dampfer- und Kabellinien, wie eben so viele Nervenstränge, mit rothen Bändern Alles umspannten und verbanden. Die ganze Darstellung erweckte den Eindruck der noch getrennten Theile eines Riesenembryo, deren organisches Zusammenwachsen unseren ganzen Planeten aufzusaugen drohte. Unter dieser Weltkarte befanden sich fünf große Uhren, von denen vier im Quadrat um die von London be-

festigt waren. Sie zeigten die Zeiten an von Greenwich-London, von Montreal, Kapstadt, Bombay und Melbourne und thaten demnach auf einen Blick dar, daß in den hier vertretenen Landgebieten die Sonne nicht untergehe, daß im großbritannischen Reich fortwährend irgendwo Morgen sei; oder, wie ein amerikanischer Politiker sich ausdrückt, daß der „Trommelschlag der britischen Morgen-Reveille, der Sonne folgend und Gesellschaft mit den Stunden des Tages haltend, den Erdkreis mit einer ununterbrochenen Kette von Kriegsweisen umspannt".

Eine Tafel mit einigen statistischen Angaben ergänzte die so gegebene Anschauung. Auf ihr konnte der Besucher unter Anderem lesen, daß das großbritannische Weltreich einen Flächenumfang von rund 34 Millionen und 230 000 Quadratkilometern (etwa 225 000 deutschen Quadratmeilen) besitzt, mit einer Bevölkerung von mehr als 300 Millionen Bewohnern. Das heißt für uns Deutsche, daß sein Flächenraum den unseres Reiches etwa fünfundvierzigmal, seine Bewohnerzahl die Deutschlands etwa sechsmal übertrifft.

Inmitten dieser Schaustellung der Größe des britischen Reiches von heute war ein Stück Alt-London aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth aufgebaut. Hier, nur hier hatte solches Zurückgreifen auf eine vergangene Geschichtepoche, das seitdem fast jede folgende Ausstellung als mehr oder minder abgeschmackte Zuthat begleitet hat, einmal eine sehr feinsinnige Bedeutung. Denn es brachte den Anfang und den vorläufigen Abschluß einer geschichtlichen Entwickelung in unmittelbare Berührung. Mit der Regirung der jungfräulichen Königin hatte jene Richtung in der nationalen Gestaltung Englands eingesetzt, die das britische Reich über die See und zur Besitzergreifung neuer Länder führte; von der Epoche Elisabeths an entsteht das moderne Großbritannien, das die Meere beherrscht und die Erde besiedelt. Alt-London aus dieser Zeit innerhalb einer großbritannischen Kolonialausstellung wieder zu veranschaulichen, war demnach eine That nicht minder der Pietät als der geschichtlichen Belehrung. Der Besucher, dem die Größe der Gegenwart sich aufdrängte, sah vor sich das Zeitalter, in das ihre letzten Wurzeln zurückliefen. Ein Zeitraum von drei Jahrhunderten hatte, man sah es vor Augen, gearbeitet, um das englische Weltreich von heute zu schaffen.

Ich beabsichtige, in einem Buch, das den Titel tragen wird: „Das Emporsteigen des englischen Weltreiches vom Zeitalter der Königin Elisabeth bis zur Gegenwart", diesen dreihundertjährigen Werdeprozeß der großbritannischen Weltmacht in seinen äußeren Stufenfolgen und inneren Zusammenhängen darzustellen, und möchte aus dem einführenden Kapitel den Lesern der „Zukunft" Einiges mittheilen. Eine großartigere und bedeutungvollere Phase in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, als sie in diesem Rahmen zu erblicken ist, giebt es meiner Ansicht nach nicht. Denn, allgemein

betrachtet, bedeutet die Geschichte der englischen Kolonial- und Eroberungpolitik das Ueberfluthen der abendländisch-christlichen Kultur von ihren engen Ausgangspunkten in Europa über die gemäßigten Zonen unseres Planeten und insbesondere die Abstempelung der neu entdeckten Länder mit germanischem Geist. Wenn Darwin darin Recht hat, daß sich die Fortentwickelung der Gattung vornehmlich in der Verdrängung niederer Arten durch höher entwickelte vollzieht, so darf ausgesprochen werden, daß keine Epoche der Weltgeschichte einen gleichen Fortschritt zu diesem letzten Endziel der Naturentwickelung kennzeichnet wie die Ausbreitung der angelsächsischen Rasse über die Erde seit den Tagen der Königin Elisabeth.

Bei der Darstellung dieses Prozesses werde ich von Heldenthaten kühner Männer in beiden Hemisphären zu berichten haben. Am Hudson wie am St. Lawrence, im Gangesthal wie an den Gestaden des Atlantischen, des Indischen und des Stillen Ozeans hat der zähe und kaltblütige Muth der angelsächsischen Rasse Thaten des Heroismus vollbracht, die ebenbürtig den glänzendsten Ruhmesthaten der weltgeschichtlichen Völker an die Seite treten. Namen wie Francis Drake und Sir Walter Raleigh, Lord Clive und Warren Hastings, Wolfe und Nelson strahlen über die Jahrhunderte hin, wie nur irgend einer der bahnbrechenden Pioniere der Menschheit. Aber wir werden sehen, daß das großbritannische Weltreich nur zum geringeren Theil durch Waffengewalt und Kriegesthaten begründet wurde. Das eben unterscheidet es vornehmlich von den sogenannten Weltreichen des Alterthumes, den großen Dynastien Vorderasiens, dem Reich Alexanders und dem römischen Staat, an dessen Grenzen die Legionen Wache hielten, daß dort immer ein bewußtes Wollen den auf Eroberung gerichteten Unternehmungen zu Grunde lag, während das englische Weltreich gewissermaßen unbewußt — man möchte sagen: oft zufällig — aus meist wirthschaftlichen Nothwendigkeiten emporwuchs.

Der Farmer, der in den Wäldern Pennsylvaniens mit der Axt den Platz für sein Heim sich rodete, oder der Commis, der im Comptoir von Bombay seine Abschlüsse machte, wußte sicherlich nicht, daß seine Arbeit am letzten Ende mit dazu beitragen sollte, ein englisches Weltreich aufzurichten; und in der Regel hatte Keiner von Beiden auch nur Kenntniß davon, daß an der anderen Seite der Erde überhaupt eine Thätigkeit wie die des Anderen stattfand. Es war wie das Emporwachsen einer Korallenbank: die Koralle, die ihren kleinen Lebensbedürfnissen nachgeht, ahnt nicht, daß sie dadurch an den Grundlagen neuer Länder und Erdtheile bauen hilft. So bildet der Gott der Geschichte seine großartigsten Schöpfungen aus individuellen, scheinbar ganz auf egoistische und meistens kleinliche Ziele gerichteten Willensbestrebungen. Diesen Stempel des Urwüchsigen, unbewußt Emporgewachsenen trägt die Geschichte der englischen Kolonialpolitik in hohem Maße. „Wir scheinen in

einem Anfall von Geistesabwesenheit die halbe Welt erobert und bevölkert zu haben," sagt Seeley in seinem Buch „Expansion of England". Auf der anderen Seite freilich war Ausdehnung des Kolonialbesitzes und Erwerb neuer Länder doch fortdauernd seit den Tagen Elisabeths eines der Ziele englischer Politik. Wenn der Staat auch weit davon entfernt war, bewußt eine Weltmachtpolitik im theoretischen Sinne zu treiben, so galt doch die Angliederung neuer Gebiete jenseits der Meere stets als ein wesentliches Mittel für die Ausdehnung des Handels und die Steigerung der nationalen Macht. Ohne diese Anschauung in den leitenden Köpfen hätte der Einzelne nicht die Grundlage für seine kolonisatorische Arbeit finden können, — gleichviel, ob er abenteuernd auszog, um die Flagge seines Volkes in unbesetzten Ländern aufzupflanzen, oder ob er auswanderte, um in einer der bereits begründeten Kolonien sein Glück zu versuchen. In beiden Fällen war er auf den Rückhalt angewiesen, den er in der Macht seines Vaterlandes daheim fand.

Seeley legt in dem schon erwähnten Werk über die Ausbreitung Englands in geistreicher Weise dar, daß die britische Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, wie der Januskopf, gewissermaßen immer nach zwei Richtungen gekehrt war: sie wies auf die Entfaltung der freiheitlichen Institutionen im Innern und auf die Ausdehnung der Staatsgrenzen nach außen. Die erste Seite stelle die Geschichte des englischen Parlamentes, die zweite die der englischen Kolonialpolitik dar. Er klagt, daß die englischen Geschichtschreiber vornehmlich immer nur die erste Seite vor Augen hätten und aus diesem Grunde die Thatsachen in einer verzerrten und schiefen Beleuchtung sähen. Ich glaube, Seeley hat durchaus Recht mit dieser Bemerkung. Die Revolution im siebenzehnten, der Kampf der Whigs und Tories im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, alle Vorgänge des englischen Parlamentslebens füllen die Geschichtbände aus und hierzu werden dann die kontinentalen Kriege in breiter Darstellung erzählt. Von den großen, weltgeschichtlichen Vorgängen und Bildungen, die gleichzeitig jenseits der Meere in den neuen Erdtheilen sich vollzogen, erfährt der Leser nur beiläufig, in kurzen Einschiebseln und Anmerkungen. Und doch liegt in diesen und nicht in jenen der wesentliche Theil der Fortentwickelung unseres Geschlechtes. Gewiß sind die Thaten eines Cromwell, eines William des Dritten von tief einschneidender Bedeutung für die Geschichte Englands und damit für Europa gewesen. Es war von der größten Tragweite auch für die Weltgeschichte, ob in England der Absolutismus durchdrang oder ob dort der Parlamentarismus den Sieg errang. Aber wenn wir die Dinge aus dem Gesichtspunkt der Menschheitgeschichte betrachten, so war es doch von erheblich größerer Wichtigkeit, ob an Stelle von New-York, Chicago oder San Francisco die Wigwams der Rothhäute bleiben und auf dem Grund von Sydney und Melbourne die Australneger hausen sollten oder ob dort die

europäischen Nationen sich ansiedelten und ob die neue Welt den lateinischen Spaniern und Franzosen oder den germanischen Angelsachsen gehörte.

Wenn man die Vorgänge der Weltgeschichte nach Dem beurtheilt, was sich aus ihnen entwickelt, so kommt man in der Regel zu Werthschätzungen, die von den Urtheilen der Zeitgenossen außerordentlich verschieden sind. Sir Walter Raleigh, der vor dem Tower von London enthauptet wurde, oder William Penn, über den die dreisten Höflinge Karls und Jakobs des Zweiten spöttelten, haben in den wirklichen Gang der Menschheitentwickelung unendlich tiefer eingegriffen als Dutzende von Staatsmännern in Perücke und Amtstracht, die jene Männer zu Lebzeiten vielleicht kaum der Beachtung werth hielten. Sie schufen Realitäten, die bestehen blieben, und gruben dadurch die Spuren ihres Erdendaseins unvergänglich in den Fels der Geschichte.

Faßt man die englische Geschichte unter diesem Gesichtspunkt der Realitäten im Gegensatz zum Schein, so rückt vor Allem die Epoche von der Revolution bis zum Ende der napoleonischen Kriege (1688 bis 1815) in eine ganz neue Beleuchtung. Dieses Zeitalter, das vom Standpunkt der inneren Entwickelung aus verhältnißmäßig arm und nichtssagend ist, ist, vom Gesichtspunkt der Weltpolitik aus betrachtet, das großartigste, das England überhaupt gehabt hat. Denn in ihm wurden fast alle die Grundlagen geschaffen, auf denen das großbritannische Weltreich von heute sich aufbaut. Es ist ein Zeitraum von 127 Jahren, von denen volle vierundsechzig mit Kriegen ausgefüllt sind. England hat in dieser Zeit nicht weniger als sieben große Kriege zu führen gehabt: von 1689 bis 1697 die mit seiner zweiten Revolution zusammenhängenden Kriege; von 1702 bis 1713 den spanischen Erbfolgekrieg; von 1739 bis 1748 den sogenannten Jenkins Ohr-Krieg, der von 1740 an mit dem österreichischen Erbfolgekrieg zusammenfiel; von 1756 bis 1763 den siebenjährigen Krieg mit Wolfe in Kanada; von 1775 bis 1783 den nordamerikanischen Unabhängigkeitkrieg; von 1793 bis 1802 den französischen Revolutionkrieg; und von 1803 bis 1815 den napoleonischen Krieg mit Trafalgar und Waterloo.

Bei der hergebrachten Art, die englische Geschichte zu betrachten, erscheinen die meisten dieser Kriege geradezu zwecklos. Carlyle spöttelt wiederholt über die Politik der George, die England aus Angst für Hannover und aus, Gott weiß, was für Gründen immerfort in Verwickelungen hineingezogen hätten, die es im Grunde genommen gar nicht angingen. Was habe Großbritannien mit der pragmatischen Sanktion zu thun und welche englischen Interessen hätten bei Dettingen und Fontenoy auf dem Spiel gestanden? Auch ein Geschichtschreiber von der Genialität eines Macaulay hatte doch noch so wenig Blick für diese allgemeineren Zusammenhänge in der Verknüpfung der Dinge, daß er schreiben konnte: „Damit er (Friedrich der Große) einen

Nachbarn berauben konnte, den zu vertheidigen er versprochen hatte, kämpften schwarze Männer an der Küste von Coromandel und skalpirten sich rothe Männer an den Seen von Nordamerika." Das ist eine Auffassung von der Bedeutung der speziell europäischen Vorgänge im Verhältniß zu den allgemeinen, die wir heute nicht mehr anerkennen können. Thatsächlich ist gerade das Umgekehrte der Fall: nicht sind die Kämpfe um den Besitz der Coromandelküste und der großen Seen von Nordamerika eine mehr oder weniger nebensächliche Zuthat zu den mitteleuropäischen Kriegen des vorigen Jahrhunderts, sondern vielmehr sind diese Krisen nur eine Diversion in der Eroberung der Erde durch die angelsächsische Rasse. Denn das Schicksal von Nationen und von Hunderten von Millionen Angehöriger aller Rassen wird heute weit tiefer betroffen durch die Folgen, die unmittelbar aus jenen Kämpfen an den großen Seen von Nordamerika oder am Ganges hervorgingen, als durch die unmittelbare Wirkung der Schlachten von Fontenoy, von Leuthen oder Austerlitz, die ihre große, weltgeschichtliche Bedeutung, je weiter wir in der Geschichte fortschreiten, um so bestimmter erst durch ihre Verknüpfung mit jenen allgemeinen kulturgeschichtlichen Vorgängen in der Besiedelungarbeit der Erdoberfläche gewinnen.

Erst unserem Zeitalter, das zum ersten Male als Ergebniß jener Thaten eine wirklich allgemeine Weltgeschichte mit einer die ganze Erde umspannenden Weltwirthschaft kennen lernt, beginnt solche richtigere Werthschätzung des Wesentlichen und Unwesentlichen aus den Vorgängen der letzten Jahrhunderte allmählich aufzudämmern. So, glaube ich, trat die Entwickelungreihe von Thatsachen, die zur Reformation der Kirche führte, erst in ihre richtige Beleuchtung, als die Reformation vollzogen war. So versteht die Menschheit die Bedeutung der Vorzeichen der französischen Revolution erst deutlich, nun sie auch das fertige Ergebniß im Zusammenbruch des Ancien Régime vor sich hat. Jemand, der in einer praktischen Entwickelung mitten drin steht, ist wie ein Wanderer auf den verschlungenen Pfaden eines Waldgebirges; erst wenn er den Gipfel erreicht hat, sieht er den zurückgelegten Weg in allen seinen Windungen verständlich vor dem rückschauenden Auge.

Ueber die Wendung der europäischen Geschichte, die zu der modernen Kolonialpolitik überhaupt und zur Ausbreitung des Angelsachsenthums im Besonderen führte, besteht seit längerer Zeit volle Klarheit. Sie setzte da ein, wo die europäische Kultur, nach Karl Ritter, aus einer thalassischen zu einer ozeanischen wurde. Die äußere Entwickelung folgte auch diesmal volkswirthschaftlichen Voraussetzungen. Die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters hatte sich an den Gestaden des Mittelmeeres und — zum geringeren Theil — der Nordsee abgespielt. Auf diesen Binnenmeeren hatte sich der Schiffsverkehr und mit ihm der Handel bewegt; aus den umliegenden Ländern zog er seine

Nahrung. Der Verkehr zwischen dem Orient und Mitteleuropa stellte Das dar, was man als den damaligen Welthandel bezeichnen kann. In Folge Dessen lag der Schwerpunkt des großen Geschäftes bis zum Anbruch der neueren Zeit in Mitteleuropa, in italienischen und deutschen Händen. Von Venedig, Genua und Pisa wurden die Handelsbeziehungen mit der Levante vermittelt und in den Kontoren der norddeutschen Hansa wickelten sich die großen Geschäfte des Nordens ab. Die Norditaliener sind recht eigentlich die Begründer unseres modernen Bankwesens. Die Bezeichnung Lombardiren, Lombardkredit u. s. w. weisen auf die Zeit ihrer Blüthe zurück. Aber neben diesen Geschäftshäusern thun sich die großen deutschen Firmen hervor. Neben Namen wie denen der Medici und Strozzi in Florenz stehen die Fugger und Welser als Weltfirmen des großen Verkehres. Diese Geschäftsblüthe ruhte auf den natürlichen Verhältnissen des damaligen Weltverkehrs und war demnach eine gesunde. Ihr folgte, wie meistens, die Entwickelung der allgemeinen Kultur. In Italien und Deutschland war am Ausgang des Mittelalters die Geburtstätte der Renaissance. Hierhin haben wir zu blicken, wenn wir die großen Namen des Zeitalters in Kunst und Wissenschaft finden wollen. Hier malte ein Michel Angelo und ein Dürer. In Italien dichteten Dante, Ariost und Tasso; und in Deutschland erstand Martin Luther.

Da traten zwei große weltgeschichtliche Ereignisse ein, die rasch die Grundlagen für diese Entwickelung und damit alsbald diese Entwickelung selbst völlig verschoben. 1453 eroberten die Türken Konstantinopel und verstopften damit endgiltig den Handel nach der Levante und dem dahinterliegenden Orient; 1492 entdeckte Christoph Columbus die ersten Inseln von Amerika; und 1498 erreichte Vasco de Gama auf dem Seeweg ums Kap herum die Küste von Ostindien. Damit war der ganze Weltverkehr auf neue Grundlagen gestellt; er wendet sich vom Osten nach dem Westen. Es kam das Zeitalter herauf, da „aus dem Abendland ein Morgenland wurde". In unmittelbarstem inneren und äußeren Zusammenhang damit beginnt Mitteleuropa vor Westeuropa zurückzutreten. An den großen Entdeckungen und daran sich schließenden Eroberungen im Westen haben Italien und Deutschland nicht mehr Theil genommen. In den Vordergrund der Geschichte treten nunmehr die Völker Westeuropas: Portugal, Spanien, Holland, Frankreich und England. Es ist interessant, zu sehen, wie diese fünf Mächte nach einander in den Kampf um den Besitz der neuen Welt eintreten.

Die Ursachen für den inneren und bald auch äußeren Verfall der portugiesischen und spanischen Kolonien sind leicht festzustellen. Für Portugal sind sie besonders einfach. Dieses kleine Ländchen, das heute eine Einwohnerzahl von etwa viereinhalb Millionen Menschen hat, besaß gar nicht die natürliche Basis, um ein so kolossales Gebiet, wie ihm geworden war, innerlich sich

anzueignen und zu verdauen. Denn solche innere Angliederung kann nur durch wirthschaftliche Ausnutzung geschehen, durch Besiedelung oder kapitalistische Unternehmungen im Handel und Plantagenbetrieb. Zwar trieb der Goldhunger den portugiesischen Konquistador und seine Nachfolger über die See. Aber dieses Gold wollte man erbeuten oder finden, nicht sich erarbeiten. So wurde überall ein Raubbau in großem Stil betrieben und dann blieb der Besitz als tote Masse liegen. Portugal besaß weder eine genügende Auswanderung noch auch einen entsprechenden Handel mit Industrie, um seine Kolonien sich wirklich fruchtbar zu machen. Dazu kam dann äußerlich, daß im Jahre 1580, nach der furchtbaren Niederlage des Königs Sebastian in Nordafrika bei Alkazar am vierten August 1578, König Philipp der Zweite von Spanien auch den Thron in Lissabon bestieg und hierdurch das kleine Land in alle europäischen Wirren der spanischen Monarchie hineingerissen wurde. Bis 1640 herrschten die Spanier in Portugal und in dieser Epoche standen die portugiesischen Kolonien den Angriffen der Gegner Spaniens in Europa offen. So ging ein großer Theil ihrer Besitzungen an Holland verloren: im Osten Malakka, die Sunda-Inseln und die Molukken; im Westen der größte Theil Brasiliens. Brasilien wurde unter Johann von Braganza (1640 bis 1656) den Holländern zwar wieder entrissen. Aber die Eroberungen in Ostindien verblieben ihnen; und hierzu kam im Jahre 1668 der Verlust der Insel Bombay, die an Karl den Zweiten von England bei Gelegenheit seiner Heirath mit einer portugiesischen Prinzessin abgetreten wurde. Die Entwickelung Portugals war geknickt; von den Folgen der spanischen Herrschaft hat es sich niemals wieder erholt. Ueber die weiten Gebiete in Afrika, die ihre Flagge bis zum heutigen Tage deckt, breitete sich das Todesschweigen wirthschaftlicher Erstarrung aus.

Spaniens Rücktritt vom Vorrang in der Weltbeherrschung folgte bald auf den von Portugal. Auch hier fehlte das Leben bringende Element für das Emporstreben der Kolonien. Die Verfassung Spaniens war ein öder, unfruchtbarer Absolutismus, sein Glaube ein einseitiger und unduldsamer Katholizismus. Dem spanischen Banner folgte starrste Monopolisirung des Handels und kirchliche Inquisition. Jede freie Geistesregung wurde unter diesem System unterdrückt, der Unternehmungsgeist des Einzelnen gelähmt. Kolonien aber brauchen als ihr Lebenselement Entwickelungfreiheit des Individuums. Sie sind wie neue Aufforstungen des Waldes. Der einzelne Baum muß Wurzel schlagen und wachsen, sonst nützt alles Begießen des Ganzen nicht. Dazu kam, daß auch hier die Gier nach Edelmetallen die eigentliche wirthschaftliche Triebfeder blieb. Um die Silberflotten der Krone, die Goldbarren aus der Kriegsbeute handelte es sich. An dauernde wirthschaftliche Arbeit wurde nicht gedacht. Weder wollte man einer heimischen Industrie

neue Absatzgebiete schaffen, noch dachte man vorerst an Plantagenunternehmungen für den europäischen Markt. Die Tabak- und Zuckerplantagen auf Cuba sind erst nach dem Zusammenbruch der spanischen Weltmachtpolitik entstanden.

So liefen der holländische und englische Kaufmann auch hier bald dem spanischen Caballero den Rang ab. Selbst das Edelmetall der Silberflotten floß auf dem Umweg über Madrid in die Taschen des industriellen und geschäftslustigen Nordens ab.

Die spanischen Besitzungen lagen ferner durchweg zwischen den beiden Wendekreisen in der Zone der Tropen; und während in den Ländern, die England und Frankreich zufielen, nur eine sehr dünne eingeborene Bevölkerung wohnte, war hier im Süden, wie in Mexiko und Peru, das rothe Element sehr stark vertreten und hatte es sogar zu wirklichen Staatenbildungen gebracht. So war es denn von vorn herein ausgeschlossen, die weiße Rasse rein zu halten; eine Mischlingsbevölkerung mit all ihren Schwächen und Lastern war das Ergebniß der europäischen Einwanderung. Ein organischer Zusammenhang durch Gleichartigkeit der Rasse zwischen Mutterland und Kolonien wurde nicht geschaffen. Der ganze amerikanische Besitz blieb ein halbtotes Anhängsel am Staat. Daß der Stoß, der die Losreißung bewirkte, erst in diesem Jahrhundert erfolgte, lag zum Theil an der Minderwerthigkeit der Rasse und an der niedrigen Werthstufe der ganzen Organisation. Der Absolutismus, der mit seinem öden Bureaukratismus jede wirthschaftliche gesunde Entfaltung unterbunden hatte, war auch die Ursache, daß eine freiheitliche Reaktion gegen das Mutterland, wie sie z. B. im vorigen Jahrhundert in Neu-England eintrat, sich hier zunächst gar nicht entwickeln konnte. Es war ein kranker Organismus, zu schlaff zum Aufblühen wie zum Handeln. Erst die große europäische Katastrophe der napoleonischen Kriege entriß Spanien, wie Portugal, seinen kontinentalen Besitz in Amerika.

Ueberhaupt wirkten die europäischen Verwickelungen fortdauernd nachtheilig auf die kolonialen Unternehmungen der kontinentalen Mächte ein. Hierunter litt nicht nur Spanien, sondern auch Frankreich und Holland sind immer wieder dadurch in ihrer überseeischen Politik gestört worden. Es liegt hierin einer der Gründe für die Ueberlegenheit, die das insulare England in dem Kampf um den Besitz der neuen Länder hatte. Spanien insbesondere verbiß sich im Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts mehr und mehr in eine einseitige fanatische Religionpolitik. Die Welt dem Katholizismus zurückzugewinnen, war das eigentliche Ziel seiner Politik; mehr als zuvor noch unter Philipp dem Zweiten. Die Kriege, die zu diesem Zweck zu führen waren, verzehrten das Gold der Kolonien und das Mark des Landes. 1588 ging die große Armada auf ihrer Fahrt gegen England unter. Diese Katastrophe stellt den äußeren Wendepunkt in der spanischen Weltmachtpolitik dar. Da das pro-

testantische England unter der Königin Elisabeth sich behauptete, war der von Spanien geführten Gegenreformation ein Damm entgegengestellt und das Gleichgewicht der Kräfte gesichert. Gleichzeitig erlitt die spanische Macht ihren verhängnißvollen Stoß in den Niederlanden, wo seit 1566 der Unabhängigkeitkrieg gegen Philipp tobte. Es war die germanische, gleichzeitig protestantische Auflehnung gegen das absolutistische, durch und durch katholische Spanien. In diesem Kampf hat Spanien sich verblutet, während die Niederlande emporstiegen. Die spanische Flotte wurde wiederholt geschlagen und geradezu vernichtet. Der spanisch-portugiesische Kolonialbesitz im Indischen Ozean wie in Nordamerika ging großentheils in den Besitz Hollands über, das die Sunda-Inseln und außerdem Ceylon und Südafrika besetzte und in Amerika Neu-Holland am Hudsonfluß gründete. Die spanische Vormacht über See wurde somit von Holland abgelöst, das sie über ein halbes Jahrhundert besessen hat.

Mit dem Emporkommen der holländischen überseeischen Politik tritt ein neues Element in den Vordergrund der europäischen Kolonialunternehmungen: das kaufmännische. Die Epoche der großen Handelscompagnien zieht herauf. Holland war durch die geringe Ausdehnung seines Gebietes und seine verhältnißmäßig starke Bevölkerung auf das Meer für seinen Unterhalt angewiesen. Ein zeitgenössischer Schriftsteller meint, daß die Niederlande zur Zeit ihrer Blüthe aus sich heraus nur etwa ein Achtel ihrer Einwohnerzahl zu ernähren vermochten. Die See war also hier die Grundlage des ganzen Volkshaushaltes und somit war in Holland die natürliche Bedingung für eine überseeische Politik gegeben. Mit der Fischerei hatte man angefangen. Aber bald entwickelte sich der Handel in den Städten der Niederlande. Schon im sechzehnten Jahrhundert ging die Führung des großen Geschäftsverkehres von der Lombardei an die Niederlande über. Amsterdam war die Erbin von Venedig und Genua. Auch der levantinische Handel kam nun in holländische Hände. Mahan zeigt in seinem gediegenen Werk: „Influence of seapower upon history“, wie in solchen volkswirthschaftlichen Verhältnissen die natürliche Grundlage für die Entwickelung einer Seemacht gegeben ist. In Holland zeigte sich Das in überraschend schneller Zeit. Unter den denkbar ungünstigsten äußeren politischen Bedingungen und dem Toben des Riesenkampfes gegen die spanisch-habsburgische Weltmacht entsteht hier eine Kriegsflotte, die unter Führung von Männern wie de Witt, Tromp und de Ruyter nicht nur Spanien, sondern bald auch den vereinigten Mächten Frankreich und England die Spitze zu bieten vermag. In allen Weltmeeren tritt die holländische Flagge siegreich auf; die Spanier müssen überall vor ihr zurückweichen. 1594 erscheinen die Holländer vor Java, wo sie sich festsetzen und 1619 Batavia begründen. 1620 fassen sie festen Fuß auf Sumatra. Gleichzeitig werden die Molukken, Malakka, Celebes und verschiedene Punkte der malabarischen Küste den Portugiesen ab-

genommen. In der anderen Hemisphäre gründen sie am Hudson-Fluß ihr Neu-Holland mit Neu-Amsterdam als Hauptstadt; und es gelingt ihnen zeitweise sogar, Brasilien sich zu unterwerfen.

Alle diese Unternehmungen geschehen nicht im Interesse einer ehrgeizigen Krone oder für einen schalen nationalen Ruhm, sondern aus dem sehr praktischen Gesichtspunkt: für die Ausdehnung des Handels. Von Neu-Amsterdam aus werden die Rothhäute bis zu den nordamerikanischen Seen hin mit ihren Handelsbedürfnissen, besonders auch mit Branntwein und Pulver, versorgt. Von den Sunda-Inseln aus wird der Handel mit Ostasien monopolisirt. Seit ihrer Niederlassung in Nagasaki (von 1639 an) beherrschen die Niederlande den Alleinhandel mit Japan. Von den Sunda-Inseln und Indien her haben sie lange Zeit fast das alleinige Monopol des europäischen Gewürzhandels. So wird Holland, noch bevor seine staatliche Unabhängigkeit formell anerkannt ist (1648), das reichste Land Europas. Im Jahre 1634 zählte seine Handelsflotte 35000 Schiffe. Die holländische Großindustrie war die erste Europas, das niederländische Rhedereigeschäft übertraf das aller übrigen Länder und die Bank von Amsterdam spielte im siebenzehnten Jahrhundert etwa die Rolle wie heute die von London.

Daß in den kolonialen Unternehmungen der kaufmännische Gesichtspunkt der allein maßgebende war, fand seinen Ausdruck in der Form der Kolonialverwaltung. Der Staat unmittelbar hatte hiermit zunächst gar nichts zu thun, sondern Alles lag in den Händen der großen monopolisirten Gesellschaften. Im Jahr 1602 wurde mit einem Kapital von sechs Millionen sechshunderttausend Gulden die Holländisch-Ostindische Compagnie begründet, die das ausschließliche Monopol des Handels vom Kap der Guten Hoffnung ostwärts bis zur Magelhaens-Straße erhielt. 1621 trat die Holländisch-Westindische Compagnie ins Leben, die in gleicher Weise das Monopol vom Kap der Guten Hoffnung westwärts im Atlantischen Ozean, an der Westküste Afrikas, an den Gestaden Amerikas und über die Inseln der Südsee bis zu den Molukken hin erhielt. Diese Gesellschaften blühten zunächst schnell empor. Sie waren es, die den vereinigten Spaniern und Portugiesen im Osten wie im Westen ihre Besitzungen entrissen; sie monopolisirten den Handel in beiden Hemisphären; und aus dem Gewinn ihrer Antheilhaber und Beamten schwoll das holländische Nationalvermögen an.

So erblicken wir in diesen kleinen Niederlanden um die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts einen fast beispiellosen wirthschaftlichen Aufschwung. Im Gegensatz zu dem öden, erstarrten spanischen System überall reges Leben, auf ehrlichen Gewinn gerichtete Arbeit; und eine überseeische Kolonialpolitik, die alle eroberten Gebiete ausschließlich als ein Feld für den wirthschaftlichen Unternehmungsgeist der Bürger behandelte. Es ist interessant,

wie mit diesem auf rührige Thätigkeit begründeten materiellen Aufschwung sofort eine Blüthe von Kunst und Wissenschaft einsetzt. In dieser Zeit, wo der holländische Handel die Erde umfaßt, sind die Niederlande der Brennpunkt des geistigen Lebens von Europa. Hier arbeiten Grotius und Cartesius, Lipsius und Scaliger, hier malen Rubens, van Dyck und Rembrandt, hier entwickelt sich zum ersten Male eine moderne Tagespresse. Während der dreißigjährige Krieg die deutsche Kultur vernichtete, und bevor das Zeitalter der französischen Klassizität anbrach, blickten die Geister von Europa nach den Mündungsgebieten des Rheines und der Schelde und erhofften von dort Belehrung und Aufklärung.

Wir haben gesehen, daß diese ganze Entwickelung Hollands auf natürlichen, gesunden Bedingungen beruhte: auf dem materiellen Bedürfniß seiner Bewohner, die auf die See und ihre Erträge angewiesen waren, und auf die Tüchtigkeit seines niederdeutschen Bürgersinnes. Sie trug insofern die Gewähr für die Zukunft in sich und bis zu einem gewissen Grade ist sie auch bis heute erhalten geblieben. Ein Verfall, wie er bei Spanien und Portugal eintrat, ist hier nicht zu erblicken. Aber um dauernd die Führung in den überseeischen Bestrebungen Europas zu behalten, — dazu reichten doch die Kräfte dieses Landes nicht aus. Es ging Holland wie Portugal: seine nationale Basis war viel zu klein, um für längere Zeit den Wettbewerb mit den großen Staaten Europas aufnehmen zu können. Auch wurde es mehr noch als Portugal in den Wirbel der Krisen des Erdtheiles hineingerissen und dadurch verlor es den Vorrang, den es ein halbes Jahrhundert über See gehabt hatte. Ruhmvoll hat es gekämpft und mit Ruhm bedeckt schließlich die Waffen niedergelegt. Aber den Sieg vermochte es nicht zu behaupten, trotz den Heldenthaten seiner Tromp und de Ruyter.

Gegen Holland kommen nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts England und Frankreich im überseeischen Wettbewerb empor und ihr Gegensatz in der Kolonialpolitik hat dann diese Entwickelung für das nächste Jahrhundert beherrscht. Bemerkenswerth ist, daß sie zu Beginn dieser Epoche gelegentlich Hand in Hand auftreten, um zunächst einmal das holländische Monopol zu brechen. Gegen dieses Monopol hatte schon Cromwell seine großen Verordnungen getroffen. Insbesondere die Navigation-Akte (1651), die bestimmte, daß alle in Europa erzeugten Waaren und alle aus Amerika, Afrika und Asien kommenden Handelsgegenstände nur auf britischen Schiffen in England oder seine Kolonien eingeführt werden dürften, war ein schwerer Schlag gegen das holländische Rhedereigeschäft. Später folgte ihm ein gleicher gegen die niederländische Industrie, da die Einfuhr holländischer wie deutscher Industrieartikel nach England überhaupt verboten wurde. Um diese Akte wurde von 1652 bis 1654 der erste erbitterte Seekrieg zwischen den beiden

westlichen Mächten geführt, der mit der Niederlage der Holländer und der Anerkennung der Akte endete. Ein zweiter Krieg zwischen Holland und England, der von 1664 bis 1667 geführt wurde, verlief zwar ruhmvoll für die kleine Republik, deren Flotte 1667 unter de Ruyter die Themse hinauffuhr und London bombardirte. Aber im Frieden zu Breda (1667) mußte es Neu-Holland, ferner New-Jersey und Delaware an England abtreten und damit den Wettbewerb um die Weltherrschaft endgiltig aufgeben. Aus Neu-Amsterdam wurde New-York, — und hiermit war das Geschick der neuen Welt im Wesentlichen bestimmt.

Als dann 1672 Ludwig der Vierzehnte, mit England verbündet, über die Niederlande herfiel, mußte das kleine Land jeden Nerv anspannen, um nur seine nationale Existenz zu behaupten. Damals tauchte bei den Holländern der Plan auf, um dem Untergang oder der Unterwerfung zu entgehen, mit dem ganzen Volk auf Schiffen über den Ozean zu fahren und in Nordamerika eine neue Heimath zu gründen. Wie anders würde die Geschichte der Erde sich gestaltet haben, wenn dieser Plan zur Ausführung gekommen wäre; und um wie viel großartiger stände das Holländerthum heute da! Aber es blieb ein Plan, die See selbst rettete ihre Söhne vor dem Verderben. Die Anwartschaft auf die Vorherrschaft in der überseeischen Welt jedoch ging verloren. In den folgenden Wirren und Kämpfen gewann England einen Vorsprung, den Holland niemals wieder einholen konnte; und der Friede zu Utrecht besiegelte den Vorrang Englands zur See.

Die holländische Erbschaft versuchten Frankreich und England zunächst gleichzeitig anzutreten. Es ist wichtig, den Charakter der Kolonialbestrebungen beider Länder scharf zu erfassen und neben einander zu stellen. Ein solcher Vergleich wird uns klar machen, wie es gekommen ist, daß nicht Frankreich, sondern England den Sieg in dem Wettkampf davongetragen hat, daß Nordamerika in Besonderem germanisch und nicht romanisch geworden ist. Der Vergleich wird zugleich lehrreich für die Beurtheilung der Vergangenheit und, wenn wir aus ihm zu lernen verstehen, nützlich für unsere eigenen kolonialen Unternehmungen in der Gegenwart und Zukunft sein.

London. Dr. Karl Peters.



Ein General über das Duell.

Das Duell kommt in Deutschland fast nur in zwei Arten vor: als Renommageduell der Studenten und als Zwangsduell der Offiziere, der aktiven wie der des Beurlaubtenstandes. Jenes ist blos bei der Minderzahl der Studenten üblich und verdient überhaupt nicht so viel Beachtung wie das Zwangsduell der Offiziere. Dieses aber spielt eine große Rolle. Gegen dieses richtet sich auch die Kritik des Duells vornehmlich. Nun haben die Offiziere — wenn man etwa von den offiziellen Aeußerungen des Kriegsministers absieht — bisher zu der viel erörterten Frage fast ganz geschwiegen. Und doch muß gerade ein Wort aus ihren Kreisen von besonderem Werth sein. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß jetzt ein Generallieutenant z. D., nämlich Herr von Boguslawski, der Duellfrage längere Ausführungen gewidmet hat. Seine Schrift*) erhält durch den Stand des Verfassers von vorn herein ein Interesse. Ich füge gleich hinzu, daß sie den Autor als eine sympathische Persönlichkeit erscheinen läßt. Wenn er auch, wie wir sehen werden, von manchen Vorurtheilen abhängig ist, so bemüht er sich doch um eine ernste Erörterung. Von dem Hochmuth, mit dem sonst die Vertreter des Duellstandpunktes jede Diskussion ablehnen, ist er weit entfernt. Wenn z. B. der Verfasser der „konventionellen Gebräuche beim Zweikampf" jede Erörterung der Berechtigung des Duells „undankbar und eigentlich zwecklos" nennt, so steht Herr von Boguslawski auf einem ganz anderen Standpunkt. Den sachlichen Ertrag der Schrift vermag ich freilich, obwohl sie im Einzelnen dankenswerthe Mittheilungen bringt, nicht sehr hoch anzuschlagen. Der Verfasser geht zu viel auf Nebendinge und zu wenig auf den Kern der Sache ein. Das will ich nachzuweisen versuchen.

Die Schrift zerfällt in einen historischen Theil und in allgemeine Erörterungen über Ehrbegriff und Duell. Der historische Theil wendet sich hauptsächlich gegen mich. Ich habe in meiner Schrift: „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" (Kassel 1896) den Gedanken ausgeführt, daß das Duell eine durchaus undeutsche Einrichtung sei. Meine Schrift will Herr von Boguslawski nun widerlegen. Ich muß jedoch sagen, daß ich mich nicht im Allermindesten widerlegt fühle. Einer unserer namhaftesten Strafrechtslehrer, der besonders auch wegen seiner gründlichen Kenntnisse der Geschichte des Strafrechtes bekannt ist, schrieb mir noch vor wenigen Tagen: „In der That kann Niemand, der die mittelalterlichen Quellen wirklich kennt, wenn er anders ehrlich und aufrichtig ist, die Entstehung des Ehrenduells aus deutschem Recht oder deutscher Sitte vertreten." Selbstverständlich wende ich die Worte „wenn er anders ehrlich" u. s. w. nicht auf Herrn von Boguslawski an; sie treffen nur die Historiker und Juristen, die trotz eigener Kenntniß der Quellen doch den deutschen Ursprung des Duells behaupten. Bei meinem Gegner aber vermisse ich die genügende Kenntniß der Quellen und der Literatur. Während er sich speziell gegen mich wendet, hat er sogar die Abhandlung von mir, auf der meine eben genannte, für ein größeres Publikum bestimmte Schrift beruht, ungelesen gelassen. Sie steht im Januarheft der Göttingischen Gelehrten Anzeigen. Hätte er von ihr Kenntniß genommen,

*) Die Ehre und das Duell. Berlin 1896. Schall und Grund.

so würde er Vieles von Dem, was er jetzt gegen mich vorbringt, nicht gesagt haben.*) Zwei Dinge sind in historischen Erörterungen unentbehrlich: erstens der Sinn für das Wesentliche, zweitens der Grundsatz, die Quellen nur aus den Anschauungen ihrer eigenen Zeit zu interpretiren, nicht unsere späteren Anschauungen in sie hineinzutragen. Gegen beide Dinge verstößt Boguslawski.

Was ist denn eigentlich zu beweisen? Die Frage ist: Seit wann gilt der Zweikampf als normales Mittel für die Erledigung von Ehrenhändeln? Und seit wann verzichtet man darauf, auf dem Wege, der sonst nach den rechtlichen Anschauungen des Volkes eingeschlagen werden muß, die Schuldfrage bei Ehrenhändeln zu ermitteln? Seit wann tritt überhaupt die dem Duellwesen eigenthümliche Gleichgiltigkeit gegenüber der Schuldfrage bei Ehrenhändeln auf? Diese Fragen hat mein Gegner nicht beantwortet, weil er sie sich nicht gestellt hat. Er glaubt, den deutschen Ursprung des Duells dadurch bewiesen zu haben, daß er einzelne Fälle der Anwendung des Zweikampfes bei Ehrenhändeln anführt. Allein Das sind nur Ausnahmen. Nicht Das ist charakteristisch, daß der Zweikampf vereinzelt wegen einer bestimmten Beleidigung als zulässig angesehen wird; sondern darin liegt das Charakteristische, daß er im Großen und Ganzen gerade bei Ehrenhändeln ausgeschlossen ist. Und wo er vorkommt, erscheint er als gerichtlicher Zweikampf; d. h. die damaligen Menschen sahen in ihm einen Weg, die Schuldfrage zu ermitteln, und sie wandten ihn auch erst an, nachdem andere Wege der Ermittelung der Schuldfrage vergeblich beschritten worden waren. Endlich: der gerichtliche Zweikampf — also auch der gerichtliche Zweikampf, der bei Ehrenhändeln zulässig war — ist erloschen, ehe das Duell in Deutschland auftaucht. Dieses kann also aus jenem, wenigstens in Deutschland, nicht hervorgegangen sein. Ich möchte nun Herrn von Boguslawski bitten, nicht wieder den deutschen Ursprung des Duells zu behaupten, bevor er die Antwort auf die vorhin gestellten Fragen gegeben, mit anderen Worten: bevor er den bestimmten Beweis geliefert hat, daß schon im deutschen Mittelalter der Zweikampf oder — ich will ihm nach Möglichkeit entgegenkommen — überhaupt irgend ein Kampf als das normale Mittel zur Erledigung von Ehrenhändeln angesehen worden ist.

Ich hatte von dem gesetzlichen Sinn der Germanen gesprochen. Boguslawski nennt es Dem gegenüber den „Grundgedanken des Germanenthumes, daß der Waffenlose ehrlos sei". Auch dafür bleibt er natürlich den Beweis schuldig. Auf Seite 20 erklärt er es für „eine Frage zweiter Ordnung", welchen Zweck der Zweikampf hatte. Da zeigt sich eben der Mangel an Sinn für das Wesentliche. Wenn man den Zweck als minder wichtig ansehen will, dann kann man alle möglichen Kämpfe zusammen in einen Topf werfen; dann hört alle Klassifizirung auf. Der Zweck macht gerade das Wesen der Sache aus; die Form tritt ihm gegenüber zurück. Auf Seite 24 erklärt Boguslawski, er wolle die von mir angeführten Fälle, in denen Ehrenhändel durch gerichtliche Entscheidung beigelegt worden sind, nicht bezweifeln; „aber diese sowohl als auch die angeführten Gesetzstellen können nicht beweisen, daß nicht neben dem gerichtlichen Verfahren Beleidigungen mit der Waffe abgemacht worden sind". Das ist die

*) Eben habe ich noch weitere Studien im index lectionum der Akademie zu Münster i. W. für das Wintersemester 1896/97 veröffentlicht.

Beweisführung der Laien. Ich war einmal Ohrenzeuge, wie ein bürgerlicher Assessor, der gern adelig sein wollte, von einem seiner Vorfahren behauptete, er sei adelig gewesen, und als man ihm sagte, er könne es ja doch nicht beweisen, entgegnete: „Ja, man kann doch aber auch nicht beweisen, daß er nicht adelig gewesen ist.“ Mit dieser Methode läßt sich auch beweisen, daß es im alten Syrakus neunzig Freimaurerlogen gegeben habe. Mein Gegner behandelt dann Das, was er auf diesem Wege „bewiesen“ hat, als feststehende Thatsache: „Man schlug sich bei Beleidigungen gewiß sehr selten in den Formen des jetzigen Duells (mitunter indessen doch auch schon?), aber man schlug sich.“ Weiter hören wir: „Das Eintreten für die Ehre und die Tugend der Frauen in der echten Feudalzeit führte zu häufigen Zweikämpfen, und wenn auch die Erzählung dieser Kämpfe gewöhnlich nicht dokumental beglaubigt ist, so geht die Sitte des Zweikampfes aus den Ueberlieferungen oft genug hervor.“ Boguslawski macht hier einen eigenthümlichen Unterschied zwischen „dokumentaler Beglaubigung“ und „Ueberlieferung“. Ich fürchte, was ihm „Ueberlieferung“ ist, Das ist des Herrn „eigner Geist“, in dem er die Vergangenheit betrachtet. Das deutet auch schon seine Bemerkung über die Zweikämpfe zu Gunsten der Frauen an. Diese Zweikämpfe hatten im Mittelalter einen von Grund aus anderen Charakter als die modernen Duelle, die, wie Herr von Boguslawski sich ausdrückt, wegen „Verleumdungen“ ausgefochten werden, „welche die Frauenehre in geschlechtlicher Beziehung betreffen“. Auf Seite 28 begegnet wieder jene Art der Beweisführung. Ich hatte hervorgehoben, daß das moderne Duell zuerst, etwa um 1480, in Spanien auftaucht. Boguslawski entgegnet: „Ist damit der Beweis geführt, daß dieser Uebergang (zum modernen Duell) nicht eben so gut selbständig später in Deutschland stattfand?“ Nein, an sich gewiß noch nicht. Aber daraus, daß Etwas an sich denkbar ist, folgt noch nicht, daß es so auch gewesen ist. Man muß es erst beweisen. Und die Beweislast liegt hier meinem Gegner ob. Das ist eben überall sein Fehler, daß er, was er sich so oder so denkt, ohne Weiteres in die Vergangenheit verlegt und nichts beweist. Er beweise erst, was angeblich die „Ueberlieferung“ lehrt; dann wollen wir weiter debattiren. Gewiß sind im deutschen Mittelalter Beleidigungen öfters auf gewaltsamem Wege erwidert worden. Es ist aber zu beweisen, daß irgend eine Anwendung der Gewalt als das normale Mittel der Ahndung von Ehrverletzungen angesehen worden ist.

Ich hatte nachgewiesen, daß der gerichtliche Zweikampf im Mittelalter bei schweren Verbrechen, bei Totschlag, Raub, Nothzucht, Diebstahl u. s. w., vorkommt, dagegen eben nur ganz ausnahmweise bei Beleidigungen. Hier hilft sich nun Herr von Boguslawski mit folgenden Sätzen: „Die Beleidigung wird oft mit den erhobenen Ansprüchen auf das Eigenthum Anderer oder mit deren Zurückweisung verknüpft gewesen sein, wie Das ja auch heute noch hin und wieder vorkommen kann. Ein Verbrechen schließt die Ehrenbeleidigung eines Anderen eben so häufig in sich wie die Erhebung von Ansprüchen an fremdes Gut.“ Das Bemerkenswerthe ist hierbei, daß Boguslawski gar nicht das Bedürfniß empfindet, Das, was er sagt, zu beweisen. Ohne Bedenken trägt er seine Anschauung in die Quellen des Mittelalters hinein. Es kommt ja aber doch darauf an, festzustellen, ob wirklich solche Gedanken dem deutschen Mittelalter eigenthümlich waren, ob der Zweikampf z. B. bei Nothzucht und Diebstahl

zulässig war, weil sie als Verbrechen oder weil sie als spezifische Ehrverletzungen aufgefaßt worden sind. Die Geschichtforschung verlangt Quellenstellen. Auf rationalistische Betrachtungen legt sie nicht den allermindesten Werth. Durch solche Argumentationen gelangt Boguslawski aber zu dem Satz: „Der Adel des Mittelalters hat nichts vom Duell in jetziger Form gewußt, aber die Sache blieb deshalb ganz die selbe.“ Gerade umgekehrt verhält es sich: in der Form — gerichtlicher Zweikampf, Duell — ist die Verschiedenheit nicht so groß; aber in der Sache besteht ein klaffender Unterschied.

Die historischen Erörterungen des Generals sind, wie man aus diesen Proben sieht, wissenschaftlich ohne Ertrag. Dennoch sind sie von großem Interesse. Sie zeigen, wie tief in den Kreisen des Offiziercorps die Anschauung von dem germanischen Ursprung des Duells eingewurzelt und wie nothwendig es ist, gerade hier aufklärend zu wirken.

Boguslawski hat es mir sehr verdacht, daß ich Duelle und Meuchelmord in Zusammenhang gebracht habe. Er nennt Das eine „Ausdrucksweise wüster Agitation“. Ich habe indessen nur gethan, was ein gewissenhafter Historiker thun muß: ich habe ohne Scheu die Wahrheit gesagt. Es ist nun einmal Thatsache, daß bei den romanischen Völkern des sechzehnten Jahrhunderts Duell und Meuchelmord in brüderlichem Vereine auftreten, daß der widerliche Heinrich III. von Frankreich den Duellanten seine Gunst erwies, an ihnen seine Freude hatte und gleichzeitig einer der schlimmsten Meuchelmörder war und daß die Verbindung zwischen Duell und Meuchelmord sich auch noch in anderen Personen darstellte. Benvenuto Cellini hat den Degen nicht blos im Duell, sondern auch, wenn er einem Menschen im Hinterhalt auflauerte, gebraucht. Ueberhaupt muß ich daran festhalten, daß das Duell seinen Ausgang von einer schmutzigen und verbrecherischen Gesellschaft genommen hat. Mein Gegner meint, ich berücksichtigte nur eine „Periode der Ausschreitung“. Allein diese Periode ist es ja eben, in der das Duellwesen zu seiner Entfaltung gekommen ist. Uebrigens braucht sich kein Deutscher verletzt zu fühlen, wenn ich sage, daß das Duell einen schmutzigen Ursprung hat. Ich behaupte ja gerade, im Interesse der Ehre der deutschen Nation, daß diese an der Erfindung des Duells unschuldig ist. Die deutschen Offiziere hätten es ganz gewiß nicht erfunden, am Wenigsten Herr von Boguslawski. Er scheint freilich zu glauben, mein monarchisches Gefühl hätte mich abhalten sollen, das Duell als „Liebhaberei einer erbärmlichen Gesellschaft“ zu bezeichnen, da doch einige preußische Könige — er meint insbesondere Friedrich Wilhelm den Vierten und Wilhelm den Ersten — sich nicht unbedingt ablehnend zu dem Duellwesen gestellt hätten. Mich bestimmt aber gerade mein monarchisches Gefühl, das Duellwesen zu verurtheilen. Als Historiker sage ich: die Idee der Monarchie verlangt die absolute Ausrottung des Duells. Wenn jene Könige es nicht unbedingt verwarfen, so geschah es wesentlich deshalb, weil sie in dem Irrthum befangen waren, das Duell sei eine Einrichtung des alten deutschen Ritterthumes. Hätten sie seinen Ursprung gekannt, sie würden sich wohl anders zum Duell gestellt haben. Das deutsche Offiziercorps des neunzehnten Jahrhunderts gehört zu den besten Offiziercorps aller Zeiten; eben deshalb sollte es auch von dem Duell befreit werden, das, seinem historischen Ursprunge nach, nun einmal eine Liebhaberei einer erbärmlichen Gesellschaft ist. Unser Offiziercorps steht zu hoch, als daß es dem Duellzwang unterworfen bleiben sollte.

Denn eine appetitliche Einrichtung ist das Duell nun einmal ganz und gar nicht, mögen wir auf die Gesellschaft, die es hervorgebracht, sehen oder — wir verlassen hiermit die historischen Fragen*) — seine innere Natur betrachten. Leider hat Boguslawski in seinen allgemeinen Erörterungen den Charakter des Duells nicht näher untersucht. Eine solche Charakteristik muß doch aber eine Schrift, die nicht blos historisch erzählen will, bringen. Ich habe in dieser Hinsicht aus den allgemeinen Erörterungen für und wider das Duell, die in den letzten beiden Jahren im Deutschen Adelsblatt erschienen sind, weit mehr gelernt. Boguslawski wirft mehrere wichtige Fragen kaum auf. Welcher Ehrbegriff liegt denn dem Duellwesen zu Grunde? Ich finde ihn bei meinem Gegner nicht angegeben. Ich habe nicht die Pflicht, den Begriff hier auseinanderzusetzen. Ich will aber einen Satz erwähnen, mit dem ein berühmter Gelehrter des sechzehnten Jahrhunderts eine Kritik an dem Duellwesen geübt hat: offensam condonare et ignoscere, quod sapientes magnanimitatis proprium putarunt, turpe et ignominiosum habetur (nämlich vom französischen Adel). Um meine Ansicht wenigstens kurz anzudeuten, so glaube ich, daß jener Ehrbegriff sich wohl vertheidigen läßt; er bietet jedoch viele Blößen. Die Duelltheorie giebt nun aber weiter ein eigenthümliches Mittel zur Wiederherstellung der verletzten Ehre an die Hand, das in einem einmaligen oder mehrmaligen Waffengang besteht. Bei der Anwendung dieses Mittels ist die vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die Ermittelung der Schuldfrage charakteristisch. Ich hatte früher bemerkt, das Duell bezwecke die Verhinderung der Untersuchung. Was entgegnet Boguslawski darauf? Er sagt: Das sei „nicht ganz richtig; denn in dem gerichtlichen Verfahren wegen Duells wird die Schuldfrage im entstandenen Konflikt bei Abmessung der Strafe gewöhnlich mit in Betracht gezogen.“ Anfangs habe ich diesen Einwand belächelt, da ja doch zum Wesen des Duells nicht die nachfolgende gerichtliche Bestrafung der Duellanten gehört. Nachträglich aber habe ich mich über den Einwand gefreut, da er den Beweis liefert, daß der General eine Erörterung der Schuldfrage, und zwar sogar eine gerichtliche, für nothwendig ansieht. Wie wäre es nun aber, wenn wir auf diese das Hauptgewicht legten? Wenn die Schuldfrage doch erörtert werden muß, welchen Zweck hat dann das Duell? Doch man will es nun einmal nicht aufgeben und da muß ich denn konstatiren, daß es die Verhinderung der Untersuchung bezweckt. Das ist jedoch ein Prinzip, das mit

*) Auf Seite 39 behauptet Boguslawski: „Mitte des sechzehnten und Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurden die Duelle in Deutschland ebenfalls recht häufig.“ Ich bitte ihn, anzugeben, wie viele Duelle er aus der „Mitte des sechzehnten Jahrhunderts“ kennt. Ob die Ordnung von 1582 sich auf Duelle bezieht, ist fraglich; es kommt auf den Wortlaut an. Auf die Darstellung der Geschichte des Duells seit dem sechzehnten Jahrhundert, die Boguslawki giebt, gehe ich hier nicht ein, da ich dazu an anderer Stelle Gelegenheit habe (in meiner im September erscheinenden Schrift: „Das Duell in Deutschland“, Kassel, bei Brunnemann). Ich bemerke an dieser Stelle im Allgemeinen noch, daß Boguslawski die Duellfälle als möglichst harmlos hinzustellen sucht. Je mehr man indessen ins Einzelne einzudringen sucht, desto häßlicher gestaltet sich das Bild, das man von den Duellen erhält.

unseren gesammten sittlichen und rechtlichen Anschauungen in schreiendem Widerspruch steht. Ich sage mit vollem Bewußtsein: wenn ich die Entscheidung über die Frage, ob meine Ehre angetastet ist oder nicht, dem zufälligen Ausgang eines Duells anheimstellen sollte, so müßte mein sittliches, mein Rechts- und Ehrgefühl vollkommen abgestumpft, vollkommen abgebrüht sein. Gerade ein fein ausgebildetes sittliches, Rechts- und Ehrgefühl verlangt eine gewissenhafte Untersuchung der Schuldfrage. Ich will hiermit nicht behaupten, daß die heutigen Vertreter der Duelltheorie durchweg gegen Recht und Unrecht in Ehrenhändeln gleichgiltig seien; keineswegs; schon der Einwand Boguslawskis beweist ja das Gegentheil. Die heutige Duelltheorie lehrt auch eigentlich nicht, daß die Entscheidung über die Schuldfrage dem zufälligen Ausgange des Duells anheimgegeben werde, sondern, daß die Schuldfrage bei Ehrenhändeln im Wesentlichen außer Betracht bleiben müsse. Außerdem ist das Duell in Deutschland überwiegend Zwangsduell, das sich um Motive der Handelnden nicht kümmert. Jedenfalls aber liegt hier ein so schroffer Widerspruch gegen die sittlichen Anschauungen der deutschen Nation vor, daß Jemand, der das Duell vertheidigen will, einer eingehenden Erörterung dieses Punktes nicht aus dem Wege gehen darf.

Herr von Bogulawski bezeichnet die Gegner des Duells als Vertreter einer falschen Humanität. Aber wir sind Gegner des Duells nicht etwa nur aus Humanitätrücksichten im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht blos, weil wir nicht unnöthig Menschenblut vergießen lassen wollen, sondern nicht minder deshalb, weil die ganze Einrichtung des Duells auf einer unmoralischen Idee beruht, die ihren Gipfelpunkt darin findet, daß das Duell die Untersuchung der Schuldfrage verhindert. Ganz besonders dadurch wirkt das Duell demoralisirend. Das sittliche Bewußtsein des Volkes wird untergraben, wenn der Verbrecher sich, wie der technische Ausdruck lautet, „wieder ehrlich schießen kann". Und es kommt auch noch gar nicht einmal darauf an, daß das Duell zum Vollzug gelangt. Die bloße Herausforderung zum Duell ist sehr oft eine tief unsittliche That. Es hat etwa Jemand eine grobe Lüge ausgesprochen, einen seiner Mitmenschen auf die schamloseste Weise verleumdet. Ein Anderer hält es ihm vor. Eine Untersuchung muß der Lügner vermeiden, sonst ist es mit seiner moralischen Existenz vorbei. Aber er kann jene Vorhaltung mit einer Herausforderung zum Duell beantworten. Der bestehende Duellzwang stützt und schützt ihn dabei. Der Gegner, der nichts als die Wahrheit gesagt hat, muß entweder die Wahrheit widerrufen oder sich dem Duell unterziehen. Ich habe im Laufe der Zeit wahrgenommen, wie sehr oft solche Fälle vorkommen. Man sollte die Wahrheit ermitteln, aber nicht drohen, nicht einschüchtern. Der Offizier, der ein Duell ablehnt, verliert seine Charge und sogar die Aussicht auf Anstellung im Civildienst. Ist es ritterlich, einen Mann in solche Verlegenheit zu bringen?

Leider fehlen in Boguslawskis Vertheidigung des Duells auch die alten Ladenhüter nicht, die immer wieder ins Schaufenster gelegt werden. So paradirt wieder die Legende, der Holzkomment werde aufkommen, wenn man das Duell abschaffe. Bekanntlich holzen die Duellanten — wenigstens unter den Gebildeten — am Meisten. Weiter erscheint die Behauptung, das Duell sei unentbehrlich, da der staatliche Rechtsschutz nicht genüge. Die Rechtsprechung unserer Gerichte mag unvollkommen sein; aber so miserabel ist sie doch nicht, daß man etwa durch

ein Duell zu besserem Recht gelangen könnte. Vor Allem aber: das Duell will ja die Untersuchung der Schuldfrage verhindern; es hat einen ganz anderen Zweck als die Thätigkeit der Gerichte. Die Duellanten verwerfen das Gericht nicht, weil es unvollkommen die Wahrheit ermittelt, sondern weil es sich überhaupt bemüht, die Wahrheit zu ermitteln. Herr von Boguslawski geht so weit, zur Vertheidigung des Duells anzuführen, daß es doch auch Justizmorde gebe. Hier wird er selbst wohl keine Antwort erwarten.

Dem Reichstagsbeschluß gegen das Duell scheint mein Gegner keine Berechtigung zuzuerkennen. Er meint, der Reichstag solle lieber dem Mißbrauch der parlamentarischen Privilegien entgegentreten, als das Duell austilgen. Er sagt, an sich sehr treffend: „Die parlamentarischen Privilegien haben den Zweck, die Freiheit der Meinung und deren Aussprache sicherzustellen, aber nicht, einzelne Personen und ganze Stände zu beleidigen und zu verleumden." Da ist zunächst zu bemerken, daß gerade in den Parlamenten, die das parlamentarische Duell besitzen, insbesondere in dem französischen, italienischen und ungarischen, Beleidigungen und Verleumdungen, auch Holzereien, an der Tagesordnung sind. Mit dem deutschen Parlament, in dem Herausforderungen nur sehr selten vorkommen, steht es zweifellos doch viel besser. Immerhin läßt das deutsche Parlament Manches zu wünschen übrig. Wessen Verhalten ist denn aber in dieser Hinsicht am Meisten zu tadeln? Da wird doch der Reichstagsabgeordnete mit zu nennen sein, der allein den Sitzungsaal verließ, als der Reichstag seinen Beschluß gegen das Duell faßte, nämlich der bekannte Millionär Stumm. Gerade er hat von den parlamentarischen Privilegien einen — gelinde gesagt — nicht zu billigenden Gebrauch gemacht und bekanntlich spielt in diesem Zusammenhang auch eine Duellforderung eine große Rolle.*) Wenn nur noch sechs andere Reichstagsabgeordnete es so machten wie er, — ob wir uns dann noch unseres Parlamentes gegenüber dem ungarischen rühmen könnten? Mein Urtheil ist politisch nicht beeinflußt; ich gehöre weder zu der einen noch zu der anderen Partei. Herr von Boguslawski ruft aus (S. 84): „Wenn Ihr die Duelle abschaffen wollt, so schafft vor Allem die Ehrenkränkungen ab." Es ist ein kasuistischer Philosoph, dem er diesen Ausspruch entlehnt. Der Satz könnte eher umgekehrt werden. Jedenfalls trägt das Duellwesen eher dazu bei, die Zahl der Beleidigungen zu vermehren als zu vermindern. Wenn wir das Duell abschaffen wollen, so geschieht es zum großen Theil auch deshalb, weil wir die Zahl der leichtfertigen Verleumdungen und Ehrenkränkungen, die der Duellant ungestraft begehen kann, vermindert sehen wollen. Das Duellwesen privilegirt den Ehrabschneider. Boguslawski macht Andeutungen, als ob bei den Gegnern des Duells nicht blos die Zahl der Beleidigungen größer, sondern auch der allgemeine Stand der Sittlichkeit schlechter sei. Wer ist denn aber in Deutschland der häßlichste Verbrecher der letzten Zeit? Das wird doch wohl Hammerstein sein, der Mann, der von den deutschen Zeitungredakteuren am Lautesten dem Duell das Wort redete und der auch allen Grund hatte, ihm das Wort zu reden,

---

*) S. Adolph Wagner, Meine Duellangelegenheit mit dem Freiherrn von Stumm-Halberg. „Zukunft" vom 2. März 1895. Vgl. auch die Bemerkungen des Herausgebers dieser Zeitschrift in der „Zukunft" vom 18. April 1896

da es in der ganzen weiten Welt wirklich nichts Anderes gab, was ihn noch hätte retten können. Natürlich kommt es mir nicht entfernt in den Sinn, alle Duellanten mit Hammerstein auf eine Stufe zu stellen. Nein, die Meisten sind gewiß vortreffliche Menschen; sie handeln nur unter dem Zwang der Anschauungen oder Verhältnisse. Ich stelle sie nicht mit Floras Freund auf eine Stufe. Aber — Das ist das Schlimme — das Duell stellt sie mit ihm auf eine Stufe. Sie bedienen sich eines Mittels, das ihrer gar nicht würdig ist. Man darf nicht etwa sagen, daß Hammerstein das Duell mißbraucht habe. Nein, er hat von ihm eine Anwendung gemacht, die seinem Zweck vollkommen entspricht. Wenn Jemand, wie es fortwährend geschieht, den Vorwurf der Lüge oder der Verleumdung mit einer Herausforderung zum Duell niederschlagen kann, so darf er doch wohl auch den Vorwurf der Wechselfälschung auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege beseitigen. Wenn das Duell nicht dazu dienen könnte, sittliche Defekte auszubessern oder zu überkleistern, so hätte es ja keinen rechten Zweck. Uebrigens ist der Fall Hammerstein auch insofern noch interessant, als er abermals die Legende widerlegt, daß das Duell den Holzkomment ausschließe: dieser eifrige Befürworter des Duells war wegen einer Prügelei vorbestraft.

Den Engländern, die das Duell abgeschafft haben, ist mein Gegner gar nicht grün. Er erkennt zwar an, daß die Sitten bei ihnen besser sind als in den Ländern mit Duell. Aber er sucht ihnen doch nach Möglichkeit am Zeuge zu pflücken. Er macht Anspielungen auf das Ueberwiegen der „Handelswelt" in England. Nun, ich möchte doch behaupten, daß England, das angeblich so ganz vom Handelsgeist erfüllt sein soll, die meisten wahrhaft vornehmen Personen besitzt, die sich durch eine, im guten Sinne des Wortes, große Geringschätzung des Geldes auszeichnen. Das System des Kontinentes, wo jeder dumme Junge der mit der Pistole renommirt, den Vornehmen spielen kann, läßt die wahre Vornehmheit nicht genügend zur Geltung kommen. Und von den Millionären, die wir auf dem Kontinent haben, schätzt Mancher mehr die Groschen, als es die Engländer thun. Es mag sein, daß ihnen ihre Ehre über das Leben geht; aber höher als ihre Ehre steht ihnen noch ihr Geldbeutel. Boguslawski erwähnt ferner, er habe von Engländern gehört, „daß in England das Eindringen französischer Anschauungen über eheliches Leben und geschlechtliche Beziehungen sehr bemerkbar sei." Wie steht es denn aber bei uns damit? Bei uns kann man nicht blos privatim davon Etwas hören, sondern auch in allen Zeitungen gedruckt lesen. Und zwar sind es gerade die Kreise der Duellanten, die jene französischen Anschauungen in Deutschland pflegen. Widerlich ist auch die Breitspurigkeit, mit der die unsauberen Geschichten, die zu einem Duell geführt haben, in der Presse behandelt werden. Den Ehescheidungprozessen, die vor den Gerichten verhandelt werden, liegen oft auch recht unschöne Dinge zu Grunde. Aber sie werden nicht aus dem engen Kreise, den sie angehen, hinausgetragen. Wenn aber ein unsauberer Handel zum Duell führt, dann weiß davon bald die ganze Welt. Man darf wohl behaupten: wenn Jemand eine Dame unbedingt blosstellen will, so muß er sich um ihretwillen duelliren; dann zeigt nachher jeder Straßenjunge mit Fingern auf sie. Ist denn nicht bei manchem Duellschwärmer eine Spur der echt französischen Renommirsucht zu finden? Gewisse Duellantenkreise scheinen ja jetzt sogar bestimmte Zeitungen zu ihren offiziösen Organen erkoren zu haben.

In Deutschland würde, meint Herr von Bogulawski, die Aufhebung des Duells „eine große Verwirrung im Offiziercorps“ hervorrufen. Ich glaube, er unterschätzt hier die Autorität des Allerhöchsten Kriegsherrn. Die ausgezeichnete Disziplin, deren sich die deutsche Armee erfreut, wird keine Verwirrung aufkommen lassen. Ich glaube auch, über den im preußischen Offiziercorps herrschenden Geist genügend unterrichtet zu sein, um sagen zu können, daß ein großer Theil der Offiziere es mit Freude begrüßen würde, wenn der König von Preußen das Duellwesen beseitigte, genauer: das Offiziercorps von dem Zwang eines durchaus undeutschen Ehrenkodex befreite. Wird man etwa dereinst aus den Fällen Plehwe, Schmising-Kerssenbrock, Ketelhodt, Kotze einen Lorbeerkranz für die preußische Armee winden? Die preußischen Könige, zwei, höchstens drei ausgenommen, sind gegen das Duellwesen als ein schlimmes Uebel energisch eingeschritten. Mein Gegner schildert ihre Stellung zum Duell in vielen Punkten unrichtig. Er theilt seinen Lesern nicht mit, wie ungünstig sich Friedrich der Große über das Duell geäußert hat. Wie darf man behaupten, daß der Ehrenkodex für unser Offiziercorps „paßt“! Je eher er beseitigt wird, desto besser. Es ist gute preußische Tradition, mit einem Uebel, das als Uebel erkannt worden ist, sofort aufzuräumen. Man kann es freilich auch anders machen. Man kann auch nach der Melodie: „Immer langsam voran“ tanzen. Man kann sich schieben und drehen lassen und schließlich kleine Reformen einführen, die nur die Wirkung haben, das Uebel zu befestigen. Man kann auch Alles von der Zeit erwarten. Das wird ja gerade beim Duellwesen empfohlen. Allein wie soll die Zeit eine Aenderung herbeiführen, da jährlich Schaaren von jungen wehrfähigen Deutschen, die Offiziere und Reserveoffiziere werden wollen, unter das kaudinische Joch des Duellzwanges gebeugt werden? Man erwartet Alles von der Zeit und erzieht unterdessen die jungen wehrfähigen Deutschen unter Anwendung eines grausamen Zwanges zu Duellanten. Daß das Duellwesen lange Zeit in der Armee bestanden hat, kann doch an sich kein Grund sein, es in veränderter Zeit nicht aufzuheben. Ueber die Berechtigung einer Einrichtung kann nicht ihr Alter, sondern nur ihre Zweckmäßigkeit entscheiden. Wie verhält es sich denn mit der zweijährigen Dienstzeit? Früher hielt man sie für ganz unmöglich. Auch ich habe früher auf die dreijährige Dienstzeit geschworen. Heute ist man vielfach der Ansicht, daß die zweijährige Dienstzeit keinen Schaden bringt. Ich denke, gerade Herr von Boguslawski wird dieses Argument zu würdigen wissen. Ein höherer Offizier soll zur Disposition gestellt worden sein, weil er sich für die zweijährige Dienstzeit ausgesprochen hatte. Unmittelbar darauf wurde sie eingeführt. Wenn heute ein Offizier sich offen für Aufhebung des Duells ausspricht, so wird er nicht blos z. D. gestellt, sondern ganz abgesetzt. Das schließt aber keineswegs aus, daß das Duell doch bald aufgehoben wird. Und das Duellwesen kann man mit unendlich viel leichterem Herzen abschaffen als die dreijährige Dienstzeit. Auch Herr von Boguslawski wird ihm keine Thräne nachweinen; er hat nicht das mindeste Interesse an der Erhaltung des Duellwesens. Denn im Deutschen Adelsblatt hieß es im vorigen Jahre mit Recht: „Nicht die wahren, sondern nur die dunkelen Ehrenmänner haben ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Duellpraxis.“

Münster i. W. Professor Dr. Georg von Below.



Ein neues wiener Buch.*)

Da ist ein neues Buch, eine Art von Buch. Ich weiß nicht recht, von welcher Art dieses Buch ist. Es ist ganz angefüllt mit kleinen Geschichten, wie ein Obstkorb. Es sind vielleicht hundert kleine Geschichten darin. Ich kann schwer sagen, was für kleine Geschichten. Sie sind zu einfach; zum Beispiel: ein neunjähriges Mädchen redet mit dem Vater, der es im Pensionat besucht. Oder ein paar junge Mädchen reden mit einander. Oder zwei junge Männer gehen mit einander herum und reden, in einem Ballsaal, am Ufer eines Sees. Oder ein Bräutigam geht mit seiner Braut sich photographiren lassen. Oder drei junge Menschen hören zusammen der Musik zu. Oder ein Mann fährt mit seiner Frau in einem Boot. Oder ein kleines Mädchen spielt Klavier und ein erwachsener Mensch hört zu.

Diese kleinen Geschichten sind viel leichter wiederzuerzählen als zu beschreiben. Ich will lieber gleich eine erzählen. Vielleicht die, wo das kleine Mädchen Klavier spielt. Sie heißt „Musik". Alle diese kleinen Geschichten haben sehr einfache Ueberschriften.

Die Kleine übte Klavier. Sie war zwölf Jahre alt und hatte wundervolle sanfte Augen. Er ging im Zimmer leise auf und ab, auf und ab. Er blieb stehen und lauschte und wurde eigenthümlich ergriffen.

Es waren ein paar wundervolle Takte, die immer wiederkehrten.

Und das kleine Mädchen brachte Alles heraus, was darin lag. Wie wenn ein Kind plötzlich ein Großer würde!

„Was spielst Du da?!" sagte der Herr.

„Warum fragst Du?! Das ist meine ‚Albert-Etüde', Bertini Nr. 18; wenn ich die spiele, muß ich immer an Dich denken — —"

„Warum — —?!"

„Ich weiß nicht; es ist schon so."

Wie wenn ein Kind plötzlich ein Weib würde!

Er ging wieder leise auf und ab — — —.

Das kleine Mädchen übte weiter, Bertini Nr. 19, Bertini Nr. 20, Bertini Nr. 21, 22, 23 . . . aber die Seele kam nicht wieder.

Solche kleinen Geschichten sind es. Aber daß es so viele sind, macht ihren Reiz viel merkwürdiger. Sie haben einen eigenen Ton: einen weiblichen, einen kindlichen, einen sonderbaren Ton. Aber freilich nicht, wie wenn sie von einer wirklichen Frau erzählt wären, oder von einem wirklichen Kind. Sondern von einem Dichter, einem Dichter-Schauspieler, der hie und da den Ton einer Frau nachahmt, hie und da ein Kind oder irgend ein anderes

*) „Wie ich es sehe" von Peter Altenberg. Berlin, S. Fischers Verlag.

lebendiges Wesen, in das er für einen Augenblick verliebt war. Denn das Buch ist sehr kokett, es ist durch und durch kokett. Es ist Etwas von der altklugen Koketterie der andersenschen Märchen darin, und noch Anderes. Es ist verliebt in das Leben, allzu verliebt; es ist mit süßen kleinen Dingen angefüllt, wie ein Obstkorb. Es giebt eine zurückhaltendere Art, dem Leben zu huldigen, eine größere, herbere Art, ihm zu sagen, daß es grenzenlos wundervoll, unerschöpflich und erhaben ist und werth, mit dem Tod bezahlt zu werden.

Aber Das macht wieder die Seltsamkeit des Buches aus, daß es das ganze Leben, aber wirklich das ganze, für den Lustgarten der Poesie ansieht und mit seiner allzu süßen, verliebten Musik in alle Klüfte des gewöhnlichen Lebens hineindringt. Denn die Menschen in den hundert Geschichten thun die gewöhnlichsten Dinge und reden die gewöhnlichsten Dinge: aber der Dichter sieht die Bruchstücke ihrer einfachen Schicksale mit solchen trunkenen Augen, wie man am Abend in einem schönen Garten zusieht, wenn die Beete begossen werden. Er liebt Alles an ihnen. Und wie sehr liebt er, wenn sie mit einander reden! Ihre einfachen Gespräche sind ihm ein süßes sinnliches Schauspiel. Die Antworten, die sie einander geben, und auch die, die sie schuldig bleiben; ihr Stocken, ihre Verlegenheit über ungeschickte Worte und die flüchtige Trunkenheit, die durch geschickte Worte entsteht. Er ist völlig verliebt in ihre kleinen Gespräche. Aber fast noch mehr in ihr Schweigen: in das stumme Nebeneinandersein der jungen Mädchen und der kleinen Kinder, der Goldfische, der nachdenklichen Männer und der blühenden Bäume, in das aufregende, geheimnißvolle Nebeneinandergehen der leidenden, der lächelnden, der demüthigen, der triumphirenden Geschöpfe. Wie ein griechisches Gastmahl, wie ein römisches Theater genießt er das Schauspiel der Berührungen, aus denen das Leben zusammengewoben ist: er sieht die Menschen an den Lehnen der Berge mit einander spazirengehen und weiß, wie das Mattwerden des Himmels, das Großwerden der Bäume ihr Gespräch matt und groß machen kann; er fängt die Blicke auf, in denen sich die Seele eines Menschen den Dingen zuwendet und hingiebt, die man die gleichgiltigen nennt: fremden Kindern, den Gesichtern fremder Menschen, Wolken, gut riechenden unbekannten Blumen; er kennt die Gewalt der Bäder über die Seele, ja, des kalten oder des erwärmten Wassers über Muth und Feigheit, Demuth, Heiterkeit oder Verzagtheit. Ich finde in seinem Buch verstreut eine ganze Abhandlung über die Kunst des Badens. Und eine gleiche über die Kunst des Schlafens, des Schlafens, um heiter und frei aufzuwachen. Und kleine Abhandlungen über Erhitzen und Erkälten, über schönen Teint, über gute und schlechte Ermüdung, über Essen, und zwar das Essen von Suppe, von Fischen und von Früchten, über Spiele: Tennis, Reifschlagen, Federball, über Frisuren, Kleider und Handarbeiten. Aber es sind keine trockenen Abhandlungen, sondern kleine Ge=

dichte, wie jene antiken Bruchstücke der ersten Aerzte und Lehrer der Naturgeschichte, die trunken waren vor Naivetät und Freude über ihren Gegenstand. Ich wüßte nicht zu sagen, wie viele Kleider in dem Buch beschrieben sind: ihr Stoff, ihr Schnitt und ihre Farben sind genau beschrieben, um ihrer Schönheit willen, die wetteifert mit der Schönheit der Hände und der Haare, der smaragdgrünen Wiesen und der braunrothen Abendwälder. Sie sind mit Ehrfurcht und Freude beschrieben, wie die Waffen bei Homer, die Geberden bei Dante oder die Gewänder der Männer bei den Dichtern im Mittelalter.

Es ist, wie man sieht, ein völlig romantisches Buch; und doch fühlt es sich nicht verpflichtet, sich aus dem Leben zurückzuziehen. Es bleibt da und schwebt mit seiner verliebten Musik in die Klüfte und Spalten der alltäglichen Dinge. Es bleibt da und betet mit gutem Gewissen Nichtigkeiten an. Das Buch hat ein so gutes Gewissen, obwohl es um alles Wichtige völlig unbekümmert ist, daß man gleich sieht, es kann kein richtiges deutsches Buch sein. Es ist wirklich wienerisch. Es kokettirt auch damit, mit seiner Herkunft, so wie es mit seiner Gesinnung kokettirt. Es ist im Ton hie und da manierirt leichtfertig, wie es hie und da manierirt kindlich ist. Es ist ein sonderbares Buch: in seiner Gewissenlosigkeit, seiner bewußten Grazie, scheint es eine komplizirte innere Erziehung, ja, es scheint Kultur vorauszusetzen. Denn was ist Kultur, was ist sie anderes als Dieses: zu wissen, daß Das Etwas ist: herumgehen, reden, essen; Scheu vor dem Alltäglichen zu haben als vor dem Göttlichen.

Dieser süßen Reife, dieser spielenden Freiheit ist das Buch voll. Und sie scheint nicht in Einsamkeit errungen, sonst würde sie herber schmecken. Dem Buch haftet etwas Geselliges an. Es läßt an die Titel alter Bücher denken: „Die attischen Nächte“ oder den „Deipnosophistes“. Man spürt Menschen hinter diesem Buch. Wie in den Hymnen des Pindar die jungen adeligen Wagenlenker und Sieger im Fünfkampf sich wiederfanden, sich und das Lob ihrer Arme, ihrer schönen Schultern, ihrer Väter, ihrer Brüder, ihrer berühmten Ahnen, ihrer schönen Wagen, ihrer schönen Gärten, ihrer schönen Schiffe, so scheinen auch hier die Spiegelbilder einer Gesellschaft durcheinanderzuschweben. Man ahnt Menschen, die hier das pretiöse, aber schöne Lob ihrer Geliebten und ihrer Töchter wiederfinden, die Kieswege und Beete ihrer Gärten, ihrer sommerlichen Seeufer und Landschaften, den Ton ihrer Gespräche, ja die kleinen geistig-sinnlichen Wahrheiten ihrer Tage. Man ahnt ein junges Mädchen, das hier das Lob der kleinen Schwester oder der Lieblingsblumen bestellt, wie dort ein korinthisches Geschlecht das Lob seines jüngsten Siegers. Nur daß Alles viel raffinirter, verschwiegener, schattenhafter geworden ist, verglichen mit jener unbegreiflich wundervollen naiven Feierlichkeit. Das Buch hat nichts Gedrücktes; es gefällt sich selbst; es ist sicher, zu ge-

fallen. Es ist seiner Lebensluft sicher. Starke Freunde müssen diese Lebensluft schützen. Es muß eine Gruppe von Menschen da sein, die voll Freiheit und Würde allen unscheinbaren Dingen Wichtigkeit zugetheilt und den schönen Garten des allgemeinen Lebens mit bunten Geweben umhängt hat, um die allzu große, unheimliche Ferne auszusperren. Eine Gruppe von Geistern, die gesagt hat: „Dieses, das vorliegende Leben, darfst Du mit freiem Mund loben, so wie Du es siehst. Das Andere, das große Weltwesen, haben wir schon mit Alledem in Harmonie gesetzt. Du darfst Alles, so weit Du siehst, mit gutem Gewissen anbeten."

Diese Gruppe von Menschen, diese Tradition der Geister, — ich spreche das geheimnißvolle Wort dafür noch einmal aus: Kultur. Ich glaube, daß das Buch seine innere Freiheit einem Dasein von Kultur verdankt, genauer: von künstlerischer Kultur, von literarischer Kultur. Nur eine Kultur giebt einem Menschen, der kein Genie ist, diese raffinirt naive Sicherheit, daß er hingeht und kleine Geschichten von allen Dingen erzählt und auf das Buch darauf schreibt: „Wie ich es sehe." Er hat gelernt, daß da schon Etwas daran ist, nur herumzugehen und zu sehen. Er stilisirt sich selbst als Den, der nur herumgeht und zusieht. Seine Geschichten sind wie ganz kleine Teiche, über die man sich beugt, um Goldfische und bunte Steine zu sehen, und plötzlich undeutlich ein menschliches Gesicht aufsteigen sieht. So ist das Gesicht des Dichters schattenhaft in die hundert Geschichten eingesenkt und schwebt empor. Ein sehr stilisirtes Gesicht, mit einer großen, raffinirten Einfachheit. Mit weiblichen Augen sozusagen: was man an Männern weiblich nennt. Mit kindischen Allüren: so wie Männer die Kinder spüren und nachmachen. Und Etwas von Sokrates ist dabei: von Dem, der ein Lehrer und zugleich ein Liebender ist. Denn die Gestalt hat Etwas vom Lehrer; aber sie bringt fortwährend die Worte Nietzsches über Sokrates ins Gedächtniß: „Es konnte Niemand sagen, warum Sokrates lehre, er selbst ausgenommen. Wohin er kam, da erzeugte er das Gefühl von Unwissenheit, er erbitterte die Menschen und machte sie nach dem Wissen gierig." Dieser Lehrer, der Weiber und Kinder nachahmt, der in seine Schüler verliebt ist und dessen Schüler die jungen Männer und die jungen Frauen dieser Zeit sind, kann nur eine Lehre haben: die Anbetung der Natürlichkeit, der natürlichen Grazie, der natürlichen Grausamkeit; die Verherrlichung der leichten, schönen und zwecklosen Dinge, die Anbetung des höchst Künstlichen, das sich dem höchst Natürlichen annähert: Leben als Gartenkunst.

Eine dreifältige Macht scheint diesen Dichter erzogen zu haben. Eine künstlerische Kultur: Menschen, die ihre Beziehungen so wie Landschaften genießen und ihre Vergangenheiten wie Gärten und ihre Geschicke wie Schauspiele. Eine heitere Kultur: Menschen, deren Anstand ihnen gebietet, der

Schwere der Welt entgegenzulächeln. Eine literarische Kultur: Menschen, die es lieben, zu reden, Menschen, Künstler, denen das Schauspiel viel bedeutet. Es ist etwas tief Schauspielerisches in dem Buch: in den kleinen Geschichten stehen oft Menschen gegen Menschen wie in einer Rolle, ja der Dichter gegen das Leben so: er spielt sich selbst und dann und wann spielen seine Geschöpfe sich selbst. Die Namen sehr großer Schauspieler gehören zu den bunten Gewändern der Götter, mit denen dieser Lebensgarten höchst künstlich umhängt ist. Eben so die Namen von einzelnen Dichtern. Es scheint sich hier ein Kreis anzukündigen, der die Kunst ausschließlich vom Standpunkt des Lebens ansieht, wobei ihm endlich das Leben völlig als Material der Kunst erscheint. Ein stillschweigendes Uebereinkommen scheint Alles in Zusammenhang zu bringen: da man sich gleichzeitig als Lebende und als Zuschauende zu betrachten habe. Es ergiebt sich eine wundervolle Kontinuität zwischen den literarischen und menschlichen Bethätigungen dieser Gruppe von Künstlern. Man steht in einer neuen Romantik, in der das Wesen der alten, Unzufriedenheit mit der Welt, aufgehoben erscheint. Das Leben ist ganz im Besitz der Poesie, die es jeweilig wegen seines Reichthumes, seiner Dunkelheit, seiner Vielfalt, seines spiegelnden Wesens verherrlicht.

Der Eine, der auf sein Buch geschrieben hat „Wie ich es sehe", verräth Andere, eine Gruppe von Künstlern, die sich der in der Zeit liegenden „barbarischen Avantagen" nicht bedienen will, um das Schöne und Interessante hervorzubringen. Vielmehr: man will mit dem Gegebenen, Gegenwärtigen, als mit einem Natürlichen, Menschlichen, rechnen. Nichts wird geschichtlich erfaßt und kein starres Wort ist am Platz. Jedes vorgefaßte Urtheil über die Gegenwart wird abgewiesen. Man ist einmal da, wie die Kinder da sind. Ja, es ist eine sehnsüchtige Anbetung der kleinen Kinder über diese Kultur ausgegossen: es ist, als ob es die Vornehmen immer mehr und mehr nach Kindlichkeit verlangte. Und es ist auch Niemand vornehmer, Niemand anmuthiger als Die, die noch kein Gedächtniß haben und ganz von der Wahrheit bewegt werden. In künstlichen, an Erinnerung reichen Zeiten sammeln sich die Lebendigen an den Altären der kindlichen Götter. Sich als Kinder zu fühlen, als Kinder zu betragen, ist die rührende Kunst reifer Menschen. Wenn man in dreihundert Jahren unsere Briefe aus alten Laden nimmt, wird man sich vielleicht verwundern, sie ganz anders zu finden als alle Briefe der anderen Männer und Frauen dieser Zeit: um so viel unmündiger, um so viel weniger starr. Man wird in ihnen das Leben von ganz anderen Mächten bestimmt finden, als die in den Büchern unserer Zeit den Ausschlag geben. Man wird an einen alten Garten mit riesigen Bäumen, eingefaßten Teichen und ganz voll von Kindern und halberwachsenen Menschen denken müssen, wie man es in unserer Stadt im Sommer sieht. Man wird an

Wesen ohne bestimmtes Alter gemahnt werden, die aber am Meisten an die unendlich vielsagenden Geberden der Kinder erinnern, an ihre komplizirte Naivetät: an ihre nachdenkliche, vornehme Art, auf einander zuzugehen, wenn sie fremd sind, an ihre wundervolle Weise, mit Anmuth hochmüthig, mit Anmuth hart zu sein, an ihre Zutraulichkeit, ihre königliche Art, sich hinzugeben und doch völlig zu bewahren, an ihre wundervolle Unbestechlichkeit. Nur Künstler und Kinder sehen das Leben, wie es ist. Sie wissen, was an den Dingen ist. Sie spüren im Fisch die Fischheit, im Gold das Wesen des Goldes, in den Reden die Wahrheit und die Lüge. Sie wissen den Rang des Lächelns, den Rang der unbewußten Bewegungen, den Werth des Schweigens und die Unterschiede des Schweigens. Sie sind die Einzigen, die das Leben als Ganzes zu fassen vermögen. Sie sind die Einzigen, die über den Tod, den Preis des Lebens, Etwas sagen dürfen. Sie geben den Dingen ihre Namen und den Worten ihren Inhalt.

Freilich, Kinder, — wer ergründet sie? Große, große Künstler, — wer kann einen mit Fingern weisen? Immerhin ist von diesen geheimnißvollen Mächten dieses kleine Buch irgendwie beherrscht, wie der zierliche Magnet von ungeheuren, im Ungewissen gelagerten Kräften.

Wien. Hugo von Hofmannsthal.



Die Reliquie.

Herrn Abbé Louis von Ennemare in Soissons.

Mein lieber Abbé,

Nun ist meine Verlobung mit Deiner Cousine aus den thörichtesten Gründen gelöst worden, eines dummen Streiches wegen, den ich meiner Verlobten, beinahe ohne es zu wollen, gespielt habe. In meiner Verlegenheit nehme ich die Zuflucht zu Dir, mein alter Freund, denn Du allein kannst mir aus der Patsche helfen und ich werde Dir bis zum Tode dafür dankbar sein.

Du kennst Gilberte oder glaubst sie wenigstens zu kennen: aber wer kennt die Frauen je aus? Ihre Gedanken, Meinungen und Anschauungen können uns jeden Augenblick überraschen. Bei ihnen giebt es so viel Hin und Her, so viele Ueberraschungen, unbegreifliche Vernunftschlüsse, verkehrte Auslegungen, eigensinnige Entschlüsse, die unwiderruflich scheinen und doch aufgegeben werden, blos weil ein Vöglein herbeiflog und sich auf einem Fenstersims niederließ . . .

Ich brauche Dir nicht erst auseinanderzusetzen, daß Deine Cousine äußerst religiös ist; Du weißt ja, daß sie von den Weißen Frauen in Nancy erzogen wurde. Du weißt es sogar besser als ich. Aber es mag Dir zweifellos verborgen geblieben sein, daß sie, wie in allem Anderen, so auch in der Frömmigkeit überspannt ist. Ihre Gedanken flattern wie ein wirbelndes Blatt im Winde umher; sie ist ein Weib — oder vielmehr eine Jungfrau — und ist es mehr als jede andere; auf der

Stelle gerührt oder erzürnt, stets bereit, in einem Sprunge von der Liebe zum Haß überzugehen, oder auch umgekehrt; und hübsch, wie Du schon weißt; und entzückend, wie ich es kaum schildern kann ... und wie Du es nie erfahren wirst.

Also, wir waren verlobt; ich betete sie an, wie ich sie heute noch anbete; und sie schien mich zu lieben.

Eines Abends erhielt ich eine Depesche, die mich nach Köln zu einer Konsultation rief, auf die vielleicht eine ernste und schwierige Operation folgen konnte. Da ich am folgenden Morgen abreisen mußte, eilte ich zu Gilberte, um ihr Lebewohl und zugleich den Grund zu sagen, warum ich nicht am Mittwoch, sondern erst Freitag, am Tage meiner Rückkehr, bei meinen zukünftigen Schwiegereltern essen würde. Oh! hüte Dich vor dem Freitag: er ist ein unheilvoller Tag!

Als ich von meiner Abreise sprach, sah ich eine Thräne in ihrem Auge; aber wie ich ihr meine baldige Rückkehr verhieß, klatschte sie in die Hände und rief: „Wie reizend! Du mußt mir Etwas mitbringen; ein Nichts, ein einfaches Andenken, aber ein Andenken, das auch wirklich meinen Wünschen entspricht; Du mußt ergründen, was mir die größte Freude macht, verstehst Du? Ich will sehen, ob Du Geschmack und Phantasie hast." Sie überlegte einige Sekunden lang und fügte hinzu: „Ich verbiete Dir aber, mehr als zwanzig Franken daran zu wagen. Es soll mich nicht durch seine Kostbarkeit, sondern durch Deine Wahl oder Deinen Einfall überraschen." Dann, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, sagte sie leise und mit gesenktem Blick zu mir: „Wenn es Dich auch kein Geld kostet, wenn es nur originell und zartsinnig gewählt ist, so will ich Dich ... ich will Dich dafür ... küssen."

Am folgenden Morgen war ich in Köln. Es handelte sich um einen entsetzlichen Unfall, der eine ganze Familie in Verzweiflung brachte. Es mußte dringend eine Amputation vorgenommen werden. Man quartirte mich ein, oder vielmehr man schloß mich beinahe ein; rings um mich nur weinende Leute, — ein Anblick, der betäubend auf mich einwirkte. Ich operirte einen Totkranken, der unter meinen Händen zu verscheiden drohte. Ich blieb zwei Nächte bei ihm; dann, als ich eine Wendung zum Besseren sah, ließ ich mich nach dem Bahnhof fahren. Nun mußte ich mich offenbar in der Zeit geirrt haben, denn ich hatte eine ganze Stunde zu warten. Ich strich durch die Straßen, während ich noch immer meines armen Kranken gedachte, als plötzlich ein Mann mich anhielt. Ich kann nicht Deutsch und er verstand nicht Französisch; endlich begriff ich, daß er mir Reliquien anbieten wollte. Ich dachte sofort an Gilberte, da ich ihre schwärmerische Frömmigkeit kannte. Da hatte ich ja mein Geschenk gefunden.

Ich folgte dem Manne in einen Heiligenladen und kaufte mir einen kleinen Splitter von einem Knochen der Elftausend Jungfrauen. Die angebliche Reliquie lag in einem reizenden, aus altem Silber getriebenen Kästchen, das meine Wahl sofort entschied. Ich steckte das Ding in meine Tasche und stieg in den Eisenbahnwagen. Als ich zu Hause angekommen war, wollte ich meinen Kram noch einmal ansehen, ich nahm ihn heraus .... das Kästchen war aufgegangen, die Reliquie war verloren. Ich durchsuchte meine Taschen, ich wendete sie um, — vergebens. Der kleine Knochen, kaum so groß wie eine Stecknadel, war verschwunden.

Ich bin, wie Du weißt, mein lieber Abbé, nur noch halbgläubig. Aber Du hast Seelengröße und Freundestreue genug, um meine Gleichgiltigkeit in

religiösen Dingen hinzunehmen und mir freien Lauf zu lassen, da Du, wie Du sagst, Dich auf meine Besserung in der Zukunft vertröstest; aber was die Reliquien der Heiligen-Trödler anbelangt, so bin ich vollkommen ungläubig, — und Du theilst meine in dieser Hinsicht ganz entschiedenen Zweifel. Also machte mich der Verlust dieses Splitterchens von einem Schafgerippe nicht untröstlich und ich verschaffte mir mühelos ein ähnliches Bruchstück, das ich sorgfältig im Innern meines Kleinods festklebte.

Und ich ging zu meiner Verlobten. Sobald sie mich kommen sah, stürzte sie mir mit erwartungsvollem, beinahe ängstlichem Lächeln entgegen: „Was hast Du mir mitgebracht?" Ich that, als ob ich es vergessen hätte, sie wollte es aber nicht glauben. Ich ließ mich bitten und anflehen; und als ich merkte, wie sie vor Neugier fast verging, bot ich ihr das heilige Medaillon an. Die Freude überwältigte sie: „Eine Reliquie! Ach, eine Reliquie!" Und sie küßte das Kästchen leidenschaftlich ... Ich schämte mich meines Betruges.

Aber eine gewisse Unruhe schien über sie zu kommen, die plötzlich zur schrecklichen Befürchtung wurde, und während sie mir tief in die Augen blickte, fragte sie: „Bist Du auch ganz sicher, daß sie echt ist?"

„Ganz sicher."

„Wieso denn?"

Ich war in der Falle. Wenn ich gestand, daß ich dieses Knöchelchen einem Straßentrödler abgekauft hatte, so war ich verloren. Was sagen? Ein verrückter Gedanke ging mir durch den Kopf. Ich antwortete leise und geheimnißvoll: „Ich habe es gestohlen, für Dich."

Sie blickte mich mit ihren großen Augen verwundert und zugleich entzückt an. „Ach! Du hast es entwendet. Wo denn?" „In dem Dome, aus dem Reliquienschrein der Elftausend Jungfrauen." Das Herz klopfte ihr; die Wonne übermannte sie und sie flüsterte mir zu: „Oh! Du hast Das für mich gethan .... für mich. Erzähle .... sage mir Alles!"

Es war heraus, jetzt konnte ich nicht mehr zurück. Ich erfand eine phantastische Geschichte mit genauen und überzeugenden Einzelnheiten. Ich hatte dem Küster der Kirche hundert Franken gegeben, um sie allein zu besuchen; der Reliquienschrein wurde eben ausgebessert; aber ich kam gerade zur rechten Zeit, da die Arbeiter und die Geistlichen beim Morgenimbiß waren; wie ich nun die Füllung herausnahm und sie hierauf sorgfältig wieder befestigte, konnte ich ein Knöchelchen aus der Menge entwenden (ich sagte „eine Menge", da ich an die Splitter von elftausend Jungfrauen-Skeletten dachte.) Dann war ich zu einem Goldschmied gegangen und hatte ein der Reliquie würdiges Kleinod gekauft. Nicht ungern ließ ich sie wissen, daß das Kästchen mich fünfhundert Franken gekostet hatte. Aber sie dachte kaum daran; vor Entzücken bebend, hörte sie mir zu. Sie flüsterte: „Wie ich Dich liebe!" und sank an mein Herz.

Denke nur mal: Ich hatte ihr zu Liebe eine Heiligthumsentweihung begangen; ich hatte gestohlen; ich entheiligte eine Kirche, schändete einen Reliquienschrein; stahl und schändete geweihte, gesegnete Reliquien. Und dieser Großthat wegen betete sie mich an und nannte mich zärtlich, vollkommen und engelhaft.

So ist das Weib, mein lieber Abbé.

Während zweier Monate war ich nun der bewundernswertheste aller

Bräutigame. Sie errichtete in ihrem Zimmer eine Art Kapelle, in die sie das Rippensplitterchen legte, das mich, wie sie glaubte, zu jenem göttlichen Verbrechen aus Liebe getrieben hatte; und morgens und abends erging sie sich davor in brünstigen Gebeten. Ich hatte sie um Verschwiegenheit gebeten, — wie ich ihr sagte, aus Furcht, ich könnte verhaftet, verurtheilt und nach Deutschland ausgeliefert werden. Sie hatte Wort gehalten.

Da, es war im Anfang des Sommers, überkam sie plötzlich der tolle Wunsch, den Schauplatz meiner Heldenthat zu sehen. Ohne dem Vater ihren geheimen Grund anzugeben, bat sie ihn so lange und so eindringlich, daß er eines schönen Tages mit ihr nach Köln reiste; der Bitte seiner Tochter gemäß erzählte er mir von dem Plan dieses Ausfluges nichts.

Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich das Innere des Domes nicht gesehen habe. Ich weiß nicht, wo das Grab der Elftausend Jungfrauen ist; wenn es überhaupt ein solches giebt, scheint es leider unzugänglich zu sein.

Acht Tage später erhielt ich von meiner Braut einige Zeilen, worin sie mir mein Wort zurückgab; dazu von ihrem Vater einen Brief mit vertraulichen Erklärungen. Beim Anblick des Reliquienschreines hatte sie sofort meine lügenhaften Flunkereien und zugleich meine wirkliche Unschuld durchschaut. Als sie den Hüter der Reliquien fragte, ob nie ein Diebstahl begangen worden sei, hatte der Mann zu lachen angefangen und ihr die Unmöglichkeit eines solchen Verbrechens nachgewiesen. Sobald es ihr nun klar war, daß ich in keine heilige Stätte eingedrungen und nicht mit frevelhafter Hand unter den der Verehrung würdigen Ueberbleibseln gewühlt hatte, war ich meiner blonden und empfindsamen Verlobten nicht mehr würdig. Man verbot mir den Zutritt in ihr Haus. Ich bat, ich flehte; nichts vermochte die schöne Fromme zu erweichen.

Der Kummer machte mich krank.

Da ließ mich in der letzten Woche Frau von Arville, ihre und Deine Cousine, bitten, zu ihr zu kommen. Und nun vernimm die Bedingungen, unter denen mir Verzeihung gewährt werden soll. Ich muß eine echte, vom Heiligen Vater beglaubigte Reliquie von irgend einer jungfräulichen Märtyrerin beschaffen.

Die Verlegenheit und die Aufregung bringen mich zum Wahnsinn. Ich bin bereit, nach Rom zu gehen, wenn es nöthig ist. Aber ich kann mich dem Papste nicht so ohne Weiteres vorstellen und ihm mein einfältiges Abenteuer erzählen. Und dann zweifle ich sehr daran, daß man den Laien wirkliche Reliquien überlassen wird. Könntest Du mich nicht irgend einem erzbischöflichen Würdenträger empfehlen oder auch nur einem französischen Prälaten, der Ueberreste von einer Heiligen besitzt? Oder sollte sich vielleicht in Deinen eigenen Sammlungen der verlangte kostbare Gegenstand vorfinden?

Rette mich, mein theurer Abbé, und ich verspreche Dir, mich zehn Jahre früher zur Frömmigkeit bekehren zu lassen!

Frau von Arville, die meine Sache sehr ernst nimmt, hat zu mir gesagt: „Die arme Gilberte wird nie zum Heirathen kommen.“ Lieber Freund, könntest Du Deine Cousine als das Opfer einer unsinnigen Grillenfängerei sterben lassen? Ich flehe Dich an: verhindere, daß sie Nummer 11001 wird.

Verzeih mir, ich bin ein Unwürdiger; aber ich drücke Deine Hand und liebe Dich von ganzem Herzen als Dein alter Freund Heinrich Fontal.

Guy de Maupassant.



Selbstanzeigen.

Das Buch der Frauen, A. Langen, München, 1895. Vierte Auflage. **Zwei Frauenerlebnisse,** Novellen. A. Langen, München, 1895. Zweite Auflage. **Karla Bühring,** Drama. A. Langen, 1895. **Wir Frauen und unsere Dichter,** Karl Duncker, Berlin, 1896. Zweite Auflage.

Diese vier Bücher, im Laufe von zwei Jahren veröffentlicht, entspringen alle dem selben Gedanken und fallen unter den selben Gesichtspunkt: den der Auffassung des Weibes in seiner Bedingtheit durch die Zeitverhältnisse und die Zeitanschauungen. Sie sind nicht aus Theorien hervorgegangenen und stehen nicht im Dienst von Theorien, — es sind Lebenserfahrungen und persönliche Beobachtungen, die ich sammelte im Bewußtsein, auszusprechen, was Viele fühlen, Wenige zu überschauen in der Lage sind.

Kaum je hat das Weib eine härtere und für die Bewahrung seines Wesens gefährlichere Zeit durchzumachen gehabt als dies Jahrhundert der Schutzlosigkeit des Einzelnen in einer zügellosen und ganz auf materielle Vortheile gerichteten Konkurrenz. Wo diese Konkurrenz am Ausgebildetsten ist, wie in Amerika und England, finden wir auch die Entartungformen des Emanzipationweibes am Zahlreichsten. Das Weib, das auf sich selbst stehen will, ist ein Produkt und eine Konsequenz des allgemeinen struggle for life, — das Weib, das dauernd auf sich allein stehen kann, ist schon der Anfang einer Entartung. Darum brauchen die Frauen unserer Zeit nicht Rechte, sondern Schutz. Rechte sind noch lange kein Schutz. Deshalb sind auch gewisse soziale und politische Gruppen so eifrig beflissen, ihnen Rechte zu schaffen, — dadurch wird man die Verpflichtung des Schutzes los.

Im „Buch der Frauen“ habe ich an dem Leben von sechs berühmten Frauen nachgewiesen, wie wurzellos und unglücklich das hochbegabte Weib ist, das gezwungen ist, allein zu stehen. Denn des Weibes Genie ist eins mit seiner Affektivität. Die ihrer Familien-, Liebe- und Mutterinstinkte dauernd entrathen können, sind keine Genies. Das Weib, dessen Empfinden steril wird, ist eine Absterbeform. Der Inhalt dieses Buches hat eine starke Resonanz gefunden. Es ist im Laufe eines Jahres ins Englische, Schwedische, Norwegische, Polnische und Russische übersetzt und die italienische Ausgabe ist bewilligt worden. Nur die französische, zu der sich der deutsche Verleger verpflichtete, ist noch nicht erschienen.

„Zwei Frauenerlebnisse“ sind eine Ergänzung zum „Buch der Frauen“. Sie wurden gesondert herausgegeben, weil die intimere und detaillirtere Darstellung entscheidender Lebensmomente dieser beiden Frauen die Nennung ihrer Namen ausschloß und die novellistische Form erheischte. In der ersten der beiden Novellen hat mich besonders noch ein Fall von Willensübertragung zur Schilderung gereizt, den ich in der Nähe beobachtete. Schon das Mittelalter kannte die Erweckung von Liebe durch Suggestion. Und diese Fälle sind auch jetzt noch so häufig, daß sie mich nicht besonders interessiren. Was mich aber interessirte, war die Rückwirkung der erweckten Neigung auf die Erweckerin, d. h. die Rückwirkung der Willensübertragung auf ihren Urquell mit verdoppelter Kraft, —

eine wenig beobachtete Erscheinung, für die man im Mittelalter dem irrthümlichen Genuß des einem Anderen präparirten Liebestrankes die Schuld gab, — was nicht so weit herzuholen gewesen wäre.

Mit „Karla Bühring" hatte ich zunächst eine bestimmte szenische Absicht. Ich wollte den Versuch machen, ein Stück zu schreiben, das — wenigstens in seinen Hauptlinien — rein pantomimisch sich selbst zu erklären geeignet war und das auch ohne die Erläuterung des gesprochenen Wortes die volle tragische Wirkung zu erreichen vermöchte. Also mit anderen Worten: ich sehe im Drama schlecht und recht eine Pantomime, — und aus diesem Gesichtspunkt könnte man sagen, daß unsere gegenwärtigen modernen Problem- und Kleinmalerei-Dramen überhaupt keine Theaterstücke sind; deshalb lehnt das Publikum sie auch ab. Allerdings erhalten wir durch die jetzige Theaterschulung keine Schauspieler für die Pantomime, die eine Durchglühung von innen erfordert, während das Sentenz- und Tendenzstück den schauspielerischen Ausdruck kalt und gekünstelt macht. Die Idee zu diesem Versuch kam mir zuerst durch das Spiel der Duse, — besonders durch die Art, wie sie Ibsens Tendenzstück „Nora" rein, und ganz um den Inhalt unbekümmert, ins Pantomimische verlegte und in den französischen Stücken, was sich nicht pantomimisch verwerthen ließ, ausschied oder fallen ließ. Zur Pantomime gehört also zunächst eine Einfachheit und Unmittelbarkeit der Handlung, die des Wortes nicht zur Erläuterung, sondern blos zur Begleitung bedarf. Ich glaube, daß der zweite, dritte und vierte Akt in „Karla" im Wesentlichen diese Einfachheit besitzt; der erste freilich weniger. Den Inhalt nahm ich her, wo er nahe lag: aus der Stellung der auf sich allein angewiesenen weiblichen Begabung zwischen dem wissenschaftlich angehauchten, aufdringlichen Decadence-Sophisten und dem zurückhaltenden, etwas verschlossenen braven Kerl. Der Erste wurde von mehreren Kritikern merkwürdig peinlich als Typus empfunden, was sich in sittlich-ästhetischer Ereiferung und Begeiferung des Stückes ausdrückte. Es kommt ja manchmal vor, daß man unabsichtlich ins allzu volle Menschenleben greift, — man merkt es erst, wenn man verschiedene Mitmenschen sich kratzen sieht.

„Wir Frauen und unsere Dichter" war seiner Entstehung nach in der Reihe dieser Bücher das erste. Es ist auch das einzige, das in der zweiten Auflage wesentlich umgearbeitet und ergänzt wurde. So, wie es jetzt dasteht, ist es ein Stück Glaubensbekenntniß, das sich ungefähr in folgenden Schlußworten des Buches ausdrückt: „Was haben wir Frauen von den Männern zu fordern, die in diesem Jahrhundert sich so überflüssig zahlreich uns als Führer, Lehrer, Befreier, Kavaliere und Seelsorger angetragen haben? Und wir Frauen antworten darauf: Wir haben zu fordern, daß sie Männer seien; weiter gar nichts. Je echtere Männer sie sind, je echtere Frauen werden wir sein. Nur der ganze Mann löst das ganze Weib im Weibe aus; alles Andere ist Pfuschwerk. Mannesleistung aber zeigt sich darin, daß sie weder nach rechts noch nach links sieht, weder nach der Zeitströmung horcht noch nach den Damen schielt, sondern sagt, was sie zu sagen hat — nicht mehr und nicht weniger —, und schreibt, was sie schreiben muß, aus dem Zwang ihrer Persönlichkeit. In keinem Jahrhundert ist so viel geschrieben worden wie in diesem. Es ist so viel geschrieben worden, daß nicht die schlechtesten Männer schon seit geraumer Zeit aufgehört haben, zu lesen. Aber das Weib liest für Zwei. Lesen ist ein Surrogat

für Leben. Um uns aber aus unserem eigensten Weibwesen ein Leben aufzubauen, dazu können wir keine ‚Dichter‘, ‚Denker‘ und ‚Propheten‘, wie dies anämische Jahrhundert sie hervorbringt, brauchen. Das müssen wir aus uns selbst holen, — nicht aus unserem Verstand, sondern aus unserem Instinkt. Und mich dünkt, es zeigen sich die ersten Zeichen, daß das Weib sich wieder bewußt wird, nichts Anderes zu sein, aber auch nichts Kleineres zu sein als: die Auferbauerin der künftigen Geschlechter.“

Schliersee. Laura Marholm.



Theorie der Begabung. Leipzig 1896. O. R. Reisland.

Der zwischen den Vertretern der altklassischen Bildung auf der einen, den Realisten und Deutschhumanisten auf der anderen Seite entbrannte Kampf um das Gymnasium konzentrirt sich namentlich um den Begriff der „formalen Bildung“. Da der praktische Werth des Lateinischen und Griechischen offenbar nicht mehr ausreicht, um diesen Fächern ihre jetzige centrale Stellung im Unterrichtsplan zu erhalten, so haben ihre Verfechter es vorgezogen, auf den unersetzlichen Werth hinzuweisen, den diese Fächer für die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten und Begabungen besitzen. Das Kampfterrain war in der That vortrefflich gewählt, die eingenommene Position fast unangreifbar. Denn wo es, wie bei dieser Frage, an allen halbwegs gesicherten Thatsachen und klaren, eindeutigen Begriffen fehlt, muß jeder Versuch einer entscheidenden Diskussion sofort im Triebsande der Phrase ersticken. Um den wirklichen Werth zu ermitteln, den die alten Sprachen für die Entwickelung der Begabung haben, müßte man doch zuerst wissen, welche Begabungen sich unterscheiden lassen, wie sie wirken, in welchem Werthverhältniß sie stehen, wie weit und durch welche Mittel sie bildsam sind. Dieses psychologische Fundament der formalen Bildungfrage habe ich in dem angekündigten Buche zu bauen versucht. Doch lag es in der Natur des Themas, daß ich mich nicht auf den pädagogischen Zweck beschränken konnte, sondern eine größere Zahl rein psychologischer Fragen mit in die Erörterung hineinziehen mußte.

Dr. Richard Baerwald.



Die Kunst. Novellen und Skizzen. Leipzig, Rob. Friese.

Mein Buch ist eine Annonce, ein Versuch: um Leser, die richtigen Leser, für meine größeren Arbeiten zu locken, habe ich einige kleinere, die mich von recht verschiedenen Seiten zeigen, zusammengestellt. Denen, die beschränkten Horizont für Charakter und ideale Weltanschauung oder Einseitigkeit in der Technik für Kunstreife halten, möchte ich mit den Novellen und Skizzen gleichzeitig sagen, daß wir nicht für einander taugen.

Dresden. Theodor Duimchen.



Der erste Entwurf der Frauenrechte.*)

Der erste Entwurf der Frauenrechte, der vor hundert und etlichen Jahren inmitten der Wirren der französischen Revolution auftauchte, ist eng mit einem weiblichen Namen verknüpft, der sich jetzt nur noch selten, selbst in den Annalen der französischen Revolution nur noch vereinzelt, verzeichnet vorfindet. Olympe de Gouges, unbekannter Herkunft — einige Autoren lassen sie von Ludwig dem Fünfzehnten abstammen — war als Tochter einer Modehändlerin aus Montauban um 1773, achtzehn Jahre alt, nach Paris gekommen. Jung, unternehmend, vielseitig veranlagt, leidenschaftlich für die eben erwachenden freiheitlichen Ideen der Zeit erglühend, säumte sie nicht, sich dem anschwellenden Strom der Bewegung anzuschließen. Ein eifriges Studium führte ihr eine vielseitige wissenschaftliche Bildung zu. Nebenbei pflegte sie ein nicht unerhebliches schriftstellerisches Talent. Sie wandte sich der Bühne zu, auf der damals die Hoffnungen, Befürchtungen und Visionen der Zeit theils in versteckten Anspielungen, theils in nicht mißzuverstehenden Drohungen, die Geister erhitzend, sich ausathmeten. Mehrere ihrer dramatischen Arbeiten, die 1788 gesammelt in drei Bänden erschienen, machten Glück. Ohne eine bedeutende dramatische Schaffenskraft zu besitzen, traf sie, wie in ihrem Molière chez Ninon ou le siècle des grands hommes und ihrem L'homme généreux, durch rhetorischen Schwung, Kühnheit und schwärmerische Verherrlichung der Ideale des Jahrhunderts die Stimmung der Zeit.

Unterdessen rückte die Revolution, einstweilen noch gemäßigten Schrittes, aber doch den künftigen Sturmschritt schon ahnen lassend, Stufe um Stufe weiter vor. Die Menschenrechte wurden festgestellt und proklamirt. In dem selben Jahr, 1789, fangen auch die Frauen an, zu agitiren. Sie wünschen bei der Umwälzung des Bestehenden auch in irgend einer ihr Lebensloos verbessernden Weise betheiligt zu sein. Kein Gedanke einstweilen noch an eine Auflehnung gegen die männliche Autorität. Aber sie machen doch ausfindig, daß der Mann sich eigentlich recht viele Uebergriffe, unter denen sie ökonomisch leiden, auf weibliche Arbeitgebiete erlaube. Und sie fangen an, zu überlegen, ob sich Das nicht ändern lasse. Politik? Nein, was sollen sie mit Politik und Staatsgeschäften, — die mag der Mann nach wie vor besorgen. Aber dann soll er ihnen auch nicht ins Gehege kommen und ihre Nahrungzweige schmälern. Leben, d. h. essen und trinken, muß doch der Mensch auf alle Fälle, ob Mann, ob Weib. Der Grundgedanke oder vielmehr die elementarste Regung des Sozialismus —: il faut vivre pourtant — meldet sich an. Wer soll aber helfen? Der König muß Abhilfe schaffen. So stellen denn die Frauen in einer Eingabe an den König ihre, an einem späteren Maßstabe gemessen, noch sehr bescheidenen Forderungen auf, die dahin gehen, daß es den Männern verwehrt werden solle, den Frauen zukommende gewerbliche Thätigkeiten, als da sind: Schneidern, Sticken oder Handeln mit Kurzwaaren, an sich zu reißen. Wenigstens Nadel und Spindel sollte man den Frauen doch lassen. Dafür wollten sie sich verpflichten, weder den Kompaß noch das Winkelmaß jemals zu handhaben.

---

*) S. D. Stern, Histoire de la Révolution de 48, A. Lefaure, Le socialisme pendant la Révolution und Duboc: „Fünfzig Jahre Frauenfrage“.

Nichts verlernt sich schneller als die Bescheidenheit. Ein Jahr später hatte die gesetzgebende Versammlung sich bereits mit einer requête des dames à l'Assemblée nationale zu beschäftigen, in der die volle revolutionäre Tendenz, ins Weibliche übersetzt, als jugendlicher Most gährte. Jeder weiß am Besten, wo ihn der Schuh drückt, und das Weib war sich auf einmal vollkommen klar darüber, daß ihm alle Privilegien-Abschaffung nur wenig nützen konnte, wenn die Vorrechte des männlichen Geschlechtes als solchen unangetastet blieben. So forderte es denn in der requête erstens: es sollten alle Privilegien des männlichen Geschlechtes durch ganz Frankreich völlig und unwiderruflich beseitigt werden. Zweitens: das Weib sollte die selbe Freiheit, die selben Vortheile, die selben Rechte und die selben Ehren wie das männliche Geschlecht genießen. Drittens: das männliche Geschlecht sollte in keinem Sinn als die edlere Art betrachtet werden, sondern in Betracht ziehen, daß alle Arten und alle Wesen gleich edel sein sollten und edel seien. Die selbe kühne, um nicht zu sagen anmaßlich kecke Sprache hallte in den Klubs und den Journalen wieder, welche die vorgeschrittenen unter den Frauen zur Geltendmachung ihrer Rechte und Interessen, wie sie sie eben verstanden, und zur Aufklärung ihrer schwächeren und weniger begehrlichen Schwestern gegründet hatten. In der vordersten Reihe dieser vorgeschrittenen Geister stand Olympe de Gouges. Der Sturz des Feudalsystems schien ihr die Krönung des sich neu erhebenden Tempels der Freiheit, die Erfüllung aller edlen Wünsche zu sein, aber die Arbeit durfte nur nicht halb gethan werden. Hatte es nur ein ständiges Feudalsystem gegeben, das mit schwerer Wucht auf den unteren Ständen gelastet hatte, zwei Menschenschichten, die Bevorrechteten und die Rechtlosen, von einander scheidend? Gab es nicht außerdem noch ein gewissermaßen geschlechtliches Feudalsystem, welches das Weib willkürlich dem Manne überantwortete, der ihm seinen Rechtsantheil nach freiem Ermessen zuwog und seine Aussperrung, wo es ihm paßte, festsetzte? Sollte nicht auch für die Frau das Recht der Empörung gelten, nicht auch für sie Punkt 2 der Menschenrechte: „Alle Menschen haben das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung" Geltung haben? Gewiß. Und wie der Sturz des ständischen Feudalsystems in den Menschenrechten zum Ausdruck gelangt war, so mußte also der Sturz des geschlechtlichen Feudalsystems in den Frauenrechten offen verkündet werden.

So schritt Olympe de Gouges denn zur That und schrieb die „Erklärung der Frauenrechte" nieder, von denen einige der wichtigeren leitenden Grundsätze lauten: „Die Frau ist frei geboren und gesetzlich dem Manne gleich . . . Das Prinzip der Souverainetät ruht wesentlich in der Nation, die nur die Vereinigung von Frau und Mann ist. Freiheit und Gerechtigkeit bestehen darin, Jemandem Alles, was ihm gebührt, zukommen zu lassen. Die Ausübung der natürlichen Rechte der Frau findet jetzt seine Grenzen nur an der beständigen Tyrannei des Mannes . . . . Das Gesetz sollte für Alle gleich sein. Da alle männlichen und weiblichen Bürger gleich sind in dem Auge des Gesetzes, sollten ihnen in gleicher Weise alle Würden, Aemter und öffentlichen Einrichtungen zugänglich sein, — gemäß ihrer Fähigkeit und ohne eine andere Unterscheidung als die ihrer Tugenden und Talente . . . Die Frau hat das Recht, das Schaffot zu besteigen, sie sollte in gleicher Weise das Recht haben, die Tribüne zu besteigen."

Wenn es in der Welt folgerichtiger zuginge, als es thatsächlich geschieht,

und wenn die Logik überhaupt in dem Konflikt widerstreitender Interessen den Ausschlag gäbe, so dürfte es der männlichen Abtheilung schwer gefallen sein — nachdem sie sich einmal auf die Erklärung der Menschenrechte eingelassen hatte —, die Folgerungen, die von der weiblichen Seite gezogen, und die Forderungen, die erhoben wurden, abzuwehren und zu widerlegen. In der That kam es dazu aber gar nicht. Wir lesen nirgends von einer parlamentarischen oder außerparlamentarischen Widerlegung der von den Frauen vorgebrachten Gründe. Man ließ sie schreiben und reden, ohne sich darum zu kümmern. Der gesetzgebende Körper blieb taub oder, wenn nicht taub — denn er hörte die Argumente eines Vertheidigers der Frauenrechte, des Marquis de Condorcet, ruhig an —, doch stumm. Er rührte sich nicht. Er beschränkte sich auf eine gelassene Abwehr, die sich in die Form einer Huldigung vor dem weiblichen Charakter kleidete. Später wurden die weiblichen Klubs geschlossen. Die politischen Ausschweifungen, denen sich die Massen der Weiber, allen anderen voraneifernd, während der Schreckenszeit überließen, gaben dem mit heuchlerischen Tugendphrasen prunkenden Regiment einen willkommenen Anlaß, diese Bundesgenossenschaft abzuschütteln.

Olympe de Gouges traf das Schicksal so mancher Frau, die hingebend und begeistert den neuen Menschheitmorgen begrüßt hatte. Empört über die Entartung, die sich in dem Abfall zum Schrecken vollzog, erhob sie in der vielgelesenen, auch in der von Archenholz herausgegebenen „Minerva" ins Deutsche übertragenen Schrift: Défenseur officieux de Louis Capet. Au Président de la Convention nationale ihre Stimme zu Gunsten des unverletzlichen Rechtes, das in Ludwig dem Sechzehnten gebeugt wurde. Die Tribüne des Gesetzgebers, die sie geschützt hätte, war ihr verwehrt. So griff sie zur Tribüne des Schriftstellers, die sie nicht schützte, und bestieg am dritten November 1793 muthig und gefaßt das Schaffot, um für ihr Bekenntniß zu büßen.

Der Entwurf der Frauenrechte ist sicher inhaltlich kein sehr bedeutsames Schriftstück. Und doch ist er in gewissem Sinne von hohem Interesse. Die bloße Bezeichnung: „Frauenrechte" wies, ohne daß Dies allerdings von der weiblichen Seite beabsichtigt war, auf einen Grundfehler hin, der in den „Menschenrechten" insofern lag, als sie gewissermaßen einen Schreibfehler enthielten. Sie hätten Männerrechte heißen und Dem gemäß abgegrenzt sein sollen. Dann konnte es auch einen Entwurf der Frauenrechte geben, dem, wie nun die Verhältnisse lagen, trotz dem Namen wiederum der Boden, die eigentliche Unterlage, fehlte. Zwei abstrakte Auffassungen standen sich gegenüber, die einander nur darin ähnelten, daß sie eben beide auf Abstraktionen fußten: die Auffassung des Mannes, der die Menschenrechte dekretirte, aber sich allein unter diesen „Menschen" verstanden wissen wollte, und die Auffassung der Frau, die von Frauenrechten sprach, aber die darin liegende thatsächliche Sonderung keineswegs anerkannte, sie vielmehr für das größte Unrecht erklärte. Die Erbschaft dieses Uebergewichtes der Abstraktion in dieser Frage ist auf unsere Generation in der Formel der Gleichberechtigung des Weibes übergegangen und wir werden uns erst von ihr zu befreien im Stande sein, wenn wir den Muth und die Unbefangenheit gefunden haben werden, das Wirkliche als Wirkliches anzuerkennen und auf beide Geschlechter das gute alte Wort anzuwenden: suum cuique.

Dresden. Julius Duboc.



Die Versumpfung unserer Kolonialpolitik.

Vor zwölf Jahren und heute! Damals flammte eine, die besten unter allen Deutschen durchzitternde Bewegung auf, in der ein die Geister befreiender Zauber lebte. Heute stehen die anständigen Männer betrübt, verletzt, entmuthigt und angeekelt bei Seite, falls sie nicht gar dem undankbaren Vaterlande den Rücken kehren, während Neid, Scheelsucht und Verleumdung sich begeifern, daß es zum Himmel stinkt. Niemand wird diese Entwickelung natürlich nennen wollen; und es ist nothwendig, die Ursachen dieses Rückganges zu erforschen. Aus der allgemeinen Ebbe der nationalen Strömung ist die Versumpfung nicht allein zu erklären. Auch nicht aus den Enttäuschungen, die das Tropenleben und insbesondere die physischen Schwierigkeiten in Afrika der Kolonisation und ihren Trägern bereiteten. Diese Schwierigkeiten waren 1884 sicher weit größer als heute. Und doch sind unsere Kameraden nicht entmuthigt; sterbend noch haben sie, wie Jühlke und Günther, wie Schmidt und Krüger, die Freunde angefeuert, nicht zu wanken und zu verzagen in der Durchführung der großen gemeinsamen Sache. Auch damals gab es Wankelmüthige daheim und in Afrika; aber eine ihres Zieles klar sich bewußte Führung riß sie mit fort; und in dem hochgespannten Pflichtbewußtsein, das Alle beseelte, erstickten alle niederen Beweggründe, die heute wie Blasen aus dem Sumpfe hervorquellen.

Die heutige Führung — oder vielmehr der Mangel an jeglicher Führung — ist die trübe Quelle, aus der das Uebel entsprungen ist und die deshalb nicht nur nach hergebrachter Ueberlieferung formell, sondern dem innersten Kerne der Sache nach verantwortlich gemacht werden muß sowohl für den Niedergang der kolonialen Bewegung daheim wie für die Mißerfolge in den Kolonien. Es kann und darf nicht so weiter gehen mit dem Fortwursteln ohne Programm und der ... seltsamen Behandlung aller Personalfragen. Der nothwendige Wechsel an der leitenden Stelle darf sich nicht darauf beschränken, die unmöglich gewordene Persönlichkeit des Herrn Dr. Kayser zu beseitigen, sondern muß eine gründliche Reform der Kolonialabtheilung nach ihrem Geiste und innersten Wesen bewirken.

Allerdings ist Das sehr viel schwieriger, als es auf den ersten Augenblick scheinen mag. Das Wesen aller Kolonialpolitik — auch der deutschen, wie sie vor zwölf Jahren von ihren leitenden Köpfen erfaßt wurde — strebt dahin, dem Volke jenseits der Meere Bethätigungfelder zu schaffen, auf denen es, befreit von den engen sozialen Schranken der Heimath, seine Kräfte auswachsen lassen kann. Wir, die Urheber der deutschen Kolonialpolitik, insbesondere wollten neben dem militärisch und bureaukratisch eingepferchten Mutterlande einen Tummelplatz schaffen, auf dem besonders die deutsche Jugend zum internationalen Wettbewerb in der männlichen Bethätigung freier, auf sich selbst beruhender Kraft erzogen werden könne. Die Erziehung des Deutschthumes zu einer großen weltumspannenden Nation war der letzte Grundgedanke, der nach eigenem Bekenntniß Karl Peters und seine Freunde nach Afrika führte. Es sollte durch diese Unternehmungen also die Ueberwindung des alten deutschen politisch engen Geistes durch neue große weltgeschichtliche Anschauungen und Aufgaben angestrebt werden. Hierbei bestand von vorn herein die nunmehr durch die weitere Entwickelung der deutschen Kolonialpolitik fast unüberwindlich gewordene Schwierigkeit, daß ein völlig bureaukratisch

organisirter Staat Etwas unternehmen sollte, das am letzten Ende darauf berechnet war, uns vom Bureaukratismus innerlich zu befreien und auch politisch zu einer vornehmen Nation zu machen. Das sah von vorn herein, wie so manches Andere, Fürst Bismarck ein. Sein kluges Wort: „Ich kann mit Geheimräthen und Generälen doch keine Kolonialpolitik treiben“ wurde damals von uns entweder gar nicht verstanden oder in jugendlichem Thatendrange übersehen. Wir wollten ja nicht mit Generälen und ganz gewiß nicht mit Geheimräthen Kolonialpolitik treiben, sondern hofften, nach englischem Vorbilde durch die freie Kraft der Bürger unser Neu-Deutschland schaffen und ausbauen zu können. Aber die Geheimräthe zogen sehr schnell hinter den Konquistadoren her und sie haben — wie sie wohl meinen, für alle Zeiten — in unseren Kolonien sich behaglich eingenistet, an ihrer Spitze Herrn Dr. Kayser, den wohl auch seine Verehrer für eine etwas eigenthümliche Lesart des deutschen Pitt halten werden.

Es wäre interessant, festzustellen, wer zuerst auf den Gedanken gekommen ist, gerade diesen Herrn an die Spitze der deutschen Kolonialpolitik zu stellen. Herr Dr. Kayser war am Anfang seiner Laufbahn Einpauker von Pandekten und Institutionen für juristische Examina. Ob Das gerade die richtige Vorbereitung zu einer schöpferischen Kolonialpolitik war, darf wohl bezweifelt werden. Wer ihn seit den achtziger Jahren dabei beobachtet hat, wie er Zug für Zug sich die Leitung der Kolonialabtheilung erarbeitete, wird einem gewissen — sagen wir: diplomatischen — Talente des Herrn Dr. Kayser seine rückhaltlose Anerkennung nicht versagen. Freilich genügt dies Talent auf die Dauer nicht einmal zum persönlichen Vorwärtskommen, geschweige denn zu einer anerkannten Stellung in der Nation. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die vom Herrn Dr. Kayser vertretenen Vorlagen im Reichstage auf Unterstützung von konservativer Seite nicht mehr zu rechnen haben; das Schicksal der Neu-Guinea-Vorlage war in dieser Beziehung nur ein bezeichnender Anfang.

Und wahrlich, unsere politischen Freunde im Reichstage haben Recht, wenn sie dieser Kolonialregirung für kolonialpolitische Forderungen keinen Groschen mehr bewilligen. Denn welche greisenhafte Unfruchtbarkeit ist mit dem Geheimrathsregiment in die Kolonien eingezogen! Wo ehedem ein schöpferisch jugendliches Streben dahin trieb, die natürlichen Hilfsquellen der Kolonie zu entwickeln, den Neger neuen wirthschaftlichen Aufgaben zuzuführen und das Land zum Aufblühen zu bringen, da ist unter Herrn Kaysers geistreicher Führung nun „die Verwaltung eingerichtet“. Der preußische Assessor hat mit dem Gesetzbuch unter dem Arme seinen Einzug in Gebiete gehalten, deren Eingeborene ein für ihre Verhältnisse einfaches, aber sachlich entsprechendes Recht besaßen. Ohne Rücksicht auf dieses eigenartige, den afrikanischen Einrichtungen entsprungene Recht werden nun jene Urtheile gefällt, deren salomonische Weisheit von Indern, Arabern, Negern, Javanen und Europäern gleichmäßig bestaunt werden. Und der Verwaltungapparat arbeitet wie eine Papiermühle. Die Registraturen vermögen die Höhe der Journalnummern nicht mehr zu bewältigen; Erlasse von gestern werden heute wieder aufgehoben. Der geringste Quark wird der behördlichen Fürsorge werth erachtet; um Das aber, was dem Lande noth thut, kümmert sich kein Mensch. Die Besiedelungfrage, die Wegefrage, der Eisenbahnbau, Hafenbauten, die Stromschifffahrt, die Einführung neuer und lohnender Kulturen, die Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeit und zum Wehrdienst, die Ver-

drängung fremder Erzeugnisse durch deutsche, die Unterstützung des Plantagenbaues, die Einführung nutzbarer Hausthiere, die Regelung der Wasserfrage, die Anlage von Fabriken zur Ausnützung der Landeserzeugnisse: alle wirthschaftlichen Aufgaben verdorren und verkümmern. Dafür aber tyrannisirt der Herr Beamte oft mit dünkelhafter Ueberhebung den Pflanzer, Kaufmann und Kolonisten. An Stelle der alten herzlichen Kameradschaft, die zu der Größe der gemeinsamen Aufgabe die Herzen auflodern ließ in edelster Begeisterung, ist der Damenklatsch getreten, der, von Berlin aus eifrigst genährt, mit lächerlichen Streitigkeiten über Amts- und Geburtrang in spitzfindiger Bosheit die Kolonie in Aufregung hält. Der Plunder, dessen wir daheim längst so gründlich überdrüssig geworden sind, spreizt sich in den Kolonien; an Stelle der von uns erstrebten schöpferischen Kolonialpolitik ist ein schaler Abklatsch des vormärzlichen Preußenthumes getreten, der uns in allen fünf Erdtheilen blamirt. Und für diesen geradezu schädlichen Apparat muthet man dem Reichstage jährlich das Opfer von drei bis vier Millionen zu! Da ist es in der That Pflicht jedes Konservativen, jedes Vaterlandsfreundes überhaupt, zu sagen: Nein, dieser Kolonialregirung keinen Groschen mehr!

Der Schade ist ja nicht mit der Verödung der Kolonien abgethan; weit schlimmer ist die geradezu vergiftende Wirkung, die diese politische Malaria auf unser heimisches Volksleben übt. Nicht genug damit, daß auf die Frühlingsblüthe der kolonialen und nationalen Begeisterung der widerwärtige Mehltau dieser vormärzlichen Bureaukratie gefallen ist; nicht genug damit, daß an Stelle der Verständigung, die von uns in interkonfessioneller Beziehung seit 1886 herbeigeführt war, eine an Wirrwarr grenzende Verhetzung getreten ist: jetzt droht dem Edelsten und Besten Gefahr, was das deutsche Volk bisher sein Eigen nannte: der Sicherheit unserer Rechtspflege.

Durch die Zeitungen lief in den ersten Augusttagen die Mittheilung eines Herrn Buß, früheren Beamten der deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft, daß die Gewaltthaten Friedrichs Schröder — dessen angstgequälte Wahnvorstellungen und nächtliche Tobsuchtanfälle übrigens von offensichtlicher Geisteskrankheit zeugen — dem Herrn Dr. Kayser bereits während seines Aufenthaltes in Sansibar von dem Briefschreiber mitgetheilt worden seien. Ich habe Das für ganz unmöglich gehalten. Es hat sich aber herausgestellt, daß Herr Kayser selbst in Sansibar mit einem in hochgeachteter und einflußreicher Stellung stehenden deutschen Herrn davon gesprochen hat. Dem gegenüber wird die Frage nicht mehr aus der öffentlichen Erörterung verschwinden dürfen: Wie konnte der Leiter unserer Kolonialpolitik vier Jahre lang diese Vorkommnisse ununtersucht lassen und wie kommt es, daß die Verhaftung Schröders genau zusammenfällt mit den Angriffen, die das von dem Bruder des Verhafteten und nun Verurtheilten herausgegebene „Deutsche Wochenblatt" gegen Herrn Dr. Kayser aus anderem Anlaß gerichtet hat? Bei der Berufungverhandlung in Sachen Schröder wird man sehr ernst die Frage zu prüfen haben, ob die Unparteilichkeit der Rechtspflege durch dies Verfahren genügend gewahrt ist, ob es nicht vielmehr nothwendig erscheint, die letzte Berufunginstanz nach Deutschland zu verlegen, um die koloniale Rechtspflege politischen Einflüssen zu entziehen. Ich kann die Versicherung geben, daß der gleiche Wunsch bei den in Afrika arbeitenden Gesellschaften schon lange auch in Bezug auf den Civilprozeß besteht. Wichtiger als alles Dies, wichtiger auch als die Frage, ob gegen Herrn Dr.

Kayser die Disziplinaruntersuchung einzuleiten ist, erscheint zur Zeit die Frage der Reform der Kolonialabtheilung. Die Auswanderungsgesetzgebung wird voraussichtlich dazu führen, daß die Schaffung eines besonderen Kolonialamtes, dem auch die Auswanderungangelegenheiten obliegen müssen, wieder in den Vordergrund der Erörterung tritt. An die Spitze dieses Amtes aber muß ein Mann gebracht werden, dem es in innerster Seele Ernst ist um die für das nationale Leben unersetzbar wichtigen Fragen der Kolonialpolitik und der Ueberseepolitik überhaupt. An der Wurzel muß die Reform beginnen, wenn die Zweige gesunden, blühen und tragen sollen. Deutsche Art sieht mehr als die jedes anderen Volkes auf ihren Führer. Giebt man ihr den rechten Mann zum Führer, so verrichtet sie Wunder zum Erstaunen der Welt; unter unfähiger Führung wuchert das Unkraut hadernder Scheelsucht, das fluchbeladene Erbtheil des deutschen Nationalcharakters. Diese Schlacken schmilzt nur die Begeisterung für große Thaten und das leuchtende Beispiel einer großen politischen Persönlichkeit. In kolonialpolitischen Dingen ist diese Erfahrung besonders werthvoll: coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt! Es wird schwer fallen, den geeigneten Mann für diese schwierige Reform zu finden. Wie die Dinge liegen, kann man nur wünschen, daß zunächst ein höherer Offizier mit der Aufgabe betraut werde, damit die im Heere herrschenden Grundsätze ritterlicher Denkart wieder einziehen in die gänzlich versumpfte Leitung unserer Kolonialpolitik.

Fritz Bley.



Kursschwankungen.

In früheren, ruhigeren Zeiten bewegten sich Türkenloose zwischen 9 und 12, heute ist ihr Kurs circa 32; einprozentige Türken, in denen das Hauptgeschäft vor sich geht, waren zu 8 einst lange zu haben, jetzt ist der Kurs 20; Zolltürken wurden zu 70 eingeführt, heute nähern sie sich langsam dem Parikurse. Die Banque Ottomane verlor ganz vorübergehend 2 Prozent. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Gruppe, die in der Aufrechthaltung ihres Marktes eine so große Macht entfaltet, auch das Recht zu einer solchen Aktion besitzt. Indessen ganz ohne Verdienst um solche erstaunliche Festigkeit ist selbst die Contremine keineswegs. Ihr Niederbruch vom vorigen Monat hatte zunächst die Turbanwerthe hinaufgesetzt; dann war sie zu den gestiegenen Kursen wieder mit Blancoabgaben vorgegangen und hatte Türken bei 25 (jetzt 20), Ottomane zu 620 (jetzt 550) gefixt. Das sind schöne Resultate; und auch weniger schwache und weniger „gebrannte" Baissiers als die pariser hätten danach die ersten Aufstandsnachrichten aus Konstantinopel zu Rückkäufen benutzt. Bekanntlich läßt sich von einer regelrechten Spekulation in türkischen Werthen nur an der Seine reden; Deutschlands Hauptinteresse betrifft die fundirten und sichergestellten Obligationen. Darüber wird aber recht viel Beruhigendes von oben her verbreitet; selbst im unwahr-

scheinlichen Falle einer Auftheilung der Türkei sollen die geldlichen Verpfändungen — und was ist dort nicht bereits verpfändet! — keine Aenderung zum Schlechten erfahren. Unsere klugen Finanzmänner glauben nun zwar an die gegen die Armenier begangenen Scheusäligkeiten, allein sie zweifeln zugleich nicht daran, daß die Armenier den verhängnißvollen Streit begonnen haben. Sie verweisen dabei auf die Schulpaläste, die von amerikanischen Missionen am Bosporus für armenische Zöglinge erbaut wurden und das Interesse fremder Elemente deutlich genug bezeugen, ferner auch auf die Wühlereien jener armenischen Komitees in London und Paris, die, weit vom Schuß, jedes Verantwortlichkeitgefühl für die blutigen Folgen ihrer Thätigkeit abgestreift hätten. Das sei hier nur angeführt, weil für die Entschließungen der Mächte auch die Berichte der Banken und Finanzdelegirten wichtig sein werden. Freilich habe ich bereits früher erwähnt, wie gern alle wirthschaftlichen Faktoren den freiwilligen oder erzwungenen Abgang des jetzigen Sultans sehen würden. Dieser Despot will, echt orientalisch, Alles selbst machen und deshalb einen energischen Großvezier nicht aufkommen lassen. Deutschland hat ja, wie es scheint, erst nach dem energischen Auftreten der Engländer wegen der kretischen Metzeleien der Pforte Vorstellungen gemacht. Auch dabei spielt ein finanzieller Umstand mit: man grollt den Griechen wegen ihres verlumpten Zinsendienstes und macht von einer pünktlichen Couponszahlung das Schicksal unzähliger Unterdrückten abhängig. Vielleicht wird man es auch bei freien Völkern nicht verstehen, welche vormärzlichen Triebe jetzt 1400 deutsche Besitzer von Griechenfonds zu einer Immediateingabe an den Kaiser angeregt haben, den man mit diesen Dingen doch verschonen sollte.

Während unsere vierprozentigen Konsols noch einer Konversion harren, haben die Bayern das Vorspiel begonnen. Herr Miquel hat gewiß davon gewußt, aber das Publikum war überrascht. Im Kurs war der Unterschied zwischen den vier- und den dreieinhalbprozentigen Bayern bereits eben so ausgeglichen wie bei den selben verschiedenen Typen unserer preußischen Konsols und unserer Reichsanleihe. Der neue Modus in München hat sich endlich von dem alten Kanzleistil frei gemacht, wonach sämmtliche Besitzer „für“ oder „gegen“ ihre Anmeldung einzureichen haben. Diesmal wird nach dem Muster der großen französischen und holländischen Umwandlungen verfahren; nur die nicht Konvertirenden haben danach bis zu einem bestimmten Termin eine Erklärung abzugeben, sonst gilt die Konversion einfach als angenommen. Wie Viele sich künftig mit einer Verzinsung von 3,20 Prozent (zum jetzigen Kurs) unzufrieden fühlen werden? Manche Fachleute glauben, von den 1100 würden nicht mehr als allerhöchstens 100 Millionen Mark zum Verkauf kommen. Als Umtauschsobjekte kommen zunächst vielleicht italienische Eisenbahnobligationen in Betracht, die schon fester als italienische Rente zu liegen scheinen. Man macht mit ihnen netto circa $4^3/_4$ Prozent, während die Rente zum heutigen Kurse einschließlich Steuer und Agio noch $5^1/_5$ Prozent abwirft. Die Verbindung mit Montenegro wurde als Hinneigung zu Rußland von unseren Kapitalisten gern begrüßt. Im Uebrigen darf allenfalls die beträchtliche Mehrausfuhr Italiens animiren, aber keineswegs das Mehr in den Zolleinnahmen; denn diese entstammen zum Theil den enormen Getreideimporten, die in den ersten sieben Monaten bereits um 33 Millionen Lire über die des Vorjahres hinausgehen. Aber das bayerische Publikum wird sich wohl auch dem amerikanischen

Bondsmarkte zuwenden, zu dem es von je her via Frankfurt in Beziehungen stand. Die Frankfurter als Vermittler verdienten natürlich am Meisten dabei.

Es ist nun fraglich, wie dieser Markt jetzt beschaffen ist; nach meiner Erfahrung kann man dort wieder von einem spekulativen Untergrund sprechen. Die Erklärungen Mac Kinleys zu Gunsten der Goldwährung oder doch des gegenwärtigen Währungzustandes sind immerhin wichtig. Außerdem ist bei uns und in Oesterreich-Ungarn ein Theil der Ernte verregnet, so daß die Weizenverschiffungen aus der Union sehr stark anwachsen. Man behauptet zwar, der Farmer habe hiervon nichts, denn er verkaufe zu jedem Preis, nur die Schiffe hätten den Nutzen; aber die riesigen Verschiffungen von Baumwolle sollen, wie man glaubt, Preissteigerungen erfahren, wie ja u. A. auch die Erhöhungen der verschiedenen deutschen Webereien und Spinnereien beweisen. Das könnte den Farmer zu einer freundlicheren Auffassung der Lage bewegen und eine Handelskrisis verhindern. Krisen treten sehr oft nicht ein, gerade weil sie Jeder erwartet, also auch seine Vorbereitungen getroffen hatte. In Europa ist wenig bekannt, daß der Farmer drüben häufig ein großer Landspekulant ist. Geht es ihm auf seinen hundert Acres Land gut, so schlägt er gern seinen Besitz los, zieht nach einem anderen Ort und kauft sich dort 300 Acres. Interessant dürfte übrigens die Frage sein, wo die Menge des neuen Silbers bleibt. Die Goldproduktion fließt in die Banken und Staatsreserven, aber von dem Abfluß der ebenfalls alljährlich wachsenden Silberförderung in der Union vernimmt man nichts. Die dortigen Minenbesitzer müssen also ihre Vorräthe wohl einfach aufspeichern. Von den amerikanischen Eisenbahnbonds sind die guten zu den billigsten Kursen verkauft worden.

Von Bahnen finden nur Schweizer einiges Interesse. Hört man, daß viele Reisende den Pilatus hinauffahren, so tritt etwas Meinung ein, vernimmt man von einem Föhn, so wird rasch wieder verkauft. Prince Henri-Aktien empfiehlt Berlin lieber nach Hamburg, weil man dort gläubiger als in Frankfurt ist. Kreditaktien sind, trotz allen anders scheinenden Börsenberichten, nicht allzu belebt, da selbst Wien jetzt über keine ausgesprochene Tendenz verfügt. Diskonto-Kommandit — Emissionen scheinen zunächst nicht in Aussicht — liegen bei festem Kurs leblos. Mittelbanken haben jede ersichtliche Theilnahme des Publikums verloren. Gesucht bleiben Bergwerkspapiere. Natürlich wird bei größeren Operationen, so lange es eben geht, die Form des Zeitgeschäftes gewählt. In Eisen giebt es Erhöhungen für Walzeisen, also werden auch Feinbleche und Träger wohl bald hinaufgesetzt werden. Doch sollte man auf die Eisenverhältnisse in Amerika achten, wo, trotz zweimonatlicher Produktioneinschränkung um je 100 000 Tons, eine lebhafte Nachfrage kaum zu spüren ist. Industriepapiere haben wieder nachgelassen. Bei Dynamit-Trust soll die Steigerung auf Grund eines neuen Verfahrens erfolgt sein, Cyankali aus Carbid herzustellen. Wie mich Fachleute versichern, sei Das aber noch wenig glaubhaft, da einstweilen z. B. die erforderliche elektrische Energie theurer als das Cyankali selbst sei. Chemische Aktien bleiben von den Benzolpreisen nahezu unberührt. Ganz im Sinne der früher hier geäußerten Zweifel sind die letzten Bekanntmachungen der russischen Staatsbank. Danach ist der Rubelkurs bis Ende des nächsten Jahres ganz wie bisher fixirt worden, ausdrücklich auf Grund des Prägungsgesetzes vom siebenzehnten Dezember 1885. Pluto.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 12. September 1896.

Breslau.

Zweimal an jedem Wochentage erfährt der geduldige Normalmensch, was er zu meinen, was zu hoffen und was zu fürchten hat, zweimal an jedem Tage belehrt ihn über alle Vorgänge dieser Welt für ein Billiges seine Zeitung. Das ist einfach, bequem und förderſam und kann gar nicht laut genug gerühmt werden, wenn das Quartal sich zum Ende neigt und das Abonnement zu erneuern ist. Dennoch darf schüchtern von Zeit zu Zeit wohl die bescheidene Bitte gestammelt werden: Ihr Allweisen, die Ihr in Großbetrieben öffentliche Meinungen fabrizirt, bewahret die Haltung erwachsener, mündiger Menschen und fallet nicht in den Kinderstubenton der Eierfibel zurück; und Ihr Wackeren, die Ihr Zeitungweisheit einschlürft, polstert Euren gläubigen Sinn mit einiger Skepsis und lauschet nicht allzu andächtig dem Kuligeplärr. Oft schon ist diese Bitte ins Leere verhallt und doch muß der Versuch ohne Ermatten stets erneuert werden, wenn bei den Spendern und den Empfängern öffentlicher Meinungen die Thorheit ins Riesenmaß wächst. Das haben wir eben wieder einmal erlebt und deshalb ist das Bemühen vielleicht nicht ganz zwecklos, mit ein paar ruhigen Worten die Klarheit der Konturen zu schaffen, an der im Herbst der Blick sich so gern freut. In Breslau hat der Deutsche Kaiser den Kaiser von Rußland als seinen Gast begrüßt und gefeiert und dieses höfische Ereigniß ist von allen politisch Denkenden mit angenehmen Empfindungen aufgenommen worden, weil es beweist, daß die höchsten Repräsentanten zweier mächtigen Reiche wenigstens auf den äußeren Schein guter Bezieh-

ungen Werth legen. Die Empfänge, Feste und Tafelfreuden sind, nebst den militärischen Schauspielen, ausführlich geschildert worden; dabei hat mancher Mann wohl im Stillen gedacht, ob es denn gar nicht möglich sei, ein Bischen Abwechselung in das ewige Einerlei dieser Paraden, Galaopern und Zapfenstreiche zu bringen, ob im Lande der Denker und Dichter einem verwöhnten Gast nicht am Ende Beträchtlicheres gezeigt werden könnte und ob der staubige Prunk aus der Zeit der Soldatenkönige in unsere Tage noch passe. Aber bis hierher ist Alles gut und der beschränkte Unterthanenverstand braucht sich nicht darum zu kümmern, wo und wie gekrönte Häupter ihr Amusement suchen und finden. Spaßhaft — oder, je nach der Gemüthsart des Betrachters, auch widrig — wird die Sache erst, wenn wir auf Holzpapier lesen, in Breslau habe sich ein Vorgang von welterschütternder Bedeutung abgespielt, der Friede, der liebliche Knabe, den Jeder gern hätschelt, sehe strammer und munterer aus als jemals zuvor und für Deutsche und Russen ziehe nun eine neue Aera herzlicher Freundschaft herauf. Zwar war der junge Kaiser Nikolaus vorher in Wien, zwar geht er nach London und wird sich fünf Tage der irren Begeisterung der Pariser aussetzen, — thut nichts: die bürgerliche Presse verkündet mit selten vernommener Einmüthigkeit, Breslau bedeute nicht für die Dynastien Romanow und Hohenzollern nur, sondern auch für die Völker, denen diese Dynastien die Fürsten und Führer geben, eine Etappe von kaum zu überschätzender Wichtigkeit. So malt sich die Weltgeschichte in den Hirnen der Eierfibelpolitiker.

Nur diesen Politikern konnte der Einfall kommen, die Mienen und Geberden des Zaren gierig zu erspähen und in seinen knappen Aeußerungen witternd herumzuschnüffeln, als hänge das Schicksal des Deutschen Reiches von Batjushkas Verdauung und Stimmung ab. Er hat den deutschen Trinkspruch unseres Kaisers in französischer Sprache beantwortet, — also liebt er uns nicht. Er ist an der Spitze der deutschen Truppen vom Paradefelde heimwärts geritten, — also liebt er uns doch. In ernst gemeinten Artikeln wird umständlich erörtert, ob er heiter oder verdrießlich aussah, sich warm oder kühl zeigte, lächelnd oder nachdenklich auf seinen Teller blickte. Ist der gesunde Menschenverstand des Erwachsenen und die bescheidene Würde des Starken denn aus Deutschland schon völlig verschwunden? Der junge Beherrscher der Russen ist ein stiller, allem hastigen Ueberschwang abgeneigter Mann; er hat von seinem Vater gelernt, daß dem ruhig Wartenden die reichsten

Erfolge reifen, und er mag unter den Aussprüchen Nikolais des Ersten den wohl besonders treu im Gedächtniß bewahren, daß die Fürsten Alles, was sie irgend vermögen, thun müssen, um für die Vorrechte ihrer Stellung von den Völkern Verzeihung zu erlangen. Noch fehlt seinem schmalen, feinen Gesicht die individuelle Prägung; aber der Monarch ist gewiß nicht zu tadeln, der, ehe er die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund drängt, erst zu lernen und aus dem Erlernten Lehren zu bilden sucht. Jedenfalls hat er sich in Breslau der Sprache bedient, an die er im höfischen Umgang gewöhnt ist, und sich benommen, wie ein Mann seines Standes sich unter solchen Umständen zu benehmen pflegt. Er ist kein guter Redner, verhält sich gern schweigsam und hat wohl nicht geahnt, daß an jedem Zufallswörtchen seines kurzen Trinkspruches emsig herumgestochert werden könnte. Wie leicht selbst einem geübten Redner ein Ausdruck entgleisen kann, zeigt das Beispiel unseres Kaisers. Wilhelm der Zweite hat sicher nicht daran gedacht, seinen Gast auf eine bestimmte politische Anschauung festzunageln, und er hat dennoch in Görlitz die innersten Empfindungen des Weißen Zaren zu interpretiren versucht; Wilhelm der Zweite braucht sich gegen den Vorwurf, ihm fehle das nöthige Selbstbewußtsein, nicht zu vertheidigen und er hat dennoch gesagt, er wolle seinen Dank dem „huldvollen" russischen Kaiserpaare „zu Füßen legen", — obwohl man, um einem Menschen Etwas zu Füßen legen zu können, sich bücken muß und ein Deutschen Kaiser niemals gewillt sein kann, sich vor einem Sterblichen zu bücken. Schon dieses eine Beispiel lehrt, wie läppisch solche Spürerkünste sind. Aber glaubt denn überhaupt irgendwo ein halbwegs verständiger Mensch, daß Tafeltoaste heute noch über das Geschick mannbarer Völker entscheiden und daß zwischen der Francillonbombe und dem Kaffee hohe Politik gemacht wird? Wenn die Höchsten und Allerhöchsten einander besuchen, haben sie über familiäre Vorgänge und äußere Eindrücke genug zu plaudern, sie hüten sich weislich vor gefahrvollen Ausflügen in das steile Gelände politischer Streitfragen und tauschen höchstens ein paar allgemeine Sentiments aus, die unverbindlich sind und verbindlich klingen. Man kann, ohne jemals dabei gewesen zu sein, sich mühelos vorstellen, daß die Sache ungefähr eben so verläuft wie bei einem Diner, das ein reicher Fabrikant seinem Konkurrenten aus der nächsten Industriestadt giebt: die Herren stoßen mit einander an, sind artig und nett, trennen sich mit herzlichem Händedruck, — und am anderen Morgen geht Jeder von ihnen mit dem alten zähen

Eifer an sein Geschäft und denkt nicht eine Minute daran, von zornigen oder rührsamen Regungen sich den kühlen Kopf umnebeln zu lassen. Ein Monarch, der in persönlichen Sympathien oder Antipathien die Wegweiser für die Richtung der nationalen Politik sähe, wäre ein gewissenloser Wicht oder ein armer Narr, der hinter vergitterte Fenster gehört.

Rußland, das mit geometrischen Zeiträumen rechnet und rechnen kann, ist, trotz der Autokratie, von den Entschlüssen eines Einzelnen nicht abhängiger als irgend ein anderer Staat; es kann durch die Kurzsichtigkeit oder Gewissenlosigkeit eines Menschen auf seinem Wege zwar für eine Weile gehemmt, aber niemals dauernd aus seiner Bahn gedrängt werden. Der russische Islam tappt sich auch in nächtigem Dunkel schwerfüßig tastend nach seinem Ziel und zertrampelt Jeden, der ihn aufhalten will. Deshalb ist für den Europäer die Frage nicht allzu beträchtlich, ob Nikolaus der Zweite eines Tages seinem Vater oder seinem Großvater ähneln wird und ob der erste Berather des Zaren Lobanow, Kapnist oder Schischkin heißt. Und deshalb ist die Aufgabe der Presse nicht, höfische Vorgänge zu weltgeschichtlichen Ereignissen aufzubauschen und die hungernden Leser mit erlauertem Hintertreppengeträtsch zu füttern, sondern, zwischen den beiden Nachbarvölkern eine haltbare Verständigung anzubahnen. Eine solche Verständigung ist aber nur zwischen Völkern möglich, die einander genau kennen und nicht durch die Brille leichtfertiger Schwarzkünstler über die Grenzen schielen. Die Zeit, da Bismarcks überragende, fast schon bei Lebzeiten mythische Gestalt zum Heil der deutschen Macht ihre hypnotische Wirkung übte, ist leider vorbei und die gesammelte Kraft der ganzen Volkheit wird nöthig sein, um den einen Mann zu ersetzen und zwischen dem germanischen Anspruch und dem erschreckend schnell wachsenden Slaventhum das rechte Verhältniß zu finden. Wenn diese ernsteste Pflicht der internationalen Politik unseres Reiches künftig klar erkannt, wenn auf beiden Seiten der Grenze den Konsumenten der öffentlichen Meinungen an jedem Tage zweimal gesagt wird, daß Deutsche und Russen nicht nur widerstrebende Interessen, sondern auch gemeinsame Aufgaben haben, — dann erst wird man, ohne der Lächerlichkeit zu verfallen, behaupten dürfen, daß Breslau im Leben der beiden Völker eine Etappe von kaum zu überschätzender Wichtigkeit war.



Die Psychologie des Kindes.*)

Die Psychologie des Kindes ist selbst noch ein Kind unter ihren Schwester-Wissenschaften. Während auf beinahe allen Gebieten der Biologie die von Darwin gefundene und zuerst erprobte genetische Methode mit großem Erfolge angewendet wird, ist die Psychologie, wenigstens in Deutschland, also in ihrer Heimath, bis jetzt durch dieses neue mächtige Forschungmittel im Allgemeinen fast gar nicht und im Einzelnen nur hier und da, man könnte sagen sporadisch, gefördert worden. Diese bedauerliche Thatsache und die unter den Psychologen herrschende Indifferenz gegen psychogenetische Untersuchungen — einige rühmliche Ausnahmen bestätigen die Regel — ist wahrscheinlich die Folge des Entwickelungsganges der Naturwissenschaften in den letzten drei Jahrhunderten. Denn nachdem Galilei durch das Experiment die Scholastik der Aristoteliker gestürzt und die Mechanik begründet hatte, erwies sich diese, wie die ganze moderne Physik, die aus ihr hervorging, als ein so fruchtbares Forschungfeld und als ein an befriedigenden Erklärungen für die Bewegungen der unbeseelten Wesen so überaus ergiebiges exaktes Wissensgebiet, daß man nach und nach immer zuversichtlicher den Gedanken hegte, es könnten auch andere als die Vorgänge der organischen Natur, es könnten auch die Bewegungen lebender Wesen, schließlich alle erkennbaren Veränderungen in der ganzen Welt, sich mechanisch erklären lassen. Einige meinen sogar heutzutage, was nicht mechanisch erklärt werden kann, Das könne überhaupt nie begreiflich gemacht werden.

Die Erkenntniß dieses verhängnißvollen Irrthumes wird namentlich durch die bedeutenden Fortschritte der Physiologie, als der Physik der Organismen, in dem letzten halben Jahrhundert erschwert. Je mehr physikalische (und chemische) Prozesse im lebenden Körper nachgewiesen wurden, um so reizvoller erschien es, den ganzen Organismus als einen Komplex von physikalischen (und chemischen) — um nicht zu sagen: in letzter Instanz mechanischen — Vorgängen aufzufassen und in diesem Sinne weiter zu arbeiten. Was dazu nicht paßte, sich mit der inzwischen außerordentlich fein ausgebildeten physikalischen Methodik nicht in Angriff nehmen ließ, blieb so gut wie unbeachtet in den besten Lehrbüchern der Physiologie. Das ist aber gerade die Entwickelung der Psyche. Die reine Physik kennt weder den Begriff der Entwickelung noch den Begriff der Psyche. Sie hat dazu keine Beziehungen und steht dem von Beiden untrennbaren Begriff der Vererbung völlig fremd, sogar ablehnend gegenüber. Wenn nun trotzdem behauptet wird, das Leben, einschließlich der Entwickelungvorgänge und der Erblichkeit gewisser Funktionen, werde doch

*) Das Manuskript des Vortrages, den Professor Preyer in der zweiten Sitzung des Internationalen Kongresses für Psychologie in München gehalten hat.

später einmal physikalisch oder gar mechanisch erklärt werden, so ist es gut, hinzuzufügen, daß dazu unter allen Umständen eine wesentlich andere Physik erforderlich wäre als die heutige, die ihrem ganzen Wesen nach unpsychologisch ist.

Ein zweiter Grund für die Vernachlässigung des Studiums der Psychogenesis bei Menschen und Thieren in Deutschland liegt ohne Zweifel in der mit der eben geschilderten physikalischen Richtung der Physiologie zusammenhängenden Bevorzugung des Experimentes vor der reinen Beobachtung. Ihre immensen Triumphe auf theoretischem wie auf praktischem Gebiete verdankt die heutige Naturwissenschaft dem Experiment; und diese unverlierbare Errungenschaft wird sie noch viel weiter führen, immer mehr alte Irrlehren ausmerzen und neue Thatsachen aufdecken, die sonst verhüllt bleiben müßten. Aber es giebt Probleme, die dem Experimente trotzen. Vor Allem gehört dazu das Problem der Beseelung des Kindes. Nicht seine Unzugänglichkeit vor der Geburt, sondern die Allmählichkeit der psychischen und körperlichen Entwickelung erschwert hier zur Zeit noch das Auffinden der für jedes Experiment erforderlichen Fragestellung. Man kann überhaupt an neugeborenen Kindern verhältnißmäßig nur wenig experimentiren und die Unzulässigkeit vivisektorischer Eingriffe und toxikologischer Versuche hat gewiß manchen Physiologen abgehalten, sich mit diesem interessantesten aller Naturprodukte wissenschaftlich zu beschäftigen. Die Zurückhaltung kann wenigstens durch Mangel an Material nicht entschuldigt werden. Es ist aber fürs Erste nicht nothwendig, zur Erforschung der Seelenentwickelung beim Kinde viel zu experimentiren. Vielmehr kommt es zunächst auf die reine Beobachtung an. Krankheiten, Verletzungen, Mißbildungen, Vergiftungen ersetzen sehr oft Experimente. Experimentiren ist Beobachten unter künstlich veränderten Bedingungen, indem entweder das Objekt allein oder die Umgebung allein oder Beide verändert sind. Beobachten für sich schließt dagegen jede vom Beobachter selbst eingeführte künstliche Veränderung des Objektes und Dessen, was es umgiebt, aus. Dieses Beobachten, z. B. das stundenlange Betrachten des schreienden, dann spielenden, dann schlafenden, dann erwachenden, dann saugenden Säuglings, meistens in der Kinderstube, ist nicht Jedermanns Sache. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß es viel schwieriger ist als irgend eine lange Vorbereitungen erfordernde physiologische oder psychologische Experimentaluntersuchung in einem leidlich eingerichteten Laboratorium mit guten Präzisioninstrumenten. Und vollends die reine Beobachtung der geistigen Entwickelung junger Thiere, etwa eben ausgeschlüpfter Vögel und Ameisen, im Freien gehört zu den anstrengendsten Thätigkeiten, die ich kenne. Es giebt aber viele psychologisch, insbesondere psychogenetisch wichtige Fragen, die nur auf diesem Wege einer Beantwortung näher gebracht werden können, vor Allem die Sprache der Thiere und der Instinkt. Man muß es bedauern, die Passion

für ein solches Naturstudium bei geschulten Psychologen zu vermissen. Ungeschulte Naturfreunde, die oft vorzügliche Beobachter sind, wissen nicht, worauf es hauptsächlich ankommt, daher dürfen ihre Befunde nur mit strenger Kritik wissenschaftlich verwerthet werden, wie alles Material aus zweiter Hand.

Aber beschränken wir uns hier auf die Untersuchung des Kindes. Ich bin so oft gefragt worden, welche Art von Beobachtungen zunächst am Neugeborenen, dann am Säugling, am ein-, zwei-, dreijährigen Kinde zu machen seien, um die wissenschaftliche Erkenntniß der Seelenentwickelung zu fördern, daß es zweckmäßig sein wird, einige der wichtigsten Aufgaben zu betrachten. Daraus ergiebt sich dann ohne Weiteres die große Bedeutung der allzu oft unterschätzten Psychologie des Kindes.

Das, worauf zuerst zu achten ist, sind die Muskelbewegungen, und zwar alle. Denn die Bewegungen der Extremitäten, der Gesichtsmuskeln, des Kopfes und Rumpfes sind die einzigen psychogenetisch werthvollen, wenn nicht überhaupt die einzigen objektiven Merkmale beginnender psychischer Vorgänge in dem zu Anfang des Lebens in der Luft, wie vor dem Eintritt in die Luft, eine manchmal sogar erfahrene Eltern beängstigende Thierähnlichkeit zeigenden Säugling. Es ist nicht leicht, in der wechselvollen Unruhe des kleinen Kindes Gesetzmäßigkeiten zu finden, und große Geduld gehört eben so sehr dazu wie vorurtheilsfreie Betrachtung. Namentlich die ohne Zweifel auch durch die mechanistische Weltanschauung genährte Sucht, jeder gut festgestellten Erscheinung eine bestimmte Ursache sogleich beizulegen, stört erheblich den Fortgang der Untersuchung. Ich will nicht ganz so weit gehen wie einer der genialsten Denker und Forscher der Gegenwart, der hofft, daß die künftige Naturwissenschaft die Begriffe „Ursache“ und „Wirkung“, die nicht für ihn allein einen starken Zug von Fetischismus haben, ihrer formalen Unklarheit wegen beseitigen wird; aber in der Psychologie des Kindes ist das Phantasiren über die Ursachen und Wirkungen der zum großen Theil ganz räthselhaften Bewegungen in den ersten Lebensmonaten nicht weniger unnütz und schädlich als das Ersinnen von allerlei Faxen, als Bewegungursachen, seitens der meistens den ungebildeten Ständen angehörenden Ammen und Kinderfrauen, die damit verblüffende Wirkungen erzielen und zeigen wollen, wie „klug“ der Säugling schon ist. Worauf es ankommt, Das ist: Naturthatsachen zu sammeln und die in ihnen zusammengefaßten Erscheinungen als von einander abhängig zu erkennen. Die Art der Abhängigkeit, sozusagen die Funktion, gilt es zu ermitteln, nicht aber ein von der menschlichen Einbildung erzeugtes Produkt, eine Fiktion unter dem Namen „Ursache“ in die Natur als Grundlage zu verlegen und darauf die Erscheinungen als „Wirkungen“ aufzubauen. Wollte Jemand bei der mathematischen Betrachtungweise etwa die Urvariable „Ursache“ und die Abhängigvariable „Wirkung“

nennen, so würde damit eben so wenig Etwas über die Art des Funktionnexus, was über das schlichte Abhängigkeitverhältniß hinausginge, ausgesagt werden wie bei jedem beliebigen psychischen oder jedem Prozeß überhaupt, wenn man das Abhängige „Wirkung", Das, wovon es abhängt, „Ursache" nennt. Denn es giebt keine Ursache, die nicht durch eine andere ersetzt gedacht werden könnte, und jeder Wirkung lassen sich mehrere Ursachen unterlegen.

Eine raumlose und zeitlose Welt kann Niemand sich denken, aber die Kausalität kann man sich sehr wohl wegdenken, da sie thatsächlich nie über die Erkenntniß der Abhängigkeit der in Zeit und Raum wahrgenommenen Objekte von einander hinausführt und in keinem Falle mehr als einen heuristischen Werth hat.

Von diesem hypothesenfreien Standpunkte aus muß die genetische und die mit ihr verschmolzene vergleichende Psychologie mit Hilfe der reinen Beobachtung in erster Linie zu einer beschreibenden Seelenentwickelungsgeschichte gemacht werden. Und um dieses nächste Ziel zu erreichen, sind vor Allem sichere objektive Symptome der seelischen Vorgänge zu fixiren. Andere als Muskelbewegungen, impulsive, reflektorische, instinktive, mimische, gestikulatorische, überlegte — diese letzten fallen beim Neugeborenen natürlich fort — sind, wie gesagt, nicht bekannt, es sei denn, daß man gewisse Sekretionen, wie beim Angstschweiß, beim Weinen, ihnen an die Seite stellen will. Aber solche finden niemals ohne begleitende charakteristische Muskelbewegungen statt. Auf diese führt jede Psychodiagnose immer wieder zurück. Alle müssen registrirt werden, wenn auch, besonders zu Anfang des Lebens, viele, sogar die Mehrzahl, eben so wenig eine psychologische Bedeutung haben wie etwa das Stirnrunzeln und allerlei Grimassen des Ebengeborenen.

Als ich vor bald dreißig Jahren anfing, diesem Gegenstande als Physiologe meine Aufmerksamkeit zu widmen, da war das wichtigste Hilfsmittel zur Fixirung der mannichfaltigen Bewegungen des Kindes, die Momentphotographie, recht unvollkommen ausgebildet; jetzt, da sie für den Zweck kaum noch zu wünschen übrig läßt, wäre es eine verhältnißmäßig leichte und lohnende Arbeit, Sammlungen von Momentaufnahmen kleiner Kinder in allen möglichen Haltungen, Stellungen, Lagen in verschiedenen Ländern anzulegen, die Physiognomien neugeborener Neger mit denen junger Schimpansen zu vergleichen, die veränderte, z. B. viereckige Mundform bei gewissen Arten des Schreiens, eben so wie die Anfänge des Lächelns, den ersten Ausdruck des Erstaunens und hundert andere psychogenetisch wichtige, aber kurz dauernde Muskelbewegungen an das Glas zu bannen und damit die Möglichkeit zu schaffen, einerseits die Uebereinstimmung aller Kinder aller Völker in Bezug auf gewisse mimische Funktionen, andererseits die Verschiedenheit des Ausdruckes eines geistigen Zustandes bei dem selben Individuum, je nach dem Alter, festzustellen.

Damit wäre schon viel gewonnen. Denn wenn es auch heute noch kein System der Psychologie giebt, sogar deren Grundbegriffe, z. B. die mit den Worten Empfindung, Gefühl, Affekt, Gemüthsbewegung (Emotion), Leidenschaft, Wille, Verstand, Instinkt, Wahrnehmung, Vorstellung, Erinnerung, Vernunft bezeichneten psychischen Werthe durchaus nicht in einer die Mehrheit der Forscher befriedigenden Weise von einander abgegrenzt oder mit annähernder Vollständigkeit definirt sind, so besteht doch darüber kein Zweifel, daß beim erwachsenen Menschen alles Seelische nur durch Bewegungen, nämlich Gesten, Mimik, Sprechen und Schreiben (das ein stummes Sprechen ist) und Handlungen erkannt werden kann. Je sorgfältiger man alle diese objektiven Symptome geistigen Geschehens zusammenstellt und vergleicht, um so eher wird man die ihnen entsprechenden geistigen Vorgänge selbst von einander sondern, klassifiziren und verstehen lernen.

Aber der erwachsene Mensch kann nicht zur Ermittelung des Thatbestandes dienen, weil er durch den Verkehr mit anderen Menschen einen Theil seiner Natürlichkeit verloren hat oder aufopfern mußte, um nur mit ihnen in Frieden zu leben. Der ganz junge Säugling dagegen heuchelt nicht, beherrscht sich nicht, schämt sich nicht, verstellt sich nicht einen Augenblick, selbst wenn alle seine Ahnen Schauspieler waren. Diese Ursprünglichkeit und Naturwahrheit des kleinen Kindes, und zwar ohne Ausnahme jedes kleinen Kindes, stempelt es zugleich zu einem höchst anziehenden Untersuchungobjekt für den Psychologen. Nur dieser weiß, wie schmerzlich die Entdeckung der ersten Lüge bei dem der Muttersprache noch nicht einmal mächtigen Kinde berühren kann. Die weitere Untersuchung der Physiognomik und Mimik verliert dann mit einem Male an Anziehungskraft und die Untersuchung erhält einen anderen Charakter.

Dieses Beispiel führt zu einem zweiten psychologisch wichtigen Punkte, der auch durch fleißige Beobachtung erledigt werden kann. Ist die geistige Entwickelung des Kindes eine stetige oder schon normaler Weise eine diskontinuirliche? Tritt irgend eine psychische Leistung, wie z. B. die erste Lüge, unvermittelt plötzlich auf oder ist jede ein Glied einer langen Reihe von kontinuirlich zusammenhängenden verwandten Prozessen? Beim Embryo im Vogelei überraschen manche Vorgänge durch ihre Plötzlichkeit, so der erste Herzschlag, der erste Versuch einer Streckung des Rumpfes, der erste Sprung in der Eischale, den der Schnabel des fast erstickenden Hühnchens macht, die ersten Stimmlaute des Hühnchens im völlig unversehrten Ei. Beim Menschenkinde überrascht durch die Plötzlichkeit des Auftretens der erste Schrei, das erstmalige Schließen der Augen beim Annähern der Hand, die erste geglückte Nachahmung einer Bewegung, eines vorgesagten Lautes, der erste Versuch, den Kopf zu balanciren, allein zu stehen, zu sitzen, zu laufen,

zu winken, und vor Allem der erste sinnvolle Gebrauch eines Wortes der Muttersprache. Jeder einzelne von diesen Akten, die freilich einen sehr ungleichen psychologischen Werth haben, hat seine Vorgeschichte, und zwar eine phylogenetische und eine ontogenetische. Der einen muß man mit Hilfe der vergleichend-psychologisch-physiologischen Untersuchung junger Thiere nachspüren; die andere kann nur durch täglich wiederholtes Beobachten des kleinen Kindes aufgehellt werden.

Dabei ist zu bedenken, daß vom ersten Augenblick der Geburt an jedes Kind sich der Welt, in die es fremd eintritt, anpaßt. Mit dieser funktionellen Anpassung wird kein Mensch vollkommen fertig, so lange er auch leben mag, sonst würde er nicht zu sterben brauchen. Aber in keinem Lebensalter findet die Anpassung so schnell und konsequent statt wie im ersten. Das kleine Kind muß sich förmlich die Welt erobern. Und dabei sind seine Sinne, ist sein Gehirn noch nicht einmal ausgebildet. Es hat keinen Raumsinn, keinen Zeitsinn, hat zwar Lichtempfindungen, kann aber nicht sehen, ist seelenblind, seelentaub, raumblind, zeitblind u. s. w. Die Worte fehlen, um diesen sonderbaren — ich möchte sagen: apsychischen —, von allen persönlichen Erinnerungen freien Zustand des Neugeborenen, der im späteren Leben nie wieder auftritt, auch im Schlafe nicht, zu bezeichnen. Schon das Unvermögen, die Theile des eigenen Körpers von fremden Gegenständen zu unterscheiden, und damit der Mangel der Subjektivität sind dem Erwachsenen fremd.

Während aber das Kind sich an die Welt anpaßt, d. h. durch die Sinneseindrücke ganz langsam im Raum und in der Zeit zuerst schmecken und fühlen, dann riechen, hierauf tasten, sodann sehen, zuletzt hören lernt, wächst es schnell und sein Gehirn versteht immer besser die Empfindungen und macht immer deutlichere Wahrnehmungen. In der ganzen Natur giebt es keinen schöneren Beweis für die Abhängigkeit der Organbildung von der Funktion im millionenfach sich wiederholenden Werdegang der organischen Entwickelung als diesen. Daher wäre es wichtig, einmal die morphologischen Aenderungen des Kindergehirns in den ersten drei Lebensmonaten genauer festzustellen und die in der selben Zeit chronologisch an vielen Kindern ermittelten Fortschritte in den noch primitiven psychischen Gehirnleistungen zu vergleichen. Es wäre z. B. vielleicht jetzt schon möglich, auf Grund der bewundernswerthen neuen entwickelungsgeschichtlichen und anatomischen Großhirn-Untersuchungen von Flechsig und von Edinger zu finden, welche Theile der Großhirnrinde feiner differenzirt sind, wenn die erste Greifbewegung erfolgt ist. Daß es dabei nicht etwa nur auf die numerische Zunahme von Ganglienzellen ankommt, steht fest. Und so müssen schließlich alle erworbenen Bewegungen, insbesondere das Sprechen, mit den parallelen Strukturänderungen des Gehirns, in erster Linie der grauen Substanz seiner Hemisphären,

in Beziehung gesetzt werden. Schon liegen, außer vereinzelten Beobachtungen an hirnlos geborenen Kindern, genügende Thierversuche vor, um mit großer Wahrscheinlichkeit den Satz zu begründen, daß beim neugeborenen Menschen das Großhirn eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Seine mangelhafte Ausbildung, seine glatte Oberfläche, weisen darauf hin, daß hier der individuellen Anpassung an die wechselvolle, helle und laute, harte und kalte Welt ein großer Spielraum zu mannichfaltigen Gestaltungen gelassen ist. In der dunklen, stillen, weichen, warmen Welt vor der Geburt fehlte es an Abwechselungen, an Reizen; da war zu solcher Metamorphose kaum eine Gelegenheit gegeben, überhaupt kein psychischer Prozeß im eigentlichen Sinne, nicht einmal ein Traum, vorhanden. Die Beseelung fehlte.

Aber auch das geborene Kind zieht allein schon dadurch den dem allmählichen Fortschritt der Entwickelung sich zuwendenden Beobachter an, daß es nicht ein einziges der Merkmale erkennen läßt, die den Menschen vom Thiere trennen. Es hat kein ästhetisches und kein sittliches und kein religiöses Gefühl, es kennt nicht einmal die Furcht, die dem religiösen Gefühl zu Grunde liegt. Es hat keine Vernunft, keinen freien Willen, keine Spur von Selbstbeherrschung. Alles Können und Wissen ist ihm fremd, sogar alle Kunstfertigkeit oder nützliche Bewegung, wenn man nicht die erbliche, erstaunlich geschickt ausgeführte Bewegung des Saugens dahin rechnen will. Dieses Instinktes erfreuen sich indessen Thiere in noch höherem Maße. Auch sonst, namentlich in Bezug auf die Beweglichkeit und Sinnesschärfe, steht das neugeborene Menschenkind weit zurück gegen viele Thierkinder. Und doch lernt es in einem Jahre so viel mehr als irgend ein Thier, daß es später allen im Streit um die günstigsten Lebensbedingungen und im Kampf um die Weltherrschaft überlegen ist! Diese Entfaltung erblicher Anlagen und individuelle Aneignung nützlicher Eigenschaften, mit Abstoßung unnützer und schädlicher Gewohnheiten, beruht eben auf der uns, wie unseren Ahnen, wunderbar erscheinenden Adaptation des hilflosen Kindes an die Welt. Wer vorurtheilsfrei diesen Anpassungprozeß beobachtet, muß zu dem Ergebniß kommen, daß die geistige Anpassung zwar in unermeßlicher Mannichfaltigkeit vor sich gehen kann, in Bezug auf einige Fundamentalfunktionen aber bei allen Kindern vollkommen übereinstimmt. So ist jedes Kind durch seine psychische Organisation gezwungen, alle seine Sinneseindrücke einzig und allein in einen tridimensionalen Raum mit stets den selben Eigenschaften und in die unidimensionale Zeit einzuordnen, mögen die Empfindungen der einzelnen Sinnesgebiete individuell noch so verschieden und veränderlich sein, noch so ungleiche Folgen nach sich ziehen und die individuellen morphologischen Verschiedenheiten noch so groß sein.

Außerdem zeigt jedes normale Kind, sobald es angefangen hat, zu

spielen, daß es das in Raum und Zeit Gegliederte als von irgend Etwas abhängig erkennt. Gewöhnlich nennt man diese Erkenntniß eine Folge der angeborenen Kausalität und faßt diese mit Raum und Zeit zusammen unter den Begriff der Apriorität. Ich bin dazu nicht im Stande. Denn das einzige Klare im Begriff der Kausalität, die Ursachen und Wirkungen setzt, ist, wie bereits angedeutet wurde, der Funktionnexus. Das Wesen der Ursache ist hingegen, eben so wie das Wesen der Wirkung, ganz unklar. Das Kind, das seine oft sehr komplizirt konstruirten Spielsachen zerbricht, um in das Innere zu schauen, verfährt prinzipiell so wie der unendlich bedächtigere und zweckvoller experimentirende Naturforscher, der das Thier zergliedert, um das schlagende Herz zu sehen. Beide wollen nicht in Wirklichkeit, wie man gewöhnlich sagt, Ursachen finden, Bewegungen, Gestalten, überhaupt Veränderungen, die ihnen auffallen, als Wirkungen erkennen, sondern vielmehr die Veränderungen als abhängig von anderen Veränderungen erkennen. Dieser Sinn für die Ergründung von Abhängigkeiten in der Welt außer uns und in uns ist etwas Anderes als Kausalität, und ganz klar und hypothesenfrei. Er ist eben so fest mit der psychischen Organisation verwachsen wie der Raum- und Zeitsinn. Niemand entrinnt dem Zwang.

Aber selbst wenn man diesen mit der Mannichfaltigkeit der Sinnesempfindungen zugleich auftretenden Funktionsinn immer noch mit dem schwer zu beseitigenden Wort „Kausalität“ bezeichnen wollte, wäre doch noch lange nicht die Apriorität damit gegeben. Möge der Säugling noch so früh Beweise für seine korrekte Orientirung im Raum liefern und — was übrigens keiner vor dem zweiten Jahre vermag — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sicher von einander unterscheiden, auch die Abhängigkeit einer großen Anzahl von Erscheinungen seiner kleinen Welt von anderen Erscheinungen sich schon früh richtig einprägen, so folgt daraus nicht im Geringsten, daß seine sämmtlichen Vorfahren es auch konnten. Im Gegentheil, die lange Dauer der Lernzeit, das Fehlen das Augenmaßes bei allen Kindern, das gerade beim Menschenkinde auffallende Fehlgreifen u. s. w. machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß das vermeintlich Apriorische in vergangenen Zeiten, als die Menschen im erwachsenen Zustande den Thieren noch ähnlicher waren als jetzt, bei dem immer unvermeidlichen Anpassungprozeß erst erworben und in der Anlage vererbt wurde. Jede andere Art der Orientirung in der wirklichen Welt erwies sich als unpraktisch und wurde deshalb vernachlässigt, vergessen und nicht vererbt.

Das eingehende Studium des kleinen Kindes liefert Tausende von Beispielen unpraktischer oder verfehlter Orientirung. Und darin kann man einen Rest der verfehlten Versuche längst vergangener Geschlechter, sich anzupassen, sehen. Daß aber gerade nur diese eine allen Kindern, wie allen

Erwachsenen, Gesunden und Irrsinnigen, gemeinsame Art der Anpassung im Raum, in der Zeit und in der funktionellen Abhängigkeit jetzt existirt, hat eine sehr hohe metaphysische Bedeutung. Denn Das, woran das Kind sich unbewußt anpaßt, muß den Zwang, den der Konsensus beweist, ausüben. Und was anders als die Beschaffenheit der wirklichen Welt, in die hinein der gedankenlose, ich möchte sagen „unseelische“, jedenfalls willenlose Mensch völlig passiv geboren wird, sollte dieses Etwas sein? Ich sprach es schon vor zwanzig Jahren aus, das caput mortuum der Kantianer, das große X, das sie das Ding an sich nennen, könnte sehr wohl die Empfindung selbst sein.

In der neuesten Zeit scheint die Ansicht, daß der psychische Organismus sich entwickelt hat, und zwar während er sich der Welt, auf die er nun einmal angewiesen ist, anpaßte, mehr Anklang zu finden und der zuerst von Haeckel und mir geäußerte Gedanke, das Apriorische sei ursprünglich erworben und nach Aeonen erblich geworden, hat sich bereits als ein fruchtbarer gezeigt. Ich wenigstens wüßte nicht, wie die Gehirne aller Kinder ohne eine einzige Ausnahme dazu kommen sollten, in genau dem selben Raume ihre Empfindungen zu ordnen, wenn nicht Das, was sie empfinden, entsprechend geartet ist, also die Dinge an sich selbst räumlich und zeitlich und von einander abhängig sind. Alle Kinder verfahren erst nach einer langen Probezeit und Konkurrenz der Ideen logisch und fahren fort, ihre Sinneseindrücke falsch zu deuten und die sonderbarsten Irrthümer zu begehen, so lange sie nicht von Anderen beeinflußt werden. Die allgemeinen Gesetze des menschlichen Denkens siegen aber schließlich, weil sie die selben sind wie die der objektiven Welt und allein die Apassung an diese ermöglichen. Wenn auch noch so oft behauptet wird, in ihr sei Alles ganz anders beschaffen als in der menschlichen Vorstellungwelt, so bleibt eine solche Behauptung stets unbeweisbar und höchst unbefriedigend, ja beunruhigend und verwirrend. Das eingehende Studium sehr junger Kinder ist mehr als alles Andere geeignet, diesen modernsten Subjektivismus vollständig zu überwinden. Das Verfolgen des Entwickelungsgedankens auf psychologischem Gebiete führt zu der Erkenntniß, daß die Unabhängigkeit der Welt vom Menschen, der ohne sein Zuthun in sie hineingeboren wird und sich an sie anzupassen gezwungen ist, eben so feststeht wie die Abhängigkeit des Menschen von der Welt. Die Thatsache der Entwickelung liegt allem geistigen Geschehen zu Grunde und vernichtet den letzten Rest anthropocentrischer Anmaßung, als wenn die Welt ohne den Menschen nicht sein könnte.

Die Psychologie des kleinen Kindes verspricht in erkenntniß-theoretischer Hinsicht noch manche Aufhellung strittiger Lehren. Sie allein liefert z. B. den vollgiltigen Beweis für die Unabhängigkeit der Entwickelung des Verstandes von der Erwerbung einer artikulirten Sprache, worüber ich indessen

in den letzten Auflagen meines Buches über „Die Seele des Kindes“ mich hinreichend ausgesprochen zu haben glaube, um solche Irrlehren, wie den Satz: „Ohne Sprache kein Verstand“, für immer zu beseitigen. Die Art und Weise, wie die Kinder aller Völker sprechen lernen, und das Verhalten ununterrichteter Taubgeborener liefern die schlagendsten Beweise für das Vorhandensein klarer Vorstellungen, und zwar spezieller wie genereller, lange vor deren erstmaliger Bezeichnung mit einem Wort. Aber derartige Vorstellungen sind nicht zahlreich und die alle anderen, auch die späteren Begriffe höherer Ordnung, an Intensität weit übertreffenden Vorstellungen von Nahrung oder Eßbarem und Trink- oder Saugbarem, kurz von Dem, was in der kindlichen Anschauung Hunger und Durst stillt, also Unlust beseitigt, sind jedenfalls die klarsten. Ohne nun hier auf das Deutlicherwerden der kindlichen Begriffe vor Erwerbung irgend einer Wortsprache einzugehen, was zu weit führen würde, möchte ich nur das Eine betonen, daß aus der vollkommenen Uebereinstimmung der ersten undeutlichen und schlecht begrenzten Vorstellungen bei allen Kindern aller Völker nichts für das Vorhandensein fertiger angeborener Ideen gefolgert werden kann, da eben alle Neugeborenen nicht allein vor, sondern auch nach der Geburt unter sehr ähnlichen äußeren Bedingungen sich befinden, in der Nähe der weichen, warmen Mutterbrust, der Milchspenderin, und auch alle in der ersten Zeit mehr schlafen, als wach sind. Sobald aber die äußeren Bedingungen mit zunehmendem Alter — dieses nach Tagen gezählt — verschieden werden und die Schlafdauer abnimmt, entstehen auch verschiedene psychische Zustände und die Individualität prägt sich dann nach und nach aus. Am Deutlichsten erkennt man diesen mächtigen Einfluß der individuellen funktionellen Anpassung, nachdem das Kind einige Wörter verstanden und von seinen Angehörigen sich durch Nachahmung angeeignet hat. Denn erst dann vermag es die früheren verschwommenen und zu umfassenden Begriffe völlig zu klären und dauernd einzuengen. Darin besteht der unermeßliche psychogenetische Werth des Sprechenlernens.

Von allen Begriffen ist in dieser Hinsicht vielleicht am Schwersten psychologisch zu untersuchen der Ich-Begriff. Seine Genesis fällt in die Zeit, in der das Kind den eigenen Körper und dessen Theile, so weit sie ohne Spiegel von ihm gesehen und betastet werden können, von anderen Objekten nicht unterscheidet. Wenn es den eigenen Füßen seinen Zwieback zum Essen anbietet, wenn es den eigenen Arm lange betrachtet und dann kräftig hineinbeißt oder sich bemüht, einen Finger von der eigenen Hand abzureißen, so hat es die Zusammengehörigkeit der Theile seines Körpers, folglich auch die Abgeschlossenheit der eigenen Persönlichkeit, also des Ich, von der übrigen Welt, noch nicht erkannt. Ob man nun an der alten Anschauung von der das ganze Leben hindurch vorhaltenden Permanenz des persönlichen und ein-

heitlichen Ich festhält oder die Einheitlichkeit des Ich beim Erwachsenen bestreitet, — gleichviel: das Kind hat in den ersten Lebensjahren unter keinen Umständen eine deutliche Vorstellung von Dem, was man Ichbewußtsein, Ichgefühl und Selbstbewußtsein nennt. Das sind Begriffe, deren Bildung viele Erfahrungen, namentlich die Erduldung von Schmerz und eine weitgehende Abstraktion auf Grund des sehr langsam erworbenen Zeitbegriffes, speziell des Begriffes der Vergangenheit, außerdem die Vergleichung des Thuns und Lassens mehrerer Menschen mit dem eigenen Thun und Lassen, also Gedächtniß, erfordern. Wenn kleine Kinder, die sich so verhalten, als wenn sie alle mögliche Nahrung und allerlei Spielsachen für sich allein haben wollten, sie anderen wegnehmend, egoistisch oder selbstsüchtig genannt werden, so beweist diese Auffassung nichts. Denn es handelt sich hierbei um eine Habsucht, eine thierische Gier, die gerade so bei jungen Hunden sich äußert. Man vergißt allzu oft bei der Beurtheilung des Verhaltens unkultivirter Kinder — und schließlich sind alle Kinder, d. h. alle Menschen in ihrer ersten Lebenszeit, unkultivirt —, daß sie dem Thiere viel näher stehen als dem kultivirten Menschen. Das gesund aus dem Ei geschlüpfte Hühnchen, das am ersten Tage hartnäckig die eigenen Zehen, wie die seiner Geschwister, mit dem Schnabel abzureißen sucht, hat sogar vor dem Kinde den Vorzug voraus, daß es solche unnützen Bemühungen viel früher unterläßt. Das vom Säugling mit Vorliebe — um nicht zu sagen: mit Passion — geübte, unbedingt schädliche, weil mit der Gefahr einer Infektion verbundene Saugen an den eigenen Fingern liefert ein gutes Beispiel für die lange Dauer einer nachtheiligen Gewohnheit, die kein Thier in annähernd so ausgeprägter Weise zeigt. Die Säuglinge der anthropoiden Affen sind zwar daraufhin und auch sonst noch nicht genügend untersucht worden, aber so lange wie die des Menschen können sie schon wegen der früher beginnenden Selbständigkeit im Klettern derartige die Hand sammt dem Arm lahmlegende Perversitäten nicht beibehalten.

Die weitere Betrachtung, Sammlung, Untersuchung verkehrter, verfehlter, unlogischer und unzweckmäßiger Bewegungen kleiner Kinder hat namentlich deshalb ein sehr hohes psychologisches Interesse, weil daraus mit einer die Gewißheit fast erreichenden Wahrscheinlichkeit sich die allmähliche Entwickelung aller als apriorisch bezeichneten Eigenschaften des Menschengeistes, also auch der Urtheilsarten, ergiebt. Unter allen möglichen Arten der psychischen Anpassung an die objektiv gegebene Welt können im unvermeidlichen Kampf ums Dasein des Kindes schließlich nur die übrig bleiben, die mit dem Dableiben, d. h. Leben, verträglich sind. Schädliche Gewohnheiten, permanent unlogische Ueberlegungen, mit der Erfahrung im Widerspruch stehende Ideenverbindungen müssen dagegen, wie ich bereits betont habe, vernachlässigt werden, wie z. B. die durch das Sehen mit zwei Augen entstehenden Doppelbilder oder

die durch den blinden Fleck in jedem der beiden Gesichtsfelder hervorgerufenen Lücken von jedem Menschen vernachlässigt werden. Jedes Kind liefert den Beweis dafür, daß während der Entwickelung der Psyche sehr viel vergessen werden muß, weil sonst eine vernünftige Regelung der Handlungen späterhin unmöglich wäre. In dieser Hinsicht ist Das, was die Psychologie des Kindes bis jetzt an unanfechtbaren Thatsachen zu Tage gefördert hat — und es ist schon Etwas — im vollen Einklang mit der Annahme der Ausbildung aller psychischen Grundfunktionen durch Konkurrenz, Anpassung und Vererbung.

Hat sich die Gesammtheit der Organismen morphologisch allmählich entwickelt, sei es im Sinne Darwins mit Hilfe der Selektion, sei es auf andere Weise, dann muß auch die Gesammtheit der an die Organismen gebundenen Geister, Seelen, Instinkte, kurz alles Psychische, sich zugleich mitentwickelt haben. So viel steht fest. In dem Begriff der Entwickelung liegt aber immer die generelle und individuelle Entwickelung. Daß die individuelle, wie Haeckel nachwies, eine abgekürzte und oft durch Anpassung wesentlich modifizirte Wiederholung der Stammesentwickelung ist, wird für die Gestaltung der Organismen nicht mehr bezweifelt. Für die Psyche ist es nach meinen Beobachtungen an Kindern und jungen Thieren nicht minder gewiß. Daher wird die Psychologie des Kindes und die vergleichende Psychologie von der größten Wichtigkeit für die Erkenntniß der ganzen psychischen Organisation des Menschen sein und bleiben. Die geistige Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes findet sich abgekürzt wieder im Kinde. Ich hege deshalb die Hoffnung, daß meine Ausführungen dazu beitragen werden, in Deutschland zur gründlichen wissenschaftlichen, d. h. physiologisch-psychologischen Untersuchung des kleinen Kindes anzuregen. Eine Fülle von neuen Thatsachen ist hier noch zu entdecken, die theoretisch sehr weit reichen und praktisch neue Hilfsmittel zur Förderung der Menschwerdung des Kindes in Aussicht stellen. Die Pädagogen sind zwar meistens nicht in der Lage, sich mit derartigen Originaluntersuchungen eingehend zu befassen — die Lehrer haben gerade genug, oft mehr als genug, zu thun —, aber von den Ergebnissen der physiologischen und psychologischen Arbeiten können sie sehr wohl Kentniß nehmen und werden dann leichter den Kindern den richtigen, nämlich den natürlichen Weg zum Höhepunkt der Menschheit weisen. Erreicht wird dieser freilich erst von dem Manne, der, im vollen Gegensatze zu seiner eigenen Kindheit, sich zu einem verantwortlichen Wesen ausgebildet hat und jeden Augenblick bereit ist, für Das, was er sagt und thut, einzutreten. Die Psychologie wird sich mit dem Begriff der Verantwortlichkeit bald auf die eine oder andere Weise abzufinden haben. Es wird ihr aber nicht gelingen ohne das Studium der Seele des nicht im Mindesten für sein Thun verantwortlichen kleinen Kindes.

Wiesbaden. Professor Wilhelm Preyer.



Das britische Kolonialreich.

II.*)

Wer die äußeren Verhältnisse von Frankreich und England im siebenzehnten Jahrhundert mit einander verglich, Der hätte wohl Frankreich die Palme für den Ausgang des Kampfes zusprechen mögen. Hier stand die Monarchie der Bourbonen fest in sich geschlossen und herrschte über ein blühendes, fruchtbares Landgebiet mit einer Bevölkerung, welche die von England etwa dreimal übertraf. In England lag das Haus Stuart im Kampf mit seinem eigenen Volk; die Energie der Nation war in sich selbst gespalten, die Krone unter Karl und Jakob dem Zweiten in schmachvoller Abhängigkeit von Ludwig dem Vierzehnten. Die Armee Ludwigs galt als die glänzendste ihres Zeitalters; die englische ward nach der Rückführung der Stuarts im Jahr 1660 aufgelöst.

Zwar ist England durch seine insulare Beschaffenheit aufs Meer hingewiesen und es hatte seit den Tagen der Königin Elisabeth diesen seinen Beruf mehr und mehr begriffen; Oliver Cromwell führte es endgiltig auf die Bahn überseeischer Entwickelung. Aber auch Frankreichs Küsten werden von drei Meeren bespült; es blickt auf den Kanal, den Atlantischen Ozean und das Mittelmeer; und Ludwig der Vierzehnte mit Colbert waren eifrigst beschäftigt, Flotten zu bauen und den Seeverkehr zu entwickeln. Mahan — in seinem neulich angeführten Werk — macht freilich auf den bemerkenswerthen Unterschied der maritimen Lage Englands und Frankreichs aufmerksam, in dem er einen großen Vortheil der Engländer erkennt. Frankreichs westliche und östliche Küste sind durch den gewaltigen Landvorsprung der iberischen Halbinsel von einander getrennt und nur die Straße von Gibraltar gestattet die Verbindung zwischen beiden; England vermag seine Seemacht ohne Zeitverlust von Osten nach Westen zu werfen, seine Schiffe von der Nordsee und der irischen See im Kanal zu vereinigen. Es hat im Vergleich mit Frankreich den Vortheil der konzentrischen Stellung. Das habe wiederholt den Ausschlag in den Seekriegen zwischen Beiden gegeben. Aber mußte für die Entwickelung ihrer überseeischen Eroberungen die größere Macht und der größere Menschenreichthum Frankreichs nicht den Ausschlag geben? Denn an persönlichem Muth stand der Franzose dem Angelsachsen nicht nach und man muß beachten, daß die Auswanderungfrage, die dem England unserer Tage ein natürliches Uebergewicht über Frankreich giebt, damals noch nicht in die Wagschale fiel. Auch das England des siebenzehnten Jahrhunderts hatte noch keine natürliche, aus wirthschaftlichen Bedürfnissen hervorgehende Auswanderung. Was aus beiden Ländern in die Fremde zog, folgte in der Regel konfessionellen Beweggründen. In England entzog sich der Puritaner dem starren Druck der anglikanischen

*) S. „Zukunft“ vom 5. September 1896.

Hochkirche. In Frankreich entwich der Hugenott den Folgen der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Auch hier ist allerdings ein Unterschied zu Gunsten Englands. Dem englischen Puritaner standen die weiten Kolonialgebiete des Westens offen, wo er ungestört seinem Gott in seiner Weise dienen konnte, und er vornehmlich hat auch am Aufbau Neu-Englands mitgewirkt. Dem Hugenotten war französisches Kolonialgebiet noch engherziger als die europäische Heimath verschlossen und er war genöthigt, seine Intelligenz und seinen Unternehmungsgeist fremden Staatswesen zuzuführen. Der französische Hugenott, wenn er nach dem französischen Quebec kam, sah sich der Verfolgung und der Ausweisung ausgesetzt, erst im englischen Boston oder New-York fand er die Duldung, die er suchte. Hier haben wir einen der wesentlichen Unterschiede in der Entwickelung der französischen und der englischen Kolonien vor uns. Nicht als ob dieser Unterschied in der religiösen Duldsamkeit der Kolonien selbst zu suchen gewesen wäre: die Verwaltung Kanadas war unduldsam. Aber auch das puritanische Neu-England war nicht duldsam in kirchlichen Dingen. Der Unterschied lag in der verschiedenen Politik der herrschenden konfessionellen Partei des Mutterlandes und in einer Thatsache von allgemeiner Giltigkeit.

Elemente, die, vom Gewissen getrieben, ihr Vaterland verlassen, stellen gewissermaßen das Mark ihres Volkes dar. Denn um einer Idee wegen Hof und Herd aufzugeben, dazu gehört Charakter und ein hoher Grad von moralischem Muth. Nur die Besten einer Nation sind solcher Aufopferung fähig. Der Unterschied zwischen der kirchlichen Politik Frankreichs und Englands besteht nun darin, daß jenes seine kalvinistischen Söhne völlig von sich stieß und sie damit als mächtigen Kulturfaktor dem Ausland überwies, während dieses der puritanischen Minderheit einen freien Abstrom in die Kolonien gestattete und sie dadurch zum Leben weckenden Sauerteig der neuen Länder machte. Daraus ergab sich eine völlig verschiedenartige Werthklasse des Grundstockes der Bevölkerung in Neu-Frankreich und Neu-England. Frankreich verschiffte nach Kanada unter Ludwig dem Vierzehnten zum Theil den Auswurf seiner Bevölkerung. Die Armen- und zuweilen die Freudenhäuser wurden ausgeräumt, das Gesindel von den Straßen gesammelt, um Kolonisten für Neu-Frankreich zusammenzutreiben. Nach Neu-England zogen jene eisernen Bekenner des Evangeliums, mit denen Cromwell seine Schlachten schlug; die Pilgrimväter ließen sich dort nieder und William Penn führte seine charaktervollen und fleißigen Glaubensgenossen über den Atlantischen Ozean. Frankreich also benutzte als Kolonisationmaterial die schlechtesten Elemente der siegreichen katholischen Mehrheit. England gestattete dem charaktervollen Kern der konfessionellen Minderheit selbst, seine Sittenstrenge und seine Betriebsamkeit in die neuen Länder zu verpflanzen. Für die verschieden-

artige Entwickelung ist dieser Unterschied von vorn herein sehr ins Gewicht gefallen. Aber freilich: der letzte Grund für die Erstarrung auf der einen, das lebendige Aufblühen auf der anderen Seite ist hierin nicht zu suchen. Er liegt nicht so sehr in dem besseren oder schlechteren Kolonistenmaterial, sondern er ist vornehmlich in dem Unterschied des französischen und des englischen Systems in der Verwaltung der Kolonien zu suchen. Dieser Unterschied ist leicht zu kennzeichnen.

Ludwig der Vierzehnte mit Colbert (und sie müssen wir als die eigentlichen Begründer einer französischen Kolonialpolitik betrachten) waren zwar frei von der kurzsichtigen Beschränktheit der spanischen Krone, die in ihrem Kolonialbesitz ausschließlich eine Quelle zur direkten Vermehrung ihrer Einkünfte erblickte. Frankreich dachte nicht daran, seine überseeischen Gebiete zum Besten der Monarchie auszuplündern, sondern unternahm es, durch Besiedelung ein wirkliches Neu-Frankreich jenseits des Weltmeeres aufzubauen, die Grenzen des Staates also gewissermaßen um so und so viele tausend Quadratmeilen zu erweitern. In dieser Hinsicht ist das französische System verschieden von dem spanischen und stimmt völlig mit dem englischen überein. Auch mit dem holländischen hat es Berührungpunkte, da es durch Gründung großer Compagnien den einheimischen Handel zu beleben sucht. Aber in der Art, wie man diese Aufgabe anfaßte, unterschied sich das System Ludwigs des Vierzehnten von dem der beiden niederdeutschen Rivalen doch durchaus. Wenn man es kurz ausdrücken will, kann man sagen: im französischen und englisch-holländischen Kolonialsystem wetteifert der wohlwollende „aufgeklärte Absolutismus“ mit dem Prinzip der freien bürgerlichen Selbstverwaltung.

Man muß die Maßnahmen Frankreichs gegenüber Kanada mit dem Verhalten Englands in seinen nordamerikanischen Kolonien vergleichen, um diesen Gegensatz in seiner vollen Schärfe zu erfassen. Kanada wird von der Regirung betrachtet, wie etwa eine Mutter ein verhätscheltes Kind ansieht. Von Anfang bis zu Ende der französischen Verwaltung wird es am Gängelbande geführt; selbständig gehen hat es niemals gelernt. Zunächst: der Handel, in den englischen Kolonien die Haupttriebfeder der Entwickelung, liegt in Neu-Frankreich völlig in den Banden polizeilicher Bevormundung. Erlaß folgt auf Erlaß. Bald werden Handelsmonopole an Handelsgesellschaften ertheilt, bald wieder aufgehoben. Die Erlaubniß für die Privaten, in den nicht monopolisirten Artikeln Handel zu treiben, wird durch alle möglichen polizeilichen Verordnungen beschränkt. Manche Gegenstände, wie gewisse Webestoffe, dürfen in Kanada überhaupt nicht verkauft werden, weil die Kolonie selbst sie produziren soll. Schließlich fehlt auch jene roheste Maßregel absolutistischer Verkehrspolitik nicht, die stets der Anfang vom Ende jedes Handels ist, nämlich die amtliche Festsetzung des Waarenpreises. Dabei wird von oben

fortdauernd zu Unternehmungen aller Art ermuthigt. Es werden Prämien auf neue Gründungen gesetzt und Unterstützungen für Unternehmer bewilligt; ganz unkaufmännisch tritt, wie ein deus ex machina, die Regirung als Käuferin von Handelsartikeln auf, nicht zum Marktpreis, sondern zu übertrieben hohen Phantasiepreisen, um dem Kolonisten Geschmack am Geschäft beizubringen; natürlich läßt dieser sich solche Geschenke gern gefallen. Aber der Zweck wird nicht erreicht; nicht als Ansporn wirken solche Vergünstigungen, sondern als Einschläferungmittel für den Unternehmungsgeist. Die Schiffe kommen beladen aus Frankreich in der Kolonie an, denn die Kolonie lebt noch lange Zeit von Dem, was sie bringen; aber meist leer fahren sie nach Europa wieder zurück, denn Neu-Frankreich hat nicht viel zu verschiffen. Wie ein Kind auf seine Mutter, verläßt sich der Kolonist auf den guten König, der schon helfen wird. Die männliche Anspannung der eigenen Kraft unterbleibt. Dabei kann sich natürlich ein gesunder, auf Bedarf und Angebot beruhender Handelsverkehr nicht entwickeln.

Dazu kommt der bureaukratisch-polizeiliche Geist der ganzen Verwaltung. Die Organisation der Kolonie ist ein öder und geistloser Abklatsch der Provinzialverwaltung des feudalen Frankreich. Ein Gouverneur mit einem Königlichen Intendanten steht an der Spitze, ein Rath von sieben Personen stellt den höchsten Gerichtshof dar; ein Heer von schlecht bezahlten Unterbeamten überfluthet die Kolonie. An der Spitze, mit großem Pomp ausgestattet, steht der Gouverneur, meist ein Soldat. Aber der Intendant, stets ein Jurist, hat ihn insgeheim zu überwachen. Er ist recht eigentlich die Hauptperson in der Kolonie; sein Wirkungskreis reicht bis in jede einzelne Haushaltung hinein. „Es ist von großer Bedeutung, daß man die Leute nicht ihre Gedanken aussprechen läßt,“ berichtet einer dieser Intendanten. Es schien die Absicht der Verwaltung zu sein, das Denken der Unterthanen überhaupt überflüssig zu machen, — dadurch, daß sie dieses Denken bis ins kleinste Detail selbst übernahm.

Einige Beispiele hierfür werden nicht ohne Interesse sein. Es wird nicht dem Einzelnen überlassen, herauszufinden, was ihm frommt oder schadet, und zu versuchen, wie er sein Fortkommen finden kann; sondern ein weises Gouvernement nimmt ihm diese Sorge ab. Was nach dessen Meinung dem Kolonisten schädlich ist, wird ihm verboten, was ihm nützt, befohlen. Nirgends wird so viel Schreibpapier verbraucht wie in Kanada. Erlasse auf der einen Seite, amtliche Berichterstattung auf der anderen richten Verheerungen in Tinte und Papier an. Verbot wechselt mit Gebot ab. Verboten ist das Fluchen; verboten ist es, ohne amtliche Erlaubniß in die Wälder des Hinterlandes zu reisen; verboten ist es, ohne Erlaubniß die Kolonie zu verlassen; verboten ist es, Versammlungen abzuhalten. Der Herr Beamte kümmert sich

um jedes Privatgeschäft. Der Preis des Schornsteinfegens wird auf sechs Sous festgesetzt. Die Rangfolge in den Kirchenstühlen wird durch Erlaß bestimmt. Zur Förderung des Ackerbaues wird dem Bauer verboten, Quebec ohne Erlaubniß zu besuchen: „Wir verhindern und verbieten Euch, nach Quebec unter irgend welchem Vorwand ohne schriftliche Erlaubniß zu kommen, widrigenfalls Ihr hinausgeworfen und nach Eurer Farm zurückgeschickt werdet und Euch unter Konfiskation Euerer Möbel und Güter eine Geldstrafe von fünfzig Livres zu Gunsten der Hospitäler auferlegt wird. Und ferner verbieten wir allen Städtern, Häuser oder Zimmer an Leute zu vermiethen, die vom Lande kommen, wenn sie nicht mit einer Geldstrafe von einhundertfünfzig Livres belegt werden wollen." Ein anderer Intendant hat folgenden Erlaß ausgeheckt: „Da die Einwohner Montreals zu viele Pferde ziehen, ein Umstand, der sie an der Zucht von Rindvieh und Schafen hindert und ihr eigenes Interesse verkennen läßt ...., so befehlen wir kraft Dieses, daß jeder Einwohner hinfüro nicht mehr als zwei Pferde oder Stuten und ein Fohlen besitzen, sowie daß dieser Befehl nach der Säezeit des kommenden Jahres (1710) zur Ausführung kommen soll, indem man ihnen Zeit giebt, sich solcher Pferde zu entledigen, die besagte Zahl überschreiten, man aber nach Ablauf dieser Zeit sie auffordern wird, alle überzähligen zu töten, die etwa in ihrem Besitz geblieben sind."

Ohne Zweifel glaubte man allen Ernstes, mit solcher väterlichen Fürsorge die Entwickelung nach Möglichkeit zu fördern. Denn daran, daß es König Ludwig vollster Ernst mit seiner Kolonialpolitik war, ist kein Zweifel. Jahre lang hat er alle Berichte aus Kanada selbst gelesen und oft persönlich beantwortet. Kennzeichnend für sein System ist vornehmlich auch die Art, wie er bemüht war, die Einwohnerzahl der Kolonien zu heben. Alljährlich werden Kolonisten in Schiffen hinübergeschickt: Männer und junge Mädchen. Die Mädchensendungen werden gleich nach der Ankunft zur Heirath ausgestellt und sind in der Regel nach wenigen Tagen vergriffen. Die Ehe wird von oben mit allen Mitteln befördert. „Ich bitte Sie", schreibt Colbert, „empfehlen Sie es der Ueberlegung des ganzen Volkes, daß sein Wohlergehen, sein Unterhalt und Alles, was ihm theuer ist, auf dem allgemeinen, gewissenhaft zu befolgenden Entschluß beruht, daß Jünglinge sich mit achtzehn oder neunzehn und Mädchen mit vierzehn oder fünfzehn Jahren verheirathen, da die Kolonie nur durch Ueberfluß von Menschen zu leiblichem Ueberfluß gelangen kann." Dieser Anschauung gemäß wird das Kindererzeugen geradezu zu einem Gegenstand behördlicher Fürsorge gemacht. Junggesellen werden doppelt besteuert, Väter, die ihre Kinder nicht in vorgeschriebenem Alter verheirathen, bestraft. Jeder Einwohner, der zehn Kinder in gesetzmäßiger Ehe gezeugt hat, erhält eine Jahrespension von dreihundert Livres. Die Väter, die zwölf Kinder

haben, erhalten eine Jahrespension von vierhundert Livres. Jeder Jüngling, der vor seinem zwanzigsten, und jedes Mädchen, das vor seinem sechzehnten Jahr heirathet, erhält eine Prämie von je zwanzig Livres, außer der Aussteuer, die bei jeder Verehelichung vom Staat bewilligt wird und die oft in einem Hause mit Lebensmitteln für acht Monate bestand. Die Frage der Kindererzeugung spielt immer eine wichtige Rolle in der amtlichen Berichterstattung. Im Jahr 1670 berichtet der Intendant Talon, wohl der tüchtigste, den Frankreich in Kanada gehabt hat, an den Minister, daß der größte Theil der im Sommer ausgeschickten Mädchen schon schwanger sei, und 1671 zeigt er an, daß in diesem Jahr zwischen sechshundert und siebenhundert Kinder in der Kolonie geboren seien, — eine ungeheure Zahl im Verhältniß zu der geringen Bevölkerung.

Ich glaube, diese Beispiele werden genügen, um den Geist der staatlichen Verwaltung zu kennzeichnen. Es ist das System der Bevormundung des Einzelnen im Großen und Kleinen; die Nutzanwendung der Theorie vom beschränkten Unterthanenverstand in grassester Form. Dazu nehme man, daß übermächtig neben dieser Verwaltung die Kirche dastand, und zwar vertreten durch den Jesuitenorden, der aus Kanada ein zweites Paraguay zu machen hoffte. Schroff und einseitig beherrschte er das Geistesleben und die Gewissen in der Kolonie. Gewaltiges hat dieser Orden zwar auch in Kanada geleistet, durch Aufopferung und Hingebung des Einzelnen in den Gefahren der Wildniß. Die Jesuiten waren überall die Pioniere der Kultur. Aber die freie Entfaltung der Persönlichkeit, auf der schließlich das Gedeihen neuer Staatengründungen beruht, ist von ihnen auch hier zum größeren Ruhme Gottes und des Seelenheiles unterdrückt worden. Jeder Hauch freien religiösen Denkens, jede Uebermittelung wissenschaftlicher Naturauffassung wurde von den ihrer Obhut anvertrauten Seelen sorgfältig ferngehalten. Alle Bücher wurden auf das Strengste geprüft, bevor sie in die Kolonie Einlaß fanden. So dämmerte Kanada in der Stille frommer Kirchlichkeit und unter dem Druck bureaukratischer Bevormundung durch ein Jahrhundert dahin.

Und damit vergleiche man nun das angrenzende Neu-England und den in ihm lebenden Geist. Seine Kolonisten waren nicht durch staatliche Fürsorge verpflanzt worden, sondern es waren Auswanderer, die freiwillig auf eigene Gefahr und Verantwortung hin die alte Heimath mit der neuen vertauscht hatten. Von vorn herein standen sie auf eigenen Füßen. Sie erhielten keinen Schwarm von bezahlten Beamten aus der Heimath, sondern sie wählten und bezahlten ihre Gouverneure und sämmtliche Vorgesetzte aus ihrer eigenen Mitte. Sie schielten nicht nach Prämien und Unterstützungen von oben, weder für Kindererzeugung noch für Handelsunternehmungen oder für Ergebnisse der Landwirthschaft. Trotzdem war es nicht Neu-Frankreich, son-

dern Neu-England, das alsbald den Handel an der nordamerikanischen Küste beherrschte; die Wälder von Pennsylvanien und Massachusetts wurden ausgerodet, nicht die von Kanada, und die Bevölkerung in den englischen Kolonien schwoll an, während die von Kanada ein halbes Jahrhundert nach der Zeit, wo der König die Sorge für ihre Vermehrung übernommen hatte, noch nicht einmal 25 000 Seelen zählte.

Der Vergleich der englischen und der französischen Kolonialunternehmungen in Nordamerika zeigt, um wie viel leistungfähiger bei staatlichen Neugründungen das System männlicher Selbständigkeit gegenüber dem bureaukratischer Bevormundung und polizeilicher Ueberwachung ist. Das ist ja nicht immer der Fall. Es giebt in der Geschichte der Völker Epochen, wo die freie Selbstbestimmung geradezu verhängnißvoll sein würde. Ja, bei vielen Nationen ist sie überhaupt nicht möglich. Dem Kanada Ludwigs des Vierzehnten wäre sehr wenig damit gedient gewesen, wenn man versucht hätte, ohne Weiteres angelsächsische Einrichtungen dahin zu verpflanzen; nur eine langsame Erziehung zur Selbstverwaltung konnte da in Frage kommen. Die Anlage der Bevölkerung ist hierfür immer das Maßgebende. Es giebt keine Normalschablonen, in die man die geschichtliche Entwickelung der Nationen hineinpressen könnte, sondern das „System“ muß natürlich aus den besonderen Verhältnissen herauswachsen. Einrichtung und Verfassung eines Volkes sind nicht wie ein Kleid, das es sich bei einem beliebigen Schneider bestellen könnte, sondern wie seine Haut, die aus seinem eigensten Saft gebildet werden muß. Wie es kein römisches Weltreich gegeben haben würde ohne die „Römer“, so ist das englische Kolonialreich undenkbar ohne die besondere Eigenart des Angelsachsenthumes. „Die Gründung von Kolonien“, sagt Parkmann, „gelang England und mißlang Frankreich. Das Geheimniß liegt hauptsächlich in dem großen Vortheil, der England aus der geschichtlich gewordenen Erziehung seines Volkes zu der Gewohnheit des eigenen Denkens, der Vorsicht, des Fleißes und des Selbstvertrauens erwuchs, — aus einer Erziehung, die auch seine auswandernden Söhne befähigte, ein sie kräftigendes, aber auf ihre Nebenbuhler unanwendbares System der Selbstverwaltung anzunehmen und zu erhalten.“ „Aber,“ meint er weiter, „diese Grundverschiedenheit in der Anlage und Bildung der beiden gegenüberstehenden Kolonien wird übrigens durch die Vorgeschichte ihrer Bewohner nicht genügend erklärt; denn auch auf diese Vorgeschichte haben tiefere Gründe einen bestimmenden Einfluß geübt. Der germanische Stamm und besonders sein angelsächsischer Zweig ist vorzugsweise männlich und darum ganz besonders zur Selbstherrschaft geeignet. Er unterwirft gewohnheitmäßig seine Handlungen der Leitung des Verstandes und besitzt die weise Fähigkeit, ein Ding von beiden Seiten zu sehen.“ Mit einem Wort: kühle, praktische Nüchternheit, verbunden mit

zäher, ausdauernder Willenskraft, sind die Eigenschaften, denen das Angelsachsenthum seine großartigen kolonialen Erfolge auf der Erde verdankt. Damit verbunden ist ein nationaler Stolz, der seine Eigenart allem Fremden gegenüber mit Bewußtsein hervorkehrt und jede Abschwächung spröde und hochmüthig von sich abweist. Deshalb bleibt der Engländer, wohin er auch geworfen wird, stets Engländer und aus diesem Grunde prägt er sein Volksthum allen Fremden, mit denen er dauernd in Berührung kommt, auf.

Aus diesen Eigenschaften also ist jene Entwickelung von drei Jahrhunderten zu erklären, die, an verschiedenen Punkten gleichzeitig einsetzend, in ununterbrochener Arbeit das großbritannische Weltreich von heute geschaffen hat. Aus dem Unbewußten heraus, wie alles Große der Natur, ist es entstanden, mehr und mehr hat es sein Wesen und seine Eigenthümlichkeit in das klare Licht der Geschichte herausgestellt, eine breite Wohnstätte auf unserem Planeten geschaffen für den freien Wettbewerb der wirthschaftlichen Arbeit und damit den Gedanken der modernen abendländischen Kultur zur Vorherrschaft unter den Völkern gebracht.

Der Engländer von heute hat klar erfaßt, was der des vorigen Jahrhunderts nur dunkel ahnte: wohin diese Entwickelung führen muß, wenn sie ihre natürliche Vollendung finden soll. Im „Greater Britain“ und dem Gedanken der allgemeinen angelsächsischen Konföderation ist dieses Endziel zum praktischen politischen Programm geworden, das in den Köpfen aller Staatsmänner Englands lebendig ist. Charles Dilke sagt im Vorwort zu seinem Greater Britain: „Die Idee, die auf allen Reisen meine stete Begleiterin und Führerin war, ist das — noch unklare — Gefühl von der Großartigkeit unserer Rasse, die heute schon die Erde umspannt und vielleicht bestimmt ist, sie eines Tages ganz zu überfluthen. . . . Keine denkbare Reihe möglicher Ereignisse kann es verhindern, daß die angelsächsische Rasse im Jahre 1970 dreihundert Millionen Menschen gleicher Sprache und gleichen Nationalcharakters zählen wird. Italien, Spanien, Rußland werden zu Pygmäen neben einem solchen Volk.“ Das ist der Schluß, den Dilke aus der Vergangenheit auf die Zukunft zieht, und seine Ansicht wird von der überwiegenden Mehrheit der 130 Millionen englisch sprechender Menschen auf der Erde getheilt. Mit rücksichtloser Energie arbeitet die britische Politik in allen fünf Erdtheilen an der Verwirklichung des in dieser Vorstellung enthaltenen Programmes. Wie sie sich sonst auch trennen mögen, hierin stimmen alle Politiker von heute überein: die Lord Salisbury und Lord Rosebery, die Chamberlain und Dilke, die Stanley und Cecil Rhodes. Hier stehen wir also einer Thatsache gegenüber, die uns in der Zukunft praktisch noch sehr viel zu thun geben wird.

London. Dr. Karl Peters.



Wandlungen in Rußland.

Wir Deutschen pflegen mit einer gewissen Herablassung auf den Kulturzustand unserer östlichen Nachbarn zu blicken; Getreide, Naphtha, Pelze, Holz, allenfalls noch Thee, Juchten, Cigaretten und Kaviar stellen für den Durchschnittsphilister die Summe Dessen dar, was er an Produkten des russischen Riesenreiches kennt, und russische Regirungkunst ist für ihn mit barbarischer Eroberungpolitik nicht selten ein gleichbedeutender Begriff. Aber die Zeit, wo der Krieg, um mit Mirabeau zu reden, „die Nationalindustrie" eines Landes bildete, ist vorüber. Und wer die diesjährige russische Nationalausstellung in Nishnij-Nowgorod gesehen hat, wird die Gefahr zu ermessen wissen, die in der Fortdauer des traditionellen Köhlerglaubens gerade für Deutschland liegt, dessen Handel mit dem Nachbarlande noch so vielfach verknüpft ist. Der Achtung gebietende, würdige Eindruck, den die Ausstellung im Großen und Ganzen auf den Fremden macht, und das ersichtliche eifrige Bemühen der russischen Regirung, auch die eigenen Unterthanen mit diesem Respekt vor ihrem Können zu erfüllen, zeigen zur Genüge, wie bekannt den heutigen Staatsmännern an der Newa das Wort ist, daß „nicht das Geschick, zu nehmen, sondern die Fähigkeit, zu erzeugen, Wohlfahrt und Reichthum schafft". Und sie meinen es ernst mit diesem Wort, so ernst, daß es an der Zeit scheint, mit jener veralteten Anschauung bei uns endgiltig aufzuräumen und vielmehr die veränderten Grundlagen kennen zu lernen, auf denen in Rußland ein völlig erweitertes Kultur- und Industriebild, trotz der weit geringeren sozialen Nothwendigkeit, in so verhältnißmäßig kurzer Zeit geschaffen werden konnte.

Auf der drittehalbtausend Werst durchmessenden Ebene, die von den Felsenküsten Finlands bis zum Kaukasus, von den Karpathen bis zum Ural sich erstreckt, beschäftigte sich die Bevölkerung naturgemäß von Alters her vorzugsweise mit der Landwirthschaft. Mit der Industrie nur insoweit, als diese in Folge des Mangels an Verkehrswegen zur Verarbeitung der Naturprodukte für den Selbstbedarf nothwendig war. Der Handel wurde allein durch die riesigen Flüsse und die winterlichen Wege gefördert und beschränkte sich seit Anfang dieses Jahrhunderts auf die Abgabe des Ueberflusses an Roggen, Weizen, Leinen, Hanf, Holz und Rohwolle an den Westen Europas. Diese Bevorzugung der Landwirthschaft gegenüber dem Handel und der Industrie dauerte bis in die jüngste Zeit; und noch heute leben, mit Hinzurechnung der Familien, 85 Prozent der 125 Millionen betragenden Bevölkerung von der Landwirthschaft und nur drei bis vier Prozent vom Handel (1889 wurden 23000 Atteste für Kaufleute erster, 311000 Atteste für Kaufleute zweiter Gilde ausgestellt, dazu kamen 253000 Handlungsgehilfen, 648000 Kleinhändler und 25000 Hausirer). Die Ausdehnung der landwirthschaftlichen Produktion hielt mit der Zunahme der Bevölkerung gleichen Schritt und die Getreideausfuhr erreichte ansehnliche Dimensionen; nach amtlichen Berichten betrug sie 1880: 198 Millionen Pud (1 Pud = 16,4 Kilogramm) und brachte 228 Millionen Rubel; 1885: 331 Millionen Pud und 280 Millionen Rubel; 1888, wo die Ausfuhr am Stärksten war, 532 Millionen

Pud und 427 Millionen Rubel; 1889: 438 Millionen Pud und 352 Millionen Rubel; 1890: 380 Millionen Pud und 309 Millionen Rubel; 1893: 366 Millionen Pud und 224 Millionen Rubel; 1894: 599 Millionen Pud und 358 Millionen Rubel. Aber für den einzelnen russischen Landwirth wurde die Produktion immer weniger lohnend, der Existenzkampf immer schwerer, denn die Preise sanken beständig; ein Pud brachte, unter Zugrundelegung der vorstehenden Zahlen, 1880: 102½ Kopeken, 1885: 102 Kopeken, 1888 bis 1890: 81½ Kopeken und 1893 bis 1894 nur noch 60⅓ Kopeken. Die niedrigeren Getreidepreise waren eine Folge der erhöhten Ausfuhr aus Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Nordamerika, Ostindien, neuerdings auch aus Südamerika, Australien und Afrika. Ueberdies wirkten die von verschiedenen Staaten, namentlich vom Deutschen Reiche, eingeführten Schutzzölle auf den russischen Export hemmend und erschwerend. Unter diesen beiden mißlichen Umständen hatte die russische Landwirthschaft erheblich zu leiden. Die Regirung suchte zu helfen, so viel oder wenig sie konnte; sie setzte die Preise der Frachten herab, ermöglichte dadurch wohl den stärkeren Export einzelner Produkte (beispielsweise der Eier; 1873 wurden 30 Millionen Stück ausgeführt, 1884: 239 Millionen, 1888: 685 Millionen, 1890: 751 Millionen, 1891: 834 Millionen, 1893: 785 Millionen, 1894: 955 Millionen Stück), aber Das waren sporadische Erfolge, kraftlose Palliativmittel. Immer deutlicher stellte sich für das Gros der agrarischen Bevölkerung die Unmöglichkeit heraus, allein auf die Landwirthschaft sich hinfort zu stützen; immer mehr begannen daher auch auf dem Lande Gewerbe und Industrie sich zu regen und immer gebieterischer machte sich für die Regirung die Aufgabe geltend, die Vorbedingungen zu schaffen, um Rußland in die Reihe der Industrieländer eintreten zu lassen.

Der Hauptgrund für die schwache Entwickelung der russischen Industrie bis zum Anfang der sechziger Jahre war die Stabilität und Abhängigkeit der damals mehr noch als heute ausschlaggebenden Bauern, die an die Scholle gebunden waren und in ihren Häusern lediglich für die eigene Kleidung, Wohnung und Nahrung produziren konnten. Außer dem Hause konnte die Industrie erst emporblühen, als an die Stelle des Frohndienstes die freie Bearbeitung des Bodens trat, wodurch die Arbeit produktiver wurde. Dazu kam die rasche Bevölkerungzunahme. Rußland hat jetzt von den europäischen Ländern den stärksten Zuwachs zu verzeichnen; auf je 1000 Einwohner kamen beispielsweise in der Zeit von 1886 bis 1888: 48,8 Geburten (in Preußen: 41,27, in England: 32,9, in Frankreich: 23,9), auf jede Ehe entfallen durchschnittlich 7 Kinder (in Deutschland: 5, in England: 4, in Frankreich: 3). In dem am Dichtesten bevölkerten Gouvernement Moskau kommen heute 2 400 000 Einwohner auf 33 000 Quadratkilometer, d. h. 72 auf je einen Quadratkilometer. (Im Deutschen Reich wohnen 50 Millionen Menschen auf 541 000 Quadratkilometer, d. h. 92 auf je einem Quadratkilometer.)

Die weitaus wichtigste Ursache für die rasche Entwickelung der jungen russischen Industrie bildete der Bau der Eisenbahnen. Durch sie wurden die städtischen Gewohnheiten nach dem Lande verbreitet, wurde hier ein größerer Konsum hervorgerufen, wurde die Nachfrage nach Fabrikerzeugnissen und damit das Aufkommen der Fabriken selbst gesteigert, wurde ein schneller Umtausch der Waaren und ihr Absatz nach dem Auslande ermöglicht. Dieser Industriebewegung,

die mit dem Ausbau des Bahnnetzes beständig fortschritt, folgte die russische Regirung mit wachsamem Auge und sie ergriff nacheinander eine Reihe fördernder Maßregeln, von denen namentlich folgende vier von tiefgreifender Wirkung sich erwiesen haben. Erstens: die Einführung der Schutzzölle in den Jahren 1877 und 1891; zweitens: die sehr verdienstliche Arbeiterschutz-Gesetzgebung vom dritten Juni 1866 und vierzehnten März 1894; drittens: die besondere Unterstützung der Hausindustrie, namentlich seit dem Nothjahr 1891; und viertens: die segensreiche Einführung des Zonentarifes am ersten Dezember 1894.*)

Schon im Jahre 1857 hatte Rußland einen Zolltarif eingeführt. Trotzdem wuchs aber die Einfuhr fremdländischer Industrieerzeugnisse von Jahr zu Jahr: 1850 betrug sie 76 Millionen Rubel, 1875 schon 512 Millionen Rubel, d. h. $6^3/_4$ mal so viel als ein Vierteljahrhundert zuvor. Im Jahre 1877 erfolgte die Aufhebung des bisherigen Zolltarifes; es wurde, entsprechend den Bedürfnissen der russischen Staatskassen, die eine Vergrößerung der Zolleinnahmen verlangten, ein neuer Tarif eingeführt, der zugleich bestimmt war, die Industrie im Innern des Landes zu heben. Der Tarif vom Jahre 1857 hatte nur die Manufaktur geschützt, die sich denn auch in der Zwischenzeit — dank dem stets offenen Riesenmarkt in Asien — am Meisten entwickelt hat. Aber die rohen und halbbearbeiteten Materialien, wie Steine, Kohlen, Stahl, Gußeisen u. s. w. ließ jener Tarif noch zollfrei oder belegte sie nur mit geringem Zoll. In Folge Dessen hatten es die inländischen Fabriken leicht, den Zoll, der auf fertige Waaren gelegt war, zu umgehen, indem sie z. B. Gußeisen aus dem Auslande importirten und in Rußland in stählerne und eiserne Schienen umarbeiteten. Der neue Tarif vom Jahre 1877 brachte zugleich mit dem durch die Bahnen gesteigerten Verkehr eine völlige Wandlung in der russischen Industrie, einen ziffernmäßig nachweisbaren Aufschwung des Exportes und einen eben so ersichtlichen Rückgang der

---

*) Die Folge dieser dankenswerthen Neuerung ist, daß man in den drei russischen Wagenklassen für die Hälfte, bei großen Strecken sogar für den vierten Theil des von Excellenz Thielen festgesetzten Fahrgeldes — nebenbei bemerkt: zwar etwas langsam, aber zum Mindesten eben so gut und bequem wie in Preußen — befördert wird. Von Moskau nach Nishnij zahlt man für 410 Werst = $437^1/_2$ Kilometer 7,50 Rubel = 16,20 Mark in der ersten Klasse, 4,50 Rubel = 9,72 Mark in der zweiten, und 3 Rubel = 6,48 Mark in der dritten Klasse, d. h. für jeden Kilometer $3^3/_4$ Pfennige in der ersten, $2^1/_4$ Pfennige in der zweiten, und $1^1/_2$ Pfennige in der dritten Klasse; in Preußen dagegen 8, 6 oder 4 Pfennige. Bei Kurier- und Schnellzügen in Rußland $4^1/_2$, 3 oder $2^1/_4$ Pfennige; in Preußen 9 Pfennige, 6,67 Pfennige oder 4,67 Pfennige. Für die Strecke Alexandrowo-Brest-Nishnij-Moskau-Petersburg-Warschau-Alexandrowo, d. h. für 4118 Werst = 4394 Kilometer beträgt der Fahrpreis, unter Benutzung aller Kurierzüge, in der ersten Klasse 54 Rubel = 116,50 Mark, in der zweiten Klasse 32,40 Rubel = 70 Mark, in der dritten Klasse 21,60 Rubel = 46,50 Mark, also für jeden Kilometer nur 2,6 Pfennige in der ersten Klasse, 1,59 Pfennige in der zweiten Klasse und 1,06 Pfennige in der dritten Klasse, — in Preußen, wie gesagt, noch immer 9 Pfennige, 6,67 Pfennige oder 4,67 Pfennige, ohne die kleinen Extraspesen bei Benutzung der D-Züge!

Einfuhr. Nach den statistischen Mittheilungen des Professors Mendelejeff (Petersburg, 1896) betrug die Summe der russischen Fabrikproduktion (ohne Hinzurechnung der schwer kontrolirbaren Hausindustrie) im Jahre 1880 an Werth 1205 Millionen Rubel, 1885: 1275 Millionen, 1890: 1609 Millionen, 1892: 1828 Millionen Rubel; der Werth der Einfuhr belief sich in den gleichen Jahren auf 604 Millionen, 434 Millionen, 416 Millionen und 404 Millionen Rubel, — also ein beständiger Fortschritt der russischen Industrie auf Kosten der Einfuhr.

In der Zeit von 1877 bis 1892 hat sich in der Holz-, Koffer-, Räder-, Pech-, Lehm-, Fell- und Nägelfabrikation der Werth der produzirten Waaren mehr als verdoppelt. Auch die Beleuchtungöle, die Hefefabrikation, die Gold-, Silber- und Bergindustrie weisen, wie die Accisenceinkünfte lehren, große Fortschritte auf. Die Steuereinnahmen betrugen aus der Spiritusfabrikation in den Jahren 1882, 1885, 1888, 1891 und 1894: 252 Millionen, 231 Millionen, 265 Millionen, 247 Millionen und 297 Millionen Rubel; aus der Tabakfabrikation in den selben Jahren: 14 Millionen, 20 Millionen, 28 Millionen, 29 Millionen und 33 Millionen Rubel, aus der Zuckerfabrikation: 8 Millionen, 14 Millionen, 19 Millionen, 21 Millionen und 41 Millionen Rubel; aus der Petroleumgewinnung in den Jahren 1888, 1891 und 1894: 7 Millionen, 10 Millionen und 19 Millionen Rubel; aus der Zündhölzerfabrikation in den gleichen Jahren: 3 Millionen, 5 Millionen und 8 Millionen Rubel. Unter den starken Schutzzöllen seit 1877 gedieh also fast die gesammte inländische Industrie, — mit Ausnahme weniger Zweige, wie z. B. der Fabrikation landwirthschaftlicher Maschinen, die, nach den spärlichen Proben auf der Ausstellung in Nishnij zu urtheilen, in den Kinderschuhen stecken geblieben ist. Und eben so wohl fühlten sich unter den Schutzzöllen die Staatseinnahmen. Sie beliefen sich in der Zeit von 1869 bis 1873 im Durchschnitt jährlich auf 477 Millionen Rubel, 1874 bis 1878 auf durchschnittlich 554 Millionen, 1879 bis 1883 auf durchschnittlich 668 Millionen, 1884 bis 1888 auf durchschnittlich 734 Millionen, 1889 bis 1891 auf durchschnittlich 836 Millionen. 1892 bis 1894 auf durchschnittlich 967 Millionen Rubel; die durchschnittlichen Zolleinnahmen betrugen in den selben Zeiträumen jährlich 49 Millionen, 66 Millionen, 94 Millionen, 106 Millionen, 136 Millionen und 160 Millionen Rubel.

Besonders deutlich ist der industrielle Aufschwung in der jüngsten Zeit zu erkennen, seit dem Jahre 1891, das abermals einen verschärften Zolltarif brachte und auch die Gewinnung und Verarbeitung von Erzen, Schwefel, Steinkohlen, Steinen u. s. w. unter Schutz stellte. Bis dahin ungekannte Industriezweige wurden nun in Rußland begründet und blühten rasch empor. So z. B. Konserven-, Soda-, Kalk-, Stärke-, Phosphor- und Farbenfabriken, Vigognewebereien und Seidenspinnereien; im Süden Rußlands entwickelten sich Baumwollenpflanzungen; der Weinbau bedeckt im Kaukasus heute eine Fläche von 130000 Hektar, in Bessarabien 75000 Hektar, in der Krim 8700 und am Don 2700 Hektar; künstlicher Dung wird in Rußland fabrizirt; Terpentin, Harze, Kolophonium, Cellulose, Quecksilber, Kupfer, Blei und Zink werden jetzt gewonnen; und die Metallindustrie hat sich so gehoben, daß die Einfuhr von Eisenbahnschienen ganz aufgehört hat. Ein schlagendes Beispiel für diese rapide Wandlung liefert die Entwickelung der Naphthaindustrie; 1876 wurden noch $2^2/_3$ Millionen Pud amerikanischen Petroleums nach Rußland importirt, 1880 hörte die Einfuhr auf,

1890 wurden bereits 47 Millionen Pud ausgeführt und die gesammte russische Naphthaproduktion stieg von 50½ Millionen Pud im Jahre 1882 auf 377 Millionen Pud im Jahre 1895 (in der selben Zeit vermehrte sich die Naphthaproduktion der Vereinigten Staaten von 214 Millionen auf 336 Millionen Pud). Die Erschließung der Naphthaquellen in Baku durch die Gebrüder Nobel scheint für die Industrie im Süden und Osten Rußlands und für Sibirien von weittragender Bedeutung zu werden, eben so für den dortigen Dampfer- und Eisenbahnverkehr: sämmtliche Maschinenkessel werden mit fein zerstäubter Naphtha rauchlos, funkenlos und billig geheizt (das Pud Naphtha stellt sich in Baku auf 15 Kopeken), und die starke Abholzung der Wälder, von deren bedenklichem Umfang die zahlreichen Aufstapelungen an den russischen Eisenbahnstationen einen augenscheinlichen Beweis liefern, dürfte damit wohl ein Ende erreichen.

Eine neue Erscheinung, uns freilich nicht unbekannt, da sie für die gesammte moderne Industrie charakteristisch ist, macht sich seit einem Jahrzehnt in der russischen Industrie bemerkbar: der Uebergang zur Großindustrie. Obwohl die Gesammtproduktion in so rascher und beständiger Weise steigt, ist die Gesammtzahl der Fabriken im Rückgange. Es vollzieht sich in Rußland genau der selbe Prozeß wie in Amerika, Deutschland u. s. w.: die kleineren Werkstätten gehen nach und nach ein und die Produktion konzentrirt sich mehr und mehr in den größeren Fabriken. Die zunehmende Bedeutung der maschinellen Technik und das Anwachsen des Großkapitales, das in unserer Zeit das in der Welt vorhandene Kleingeld allmählich aufsaugt, bewirken auch hier die Centralisation des Betriebes. Die Großstädte, in denen das gesammte freigewordene russische Kapital sich anhäuft, sind die lebenspendenden mächtigen Handelscentren geworden; namentlich ist an der Moskwa, im „Herzen Rußlands“, neuerdings ein starker Unternehmungsgeist erwacht, so daß auch in dieser Beziehung „Mütterchen Moskau“ wieder das ausschlaggebende wirkliche Centrum des Landes geworden ist, — nur mit dem Unterschiede, daß jetzt nicht die inzwischen meist verarmten Bojarensprößlinge, sondern der reiche moskauer Kaufmannsstand und die kapitalkräftigen Aktiengesellschaften den Ton angeben. Während Petersburg wohl Fabriken mit 5000 Arbeitern kennt, wie z. B. die bekannte russisch-amerikanische Gummiwaarenfabrik, die vor zehn Jahren kaum die Hälfte dieser Arbeiterzahl beschäftigte, heute aber schon so gut wie konkurrenzlos dasteht, giebt es in Moskau bereits einen Großindustriellen, den vielgenannten „Baumwollenkönig“ Sawa Morosoff, in dessen vereinigten Fabriken gegen 30000 Arbeiter thätig sind.

Im Jahre 1892 hatte Rußland — abgesehen von der Hausindustrie, die etwa 7 bis 9 Millionen Menschen beschäftigt, aber zum großen Theil unkontrolirt und steuerfrei ist — im Ganzen 32000 Fabriken und Werkstätten zu verzeichnen, in denen anderthalb Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen thätig waren und insgesammt Waaren im Werthe von rund 1830 Millionen Rubel produzirten.

Nach den interessanten Daten, die im Jahre 1893 von den russischen Fabrikinspektoren über die meist verbreiteten Industriezweige — 74 an der Zahl — aufgenommen wurden, stellt sich der Durchschnittsverdienst des russischen Fabrikarbeiters auf jährlich 187,60 Rubel — bei 288 Arbeitstagen und einer täglichen Arbeitzeit von 12 Stunden (ausschließlich der Arbeitpausen). Die höchste Durchschnittszahl des Jahresverdienstes betrug in einem dieser Industriezweige 606 Rubel,

die niedrigste 88,54 Rubel; die Löhne für Frauen und Kinder sind hier, wie bei den folgenden Zahlen, mit inbegriffen. Dem gemäß würde der einzelne Arbeiter durchschnittlich Werthe in Höhe von 1260 Rubel schaffen, also 0,15 Prozent, d. h. den sechsten bis siebenten Theil des Waarenwerthes, als Lohn erhalten. In den Gouvernements Moskau und Wladimir beziffert sich der jährliche Durchschnittslohn auf 167 Rubel; im Gouvernement Petrikau auf 188 Rubel; im Gouvernement Petersburg auf 232 Rubel. Am Besten wurde in der Metallindustrie, und zwar in den Gußstahlfabriken, gezahlt, wo der jährliche Durchschnittsverdienst 525 Rubel und der Maximal-Jahreslohn 1800 Rubel betrug. Am Niedrigsten war der Verdienst in der Kattundruckerei und Leinenfabrikation, wo viele Frauen beschäftigt sind; hier stellte sich der durchschnittliche Jahresverdienst auf 116 Rubel und hier wurden Monatslöhne bis zu 3,6 und 3,5 Rubel herab gezahlt. Der mittlere Jahreslohn betrug in den Telegraphenbauanstalten 517,14 Rubel, in den Schiffswerften 337,91 Rubel, in der Eisengießerei 321,74 Rubel, in der Buchdruckerei 308,42 Rubel, in den Maschinenbauanstalten 300,84 Rubel, in der Brauerei 211,30 Rubel, in der Baumwollenweberei 174,98 Rubel, in den Färbereien und Appreturanstalten 174,85 Rubel, in der Wollweberei 169 Rubel, in der Baumwollspinnerei 157,83 Rubel, in den Tabakfabriken 147,10 Rubel, in den Tuchfabriken 134,70 Rubel u. s. w. An Monatslöhnen erhielten, um wieder einige charakteristische Beispiele herauszugreifen, die Former in den Eisengießereien 156 bis 14 Rubel, die Graveure 120 bis 25 Rubel, die Walzenarbeiter 112 bis 36 Rubel, die Setzer 75 bis 10 Rubel, die metteurs en page 70 bis 50 Rubel, die Lithographen 55 bis 20 Rubel, die Baumwollenspinner und Spinnerinnen 55 bis 5 Rubel, die Brauer 50 bis 9 (die Meister 86 bis 45) Rubel, die Buchbinder 40 bis 10 Rubel, die Weber und Weberinnen 33,60 bis 4,5 Rubel, die Cigarettenwicklerinnen 30 bis 7,2 (die Meister 70 bis 40) Rubel. In der Textilindustrie, in deren Fabriken — tout comme chez nous — 77 Prozent aller russischen Arbeiterinnen beschäftigt sind, erhielten die Wicklerinnen monatlich 20 bis 4,25 Rubel, die Sortirer und die Tuchscherer 11 bis 7 Rubel, die Abnehmerinnen 7 bis 5 Rubel u. s. w. Die allgemein übliche Art der Löhnung ist die nach Stückarbeit (Akkordzahlung). Nur bei den Waggonarbeitern wird „nach Werkstätten" gezahlt. Feste Tage- oder Monatslöhne sind sehr selten. Die Arbeit der Frauen und Kinder wird bedeutend niedriger bezahlt als die der Männer. Die Frauen erhalten im Allgemeinen die Hälfte, die Kinder ein Drittel vom Lohn des Mannes. Nur in der Tabakindustrie erhalten die Frauen mehr, nämlich zwei Drittel dieses Betrages.

Die russischen Fabrikarbeiter rekrutiren sich meist aus der Landbevölkerung. In den Provinzen besitzen sie vielfach noch ein Stück Land, das sie nebenbei bebauen, und sie zeigen dann nur geringes Bestreben, sich für die Fabrikarbeit zu vervollkommnen. Ganz anders die intelligente und tüchtige petersburger Arbeiterbevölkerung, die ja auch am Besten bezahlt wird. Viele Arbeiter gehen im Sommer aufs Land und nur im Winter in die Fabriken. Deshalb ist auch der Fabriklohn im Frühjahr und im Sommer überall um 10 bis 20 Prozent höher als im Winter. Und die Arbeiter werden daher zweimal jährlich engagirt: auf die Zeit von Oktober bis Ostern und auf die Zeit von Ostern bis Oktober.

Die im Vergleich zu den westeuropäischen Arbeiterverhältnissen niedrigen

Löhne erscheinen in besserem Lichte, wenn man das billige Leben in Rußland in Betracht zieht, wo noch das Pfund Rindfleisch 9 Kopeken kostet, das Pfund Kalbfleisch 7 Kopeken u. s. w.

Die Nahrung der Arbeiter ist überall sehr einfach, aber reichlich. Die Meisten bringen ihre Vorräthe mit in die Fabrik. Mittags essen sie in der Regel zwei Gerichte: Schtschi (Kohlsuppe) mit Fleisch und Kascha (Grütze) mit Butter; an den Fasttagen natürlich Fische. Zum Frühstück und zur Vesper genießen sie Thee und Roggenbrot. Außer der Mahlzeit trinken sie Kwaß, das bekannte säuerliche Getränk, das aus Brot und Früchten bereitet wird. Von vielen Fabriken werden Waarenlager gehalten, aus denen die Arbeiter auf Kredit Waaren zu Marktpreisen entnehmen können; sie pflegen von diesen Magazinen auch, entsprechend der Höhe der von ihnen entnommenen Waaren, mit einer kleinen Dividende betheiligt zu werden. Die kleinen Läden, die sich in der Nähe der Fabriken aufgethan hatten und mit den großen Magazinen naturgemäß nicht konkurriren konnten, sind deshalb meist eingegangen. Zur Errichtung eines Waarenmagazins muß die Fabrik die Genehmigung der Fabrikinspektion einholen. Die Preise dürfen die Höhe der Marktpreise nicht übersteigen und die Waaren unterliegen zu jeder Zeit der Prüfung des Fabrikinspektors. Ihm ist von Zeit zu Zeit die Taxe zu unterbreiten, die auch stets in der Fabrik aushängen muß. Manche Fabriken übernehmen die gesammte Verpflegung ihrer Arbeiter, die dann unter der Kontrole der Fabrikinspektion steht. In Moskau werden 4,50 bis 5 Rubel monatlich für die Verpflegung eines Arbeiters berechnet. Vielfach sind die Arbeiter zu Genossenschaften zusammengetreten und beköstigen sich selbst. Sie wählen einen Obmann, dem sie einen Ausschuß an die Seite stellen. Der Obmann bezieht die Waaren im Ganzen auf Kosten der Fabrik, die den Küchenraum, den Speiseraum, die Heizung und das Wasser hergiebt, was sie durchschnittlich zwei Kopeken täglich für die Person kostet. Wer höheren Lohn verdient, verwendet auch wohl mehr auf die Beköstigung; in Petersburg etwa 7 bis 9 Rubel monatlich. Die außerhalb der Fabriken wohnenden Arbeiter — und Das ist noch die Mehrzahl — haben bei dem besonders in den Großstädten herrschenden Mangel an Arbeiterwohnungen unverhältnißmäßig hohe Miethen zu zahlen. Sie wohnen bisweilen in den elendesten und armsäligsten Hütten. Selbst in Petersburg giebt es noch miserable Häuschen genug, in denen vier Familien in einem einzigen, nur durch Gardinen abgetheilten Raum ein menschenunwürdiges Dasein führen. Kein Wunder daher, daß solche Arbeiterfamilien, in Petersburg namentlich die Kreise der am Schlechtesten bezahlten Baumwollenspinner, die Langmuth allmählich verlieren und jetzt ernstlich an eine Aufbesserung ihrer traurigen Lage zu denken anfangen.

Um der Wohnungnoth abzuhelfen, haben zahlreiche große Fabriken bereits Arbeiterhäuser gebaut, die sie mit Heizung, mitunter auch wohl mit Beleuchtung, versehen. Die Wohnung kostet den einzelnen Arbeiter fünfzig Kopeken bis drei Rubel monatlich. Solcher Arbeiterhäuser giebt es dreierlei. Erstens sogenannte „Kasernen“; sie enthalten geräumige Säle zum gemeinschaftlichen Essen und Schlafen; die Bettgestelle mit Strohmatratzen und Strohkissen stehen in den Sälen oder in benachbarten Kabinen; die von weit her kommenden Familienväter, die unverheiratheten Arbeiter und die Frauen schlafen getrennt. Zweitens große

Familienhäuser mit vielen kleinen Wohnungen, die zu beiden Seiten von langen Korridoren liegen; gemeinsame Speisezimmer giebt es hier nicht, da die Familien sich selbst beköstigen, wohl aber in jedem Stockwerk eine gemeinschaftliche Küche mit einem thurmartigen Riesenofen, der durch alle Etagen geht und um den zahlreiche Kochherde sich befinden; hier, wie auch in allen Speiseräumen, stehen große Gefäße mit heißem Wasser zur Bereitung des Tschai (des Thees), den die Russen bekanntlich zu jeder Tageszeit trinken. Drittens kleine Arbeiterhäuser mit je zwei bis vier Wohnungen, die aparte Eingänge haben; in der Regel gehören kleine Höfe und Gärtchen zu diesen Häusern. In keiner Arbeiterwohnung, in keinem Fabrikraum fehlt das Heiligenbild und die davor brennende Lampe. Dieses unentbehrliche Hausheiligthum und der rege Besuch an den sonntäglichen Vorträgen und Unterhaltungen biblischen Charakters, die in den Speisesälen vieler Fabriken veranstaltet werden, zeigen deutlich, welche große Macht die russische Kirche noch auf das Volk ausübt, — wie unklug also die Sozialdemokratie operirt, die auch hier ihre Religionfeindschaft betont und es nicht begreift, daß der russische Arbeiter selbst die bestgemeinten Rathschläge von „Leuten, die von Gott und dem Zaren nichts halten", so vielfach noch zurückweist.

Die Fabriken, die außerhalb der Städte liegen, müssen, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, Krankenhäuser errichten. Viele große Fabriken unterhalten auch freiwillig Schulen, Bibliotheken mit Leseballen, Badeanstalten, Waisenhäuser und Krippen, in denen die Mütter ihre Kinder morgens abgeben und abends, wenn sie aus der Fabrik kommen, wieder in Empfang nehmen. Obgleich diese Trennung von rein menschlichem Standpunkt aus zunächst bedauerlich erscheint und zu wünschen wäre, daß die jungen Mütter es überhaupt nicht nöthig hätten, in die Fabrik zu gehen, so muß man doch ehrlich zugeben, daß die Kinder in diesen Anstalten wohl ausnahmelos besser aufgehoben sind, als wenn sie der Obhut ihrer oft unverständigen Mütter überlassen würden. Der Leiter der bereits erwähnten russisch-amerikanischen Gummiwaarenfabrik — nebenbei bemerkt: ein Vetter von Paul Heyse — war der Erste, der eine solche Krippe (vor zehn Jahren) in Petersburg errichtete. In dieser Anstalt, die in jeder Beziehung als mustergiltig angesehen werden darf, werden zur Zeit täglich 165 Kinder — vom Säuglingsalter bis zum neunten Lebensjahr — von fünf Lehrerinnen und zahlreichen geschulten Wärterinnen gepflegt und erzogen; der Unterhalt dieser Krippe kostet die Fabrik jährlich 10 000 Rubel. Ueberhaupt muß man anerkennen, daß die Leiter mancher großen Fabriken mit Erfolg bemüht gewesen sind, allerlei dankenswerthe Wohlfahrteinrichtungen zu treffen, und daß sie auch gesunde, helle, gut ventilirte und saubere Arbeiträume geschaffen haben. Freilich mußten viele Andere erst durch die Arbeiterstrikes, die besonders zahlreich im Anfang der achtziger Jahre waren, und durch energische Befehle der russischen Regirung an ihre Menschenpflicht gemahnt werden.

Die verdienstlichen Schutzmaßregeln, die die Regirung durch die Gesetzgebung von 1886 und 1894 zu Gunsten der Arbeiter getroffen hat, und die Hilfe, die sie fort und fort den Bauern gewährt, die auf Fabrikarbeit gehen, zeigen, wie ernst und unablässig man das Ziel verfolgt, die Masse der Arbeiterschaft in der Treue zum Staat zu erhalten und ihre Lage frühzeitig zu verbessern, um dem Entstehen staatfeindlicher Strömungen nach Kräften vorzubeugen. Gewiß,

man sucht vornehmlich die national-russische Industrie beständig zu fördern, möchte sich aber die nach beiden Seiten hin — nach der des Kapitals und der Arbeiterschaft — gefährliche Großindustrie doch nicht über den Kopf wachsen lassen. Daher auch neuerdings die lebhafte Fürsorge für die weitverbreitete bäuerliche Hausindustrie und die Erkenntniß, daß der russische Staat in ihr für die nächste Zeit „die starken Wurzeln seiner Kraft“ zu suchen hat. Diese Hausindustriellen werden von der Regirung zur Ansammlung eines gemeinschaftlichen Kapitals angehalten, um das Rohmaterial im Ganzen einzukaufen; es werden ihnen Magazine und Lager in den Handelscentren geschaffen und beim Ankauf von Ländereien werden sie von der Bauernbank lebhaft unterstützt.

Nach dem Arbeiterschutzgesetz vom dritten Juni 1886 sind nur schriftliche Verträge zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zulässig. Die Muster zu den Arbeitbüchern werden von der Regirung gegeben. Die Bücher verbleiben bei den Arbeitern. Darin ist zu verzeichnen: der Tag des Arbeitanfanges; die Höhe des vereinbarten Stücklohnes; die Angabe, wie und wann der Lohn gezahlt wird und an welchen Tagen nicht gearbeitet wird; die Stunde des Arbeitbeginnes und des Feierabends; die Dauer der Mittagspause; die Höhe der Wohnungmiethe u. s. w. Das Arbeitbuch enthält auch einen gedrängten Gesetzesauszug und den Wortlaut der Hausordnung, die vom Fabrikinspektor sanktionirt sein muß. Die Abrechnungen mit den Arbeitern sind der Fabrikinspektion vorzulegen und in der Fabrik auszuhängen. Bei 100 bis 300 Rubel Strafe (Artikel 101 d. Ges.) ist dem Fabrikanten verboten, vor Beendigung der Vertragszeit oder ohne vorherige vierzehntägige Ankündigung den Arbeitlohn herabzusetzen, durch Verringerung der Zahl der Arbeitstage oder -Stunden den Verdienst zu schmälern, sowie den Lohn, anstatt in Bargeld, in Coupons oder Waaren zu zahlen. Bei bestimmten Zeitabmachungen ist der Lohn mindestens einmal monatlich auszuzahlen (Artikel 102), bei unbestimmten mindestens zweimal. Der Fabrikant darf dem Arbeiter nur Strafen disziplinarer Art auferlegen, keinerlei Strafen zur Entschädigung für den ihm gemachten Schaden; darüber hat allein das Gericht zu entscheiden. Die Fälle, in denen er strafen darf, sind genau aufgezählt, eben so die Höhe der Strafsumme. Alle diese Strafbeträge sind zu sammeln und ausschließlich zum Wohle der Arbeiter zu verwenden. Die Strafsummen sind von der Fabrikleitung zusammenzustellen, dem Fabrikinspektor mitzutheilen, auf besonderen Bogen zu drucken und in der Fabrik auszuhängen. Jede Strafsumme ist in ein besonderes Buch einzutragen, das von der Regirung kontrolirt wird.

Die Kinderarbeit ist durch Bestimmungen aus den Jahren 1882, 1884 und 1890 geregelt. Danach dürfen Kinder bis zu zwölf Jahren überhaupt nicht in Fabriken arbeiten. Kinder von zwölf bis fünfzehn Jahren nur am Tage und nicht mehr als acht Stunden mit einer Unterbrechung nach den ersten vier Arbeitstunden, oder sechs Stunden lang ohne Unterbrechung. Als Nacht wird hier die Zeit von neun Uhr abends bis fünf Uhr früh gerechnet. An Feiertagen ist Kinderarbeit verboten (nur in ganz dringlichen Ausnahmefällen zulässig). Für jugendliche Arbeiter von fünfzehn bis siebenzehn Jahren, sowie für Frauen in den Textilfabriken ist Nachtarbeit seit 1885 gänzlich verboten. Dafür ist hier die Zeit des Arbeitstages um zwei Stunden verlängert, da als Nacht nur die Zeit von zehn Uhr abends bis vier Uhr früh gilt, so daß die Frauen bei dop-

pelter Arbeiterschicht täglich neun Stunden (anstatt der früheren acht Stunden) arbeiten können. Die Arbeitzeit für Männer ist unbeschränkt.

Zur Ausführung dieser Arbeiterschutzgesetze wurden 35 Fabrikinspektoren im Jahre 1886 ernannt, nachdem bereits 1882 einige Fabrikinspektoren und die „Prißutstwia", eine Art Gewerbegericht, zum Schutz der Minorennen eingesetzt waren. Die Fabrikinspektoren können gegen die Fabrikanten Strafen bis zur Höhe von 100 Rubel verhängen, und zwar ganz selbständig, ohne daß es einen Appell dagegen giebt. Das Gesetz vom Jahre 1886 galt zunächst für die fünf Gouvernements Moskau, Petersburg, Wladimir, Warschau und Petrikau. Am vierzehnten März 1894 wurde das Gesetz auf dreizehn weitere Gouvernements ausgedehnt: Nishnij-Nowgorod, Kijew, Twer, Wolhynien, Grodno, Kostroma, Jaroslawl, Podolien, Rjäsan, Cherson, Charkow, Livland und Esthland. Zugleich wurde die Fabrikinspektion dem „Departement für Handel und Manufaktur" unterstellt, das anstatt des bisherigen einen Hauptinspektors drei Revisoren zur Kontrole der Fabrikinspektoren einsetzte und deren Amtskreis bedeutend erweiterte. Der Direktor dieses Departements, Herr W. J. Kowalewskij, der sich auch um das Gelingen der Ausstellung in Nishnij große Verdienste erworben hat, darf seiner sozialpolitischen Vergangenheit nach als entschieden arbeiterfreundlich gelten; der jüngst in Nishnij abgehaltene Kongreß für Handel und Industrie hat gezeigt, mit welchem Ernst und Eifer die Abstellung der Mißstände in den petersburger Webereien und Spinnereien von der Direktion dieses Departements verfolgt wird. Man hatte die Inspektoren früher mit Vorliebe aus dem Aerztestand genommen; seit 1896 wählte man vorzugsweise technisch gebildete Personen, denen man dann auch die Kesselprüfungen übertrug. Die Kosten der Dampfkesselrevisionen sind von den Fabrikanten zu tragen. 1894 wurden noch 108 neue Fabrikinspektoren angestellt, denen weitere zehn Kandidaten zur Seite stehen.

Trotz allen diesen Schutzmaßregeln kommen in Rußland, wie ja wohl auch anderwärts, noch genug Mißbräuche und Gesetzesübertretungen bei den Fabrikanten vor. Daß aber die Fabrikinspektoren in der That das Interesse der Arbeiter wahrzunehmen suchen, beweisen uns u. A. zwei Vorfälle aus jüngster Zeit. In Petersburg machten sie die Vorarbeiter, die morgens etwa zehn Minuten vor dem Arbeitbeginn der Anderen kommen, darauf aufmerksam, daß diese Mehrthätigkeit bei 288 Tagen genau 48 Arbeitstunden jährlich ausmache, und erwirkten thatsächlich die Nachzahlung dieser vier Extratage. Und am Tage nach der Krönung des Zarenpaares in Moskau entstand in den petersburger Spinnereien der jüngste Strike unmittelbar in Folge der Mittheilung der Fabrikinspektion an die Arbeiter, daß man in Moskau auch an diesem Tag noch feiere.

Tag- und Nachtarbeit haben 20 Prozent der russischen Fabriken, darunter zumeist die der Glasindustrie. 74 Prozent arbeiten nur zwischen 5 Uhr früh und 9 Uhr abends. Länger als 12 Stunden täglich arbeiten 20 Prozent. Die höchste tägliche Arbeitzeit beträgt 15 Stunden; die geringste Arbeitzeit — sechs Stunden — haben solche Fabriken, in denen mit schädlichen Substanzen, wie Blei und Quecksilber, gearbeitet wird. In den jüngst vielbesprochenen petersburger Baumwollspinnereien dauert die Arbeit von 5 Uhr früh bis 8 Uhr abends, d. h. 13 bis 13½ Stunden nach Abrechnung der 2 bis 1½ stündigen Arbeitpausen für Frühstück, Mittag und Vesper. Die Arbeit beginnt zwischen 5 und 10 Uhr

früh und wird zwischen 4 und 9 Uhr abends beendigt. Von den 80 Prozent, die nicht mehr als 12 Stunden Arbeitzeit haben, arbeiten 36,8 Prozent täglich 12 Stunden (natürlich mit Ausschluß der $1\frac{1}{2}$ bis 2 stündigen Pausen, mit deren Hinzurechnung die Arbeitzeit $13\frac{1}{2}$ bis 14 Stunden betragen würde); 20,8 Prozent der Fabriken arbeiten 11 Stunden, 18,1 Prozent 10 Stunden, 2,1 Prozent 9 Stunden, 1,6 Prozent 8 Stunden, 0,4 Prozent 7 und 0,2 Prozent 6 Stunden.

Im Allgemeinen macht sich das Bestreben bemerkbar, von der $13\frac{1}{2}$ bis 14 stündigen Arbeitzeit mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 stündigen Arbeitpausen überzugehen auf eine 18 stündige ununterbrochene Arbeitzeit (4 Uhr früh bis 10 Uhr abends) mit doppelten Arbeiterschichten, die je 9 Stunden arbeiten und einander ablösen. Die Neuerung kommt besonders den Textilfabrikanten zu Gute; sie können erstens mehr Frauen, die nur halb so theuer sind, anstellen und ferner ihre Webstühle den ganzen Tag über besetzen. Bei 500 Webstühlen können sie also 1000 Arbeiterinnen täglich beschäftigen und haben weiter noch die Chance, in schlechteren Zeiten 500 davon zu entlassen und mit den anderen 500 Arbeiterinnen 12 Stunden täglich zu arbeiten. Hierzu sind die Arbeiterinnen der Textilindustrie, die ja in allen Ländern mit dem Elend der industriellen Bevölkerung am Engsten verknüpft ist, natürlich auch gern bereit.

Der russische Arbeiter ist außerordentlich willig und leistungfähig und wird wegen seiner Ausdauer von den Fabrikanten gerühmt. Die Gutmüthigkeit dieser arbeitsamen armen Mushiks, die im Sommer wie im Winter unverdrossen und unter heiterem Chorgesang an die schwerste Arbeit gehen, scheint wirklich fast unerschütterlich zu sein. Und doch giebt es Momente, wo ein kleiner Wodka genügt, um die „bête humaine“ zu wecken; in Moskau wurde der Beweis dafür geliefert, als im vorigen Jahr während eines Strikeausbruchs ein englischer Fabrikant von seinen Arbeitern erstochen wurde und als in diesem Jahr auf dem zu trauriger Berühmtheit gelangten Chodinskoje-Felde Gendarmen und ihre Pferde von Arbeiterhänden buchstäblich zerrissen wurden. Der Russe gleicht eben, so sagt der geistvolle Vicomte de Vogué in seinen prächtigen „Wintergeschichten“, in seinem Charakter durchaus seiner Nationalsuppe, der Botwinja: „Man findet Alles darin: Fisch, Gemüse, Grünzeug, Bier, saure Sahne, Eis, Meerrettich, Senf und Gott weiß was noch! Vorzügliche und abscheuliche Dinge! Man kann nie voraussehen, was ein Eintauchen des Löffels aus dieser Suppe zu Tage fördern wird.“

Vorzügliche und abscheuliche Dinge: — Das galt größtentheils auch von der früheren kleinindustriellen Produktion. Daß aber heute unter dem Zusammenwirken der gesunden, tüchtigen und willigen Arbeiterschaft, des rapid anwachsenden und unternehmunglustigen Kapitals und der schützenden staatlichen Fürsorge das Vorzügliche überwiegen muß, daß hervorragende Leistungen in dieser neuen Großindustrie erzielt werden mußten und thatsächlich erzielt worden sind, Das lehrt ein Blick auf die diesjährige „allrussische Ausstellung“ in Nishnij.

Gustav Dahms.



Abwehr agrarischer Uebergriffe.

Seit der Börsenliberalismus, eigens zur Abwehr agrarischer Uebergriffe, einen Schutzverband sich angelegt hat, wendet er eine neue Kampfmethode an; eine nicht gerade schamhafte zwar, aber eine kluge. Es giebt viele brave Leute, Gutliberale des alten Schlages, die aber die in zwanzig und einigen Jahren stattgehabte Wandlung ihrer Frühstücksliteratur so wenig gemerkt haben wie den Fortschritt der Margarine auf den dabei verzehrten Butterbrötchen und denen eine künftige Volksernährung getrost Engerlinge als Krebsschwänze serviren könnte. Auf diese Arglosigkeit des Publikums gründet der Schutzverband seinen Plan. Wird eine vom Börsenliberalismus propagirte Arbeit einer manchesterweisen Autorität als in allen Hauptstücken falsch, im benützten wissenschaftlichen Material sogar wissentlich falsch, entlarvt, dann schweigt man Das einfach tot, aber mit den gefälschten Ergebnissen krebst man munter weiter. Passirt es dagegen einem Agrarier, daß er in Schrift oder Rede bei irgend einem für die zu beweisende Hauptsache ganz gleichgiltigen Nebenpunkt vielleicht ungenau sich ausdrückte, so greift man Das behend auf, verschiebt der nicht informirten Menge gegenüber geschickt die Basis des Streites und sucht in Fluthen von Zeitungartikeln und Flugblättern die Ehre Anderer zu ersäufen; denn man weiß, daß die vom Angegriffenen in der ihm befreundeten Presse erlassenen Richtigstellung da, wo man wirken will, nicht gelesen wird. Ich erbitte deshalb an dieser Stelle, der einzigen, die objektive Belehrung auch in gegnerische Kreise trägt, das Wort zu einigen aufklärenden Bemerkungen über die gröbsten, von der börsenliberalen Presse in jüngster Zeit verübten Entstellungen. Zunächst ein Wort für mich.

Als der preußische Landwirthschaftminister jüngst begann, Abwehrmaßregeln gegen die Viehseucheneinschleppung zu erlassen, zeterte es durch die Freihandelspresse: Das sei ein verschleierter Bruch unserer Handelsverträge, das Ausland werde darauf mit der Erschwerung unseres Exportes antworten. Ich führte hierauf in einigen Aufsätzen, die in der „Deutschen Landwirthschaftlichen Presse“ erschienen, den Nachweis, welche rigorosen, dem absoluten Einfuhrverbot gleichkommenden Vorschriften das Ausland uns gegenüber längst schon verfügt hat, und knüpfte daran die Forderung: die deutsche Regirung solle einfach die im Auslande gegen unseren Export bestehenden Verfügungen sinngemäß abschreiben. Ich citirte zu diesem Zweck den Inhalt der ausländischen Verordnungen und wies unter Anderem nach, daß Dänemark den Import deutschen Viehes grundsätzlich verbietet und, aus politischen Gründen, nur die Einfuhr solcher Rinder gestattet, die ausweislich beizubringender Geburtscheine „in dänischen Theilen Schleswigs geboren und großgezogen sind“. Ferner, daß auch Rußland jeglichen deutschen Vieh- und Viehproduktenimport untersagt, ausgenommen: „a) Tauben, wenn der Finanzminister in jedem einzelnen Falle die Erlaubniß ertheilt; b) Würste, wenn deren Abstammung von gesunden Thieren durch thierärztliche Atteste bewiesen und der Nachweis erbracht wird, daß diese Würste nur von solchen Russen verspeist werden, die in russischen Einfuhrstationen wohnen.“ Da diese ausländischen Verfügungen hinreichende Unterlage für eine launige Behandlung bieten, forderte ich von der deutschen Regirung, sie solle den Import aus Dänemark und Rußland nicht total verbieten, sondern vom Verbote ausschließen:

a) bei Dänemark: „das nachweislich in deutschen Theilen Dänemarks geborene und aufgezogene Rindvieh“, b) bei Rußland: „Tauben, wenn Herr Dr. Miquel in jedem einzelnen Falle die Erlaubniß ertheilt; und Würste, die nachweislich von gesunden Thieren stammen und nur von Deutschen gegessen werden, die in deutschen Einfuhrstationen wohnen.“ Darauf fällt nun die „Freihandelskorrespondenz“ der Herren Ludwig Bamberger und Max Brömel — und nach ihrem Vorgang die gesammte liberale Presse — über mich her, verschweigt selbstverständlich die logischen Voraussetzungen meiner Forderungen und erzählt unter dem launigen Stichwort „Agrarkoller“ den Lesern, zu welchen absonderlichen Vorschlägen ich mich versteige und wie erweiterungfähig meine politisch-geographische Kenntniß Dänemarks ist. So bestürmen mich nun Freunde aus dem eigenen Lager und Wohlmeinende von jener Seite täglich mit der Frage: ob ich denn wirklich so schnurrige Forderungen gestellt habe? Ich kann leider nur antworten: Ja!

Schlimmer als diese Geschichte, deren Komik versöhnen kann, ist aber die jüngste Publikation des börsenliberalen Verbandes, das Flugblatt Nr. 11 mit dem Titel: „Graf von Arnim-Muskau und seine unwahren Beschuldigungen im Reichstage gegen die berliner Mühlen-Industrie“.

Der Hergang ist: Graf Arnim hatte bei der Berathung der Anträge auf Abschaffung des Getreidezollkredites der Mühlen im Reichstage darauf hingewiesen, daß dieser Zollkredit den Import des minderwerthen russischen Roggens für die Zwecke der Baissespekulation erleichtert. Dieser schlechte Roggen werde, wenn er seinen Zweck, übermäßige Läger bei der Ankündigung zu schaffen, erfüllt hat, unter der Hand zu billigen Preisen an die Müllerei abgestoßen und es seien besonders drei große berliner Mühlen speziell dafür eingerichtet, solchen Schundroggen zu verarbeiten. Das sei aber nicht nur der deutschen Landwirthschaft nachtheilig, sondern es komme ein allgemeines sanitäres Interesse für Verhütung solcher Manipulationen in Betracht. Wie gesundheitschädlich dieses mit unzähligen Bakterien und Fäulnißkeimen behaftete Getreide sei, dafür spreche schon die allen Landwirthen bekannte Thatsache, daß nach der Verfütterung der aus diesem Mahlprozeß resultirenden Kleie die Ferkel krepiren, — eine Kalamität, die speziell der berliner Kleie anhafte.

Diese Darstellung des Grafen Arnim ist thatsächlich in einzelnen Punkten ungenau. Die berliner Mühlen verarbeiten nicht ausschließlich minderwerthen Roggen, sondern daneben auch gute Waare. Es wird auch nicht nur von den berliner Mühlen, sondern in großem Umfange auch von vielen Provinzmühlen minderwerthes ausländisches Getreide vermahlen und die Kalamität der Erkrankungen und des Viehsterbens tritt nicht ausschließlich bei der Verfütterung berliner Kleie, sondern vielfach auch bei den Kleien der Provinzmühlen ein. Ich stelle es der Objektivität des Lesers anheim, zu beurtheilen, ob diese Ungenauigkeiten am Kern Dessen, was Graf Armin darstellen wollte, Etwas ändern können. Nun behauptet das Flugblatt, Herr Kommerzienrath Schütt, der Inhaber einer der drei Roggenmühlen, habe dem Grafen Arnim den Nachweis der vollständigen Unrichtigkeit seiner in jener Rede aufgestellten Behauptungen erbracht und Graf Arnim habe zugesichert, diese Anschuldigung nach ihrem vollen Inhalt zurückzunehmen. Da Das aber nicht geschehen ist, schließt das Flugblatt: „Wer unter solchen Umständen den Ruf Anderer öffentlich zu untergraben keine Bedenken trägt, für Den ist die Bezeichnung gegeben.“

Graf Arnim erklärt, er habe dem Kommerzienrath Schütt nur versprochen, die ungenauen Angaben zu berichtigen, und er habe dieses Versprechen bei der Berathung des Börsengesetzes erfüllt.. Aber es handelt sich hier um einen Streitpunkt, wo ein erhebliches Interesse dafür einsetzt, die seltsamen Zustände im Getreidehandel und in der Roggenmüllerei dem Publikum bekannt zu geben. Ich erhebe darum an dieser Stelle, im Bewußtsein der Verantwortung und mit vollem Vorbedacht, die folgenden Beschuldigungen gegen den Roggenhandel und gegen die Mühlenindustrie:

Erstens: Der Roggen-Importhandel bringt große Quantitäten Schundroggen, von gesundheitschädlicher Beschaffenheit, ins Land. Zweitens: Die Mühlenindustrie verarbeitet diesen gesundheitschädlichen Roggen zur Nahrung für Menschen und Vieh. Drittens: Das geschicht wissentlich und, wie man annehmen muß, aus Gewinnsucht. Viertens: Wegen Abstellung dieser Manipulationen sind seit Jahren bereits die zuständigen Behörden und Korporationen, im Wege zunächst gütlicher Unterhandlungen mit den Müllern, bemüht gewesen; aber bisher vergeblich, weil die offizielle Vertretung der deutschen Mühlenindustrie, an ihrer Spitze die Herren Kommerzienrath Schütt in Berlin und Dr. Sellnick in Leipzig, die Beimischung und den gewerbmäßigen Verkauf dieser gesundheitschädlichen Stoffe im Interesse der Rentabilität der Mühlenindustrie für erforderlich erklärten.

Aus meinem Beweismaterial möchte ich hier einweilen nur ein paar Stücke veröffentlichen.

Ueber die Qualität Dessen, was nach der berliner Börsenusance als „lieferbar", also noch als gut, gilt, urtheilten vor der Börsen-Untersuchungskommission die als Zeugen vernommenen Getreidehändler und Müller, dem Sinne nach übereinstimmend: „Der berliner Terminroggen ist so minderwerthig gegenüber dem guten inländischen Konsumroggen, daß die reelle Müllerei kaum weiß, was sie damit anfangen soll, wenn sie ihn effektiv abnehmen muß." Besonders drastisch drückt vor dieser Untersuchungskommission der Inhaber des süddeutschen Welthauses im Getreide-Effektivhandel, Herr Häuser in Duisburg, sich aus: „Neufeld" (eine berliner Firma) „war mit Roggen in der Baisse und verkaufte große Posten, die er gar nicht heranschaffen konnte. Es wurde damals Alles herangeschafft, dänischer, holländischer, türkischer Roggen voll Unkraut und Dreck, der überhaupt nicht zu vermahlen noch lieferungfähig war. Ich sagte: ‚Das wollen Sie liefern! Schund können Sie doch nicht liefern! Kein vernünftiger Gutachter wird den gut heißen!‘ doch er meinte: ‚Wenn es nichts Anderes giebt, wird man heute einen Theil und später wieder einen Theil und zuletzt auch den Rest gut heißen; denn wenn die Gutachter nichts Anderes zu Gesicht bekommen, gewöhnen sie sich an solche Qualität.‘"

Diese Macht der Gewohnheit hat Herr Kommerzienrath Schütt wohl im Auge, wenn er auf Seite 13 des Flugblattes eine Erklärung dafür zu geben versucht, warum beispielsweise von sechshundert Tonnen zunächst abgewiesenen Roggens später doch noch dreihundert Tonnen und wieder eine Weile darauf auch noch der Rest Gnade vor den Augen der Gutachter findet.

Ueber das Mengenverhältniß Dessen nun, was noch als „lieferfähig" gilt, zu Dem, was selbst von den berliner Börsengutachtern zurückgewiesen wird, geben die amtlichen Ausweise über den Verlauf der Ankündigungen Aufschluß. Danach gelangten bei der berüchtigten letzten Herbstbaisse auf Grund der September-

Oktoberkündigungen überhaupt zur Beurtheilung . . 660000 Centner Roggen,
davon wurden als „lieferbar" erklärt . . . . . 288000 " "
und als „nicht lieferbar", also als Schund . . . 372000 Center!!

Ein sehr liebliches Mengenverhältniß, angesichts der vorhin geschilderten Weichherzigkeit der Beurtheiler. Nun lassen aber die Börsenvorschriften ausdrücklich die Möglichkeit zu und jeder Besucher der Produktenbörse kann es bekunden: daß diese „nichtlieferbare" Waare der Regel nach gegen Vergütung eines Minderwerthes bei den Mühlen Absatz findet. Die amtliche Statistik ergiebt, daß von der nach Berlin gebrachten Waare nur ein ganz kleiner Theil (im Höchstfalle zehn Prozent) unvermahlen den Platz wieder verläßt. Neun Zehntel wandern an die Mühlenindustrie Berlins und seiner Umgebung. Nun ergeben die Kanallisten, daß die im Vorjahr berühmt gewordenen Hauptbaissiers Cohn & Rosenberg im Laufe des Sommers rund zwei Millionen Centner hier eingeführt haben, die mit dem eben für September-Oktober mitgetheilten Resultat im Jahreslaufe zu Ankündigungen und Lieferungen an der berliner Börse benutzt worden sind. Nun beträgt aber die jährliche Gesammtverarbeitung der berliner Mühlen überhaupt nur zweieinhalb Millionen Centner. Aus Alledem ergiebt sich, daß ein überaus hoher Prozentsatz der Gesammtvermahlung minderwerthige Waare gewesen ist. Ob aber der Müller die minderwerthige Waare mit Preisnachlaß abnimmt und sie hinterher in seiner Mühle mit guter Waare vermischt und vermahlt, oder ob der Händler vorher schon den Schundroggen mit besserer Waare mengt und so auf den zulässigen Grad berlinischer Lieferungqualität „hebt": begründet Das vielleicht einen Unterschied im schließlichen Verbleib dieses Schundes? Schafft Das diesen Schund denn aus der Welt?

Nicht Das werfen wir der Mühlenindustrie vor, daß sie etwa reinen Schundroggen unvermengt vermahlt, denn wir wissen selbst, daß die beste Mühlentechnik aus unvermischtem Dreck nicht Mehl herstellen kann. Aber wir beschuldigen sie, daß dieser minderwerthige Auslandsroggen überhaupt von ihr verwendet wird, sei es nach Mischung beim Händler, sei es nach eigener Mischung. Ueber die sanitäre Beschaffenheit dieses Schundroggens liegen zahlreiche sachverständige Begutachtungen vor. Ich beschränke mich, aus Raumrücksichten, an dieser Stelle auf das Zeugniß der vom Professor Dr. Heinrich in Rostock geleiteten Kontrolstation: „Von dem untersuchten ausländischen Getreide, Roggen, Gerste, Hafer, Weizen und Hirse, sind: bis zu einem Prozent vom Brandpilz befallene Körner; 0,1 Prozent Mutterkorn; 0,76 Prozent Unkrautsamen (Knöterich, Kornrade — giftig! —); 0,2 Prozent Mäuseexkremente; 8 Prozent andere Beimischungen, Erde u. s. w. Das Getreide war reich an Infektionstoffen (Bazillen). So waren beispielsweise in einem Gramm Winterroggen 635 800 Bakterien enthalten, davon 11 600 Bakterien, die Nährgelatine verflüssigten, und 300 Pilze. Dagegen enthielt der untersuchte inländische Roggen nicht eine einzige Bakterie, die Nährgelatine verflüssigte. Unter den schädlichen Bakterien fanden sich einzelne besonders widerstandsfähige Arten, zu deren Abtötung es der vierstündigen Einwirkung zuströmenden Dampfes bei hundert Grad Celsius bedurfte." Diese Kontrolstation urtheilt in Uebereinstimmung mit dem Geheimrath Maercker, dem Leiter der Kontrolstation Halle, daß der Backprozeß nicht im Stande ist, alle schädlichen Bakterien-Arten abzutöten. Dem gegenüber ists ein schlechter

Trost, daß die offizielle Denkschrift des preußischen Landwirthschaftministers über die auf jenen Thatsachen beruhenden Anträge der Agrarier mit der beruhigenden Bemerkung hinweggleitet: die Handelsverträge gestatten es nicht, die Einfuhr solcher gesundheitschädlichen Waaren zu verbieten; im Uebrigen habe das kaiserliche Reichsgesundheitamt nachgewiesen, daß „die meisten dieser Bakterien nicht schädlich seien" und daß „schädliche Bakterien nachgewiesenermaßen auch am inländischen Getreide vorkommen". Nach dieser Logik wird also die preußische Regirung, wenn nächstens die Cholera in Rußland wüthet, die Grenze wohl nicht sperren, falls diese Seuche gleichzeitig auch in Hamburg herrscht.

Ueber die Beschaffenheit der von den deutschen Mühlen in den Verkehr gebrachten Kleien und Futtermehle urtheilen: Dr. Klien (Kontrolstation Königsberg: „Es sind darin enthalten Zusätze von Gips, Moorerde, Sand, Unkrautsamen und Kornrade (sehr giftig)." Professor Dr. Kellner (Kontrolstation Möckern): „Bis zu 27 Prozent Sand, Staub und Unkräuter; eine Unmasse Brandsporen und Bakterien." Professor Dr. Nobbe (Kontrolstation Tharand): „Es sind nachgewiesen bis zu 28 Prozent Sand, Mäusekoth, Mutterkorn (stark giftig) und Unkräuter. In einem Kilogramm wurden allein an giftigen Unkrautsamen gezählt: 6476 Körner Kornrade, 2848 Körner schwarzer Senf, 73 Körner Bilsenkraut, 58 Körner Wolfsmilch, 43 Körner scharfer Hahnenfuß, 29 Körner Kronenwicke." Professor Dr. Maercker (Kontrolstation Halle): „Zusätze von Sand, Schwerspat, Gips, Kornrade und Dergleichen ... Die Zustände sind speziell im Gebeit des Handels mit Roggenkleie außerordentlich schlecht ... Wenn der Schundroggen durch Abschaffung des Terminhandels aus der Welt geschafft wird, werden die Verhältnisse des Kleiehandels wesentlich besser werden ..." Dr. Halenke (Kontrolstation Speier): „Vielfache Betrügereien und Verfälschungen mit Mühlenstaub, Erde, Unkräutern, gemahlene Kornrade u. s. w." Dr. Eidam (Kontrolstation Breslau): „Steinbrand, Mutterkorn, Rade, Knöterich u. s. w. Im Ganzen zeigten sich bei 66 Prozent aller Futtermitteluntersuchungen Schädlichkeiten und Verfälschungen." Professor Dr. Holdefleiß: „Die Roggenkleien und Futtermehle waren in 44 Prozent der Untersuchungfälle stark mit Kornrade, Rost und Brandsporen besetzt." Professor Dr. Emmerling (Kontrolstation Kiel): „Verfälschungen mit Kornrade, Unkräutern, Steinbrandsporen und Dergleichen." Professor Dr. G. Kühn: „Von insgesammt 174 Untersuchungen von Roggenkleien fand in 25 Prozent der Fälle eine Beanstandung statt wegen Verfälschungen und schädlicher Verunreinigungen der Waare mit giftigen Unkräutern, Bakterien, Brandsporen und Dergleichen."

Diese Proben mögen genügen. Als ganz besonders bezeichnend für die auf diesem Gebiete herrschenden Zustände möchte ich noch anführen, daß vor einigen Jahren (in der zwanzigsten Plenarversammlung des Deutschen Landwirthschaftrathes) vom Referenten, Domänenrath Rettich, nach den Berichten französischer Veterinäre die erbauliche Thatsache festgestellt wurde, daß Jahre lang aus Lyon große Posten der in den dortigen Getreidereinigunganstalten ausgeschiedenen Unkräuter, besonders ganze Wagenladungen des giftigen Radesamens, nach Deutschland zur Verfälschung der Futtermittel exportirt worden sind. Ferner ist interessant, daß die ständige Tarifkommission der Eisenbahnen zu Baden-Baden zweimal mit offiziellen Anträgen von Getreidehändlern befaßt worden ist, dahingehend, für Rade und dergleichen Unkräuter einen besonders billigen Tarif einzurichten, da

der Kaufwerth dieser Abfälle außerordentlich billig sei, man aber bei niedrigen Tarifen einen großen Absatz dafür in den norddeutschen Mühlen erreichen könne. Die Behörde hat diese Anträge mit der Begründung abgelehnt, daß eine solche Begünstigung des Transportes der zu Verfälschungen der Futtermittel dienenden Unkräuter volkswirthschaftlich sich nicht empfehle. Mir selbst ist, aus eigener Beobachtung in siebenzehnjähriger Praxis, bekannt, daß in dem kleinen Bezirk zweier Eisenbahnstationen monatlich mehrere Waggonladungen Unrath und Unkräuter verladen wurden, die von den Fellhausirern bei den Bauern — theils auch auf Gütern — als Speicherabgänge um ein Billiges aufgekauft waren und nun an Mahl- und Oelmühlen verschickt wurden.

Gegen alle diese Manipulationen der Mühlenindustrie ist von den landwirthschaftlichen Behörden und Körperschaften seit vielen Jahren energisch angekämpft worden. Es gelang auch im Jahre 1884, zunächst versuchsweise mit einer sehr großen Mühlenfirma, T. Bienert in Dresden-Plauen, einen Vertrag abzuschließen, in dessen § 2 die Firma sich verpflichtete: „alle von ihr fabrizirten Futterartikel aus bestem gesunden Samen, frei von Staub und allen anderen Beimengungen, rein und unvermischt zu liefern". Die Firma hat diesen Vertrag sechs Jahre lang treu gehalten. Als aber im Jahre 1890 der Sächsische Landeskulturrath und der Deutsche Landwirthschaftrath erneut und unter Hinweis auf diesen Vertrag mit Bienert den Versuch machten, beim deutschen Müllerverbande die allgemeine Anerkennung dieses Grundsatzes durchzusetzen, da ergab sich der wenig erwünschte Erfolg, daß Herr Bienert „aus kollegialischen Rücksichten in Folge eines vom Sächsischen Müllerverbande geäußerten Wunsches" seinen Kontrakt bei der agrarkulturchemischen Versuchsstation Pommritz kündigte. Außer jenem Beweggrunde giebt Herr Bienert in seinem Kündigungschreiben noch an: daß er in Folge dieses Kontraktes mit den anderen Mühlen nicht konkurriren könne, weil er jährlich viele tausend Centner Abfälle unverwerthet lassen muß, die jene als Futtermittel verkaufen können, ohne daß ihm dafür in den Verkaufspreisen ein Ausgleich erwächst."

Das ist die Signatur unserer heutigen geschäftlichen Zustände. Die Reellität ist nicht mehr konkurrenzfähig. Darum: nicht gegen einzelne Personen richten sich unsere Beschwerden und Anschuldigungen, sondern gegen die Zustände kämpfen wir, die alle betheiligten Personen so fesseln, daß es beim besten Willen kein Entrinnen giebt und sie zwischen persönlicher Ehrenhaftigkeit und geschäftlicher Manipulation nun eine Scheidewand errichten müssen, die den Ehrbegriffen unserer Väter unbekannt war. Wenn daher, im Verlaufe dieses Kampfes, aus sachlichen Gründen die Nennung von Namen unumgänglich ist, so wolle der Betheiligte sich versichert halten, daß wir damit nicht eine persönliche Kränkung bezwecken. Ich betone Das ausdrücklich, ehe ich jetzt eine den Führer der Gegner im vorliegenden Streite persönlich berührende Angelegenheit hier öffentlich behandle.

Herr Kommerzienrath W. Schütt steht persönlich — und seine Mühlenfirma F. W. Schütt steht geschäftlich — im allerbesten Rufe. Darum wandte sich der Bund der Landwirthe, der den genossenschaftlichen Bezug von Futtermitteln für seine Mitglieder vermittelt, im Mai dieses Jahres an die Firma F. W. Schütt mit der Bitte um Anstellung eines größeren Quantums Roggenkleie, unter der ausdrücklichen Betonung, daß man allerdings nur unverfälschte

Kleie von garantirt reiner Beschaffenheit wünsche. Darauf antwortete die Firma unter dem achtzehnten Mai: daß sie leider eine Offerte nicht machen könne, da die Produktion bereits bis zum September verschlossen sei. „Im Uebrigen", so heißt es zum Schluß wörtlich, „würde ich Ihnen unter gewünschten Bedingungen überhaupt keine Kleie verkaufen, da ich eine Garantie für die Reinheit meiner Kleie nicht übernehme."

Man sieht: vom Standpunkt der heutigen geschäftlichen Anschauungen vollständig korrekt und reell. Die Firma F. W. Schütt wolle es uns Agrariern aber nicht übel nehmen, wenn wir der Meinung sind: es ist traurig, daß eine erste, gutrenommirte Mühlenfirma sich genöthigt sieht, die Garantie für die Unverfälschtheit ihrer Waare abzulehnen. Ich betone, um dem großen Publikum gegenüber den bei dieser öffentlichen Mittheilung naheliegenden Eindruck einer persönlichen Ehrenkränkung des Herrn Schütt zu verhüten, daß die Firma F. W. Schütt mit dieser geschäftlichen Haltung vollständig auf dem Boden der Beschlüsse des deutschen Müllerverbandes steht, in dessen Auftrage Herr Kommerzienrath Schütt bei allen amtlichen Verhandlungen mit den Behörden über Abstellung der gemeingefährlichen Usancen der deutschen Mühlenindustrie die Auffassung zu vertreten hatte: daß es zwar nicht zu billigen sei, wenn die Müller reines Unkraut und sonstige Abfälle extra aufkaufen, um damit dann die im eigenen Betriebe gewonnenen Kleien zu vermengen und das Ganze als Futter zu verkaufen; daß er es aber nicht für unreell halte, die im eigenen Betriebe entstandenen Putz- und Reinigungabfälle des Getreides nach der Vermahlung dem Kleiefabrikat wieder beizumengen und als Futter zu verkaufen.

Es stehen sich also diametral gegenüber: die Forderungen der deutschen Landwirthschaft, die in dem Beschlusse des Verbandes der deutschen Kontrolstationen in der Konferenz zu Bernburg am vierten Juli 1890 definirt und von allen amtlichen Behörden und Korporationen der Landwirthschaft angenommen sind: „Als Kleie ist zu betrachten bestgereinigtes, mahlfertiges Getreide minus Mehl. Die Abfälle dürfen nicht wieder beigemengt werden. Eine solche Beimengung ist als Betrug zu bestrafen." Und die bis jetzt endgiltigen Beschlüsse des deutschen Müllereiverbandes, der Sächsischen und der Bayerischen Mühlenvereinigung, die inhaltlich übereinstimmend lauten: „Kleie ist ungereinigtes Getreide minus Mehl. Die bei der Reinigung des Getreides vor dem Mahlprozeß entstandenen Abgänge und Abfälle dürfen dem Endprodukt Kleie wieder zugemischt werden."

Die deutsche Landwirthschaft hat, nach zehnjährigen vergeblichen Verhandlungen mit den Müllern, den Weg der gütlichen Vereinbarung als erfolglos endlich verlassen und hat bei der Regirung den Erlaß eines Strafgesetzes gegen die Verfälschungen im Futtermittelhandel beantragt. Die Regirung hat dem Antrag Folge gegeben, der Gesetzentwurf liegt bereits vor und wird in der kommenden Session seine Erledigung finden. Das wird der börsenliberalen Presse natürlich wieder erwünschte Gelegenheit geben, die Begehrlichkeit der Agrarier und die von ihnen ausgehende Beunruhigung und Bedrängung des ehrsamen Handels und Wandels in die übliche Beleuchtung zu rücken.

Steglitz. Edmund Klapper.



Selbstanzeigen.

Nervenkrankheiten und ihre Vererbung.

Der französische Psychiater Ch. Féré hat ein Buch geschrieben — „La famille névropathique" —, in dem zwar Alles auf die Vererbung der Nervenleiden Bezügliche besprochen, ganz besonders eingehend aber die Vererbung der Mißbildungen und der Zusammenhang zwischen Mißbildungen und Entartung behandelt wird. Die vielen neuen Einzelheiten, die dieses Buch enthält, haben mich zu einer Uebersetzung veranlaßt, die unter dem Titel „Nervenkrankheiten und ihre Vererbung" eben erschienen ist. Der Autor verfügt über ein reiches Wissen, das er nicht nur seinen eigenen Beobachtungen sondern der gesammten Literatur verdankt. Er weist darauf hin, wie häufig körperliche Fehler mit geistigen Defekten einhergehen und wie oft die feinsten Abweichungen von den normalen Körperformen als Zeichen der Entartung angesehen werden können.

Dr. Hubert Schnitzer.



Horridoh! Waidmannsbilder und Lieder von Fritz Bley. (Berlin 1896. F. Fontane & Co.).

Kein Sängerheld bin ich, der Ruhmesthaten
Der Ritterschaft an goldner Tafel singt,
Doch auch kein Gauch, deß Lied beim Trüffelbraten
Des Börsenherrn in geiler Brunst erklingt.
Ein schlichter Waidmann lad' ich Euch zu Gaste;
Kommt, lagert Euch mit mir auf duftend Moos!
Gut hängt die Büchse dort am Eichenaste,
Mein Wein steht kühl im Felsenquellenschooß.

Ich singe Euch von schönen, fernen Landen,
Wo Märchenblumen unter Myrthen glühn;
Von Manneswagniß, das wir keck bestanden
Im Reigentanz der Schlacht und Birschgangsmühn;
Vom Brautgeschmeid in Nordlands klarem Eise,
Wo roth die Nacht auf bleiches Schweigen sinkt;
Doch stolzer schwillt mein Lied, wenn es zum Preise
Des heißgeliebten Heimathwaldes klingt.

Die Eiche rauscht durch meine Jägerweise,
Wild donnert an den Kreidefels die See,
Um Haidebinsen spielt der Nachtwind leise,
Im schroffen Gamsgewände treibt der Schnee.
Von Frauenschönheit, der kein frech Begehren
Zu nahen wagt, sing' ich beglückt und froh.
Stoßt an: dem Lande aller reinsten Ehren,
Der deutschen Heimath, unser Horridoh!

Schöneberg. Fritz Bley.



Das theure Geld.

Angeblich sollen es die Goldabgänge sein, die den Zinssatz einer Erhöhung zutreiben; wenn man die Dinge aber recht überlegt, so treiben die führenden Notenbanken Europas noch immer eine Diskontopolitik, — nur schärfer als gewöhnlich. Niemand kann leugnen, daß unsere großen Geldreservoire beträchtliche Abminderungen erfahren mußten. So hat die Bank von England zwei Wochen hindurch Baarentnahmen erlitten, wie sie sonst nur Kriegszeiten mit sich bringen. Freilich wurde damit dem Handelskredit der Vereinigten Staaten beigesprungen, an dessen Aufrechterhaltung kein Volk ein so starkes Interesse hat wie England. Erst ganz neuerdings ist dort auch für Oesterreich Gold entnommen worden; deshalb braucht aber noch keineswegs geglaubt zu werden, daß man in Wien, wo Geld ca. $^3/_4$ Prozent über unserem Satze zu stehen pflegt, die Baarzahlung jetzt endlich aufnehmen werde. Dann dürfte es sich nämlich die Oesterreichisch-Ungarische Bank nicht mehr so bequem machen, Sterling-Wechsel einfach zu ihren Goldreserven zu zählen. Das können schweizer Privatbahnen thun, die, um sich gegen Kursschwankungen zu schützen, sogar stets englische Konsols liegen haben. Erst kürzlich ist zwischen Tokio und London eine höchst seltsame Notenbedeckung vorgekommen. Japan hat nämlich in der Bank von England viele Millionen Pfund Gold ruhen, auf die hin es bei sich zu Hause Noten ausgegeben hat. Jetzt wird nun bekannt gemacht, daß dieses Gold in London nicht als Deposit, sondern nur als Guthaben lagere. Demnach gehört es zu den Baarbeständen der Bank von England, die ebenfalls darauf Noten laufen hat. Also ein Quantum Edelmetall und zwei Emissionen von Papiergeld! Der Verlust, den die Bank von Frankreich an gelbem Metall jüngst erlitten hat — auf dem Arbitragewege Paris-New-York —, ist bei der breiteren Notenbasis und dem im Vergleich mit der englischen Bank weitaus größeren Goldschatze ganz gut zu ertragen. Außerdem wendet der französische Bankgouverneur, der den Diskont möglichst unverändert lassen will, ganz andere Mittel an, um seine Baarbestände vor Ausbeutung zu schützen. Bei uns und in London werden z. B. die alten, abgegriffenen Goldstücke eingeschmolzen, in Paris läßt man sie sorgfältig in die Bankkeller legen, um bei Gelegenheit von starken Entnahmen damit zu liefern. Daher haben auch zuweilen die Franzosen ein kleines Goldagio (etwa zwei per Mille), das sich allerdings jetzt noch nicht bemerklich macht. Bekanntlich ist der Goldpunkt zwischen Deutschland und England bei 20,41 Mark für ein Pfund Sterling erreicht und zu Frankreich bei einem Wechselkurse von 81. Dann lohnt sich eben der Goldbezug unter Tragung der Zinsen, des Transportes, der Assekuranz u. s. w.

Ueber die Goldverminderungen bei unserer Reichsbank hat der Bankpräsident Koch in dem ihm stets Beifall zollenden Centralausschusse bereits mehrere Reden gehalten. Das Bedenkliche dabei ist, daß diese Abnahmen schon älteren Datums sind und, da wir für Getreide an Oesterreich Zahlungen zu leisten haben, noch einige Zeit lang fortdauern könnten. Auch wir besitzen natürlich einige kleine Kampfmittel, um allzu hartnäckigen Angriffen auf unser Gold zu begegnen. So wird die Reichsbank kurz vor einer wahrscheinlichen Diskontoerhöhung größere Posten Wechsel nur noch Kaufleuten abnehmen, Bankiers wird wohl der Bescheid werden, morgen wiederzukommen, d. h. zu einer Zeit, wo man ihnen bereits den verschärften

Zinssatz berechnen kann. Oder man verlangt auf den eingereichten Wechseln drei Unterschriften, wo bisher zwei genügt hatten. Bei Goldentnahmen, die nicht etwa für Wochenlöhne, sondern für das Ausland bestimmt sind (was ja rasch erkennbar bleibt), antwortet man: jetzt sei keine Zeit, aber vielleicht in einigen Tagen. Doch die Reichsbank ergreift auch die Offensive und begünstigt den Goldimport. Firmen, die Solches beabsichtigen, bekommen das nöthige Geld dazu gegen Unterpfand, aber zinslos, für fünfzehn bis achtzehn Tage, so daß die Zinsen aus der Berechnung fortfallen können. Denn Gold strömt stets dahin, wo es am Besten bezahlt wird. Eine solche Subvention fällt natürlich jetzt, wo der Diskont anzieht, fort, aber dieser ganze ziemlich unbekannte Vorgang böte noch immer einen dankbaren Stoff für Koch-Gegner.

In Italien, wo der Zinsfuß fünf Prozent ist, ist Gold nur eine Waare, da bei einem Agio bis zu acht Prozent Währungmetall keine Rolle zu spielen vermag. Ganz anders steht die Sache mit Rußland, das seit Jahren die ungeheuersten Summen auf dem Anleihemarkt aufgenommen und sich damit die Verfügung über ursprünglich fremdes Gold mit geradezu hartnäckigem Glück angeeignet hat. Während nun die Union (Gold gegen Silber), England, Frankreich und Deutschland die leitenden Goldwährungländer sind — sie bezahlen sämmtlich in Gold —, greift Rußland in alle diese Verhältnisse beliebig ein, da es an den großen europäischen Stationen schwere Goldguthaben hat. An diese motorische Kraft des Ostens wird noch immer zu wenig gedacht, wenn es sich um die Beurtheilung des Weltmarktes und seiner Baarmittel handelt. Schlimm ist eigentlich Mexiko daran, denn dieses Land, das stets Baarzahlung hatte, muß, sobald es auswärts bezahlen will, also in Gold, Silber verkaufen; Das ist zu den heutigen Bedingungen ein elendes Geschäft.

Die jüngsten Goldverschiebungen nun sind, wie ich schon andeutete, nicht die eigentliche Ursache unserer Geldversteifung. Der Privatdiskont war hier bis zu der neuesten Erhöhung $2^7/_8$ Prozent, während der offizielle Satz 3 Prozent war, in London $1^3/_{16}$, in Paris $1^1/_4$. Das sind an sich so wenig hohe Sätze, daß steigende Geldnachfrage bald zu Erhöhungen führen muß. Auf der anderen Seite sind unsere großen Institute so stark, daß der deutsche Geldmarkt von unserer Notenbank aus keineswegs etwa allein beherrscht wird. Bei ihrem so stark vermehrten Kapital bilden die Diskontogesellschaft, Deutsche Bank, Dresdner und Darmstädter jede für sich eine Art Reichsbank. So verschiedenartig, mitunter auch schwerfällig diese Aktienkolosse ihre Gelder angelegt haben, so besitzen sie doch ihrem ganzen System nach eine andere Kraft als die Reichsbank, die flüssigen Mittel des bürgerlichen Volkes aufzusaugen und auszudrücken. Diese gewaltige Uebermacht ist es auch, die mehr selbst als das Börsengesetz unsere Spekulation so unlustig gemacht hat. Schließlich werden es aber die Banken am eigenen Leibe spüren, sobald sie einst keine Kontrepartie mehr finden. Denn umfangreiche Kommissiongeschäfte und Anleihebanken stecken unwillkürlich in Spekulation: entweder für ihre Kundschaft oder doch angesichts der von ihnen übernommenen und neugeschaffenen Werthe. Wären die Mittel dieser Privatbanken nicht übermäßig in Anspruch genommen, so hätte es mit einer Diskontoerhöhung noch gute Weile gehabt.

Geld wird zunächst mehr gebraucht durch die vom Börsengesetz herbeigeführte Einschränkung des Terminhandels. Da das Publikum nun einmal spe-

kuliren will, so wendet es sich eben Kassawerthen zu, die dann zu lombardiren sind. Nun stehen aber die Kurse schon sehr hoch, so daß die selben Papiere vor ein oder zwei Jahren vielleicht nur die Hälfte der heutigen Beträge erforderten. Natürlich kann man auch in Kassasachen nur à la hausse liegen, d. h. nur kaufen. Früher, wo ausgedehnte Spekulantenkreise nach oben und nach unten „arbeiteten", wurde das Meiste kompensirt, so daß am Ende nur eine relativ geringe Summe bei der Ultimoabrechnung herauskam. Diese Grundlage der Spekulation in Kassawerthen ist sehr rasch auch auf die anderen Börsengebiete übergegangen. Denn so gern einzelne Faiseurs auf die Orientlage hin in blanco verkaufen möchten, so giebt doch das Publikum keine Papiere her, — und dadurch sind die Fixergeschäfte sehr erschwert.

Ferner wird diesmal ungleich mehr Getreide zu uns hereinkommen müssen, — etwa drei Millionen Hektoliter. Das wären gegen 113 Millionen im Vorjahre 116 Millionen, zu einem ca. 10 Prozent höheren Preise = 180 Millionen Mark, während wir 1895 für nur 130 Millionen Mark einzuführen hatten. Von Oesterreich bezieht jetzt nur noch die Schweiz und ein kleiner Theil Süddeutschlands, so weit die Donau reicht, Rußland hat keine besonderen Getreideüberschüsse, so daß wir zum größten Theil unsere Rimessen nach der Union und Argentinien schicken werden, also nach Ländern, aus denen zunächst nichts zurückkommt.

Ganz ungewöhnliche Anschaffungen erfordert der Eisenmarkt, denn nicht nur ist und bleibt die Thätigkeit fast überall ungeheuer angespannt, sondern auch die Preise sind so gestiegen, daß die Ordres ganz andere Summen umfassen. Und man scheint in diesen Preissteigerungen so hoffnungselig voranzuschreiten, daß sogar über ein Roheisensyndikat ernstlich verhandelt wird. Dazu kommen auch die Arbeiterlöhne, die an sich ja gewiß nicht übertrieben werden, deren Beträge aber doch wegen der Mehreinstellung von Arbeitern sehr stark im Wachsen sind.

Am Lebhaftesten aber wird der Aufschwung der deutschen Industrie als Motiv des allgemeinen Geldbedürfnisses angeführt. Wenn die Bankkreise den Fabriken glauben könnten, denen glänzende Zeiten noch immer die Kaltblütigkeit geraubt haben, so würden die goldenen Tage von heute noch Jahre hindurch dauern. In erster Reihe steht hierbei natürlich die Elektrizität. Wenn z. B. eine Gesellschaft Trambahnaktien aufkauft, um da den elektrischen Betrieb durchzusetzen, so giebt Das vorläufig einmal eine Bewegung Denn diese Aktien erfordern doch zunächst Geld. Für Alles, was elektrotechnisch jetzt geplant wird, dürften sich leicht fünfzig Millionen zusammenläppern. Dazu kommt, daß die Industrie heute keine Unkosten scheut und mit Reisen, Reklamen und sonstigen kostbaren Mühen viel verschwenderischer als sonst umgeht. Und dennoch sollte man lieber etwas vorsichtiger in die Zukunft blicken. Die Aluminiumfabrik in Neuhausen, eines der aussichtvollsten Etablissements nach der Ansicht aller unparteiischen Fachmänner, giebt $8^1/_2$ Prozent Dividende gegen 9 Prozent im Vorjahre; und die belgische Gesellschaft Cokerill, die auch noch an metallurgischen Unternehmungen in Südrußland Schätze verdient hat, vertheilt statt 100 im Vorjahre jetzt nur 80 Francs. Solche Thatsachen geben immerhin zu denken. Auch werden die Leiter der Laurahütte schon wissen, weshalb sie trotz den glänzenden Einnahmen nicht mehr Dividende als im letzten Jahre geben möchten. Pluto.



Theaternotizen.

Vor ein paar Monaten, als die Trauerkunde kam, Ernesto Rossi sei uns gestorben, habe ich aus alten Papieren die Zettel hervorgekramt, denen ich einst die erste Begeisterung für den großen italischen Schauspieler anvertraut hatte. Es sind zerfetzte Seiten aus einem Extemporalienhefte; und was darauf steht, hat ein theatertoller Gymnasiast geschrieben, der in Ausrufungzeichen dachte und keinem Superlativ scheu aus dem Wege ging. Damals war die Leidenschaft für die Bühne unter der Sprudeljugend sehr mächtig; die nationale Bewegung war ans Ziel gelangt, von den heraufziehenden sozialen Auseinandersetzungen war noch kaum Etwas zu spüren und aus dem geheimnißvoll lockenden Reich der Politik erfuhr man als berliner Freisinnskind nur, daß die Ursache aller vorhandenen Uebel in dem schlimmen Trachten des bösen Bismarck zu suchen und sicher auch stets zu finden sei. Wohin sollte die Sehnsucht flüchten, wo der erwachende Geist den Uebermuth der frischen Morgenstimmung austoben? Uns Langenden wurde das Theater das gelobte Land der Freiheit und der Ideale, die Stätte hehrer und hoher Kunst. In jeder Klasse fand sich ein Grüppchen zusammen, vier, fünf Jungen, die sämmtliche Klassiker auswendig kannten, die Rollenbesetzungen des Schauspielhauses genau kontrolirten und die Kritiken von Fontane, Frenzel und leider auch Blumenthal gierig verschlangen. Mit dem Theaterbesuch haperte es ein Bischen; das Taschengeld war knapp, alle Schulbücher konnte man doch nicht beim Antiquar in der Kurstraße versilbern, die Mütter glaubten schließlich nicht mehr, daß so viele neue Lexika nöthig sein könnten, und die Väter blickten scheel drein, wenn die Sekundaner gar zu oft um den Hausschlüssel baten. An den großen Abenden aber waren wir pünktlich stets auf dem Amphitheaterposten und dann gabs ein Hadern um Auffassungen und Effekte und noch am nächsten Vormittag wanderten die Zettel mit rasch und hitzig hingekritzelten Kritiken heimlich über die Bänke. Das war in der dürren Oede der Gymnasialzeit so ziemlich unsere einzige Freude; die Dichter und Historiographen der alten Welt wurden uns durch die grammatische und syntaktische Holzhackerarbeit verleidet, Homer hielten wir noch eine ganze Weile danach für den allerlangweiligsten Gesellen, zu den großen deutschen Dichtern aber fanden wir ein Verhältniß: im Theater. Ob es solche Gymnasiasten auch heute noch giebt? Manchmal sehe ich mich in unseren Schauspielhäusern um, blicke auf das Amphitheater und ins Stehparterre, aber ich finde die Spur knabenhafter Kunsttollheit nicht mehr. Der Sekundaner spricht jetzt vom Radeln oder vom Rudern, von Karlshorst und Weißensee, vom neuesten Mord und den türkischen Gräueln, mitunter wohl auch von Stoecker und Bebel und sehr häufig von den Barrisons und dem Bauchtanz, aber die große und ehrliche Begeisterung für ernste Theaterkunst scheint aus jungen Herzen verschwunden. Es wäre nicht wunderbar, wenn diesem Schein eine wirklich vorhandene Stimmung entspräche. Als wir den Ovid in die Klasse trugen, wurde zwar nicht viel Gescheites für die Bühne geschrieben, aber man ehrte und liebte die Alten und vermaß sich nicht, an den ragenden Werken der Weltdichtung mit frechem Finger herumzuzupfen. Ein ehrfürchtiger, gesitteter Sinn für Größe und warme Wahrhaftigkeit durchdrang alle Kunstbetrachtung, wehrte dem schnöden Beginnen anmaßender Ueberklugheit und zwang selbst die dreiste, zum Respekt noch nicht erzogene Jugend in seinen Bann. Heute ist es anders geworden. Ein

paar schmächtige Talente sind aufgekommen und haben, mit dem Beistand ihrer ournalistischen Bedienten, versucht, aus den eigenen Mängeln ein neues Kunstgesetz zu destilliren. Unter den Feinen ist einstweilen kein einziger Starker, Keiner, von dem eine mächtige Schöpferthat zu erwarten ist. Aber die Neuesten beherrschen den Markt und die Alten müssen sich, weil sie das Verbrechen begingen, anders als die tristen Epigonen zu sein, oft genug üble Nachrede gefallen lassen. Nicht die schlanken Talente von mittlerem Wuchs nur, Grabbe und Gutzkow, Heyse und Dumas, werden mit raschen Streichen vor dem staunenden Publikum abgeschlachtet, — nein: auch den Ganzgroßen wird von der Leichtfertigkeit Allerlei am Zeuge geflickt. Woher soll der Gymnasiast von heute die Ehrfurcht lernen, die Goethe als höchstes Ziel sittlicher Erziehung pries, wenn er im Morgenblättchen liest, daß Antigone eigentlich ein alter Schmarren ist, daß Shakespeares Caesar um mindestens zwei Akte verkürzt werden müßte, um allenfalls noch genießbar zu sein, und daß Hebbel ein irrlichtelirender Narr war? Auch an dem Ueberkommenen, vom Silberglanz des Alters Geweihten, dürfen sich kritische Kräfte austoben, — gewiß; aber für die eitlen Einfälle der Mitternachtkritiker ist unser bester poetischer Besitz am Ende doch wohl zu gut. Der Lärm von heute weckt nirgends das Echo einer frohen Begeisterung und erregt höchstens da die Gemüther, wo in der Literatur und ihrem dunstigen mauvais lieu, dem Theater, die sozialen Kämpfe einen flüchtig aufflackernden Widerhall finden. Begabte Leute, die sich nicht einer der herrschenden Cliquen dienstbar machen wollen, stehen verdrossen seitab und verbittern, weil sie fühlen, daß dem Ergebniß ihres Bemühens bei den Maßgebenden ringsum keine unbefangene oder gar wohlwollende Aufnahme beschieden ist. Tüchtige Schauspieler jammern und verzetteln das Können an erklügelte Mätzchen, weil sie bei den sogenannten führenden Kritikern auch das bescheidenste Maß sachverständiger Einsicht vermissen und nur dann noch laut ermunternden Lobes sicher sind, wenn sie für überlebensgroße Gestalten gräßlich zeitgemäße „Auffassungen“ ersinnen. Das mag dem entfernten Hörer wie Uebertreibung klingen; aber die Zustände sind wirklich allgemach so zerfahren und widrig geworden, daß man die letzte Lust an der Beschäftigung mit Theaterdingen verliert und Jules Lemaître beneidet, der an der Loire, in dem Hause der holden, durch Lamartines Lyrik berühmten Elvire von den Strapazen des Schauspielkritikers ausruht. Jetzt fängt in Berlin die Geschichte wieder an; wieder wird der weltgeschichtliche Streit beginnen, ob Herr Hauptmann ein Titan und Herr Sudermann ein Riese ist, und Jeder, der meint, daß diesem Streit der große Gegenstand fehlt, wird als bösartiger Schimpfer und Schmäher wieder geächtet werden. Sehnsüchtig dachte ich deshalb der frühen Tage froher Theaterbegeisterung. Damals trieben wir manchen Unfug, hielten uns nach Knabenart oft an Aeußerlichkeiten und ließen uns von dem Flittergold bunter Kostüme blenden. Aber mir ist doch, als ob der Enthusiasmus, der sich an Shakespeare und Kleist, an Goethe und Schiller genährt hatte, nicht unedel und nicht unnützlich war, und ich wünschte uns gerade jetzt, wo das politische Leben im deutschen Land so wenig Erfreuliches bietet, eine Jugend, die von der Schaubühne große und kräftigende Eindrücke empfängt, das Bedeutende mit frischem Sinn schätzen lernt und Besseres hört als das ewige Gegreine, daß erst die Herren Hauptmann und Sudermann der entschlummerten deutschen Dichtung einen neuen, hell glänzenden Morgen heraufgeführt haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 19. September 1896.

Der achte Kreuzzug.

Lukas, der Evangelist, berichtet das Wort des Herrn: „Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget, Der kann nicht mein Jünger sein." Dieses Wortes gedachten im christlichen Abendland einst die Männer, die das rothe Kreuz auf die rechte Schulter hefteten und frohen Muthes auszogen, um die heiligen Geburtstätten ihres Glaubens von der mohammedanischen Macht zu befreien. Freudig wurden die Zeichen begrüßt, die den nahen Niedergang des Islams zu verkünden schienen; in den Mittelmeerländern waren die Christen siegreich gegen die Sarazenen vorgerückt, burgundische Ritter hatten, auf den Ruf Gregors und Clunys, den bedrängten Spaniern Hilfe gebracht: nun wollte Urban der Zweite die gesammte Christenheit unter dem hehren Zeichen des Kreuzes zum entscheidenden Stoß in das islamitische Herzland vereinen. Des Papstes Gebot rief die Synode von Clermont zusammen, die irre Begeisterung weckte mit ihrem schrillen Geheul: Deus lo volt! im Abendlande ringsum lauten Widerhall und im Herbst des Jahres 1096 zog das erste Kreuzfahrerheer in den gefahrvollen Kampf für die heiligsten Güter der Völker Europas. Damals standen die Mannen des Deutschen Reiches, dessen Kaiser Heinrich gebannt war, im Hintergrunde, der romanische Geist gab dem ersten Kreuzzug die Prägung und Gottfried von Bouillon, der Schützer des Heiligen Grabes, empfing als getreuer Lehnsmann papaler Gedanken die Krone von Jerusalem. Schon fünfzig Jahre danach aber durften auch die Deutschen unter ihrem König sich zur frommen Reise rüsten. Die lateinischen Orientkolonien,

deren frühe Blüthe weder Fulco von Anjou noch seine Wittwe Melisende zu pflegen vermocht hatte, welkten rasch dahin; und als Imad=ed=Din, der Statthalter Mosuls, seinen Machtbereich, über Aleppo hinaus, bis nach Damaskus gedehnt und Edessa verwüstet hatte, als den im Orient verkümmernden Christen der letzte Morgen zu dämmern schien, da nahte den Glaubensgenossen im Westen zum zweiten Male die Pflicht, den bedrohten Brüdern Hilfe zu bringen. Auf der Ostersynode des Jahres 1146 erhob in Vezelay Berhnard von Clairvaux die starke, mächtig mahnende Stimme; sein Feuergeist entflammte Ludwig, den Frankenkönig, für den großen Gedanken des Christenkrieges und wirkte bald darauf das Wunder aller Wunder: Bernhard stimmte den Deutschen König Konrad zur heiligen Fahrt und trieb ihn, dem Weckruf des Herrn nicht zagend länger das Ohr zu verschließen. Diesmal brachte der Kreuzzug weder der Hierarchie noch dem Königthum irgend einen Gewinn: als die lateinischen Christen sich heimlich den Moslemin verbündet und bei Damaskus und Askalon den Kreuzfahrern unüberwindliche Schwierigkeiten geschaffen hatten, zog der tapfere Konrad enttäuscht heimwärts und konnte der schlimmen Frage nachdenken, ob er in der Stunde gut berathen gewesen war, wo er dem Drängen Bernhards gehorchte; und der Abt von Clairvaux selbst, dessen innere Gluth den Weltbrand entzündet hatte, mußte den heiligen Eifer mit dem Zusammenbruch seines Reformgedankens bezahlen. Dennoch hatte auch dieses Flackerfeuer nicht vergebens geleuchtet: es hatte der Christenheit den zum gemeinsamen Ziel aufwärts führenden Weg in sternloser Nacht erhellt, die Kleinmüthigen gestärkt und die im Glauben Ermatteten wieder des Heilandswortes gedenken lassen: „Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget, Der kann nicht mein Jünger sein."

Sollen solche Wunder jetzt, siebenhundertundfünfzig Jahre nach dem Tage von Vezelay, sich etwa erneuen und wird die Christenheit, die den siebenten Kreuzzug, den des Heiligen Ludwigs, nebst dem schmählichen Ende bei Akka längst schon vergessen hat, spät nun noch einen achten Kreuzzug gegen den Islam erleben? Fast konnte mans eine Weile glauben, wenn man die Zeterartikel gegen die Türken und ihren Sultan las und der mitleidigen Klage über das schlimme Geschick der Armenier lauschte. Die Christenpflicht wurde wieder einmal laut in allen Gassen gepriesen und an Heldenmuth und Opferbereitschaft schien es in den europäischen Ländern nirgends zu fehlen. Aber der Schein trügt und die tapferen Schreier, die in der Schreibstube spielend eben noch alle Muselmanen vernichteten, werden

kaum geneigt sein, als Christi Nachfolger das Kreuz zu tragen. Eine bourgeoise Gesellschaft wird niemals Kreuzfahrer waffnen; ihr wichtigstes Interesse gehört dem Handel und Wandel, ihre heiligsten Güter sind die beweglichen Waaren, an denen sie möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen hofft, und ihr Streben richtet sich darauf, um jeden Preis, auch um den des pharisäisch zur Schau getragenen Glaubenseifers, die gewordenen Machtverhältnisse zu erhalten, weil jeder Versuch einer Umwälzung die Sicherheit ihres Erwerbes stören und schädigen kann. Als Gottfried gen Jerusalem und Konrad gen Damaskus zog, gab es noch keine Großindustrie, keinen Exporthandel und keine Börse; heute würden die Nachrichten aus Antiochien dem industriellen Aufschwung ein schnelles Ende bereiten und Bernhards speyerer Rede würde ganz sicher Kreditaktien, Diskontokommandit, Goldrente und andere führende Papiere verflauen. Jeder Rentner und Aktienbesitzer ist heutzutage ein Friedensbürge und geberdet sich, weil er ärgerliche Kursschwankungen und fühlbare Zinsverluste vermeiden möchte, höchst human, — so human, daß selbst die Abschlachtung ganzer Christenvölker ihn nicht zu heißer Glaubensinbrunst aufrütteln kann. Nur der alte Herr Gladstone, der puseyitische und cobdinitische Reichsverderber, leistet sich noch den Luxus einer lauten Entrüstung, die von Schimpfworten freilich niemals zu heldischer That übergeht. Den Anderen, dem schwärzlichen Händlergewimmel, ist schon das Toben der Preßmeute ein Gräuel; gerade jetzt sind die Dividendenaussichten günstig: die Beherrscher der Annoncenplantagen thäten wirklich ein gutes Werk, wenn sie ihren Leibeigenen Schweigen geböten und lieber noch mehr über Nansen und den Fürsten von Montenegro schreiben ließen. Diese Stimmung, die ihre Propaganda mit klingenden Gründen stützt, hat denn auch bereits im Holzpapierreich einen Wetterwechsel bewirkt: schon wird uns erzählt, daß es sich in der Türkei gar nicht um einen Glaubenskrieg, sondern um einen Rassenkampf handle und daß es am Besten sein werde, namentlich für die unter der Muselmanenherrschaft lebenden Christen, wenn wir uns um die Ereignisse nicht bekümmern, die der Halbmond mit mildem Glanze bescheint. Deshalb kann Abd ul Hamid, der Sultan, einstweilen wohl ruhig schlafen; noch graut ihm der trübe Tag nicht, der das Ende der Türkenherrlichkeit sieht. Der Armenierlärm wird mählich ins Leere verhallen und kein rauher Griff wird den Schandfleck aus dem Südosten Europas tilgen; denn die moderne Christenheit ist allenfalls einer hysterischen Mitleidsregung zugänglich, nicht aber dem innigen,

heißen Zorn, der zu den Heilsthaten brünstigen Glaubens spornt. In keinem Lande hat die Bourgeoisie jemals Lust zu Kreuzzügen verspürt, an denen nichts zu verdienen ist; und selbst Herr Johannes Lepsius würde, auch wenn seiner Ehrlichkeit sich ein hellerer Blick für politische Nothwendigkeiten gesellte, mit seiner Anklageschrift „Armenien und Europa" nicht die Wunder vollbringen können, die in den fernen Tagen der frühen Kriegerkultur der fromme Abt von Clairvaux einst wirkte.

Ernest Renan hat in seinem nie genug zu rühmenden Buch über Marc Aurel gezeigt, wie die ersten Christen durch ihr scheues, schüchternes, irdischer Kraftbethätigung kränkelnd entfremdetes Wesen sich von Römern und Germanen unterschieden und wie ihre Enkel im Orient, weil sie der ursprünglichen Sitte treu blieben, nach und nach jede Widerstandsfähigkeit verloren und die Opferthiere des unbarmherzig wüthenden Islams wurden. Er malt uns das traurige Bild de cet éternel chrétien d'Orient, partout le même malgré les différences des races, toujours battu, toujours massacré, incapable de regarder en face un homme de guerre, offrant perpétuellement son cou au sabre. Von dieser Wesenheit mag noch heute Etwas in den Armeniern leben, — man muß es mindestens glauben, wenn man die Schilderungen des Herrn Lepsius nicht für gefärbt halten will. Aber diese konsequenten Christen haben sich unter dem Türkenjoch auch mit dem häßlichsten Händlergeist erfüllt und so ziemlich alle Eigenschaften angenommen, die der christliche Europäer gern Sems Sprossen zuschreibt. Und diese Mischung hat der Islam, der lange schon seine Rache am Christenthum erlauert, sehr schlau benutzt: er sieht sich einer Bevölkerung gegenüber, die aus Heiligen und aus Händlern besteht und deshalb den militärischen Muth einer Kriegerkaste nicht aufbringen kann, er kühlt den alten Haß in dem Blut dieses schwachen und schlaffen Stammes, den der Sultan, um der Unzufriedenheit ein Ventil zu öffnen, schmunzelnd der Pöbelwuth überläßt, — und er merkt jetzt mit wildem Behagen, daß er auch von der europäisch gesitteten Christenheit nichts Ernstliches mehr zu fürchten hat. In Europa besorgen fast überall heute müde Männer die politischen Geschäfte; bourgeoisen Gesellschaften, die in der steten Sorge für Handel und Wandel vor jedem Besitzwechsel, vor jeder Verschiebung der Machtverhältnisse zittern, sind stille, von der lähmenden Last ihrer Jahre gebeugte Minister besonders angenehm, weil sie am Liebsten Alles unverändert lassen und auf ihre alten Tage nicht mehr radikale Neuerungen planen,

deren Ergebnisse sie nach menschlicher Voraussicht doch nicht erleben werden. Diese müden Männer sind sehr zufrieden, wenn ein gnädiges Geschick ihnen ernste Entschlüsse erspart; sie denken, so lange es irgend geht, nur an die nächste Stunde, diktiren Noten und inspiriren Artikel und wünschen jetzt sehnsüchtig, der Tag möge noch recht fern sein, wo die byzantinische Erbschaft endlich vertheilt werden muß. So sehen die Gegner aus, vor denen der Islam erbeben soll, die Diplomaten, die verschwächlichten Orientchristen, die friedfertigen und profitgierigen Händler; die einzige Macht, die, als die organische Vertretung eines Naturvolkes, einer verzückten Begeisterung noch fähig ist und mit ihrem Ansehen deshalb alle Nachbarn immer bedrohlicher überstrahlt, Rußland, ist in Asien beschäftigt und wird den Engländern nicht den Gefallen thun, jetzt schon im alten Gebiet der Chorasanhorden das Spiel zu vollenden, das vor hundert Jahren mit dem Frieden von Kütschük begann. Der Typus des tapferen Christen scheint im europäischen Westen ausgestorben zu sein; von christlicher Gesinnung wird zwar viel gesprochen, aber die Wackeren, die sie im Munde führen, möchten zuerst dem Mammon und dann dem Heiland dienen und haben nicht die geringste Neigung, die Lehre des milden und starken Galiläers zu leben. Abd ul Hamid kann ruhig schlafen: ehe nicht wieder tapfere Christen erstehen, die für eine große, allen im Glauben Vereinten gemeinsame Sache Gut und Blut freudig wagen, droht dem Islam von einem achten Kreuzzuge keine Gefahr. Keinem Papst und keinem Kaiser wird es gelingen, mit mahnendem Wort die Händlermassen für die heiligsten Güter der Christengemeinschaft in Bewegung zu setzen und einen Sturm zu entfesseln, wie er in Clermont einst und in Vezelay wehte. Europa hat andere Sorgen und lechzt schon lange nicht mehr danach, der Hort und die Vormacht der besonderen Sittlichkeit zu sein, die mit der frohen Botschaft in die welkende Heidenwelt kam. Die Armenier richten vergebens den sehnenden Blick nach dem Westen: nur ein wirres, verlogenes Geräusch dringt an ihr geängstetes Ohr und der Tag ist nicht fern, wo sie erkennen werden, daß die bourgeoise Christenheit nicht über Männer verfügt, die, um dem Herrn und Heiland als Jünger zu folgen, frohen Muthes die Kreuzeslast auf ihre Schultern bürden.



Kapital, die Mutter der Arbeit.*)

Das Erste, was ein neugeborenes Kind thut, ist ein tiefer Athemzug. Ja, es thut niemals einen tieferen, da sich die Lungengänge und Kammern, einmal durch Luft ausgedehnt, niemals wieder leeren. Nur ein Bruchtheil ihres Inhaltes geht mit der Fluth und Ebbe der Athmungwoge aus und ein. In mechanischer Hinsicht ist diese Handlung des Athemholens oder das Einathmen von der selben Art wie diejenige, welche die Griffe eines Blasebalges von einander zieht, um den Balg mit Luft zu füllen. Und wie diese, schließt es jenen Verbrauch von Kraft ein, den wir Anstrengung, Mühe oder Arbeit nennen. Darum ist es durchaus nicht nur Gleichniß, wenn man sagt, daß der Mensch zu einem Leben der Beschwerde bestimmt ist. Die Arbeit der Athmung, die mit seinem ersten Athemzuge beginnt, endet erst mit seinem letzten. Und der im Purpur Geborene kommt auch nicht mit einer leichteren Aufgabe davon als das Kind, das hinter dem Zaun das Licht der Welt erblickt.

Wie kommt es, daß das neugeborene Kind im Stande ist, diese erste Rate der Verurtheilung zu lebenslänglicher Arbeit abzutragen, der kein Mensch zu entgehen vermag? Was das Kind sonst auch sein mag, mit Rücksicht auf diese besondere Frage ist es ein zusammengesetztes Stück Mechanismus, aufgebaut aus Material, das seine Mutter geliefert hat, und im Laufe dieses Aufbauens mit einer Reihe von Motoren, den Muskeln, versehen. Jeder dieser Muskeln enthält einen Stoffvorrath, der fähig ist, unter bestimmten Bedingungen Kraft herzugeben. Eine davon ist ein Zustandswechsel in den damit verknüpften Nervenfäden. Das Pulver in einem geladenen Gewehr ist ein anderer solcher Stoffvorrath, der fähig ist, Kraft herzugeben, und zwar in Folge eines Zustandswechsels in dem Mechanismus des Schlosses, das zwischen dem menschlichen Finger, der den Drücker zieht, und der Patrone vermittelt. Wenn dieser Wechsel hervorgebracht wird, geht die potentielle Kraft des Pulvers plötzlich in lebendige Kraft über und verrichtet die Arbeit, die Kugel vorwärts zu treiben. Man kann daher das Pulver treffend Arbeitstoff nennen, nicht nur, weil es ein Stoff ist, den man leicht Arbeit im physikalischen Sinne hergeben lassen kann, sondern auch, weil ein gutes Theil Arbeit im wirthschaftlichen Sinne zu seiner Erzeugung beigetragen hat. Arbeit war erforderlich, um den rohen Schwefel und Salpeter zu sammeln, fortzuschaffen und zu reinigen, um Holz zu schneiden und in pulverisirte Holzkohle zu verwandeln, diese Bestandtheile in den richtigen Verhältnissen zu mischen, die Mischung in der richtigen Weise zu körnen u. s. w. Einstmals hat das Pulver einen Theil des Vorrathes oder des Kapitals eines Pulver-

*) Dieser Aufsatz, dessen zweite Hälfte das nächste Heft bringt, ist der letzte, den der große Forscher noch selbst der „Zukunft“ zur Verfügung gestellt hat.

fabrikanten gebildet. Und nicht nur sind gewisse Naturkörper im Schießpulver gesammelt und aufgespeichert, sondern man kann eben so von der Arbeit, die auf die erwähnten Verrichtungen verwendet worden ist, bildlich sagen, sie sei darin eingeschlossen. Der Arbeitstoff, der in den Muskeln eines neugeborenen Kindes aufgespeichert liegt, läßt sich grundsätzlich dem vergleichen, den der geladene Gewehrlauf in sich birgt. Das Kind wird in eine völlig neue Umwelt entlassen. Diese wirkt durch den Mechanismus der Nervenmaschinerie und hat das Ergebniß, daß die potentielle Kraft eines Theiles des Arbeitstoffes in den Muskeln, die das Einathmen hervorbringen, sich plötzlich in lebendige Kraft verwandelt. Das erzeugt wiederum mit Hilfe des Mechanismus des Athmungapparates den Akt des Einathmens. Wie die Kugel durch das „Losgehen" des Pulvers fortfliegt, so könnte man sagen, daß sich die Rippen heben und das Brustfell sich senkt in Folge des „Losgehens" gewisser Theile des Arbeitstoffes der Muskeln. Dieser Arbeitstoff ist ein Theil eines Vorrathes oder Kapitals an jener Waare, die vor der Geburt auf Kosten der Mutter in dem Kindesorganismus aufgespeichert wird. Die Mutter aber hat ihre Kosten dadurch gedeckt, daß sie sich an das Kapital an Nahrungmitteln hielt, die ihren täglichen Unterhalt bildeten.

Wie die Sache liegt, ist es schwerlich einem Zweifel unterworfen, daß der erste in der Reihe von Akten äußerer Arbeit, die das Menschenleben mit Nothwendigkeit begleiten, von dem Vorhandensein eines Vorrathes an Stoff abhängig ist, der dem Menschen nicht nur Nutzen bringt, sondern obendrein so beschaffen ist, daß er sich mit Leichtigkeit nutzbar machen läßt. Und ich möchte ferner behaupten, daß sich die Berechtigung der Anwendung des Ausdruckes Kapital auf diesen Vorrath an nützlichem Stoffe füglich nicht in Frage stellen läßt. Denn es läßt sich leicht nachweisen, daß die wesentlichen Bestandtheile des in den Kindesmuskeln angehäuften Arbeitstoffes durch den mütterlichen Organismus einzig von dem Nahrungmittelvorrath, den Jedermann als Kapital anerkennt, auf den Kindesorganismus übertragen worden sind, wo sie ihrer Verwendung harren. Jeder folgende Akt der Arbeit schließt einen entsprechenden Verbrauch von dem Vorrath des Kindes an Arbeitstoff, an Lebenskapital, ein. Und einer der Hauptzwecke des Athmungprozesses ist, einige Wirkungen dieses Verbrauches wettzumachen. Daraus ergiebt sich denn, daß, selbst wenn das Athmen die einzige Arbeit wäre, die im Organismus geschähe, das Kapital an Arbeitstoff, das das Kind mit zur Welt gebracht hat, früher oder später verbraucht sein und daß die Athmungbewegung aufhören muß; wie ja auch das Hin- und Hergehen des Kolbens einer Dampfmaschine aufhört, wenn die Kohlen auf dem Rost ausgebraunt sind.

Die Milch ist ein Stoffvorrath, der wesentlich aus den Ersparnissen an den Nahrungmitteln besteht, die die Mutter erhält. Und diese Ersparnisse

befinden sich in einem derartigen physikalischen und chemischen Zustande, daß der Kindesorganismus sie leicht in Arbeitstoff verwandeln kann; d. h. er kann durch eine unmittelbare Anleihe bei dem Lebenskapital der Mutter und durch eine mittelbare Anleihe bei dem ihr zugänglichen Vorrath an Naturkörpern seinen eigenen Verlust wettmachen. Der Akt des Anleihemachens erfordert jedoch weitere Arbeit, nämlich die Arbeit des Saugens, eine mechanische Verrichtung ziemlich der selben Art wie das Athmen. So zahlt das Kind mit Arbeit für das Kapital, das es sich borgt. Aber da der Werth der erhaltenen Milch an Arbeitstoff den Werth dieser Arbeit sehr hoch übersteigt, wenn man ihn nach dem Verbrauch an Arbeitstoff berechnet, den diese Arbeit einschließt, so ergiebt der Vorgang einen hohen Gewinn für das Kind. Der Ueberschuß an Nahrungstoff genügt, um des Kindes Kapital an Arbeitstoff zu vermehren und nicht nur das Material für die Erweiterung von „Gebäuden und Maschinerie“ zu stellen, die im Wachsthum des Kindes zum Ausdruck kommt, sondern auch die Kraft, die erforderlich ist, all dieses Material zusammenzufügen und an den richtigen Platz zu bringen. So lebt der Mensch in den Jahren seiner frühen Kindheit und dann noch so lange, bis der Jüngling oder Mann auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist, davon, daß er das Lebenskapital verzehrt, das Andere gesammelt haben. Um einen Ausdruck zu gebrauchen, der mehr verbreitet als passend ist: alle Arbeit, die er leistet (und er leistet ein gutes Theil Arbeit, wenn auch nur durch die Bewegung seiner eigenen Person), ist unproduktiv.

Nehmen wir nun an, das Kind trete im Zustand des schweifenden Wilden in das Mannesalter ein, also abhängig in seiner Ernährung von Dem, was es gelegentlich aufheben oder fangen kann, etwa wie der Ureinwohner Australiens. Offenbar nehmen dann die Stelle der Mutter, als der Hergeberin des Lebenskapitales, die Früchte, Samen und Wurzeln von Pflanzen und verschiedene Thierarten ein. Sie allein enthalten Vorräthe an den Stoffen, die sich im Organismus des Menschen in Arbeitstoff verwandeln lassen, und an den anderen Bestandtheilen außer Luft und Wasser, die erforderlich sind, um den beharrlichen Verbrauch seines Kapitals auszugleichen und seine organische Maschinerie in Gang zu erhalten. Der Wilde trägt in keiner Weise zur Erzeugung dieser Stoffe bei. Im Gegentheil ist alle Arbeit, die er auf solche pflanzlichen und thierischen Körper verwendet, ihrer Zerstörung gewidmet. Und es ist eine reine Zufallssache, ob ihm wenig Arbeit sehr viel einbringt, wie z. B. bei einem gestrandeten Walfisch, oder ob ihm viel Arbeit fast nichts einbringt, wie in Zeiten lange anhaltender Dürre. Wie das Kind, so borgt sich der Wilde das Kapital, das er braucht, und thut mindestens absichtlich nichts zu dessen Wiedererstattung. Es hieße offenbar, das Wort „Erzeugen“ unrichtig anwenden, wollte man sagen, seine Arbeit

im Aufsuchen der Wurzeln, Früchte, Eier, Larven und Schlangen, die er findet und verzehrt, „erzeuge“ sie oder trage auch nur zu ihrer „Erzeugung“ bei. Das Selbe gilt von fortgeschritteneren Stämmen, die immer noch bloße Jäger sind, wie den Eskimos. Sie mögen mehr Arbeit und Geschick aufwenden; aber sie wenden sie auf, um zu zerstören.

Wenn wir von den Jägern zu Menschen übergehen, die ein reines Hirtenleben führen, wie die südamerikanischen Gauchos oder die asiatischen Nomaden, dann tritt ein wichtiger Umschwung ein. Nehmen wir den Besitzer einer Schafheerde, der von der Milch, dem Käse und dem Fleisch lebt, das sie hergiebt. Offenbar steht die Heerde zu ihm in dem wirthschaftlichen Verhältniß der Mutter zu dem Kinde, insofern sie ihn mit Nahrungstoffen versieht, die seine täglichen und stündlichen Verluste an Arbeitstoff auszugleichen vermögen. Wenn wir unseren Schafheerdenbesitzer zu ausgedehnten Weiden Zugang haben und weder von Raubthieren noch von anderen Schafhirten belästigt sein lassen, so wird die Ausübung seiner Hirtenpflichten schwerlich den Aufwand von mehr Arbeit einschließen, als nothwendig ist, um ihn mit der für die Erhaltung seiner Gesundheit erforderlichen Bewegung zu versehen. Und Das bleibt wahr, selbst wenn wir die ursprünglich auf die Zähmung der Schafe verwendete Mühe in Rechnung ziehen. Ohne Frage wäre es ein sehr seltsamer Anspruch, wenn ein Schafhirt von seiner Heerde als dem „Erzeugniß“ seiner Arbeit anders als in einem sehr beschränkten Sinne sprechen wollte. In Wirklichkeit wäre seine Arbeit bei der Erzeugung ein bloßer Nebenpunkt von sehr geringer Bedeutung. Unter den angenommenen Umständen würden wahrscheinlich ein Widder und ein paar Schafe, wenn sie einige Jahre sich selbst überlassen wären, eine eben so große Heerde erzeugen; und die hinzukommende Arbeit des Hirten hätte auf ihre Erzeugung wenig mehr Einfluß als auf die der Brombeeren an den Sträuchern auf den Weiden. Zum allergrößten Theile wäre der Zuwachs ein gänzlich unverdienter. Und wenn es ein Gesetz der absoluten Sozialethik ist, daß Besitzer keinen Anspruch auf „Verbesserungen“ haben, die unabhängig von ihrer eigenen Arbeit entstanden sind, dann hätte der Schafhirt keinen Anspruch auf mindestens neun Zehntel des Zuwachses der Heerde.

Wenn aber der Hirt keinen wirklichen Anspruch auf den Namen des „Erzeugers“ hat, wer hat ihn denn sonst? Sind die Widder und Schafe die wirklichen Erzeuger? Sicherlich haben sie mehr Anspruch, wenn sie, um einen alten chemischen Fachausdruck zu gebrauchen, nur als die „nächsten Prinzipien“ der Erzeugung betrachtet zu werden verlangen. Und dennoch sind, wenn strenge Gerechtigkeit geübt werden soll, selbst sie mehr als Sammler und Vertheiler denn als „Erzeuger“ zu betrachten. Denn sie thun thatsächlich nichts Anderes, als daß sie das Lebenskapital sammeln, leicht verändern und leicht zugänglich machen, das in den grünen Kräutern, von denen sie

leben, bereits vorhanden ist, — wenn auch in einer Form, die es praktisch außerhalb des menschlichen Bereiches stellt. So liegt die Nützlichkeit von Schöpsenfleisch hauptsächlich in gewissen chemischen Zusammensetzungen, die es enthält. Das Schaf nimmt sie aus dem Grase. Von Gras können wir nicht leben, wohl aber von Schöpsenfleisch. Nun stehen die kräuterartigen und alle anderen grünen Pflanzen insofern allein unter allen irdischen Naturkörpern, als sie die Fähigkeit besitzen, unter dem Einfluß des Lichtes aus der Kohlensäure der Luft, aus Wasser und gewissen stickstoffhaltigen und mineralischen Salzen, die Stoffe zusammenzubauen, die in dem thierischen Organismus als Arbeitstoff zur Verwendung kommen. Sie sind die hauptsächlichen und für praktische Zwecke einzigen Erzeuger jenes Lebenskapitales, das, wie wir gesehen haben, die nothwendige Vorbedingung jeder Arbeitleistung ist. Jede grüne Pflanze ist ein Laboratorium, in dem, so lange die Sonne darauf scheint, Stoffe, die das Steinreich darbietet, Gase, Wasser, zusammengesetzte Salze, zu den Nahrungstoffen verarbeitet werden, ohne die thierisches Leben nicht bestehen kann. Und da bis heute die synthetische Chemie noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß sie diese Arbeit leisten könnte, so kann man sagen: die grüne Pflanze ist die einzige lebendige Arbeiterin, deren Arbeit direkt das Lebenskapital erzeugt, das die nothwendige Voraussetzung menschlicher Arbeit ist. Diese Behauptung ist keine Widersinnigkeit, die vielleicht eine unausgesetzte Bewegung einschlösse; denn die Kraft, mit der die Pflanze ihre Arbeit thut, kommt von der Sonne, unserer Ur- und Erzkapitalistin. Aber man kann es seinem Hirne nicht fest genug einprägen, daß Sonnenschein, Luft, Wasser und der beste Boden, der auf Erden aufzutreiben ist, neben einander liegen könnten und daß es dennoch außer den Pflanzen kein bekanntes Mittel giebt, das im Stande wäre, die sogenannten „Proteïnzusammensetzungen“ zu erzeugen, durch die allein thierisches Leben sich dauernd erhalten läßt. Und die Pflanzen sind keineswegs nur in dieser Hinsicht wesentlich; sondern für gewisse Thiere müssen sie Pflanzen besonderer Art sein. Gäbe es keine irdischen Pflanzen außer vielleicht Cypressen und Moosen, so wäre ein Weideleben und ein Ackerbauleben gleich unmöglich; ja, es ist sogar schwer, sich die Möglichkeit des Daseins eines großen Thieres überhaupt vorzustellen. Denn die Arbeit, die erforderlich ist, um sich eine genügende Menge Vorrath an Nahrungmitteln zu schaffen, die in solchen Pflanzen enthalten sind, vermöchte ihnen schwerlich den vollen Werth des Verbrauches zu entziehen, den die Aufwendung dieser Arbeit einschlösse.

Aus Staub und Luft sind wir zusammengesetzt. Daher kommen wir und in deren Wesen müssen wir zuletzt wieder übergehen. Die Pflanze borgt uns entweder unmittelbar oder durch einen thierischen Vermittler Kapital, das uns in den Stand setzt, das Lebensgeschäft zu betreiben. In der gewöhnlichen Rede ist es zweifellos gestattet, vom Boden als vom „Er-

zeuger" zu sprechen, genau wie wir von der täglichen Wanderung der Sonne reden. Aber Sätze, die die Last von Schlußfolgerungen tragen sollen, dürfen eher pedantisch als ungenau erscheinen. Und der Satz, daß Land, in dem Sinne von bebaubarem Boden, ein Erzeuger oder auch nur für wirthschaftliche Erzeugung wesentlich sei, ist sicherlich nicht genau. Das Verfahren des Wasseranbaues, bei dem die Pflanze, statt irgend welchem Boden eingepflanzt zu werden, nur in Wasser ernährt wird, das in einer Lösung die mineralischen Bestandtheile enthält, die für diese Pflanze wesentlich sind, wird heute vollständig beherrscht, und wenn es der Mühe werth wäre, so ließe sich eine Ernte, die reichliche Nahrungstoffe lieferte, eben so gut auf einem Acker Süßwasser wie auf einem Acker trockenen Bodens ziehen. In den arktischen Regionen wiederum hat das Land nichts mit der „Erzeugung" im Sozialhaushalt der Eskimos zu thun, die von Seehunden und anderen Seethieren leben und gleich Proteus Poseidons Heerden weiden könnten, wenn sie Neigung zum Hirtenleben hätten. Aber die Seehunde und Bären sind wieder von anderen Seebewohnern abhängig, bis wir in der Reihe der Abhängigkeit bei den kleinen grünen Pflanzen anlangen, die im Meere schwimmen und die wirklichen „Erzeuger" sind, von denen seine gesammte ungeheuere Bevölkerung erhalten wird. Das Ergebniß ist das selbe wie vorhin. Das Vorhandensein des Lebenskapitals ist die nothwendige Voraussetzung der Arbeit. Ueberdies schwankt der Arbeitbetrag, der als Nebenbedingung bei der Erzeugung einer Ernte mitwirkt, bei der Pflanzenzucht genau so stark wie bei der Viehzucht. Bei günstigem Boden, Klima und anderen Bedingungen kann er bei einem bestimmten Ertrag oder einer bestimmten Ernte an Nahrungstoffen klein, bei ungünstigeren Verhältnissen und dem selben Ertrag groß sein.

Das Dasein jedes Menschen und jeder Menschenmenge, sei sie nun zu einer Gemeinschaft organisirt oder nicht, ist deshalb mittelbar oder unmittelbar von der Erzeugung von dem Menschen leicht zugänglichen Nahrungstoffen (d. h. von Lebenskapital) durch Pflanzen abhängig. Daraus folgt aber, daß die Zahl der Menschen, die z. B. ein Jahr lang auf einem gegebenen Stück Land leben können, von der Menge der Nahrungstoffe abhängt, die die auf dem Stück Land wachsenden Pflanzen in einem Jahr erzeugen. Wenn a diese Menge und b das Mindestmaß der für jeden Menschen erforderlichen Nahrungstoffe ist, so ist $\frac{a}{b} = n$ die Höchstzahl der Menschen, die auf dem Stück Land leben können. Nun ist die Menge der Erzeugung (a) begrenzt durch die Ausdehnung des bewohnten Stückes Land; durch die Menge des Sonnenscheines, der darauf fällt, durch den Spielraum und die Vertheilung der Temperatur; durch die Stärke der Winde; durch den Wasservorrath; durch die Zusammensetzung und die physikalischen Eigenschaften des Bodens; durch thierische und pflanzliche Wettbewerber und Zerstörer. Die Arbeit des Menschen erzeugt nicht Lebens=

kapital und kann es nicht erzeugen. Sie kann einzig seine Erzeugungbedingungen günstig oder ungünstig beeinflussen. Die wichtigsten darunter, nämlich der Sonnenschein, der Spielraum der Tag- und Nachttemperatur und der Wind, fallen praktisch außerhalb des Bereiches des Menschen. Wohl aber lassen sich die Wasserzufuhr, die physikalischen und chemischen Bodeneigenschaften und die Einflüsse der Wettbewerber und Zerstörer oft, wenn auch keineswegs immer, in weitem Maße durch Arbeit und Geschick beeinflussen. Und es ist nichts Schlimmes, wenn man die Wirkung solcher Arbeit mit dem Ausdruck „Erzeugung" bezeichnet; nur ist eben „Erzeugung" in diesem Sinne etwas ganz Anderes als die „Erzeugung" von Nahrungstoffen durch die Pflanze.

Bis hierher haben wir uns mit Aufstellungen beschäftigt, für die die Alltagserfahrung den Stoff hergegeben hat, keineswegs mit bloßen apriorischen Annahmen. Immer noch von der Alltagserfahrung entlehnend, wollen wir jetzt annehmen, daß entweder der Schafbesitzer oder der Ackerbauer aus irgend einem denkbaren Grunde die Hilfe eines oder mehrerer Menschen wünscht und daß er ihnen als Bezahlung für ihre Arbeit so und so viele Schafe, Liter Milch, Pfund Käse oder Scheffel Getreide für den Dienst eines Jahres zahlt. Ich bin außer Stande, irgend welche apriorischen „Rechte der Arbeit" zu entdecken, kraft deren diese Leute darauf bestehen könnten, in Arbeit genommen zu werden, wenn man ihrer nicht bedarf. Offenbar giebt es aber doch wohl nur eine einzige Bedingung, unter der dieses Lohnanerbieten für die Leute, denen es gemacht wird, annehmbar ist. Sie besteht darin, daß die Dinge, die im Austausch für eine Jahresarbeit angeboten werden, mindestens so viel Lebenskapital enthalten, wie der Mensch beim Leisten dieser Jahresarbeit verbraucht. Denn kein vernünftiger Mensch könnte sich mit Wissen und Willen Bedingungen unterwerfen, die das Verhungern einschließen. Demnach giebt es ein uneingeschränktes Lohnmindestmaß; es ist der Betrag an Lebenskapital, der zur Ersetzung des unvermeidlichen Verbrauches der gemietheten Person genügt. Nun steht es sicherlich über jeden Zweifel fest, daß dieser Lohn, befinde er sich nun gerade an diesem nicht mehr einschränkbarem Mindestmaß oder über ihm, von dem Kapital gezahlt wird, das noch verfügbar ist, nachdem den Bedürfnissen des Heerden- oder Erntebesitzers genügt ist. Daraus folgt, daß es für die Anzahl der Menschen, die der Schaf- oder Landbesitzer aus seinen eigenen Mitteln erhalten kann, eine Grenze giebt. Da kein Aufwand von Arbeit ein Gramm Nahrungstoff über das Höchstmaß hinaus schaffen kann, das eine beschränkte Anzahl Pflanzen unter den günstigsten Umständen zu erzeugen vermag, so folgt daraus, daß, wenn die zu ernährende Menschenzahl unbegrenzt zunimmt, ein Zeitpunkt kommen muß, wo Einige hungern müssen. Das ist der Kern der sogenannten malthusianischen Lehre; und es ist eine Wahrheit, die für mich so einfach ist wie der allgemeine Satz, daß eine stetig wachsende Menge schließlich einmal jede größere Menge übersteigen muß, deren Betrag festliegt.

Diese Betrachtungen lassen keinen Zweifel über die Grunddaseinsvoraussetzung jeder Gemeinschaft oder organisirten Gesellschaft von Menschen, — im reinen Hirten- oder reinen Ackerbauerzustande oder in jeder denkbaren Mischung aus den beiden Zuständen. Sie muß einen Vorrath von Lebenskapital haben, mit dem sie beginnen kann, und außerdem die Mittel, um den Verbrauch des Kapitales wettzumachen, der durch die Arbeit der Glieder der Gesellschaft entsteht. Hat die Gemeinschaft einen vollständig abseits liegenden Platz auf der Erdoberfläche inne, so kann ihre Mitgliederzahl niemals den Quotienten des Höchstmaßes an Nahrungstoffen übersteigen, das die grünen Pflanzen der Fläche alljährlich zu erzeugen vermögen, dividirt durch die Menge, die zur Erhaltung jeder Person das Jahr hindurch erforderlich ist. Aber noch eine dritte Daseinsart ist für ein Gemeinwesen möglich. Es braucht, wie man sich vorstellen kann, weder rein der Viehzucht noch rein dem Ackerbau gewidmet zu sein, sondern kann rein industriell sein. Nehmen wir einmal an, drei Inseln, z. B. Gran Kanaria, Tenerifa und Lanzerote, von den Kanarischen Inseln, würden aus der übrigen Welt ganz herausgelöst. Gran Kanaria soll von Getreidebauern, Tenerifa von Viehzüchtern bewohnt sein, während die Bevölkerung von Lanzerote, von dem wir annehmen wollen, es sei völlig unfruchtbar, aus Tischlern, Wollzeugfabrikanten und Schuhmachern bestehen soll. Da lehren uns die Thatsachen der alltäglichen Erfahrung, daß die Leute auf Lanzerote niemals hätten vorhanden sein können, wenn sie nicht, mit einem Vorrath von Nahrungstoffen versehen, auf die Insel gekommen wären, und daß sie nicht weiter leben könnten, wenn der Vorrath nach seiner Aufzehrung nicht wieder aus Beiträgen von dem Lebenskapital von Gran Kanaria, Tenerifa oder auch von Beiden ersetzt wurde. Ferner könnten die Tischler auf Lanzerote nichts arbeiten, wenn sie nicht von den anderen Inseln mit Holz versorgt würden. Eben so wenig könnten die Wollspinner, Weber und Schuhmacher arbeiten ohne Wolle und Häute aus den selben Quellen. Denn Holz, Wolle und Häute sind das Kapital, ohne das ihre Arbeit als Fabrikanten in ihren verschiedenen Gewerben unmöglich ist, und somit ist das Lebenskapital und sonstige Kapital, das Gran Kanaria und Tenerifa liefern, unzweifelhaft die nothwendige Vorbedingung der Industriearbeit auf Lanzerote. Sicherlich ist in dem Zeitpunkt, wo Holz, Wolle und Häute Lanzerote erreichen, schon ein gutes Stück Arbeit beim Schneiden, Scheren, Abziehen, Fortschaffen u. s. w. auf sie verwandt worden. Aber Das ändert nichts an der Thatsache, daß die einzige „Erzeugung", die für das Dasein der Bevölkerung Tenerifas und Gran Kanarias wesentlich ist, diejenige ist, welche die grünen Pflanzen auf beiden Inseln leisten, und daß alle Arbeit, die von den Bewohnern dieser Inseln und denen von Lanzerote obendrein auf das in der Industrie nützliche Rohprodukt verwandt worden ist, das jene Pflanzen unmittelbar oder mittel-

bar hergeben, nicht einen einzigen Lanzeroten mit Essen versorgt, so lange die Tenerifenser und Kanarier nicht zufällig seine Waaren brauchen und bereit sind, im Austausch für sie einen Theil ihres Lebenskapitals hinzugeben. Unter den angegebenen Umständen müßten die Leute in Lanzerote hungern, wenn Tenerifa und Gran Kanaria verschwänden oder wenn ihre Bewohner keine Tischlerarbeiten, Kleider und Schuhe mehr brauchten. Wenn sie aber zu kaufen wünschen, dann fördern die Lanzeroten durch Civilisirung der Käufer unmittelbar den Anbau von deren Erzeugnissen. Wenn also die Frage gestellt wird, ob die in Lanzerote in der Industrie aufgewandte Arbeit „produktiv" oder „unproduktiv" ist, so kann es nur eine Antwort geben. Wenn Jemand für die Erzeugnisse Lanzerotes Lebenskapital oder Etwas, für das man Lebenskapital eintauschen kann, hergeben will, so ist sie produktiv, sonst nicht.

Beim Gewerbetreibenden ist die Abhängigkeit der Arbeit vom Kapital noch inniger als beim Hirten und Ackerbauer. Wenn diesen einmal auf die Beine geholfen ist, können sie sich weiter helfen, ohne sich um das Dasein anderer Menschen zu kümmern. Der Gewerbetreibende aber ist von vorher vorhandenem Kapital nicht nur im Anfang, sondern auch am Ende seiner Thätigkeit abhängig. Sein Aufwand an Arbeit und Geschick mag noch so groß sein: das Ergebniß ist für den Zweck der Fristung seines Daseins genau das selbe, als hätte er gar nichts gethan, so lange nicht ein Kunde fähig und bereit ist, das Produkt seiner Arbeit gegen Nahrungmittel einzutauschen.

Setzen wir nun einmal den Fall, ein Tischler auf Lanzerote sei damit beschäftigt, eine Komode anzufertigen. Nehmen wir an, es müsse a das Holz und b das Getreide und Fleisch, das er zu seiner Erhaltung braucht, bis er die Komode fertig gestellt hat, durch die Komode bezahlt werden. Dann ist das Kapital, mit dem er anfängt, dargestellt durch $a + b$. Hätte er dieses Kapital nicht besessen, so hätte er überhaupt nicht beginnen können. Tag für Tag muß er mehr oder weniger von dem Stoffe und der allgemeinen Anpassungfähigkeit von a zerstören, um ihm die besonderen Formen anzuarbeiten, die nöthig sind, um eine Komode herzustellen, und Tag für Tag muß er mindestens so viel von b aufwenden, wie seine Einbuße an Lebenskapital durch die Arbeit des Tages ausmacht. Angenommen, der Tischler und seine Leute brauchen zehn Tage, um das Holz zurecht zu sägen, die Bretter zu behobeln und ihnen die Gestalt und das Maß zu geben, die für die verschiedenen Theile einer Komode erforderlich sind. Nun setze ich den Fall, er bietet dann Dem, der ihm $a + b$ vorgestreckt hat, seinen Bretterhaufen als Gegenleistung für das Holz und einen zehntägigen Vorrath an Lebenskapital. Da wird der Vorstrecker sicherlich sagen: „Nein, ich habe nicht einen Bretterhaufen verlangt, sondern eine Komode. Bis jetzt hast Du, so weit es mich angeht, überhaupt noch nichts geleistet und bist noch eben so sehr in meiner Schuld wie vorher." Und sollte der

Tischler einwenden, er habe „virtuell“ zwei Drittel einer Komode geschaffen, denn es würde ihm nur weitere fünf Tage kosten, die Holztheile zusammenzusetzen, und der Bretterhaufen sollte eigentlich als Gegenleistung für zwei Drittel seiner Schuld angenommen werden, — so dürfte der Gläubiger ihn schwerlich für mehr als einen unverschämten Schwindler halten. Offenbar macht es keinerlei Unterschied, ob der kanarische oder tenerifensische Käufer das Holz und die Nahrungstoffe vorgestreckt hatte, von denen sich der Tischler erhalten mußte, oder ob der Tischler bereits einen Vorrath besaß, dessen Verbrauch durch den Austausch einer Komode gegen einen neuen Vorrath wieder ausgeglichen werden muß. Im letzten Falle ist es sogar noch zweifelloser, daß der Mann, der eine Komode wollte, dem Tischler, wenn er ihm seine Bretter anböte, ins Gesicht lachen würde. Nähme er aber die Komode für sich, so wäre damit so viel von seinem Lebenskapital auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Und die Zahlung von Waaren in einem Haufen für die Komode kommt ganz auf das Selbe hinaus wie die Zahlung des Tagelohnes für die fünfzehn Tage, die der Tischler mit ihrer Herstellung beschäftigt war. Wenn der Tischler am Ende jedes Tages sich sagen wollte: „Ich habe ‚virtuell‘ durch meine Tagesarbeit ein Fünfzehntel von Dem geschaffen, was ich für die Komode bekommen werde, also ist mein Lohn das Erzeugniß meiner Tagesarbeit,“ — so ist eine solche übertragene Redewendung weiter kein Unglück, so lange der arme Mann sich nicht in die Vorstellung hineintäuscht, sie sei exakte Wahrheit. Das Wort „virtuell“ ist geeignet, noch mehr geistige Sünden zu decken, als „die Liebe“ sittliche Vergehen decken muß. Nach dem Gesagten muß es sicherlich völlig klar sein, daß die Arbeit jedes Tages einen Verbrauch an dem Lebenskapital des Tischlers und der Form seines Holzes auf Kosten eines größeren oder geringeren Verbrauches dieser Kapitalformen eingeschlossen hat. Ob das $a + b$, das für die Komode eingetauscht werden soll, als Darlehen vorgestreckt worden ist, als Tages- oder Wochen-Lohn oder zu einer späteren Zeit als Preis für die fertige Waare gezahlt wird —: der einzig wesentliche Zug des Geschäftes bleibt, daß die Zahlung mindestens den Verbrauch an Lebenskapital wieder ersetzen muß. Weder Bretter noch Komoden sind eßbar. Und der Tischler hat nicht nur nicht den wesentlichen Theil seines Lohnes durch die Arbeit jedes Tages erzeugt, sondern er hat diese Arbeit rein verschwendet, wenn nicht Jemand, der gerade eine Komode braucht, ihm das Anerbieten macht, sie gegen Lebenskapital oder Etwas, das dieses zu ersetzen vermag und dem Betrage davon, der während des Erzeugungvorganges verbraucht worden ist, gleichwerthig ist, einzutauschen.

Thomas H. Huxley.



Oberländer.

In unseren Tagen, wo man sich endlich und immer bewußter darum bemüht, die terra inculta der Völker- und Rassenpsychologie zu rein wissenschaftlichen wie auch zu praktischen — individuellen, sozialen, politischen — Zwecken aus dem Brachzustande zu heben, sollte einmal irgend Einer, der sich dazu berufen fühlt, eingehend darstellen, wie sich das Völker- und Rassentypische in der Komik bricht. Ich glaube eigentlich, daß sich die allertiefste Eigenart der verschiedenen Stämme und Rassen auf keinem Gebiet so greifbar nach außen kehrt wie auf dem der Komik, — im privaten Verkehr zwischen Mensch und Mensch, wie in der Kunst und Dichtung. Und um Wesen und Unterschiede dem Leser ganz konkret vor Augen und im Gefühl hinzustellen, sollten dabei die verschiedenen Typen, die typischen Persönlichkeiten, die jede Kultur auf diesem Gebiet in Künstlern und in von ihnen geschaffenen Gestalten besitzt, aneinandergereiht werden. Denn: „pour savoir, il faut voir“ — sagt Meister Taine.

Unter uns Germanen ist die charakteristische Sonderform der Komik der Humor. Der Unterton stammt aus dem Gemüth, aus den Gefühlsregionen der Psyche; entweder er ist auf das Sentimentale gestimmt — das Wort natürlich im ursprünglichen, angelsächsischen Sinn genommen — oder er streift an das Finstere und wird schwerstes Moll, oder er schlägt ins Barocke über und wird Unsinn. Typen für diesen germanischen Humor mit seinen vielen Nuancen und seinem einheitlichen Wesen sind: die Norddeutschen Reuter und Busch, die Angelsachsen Hogarth und Thackeray, der Schwede Bellman, der Yankee Mark Twain. Die gallische Parallelerscheinung zum germanischen Humor ist die „Gauloiserie“. Diese echteste Blüthe der französischen Dichtkunst hat ihre Wurzeln im Verstande. Sie ist eine Schöpfung des „esprit“, — die germanischen Sprachen besitzen ja bekanntlich so wenig ein Wort für „esprit“ wie die französische Zunge ein solches für „Humor“. Die Meister der Gauloiserie sind auch die typischsten Vertreter dieses arischen Stammes: Rabelais und Voltaire. In der psychologischen Zeichnung wird die gallische Komik etwas trocken schematisch, mehr boshaft als gemüthvoll, weniger Poesie, mehr Satire, — Molière ist das Beispiel dafür. Oder sie schlägt ins Revolutionirende über, reibt und reibt, bis der zündende Funke herausspringt, — wie bei Beaumarchais. Die besten Vertreter dieser Gauloiserie in der Gegenwart sind Maupassant und Vallotton.

Die Wesensverschiedenheit zwischen dem einheimisch germanischen Humor und der einheimisch gallischen Gauloiserie ist genau so groß wie die zwischen Onkel Bräsig und dem Kammerdiener Figaro.

Auch der Semit spürt zuweilen ein Bedürfniß, sich humoristisch zu

bethätigen. Wenn ein solcher Vorgang sich im privaten Leben abspielt, besteht er etwa darin, daß der Bündeljude sich durch die Vorderthür hinausschmeißen läßt, um zwei Minuten später in der Hinterthür seine Raritäten wieder anzubieten und — als Sieger auf dem Kampfplatz — den rassenfremden Humor mit humoristisch unerschütterlicher Miene herunterzuschlucken. Auf dem Gebiet der dichtenden Kunst spaltet sich die semitische Komik, reinlich und unorganisch, in Cynismus und Rührseligkeit. Beispiel: Heine. Seine Liebeslieder sind genau so unecht wie seine gereimten Persiflagen unvermischte und gesteigerte Natur.

Gegen ein solches Gruppen- und Hintergrundbild muß die Physiognomie Oberländers, des größten Humoristen unserer Zeit, gezeichnet werden. Oberländer vertritt die bajuvarische Art germanischen Humors. Seine Kunst ist schwer wie das einheimische Bier und leicht wie die Weine von Main und Tauber; und sie giebt wie Beide dem Blut Wärme. Sie besitzt die selbe überzeitliche Menschenkenntniß wie Paul Garins „Dulcamara", die ganze psychologisch und künstlerisch gleich verfeinerte alte Kultur des katholisch-germanischen Südens, — jene Kultur, die einst die Renaissance in Italien und Bayern schuf. Sie ist äußerlich grob wie der bajuvarische Mann aus dem Volke und innerlich gut und aufrecht wie er.

Die hochwohlgeborene akademische Kunstkritik dürfte wohl bis jetzt Oberländer kaum von dem ihm gebührenden Gesichtspunkt aus behandelt haben. Das war bei einer in Dogmen verknöcherten Aesthetik auch unvermeidlich. Als Zeitschilderer, Das heißt aus kulturhistorischem Gesichtspunkt, konnte er schon eher mit gnädigem Ernst wohlwollend erörtert werden, während man Athem zum tiefen Brustton holte, in dem über die Kunst, die wirkliche Kunst, die große und wahre Kunst, vorgetragen wird; aber daß man eben dabei sich erst recht mit Oberländer zu befassen hätte, — Das war einfach nicht denkbar, schon weil dem Manne dann nicht mehr beizukommen ist: er läßt sich nicht mit ästhetischem Brustton, sondern nur mit gewöhnlicher, echt menschlicher Stimme einfangen.

Es ist allmählich eine Rang- und Werthskala der künstlerischen Gattungen entstanden, die aller Perspektive und Proportionen vollständig baar ist. Sie liegt unserer gegenwärtigen Aesthetik — der akademischen wie der journalistischen — schwer und unverdaulich im Magen; sie ist so schleimig ungreifbar wie der Schlendrian und so im organischen Sinne unauflösbar wie das Petrefakt; sie ist so ganz und gar nicht der Psychologie des künstlerischen Schaffens — diesem alleinigen Untergrund jeder Aesthetik — entsprossen. Sie dürfte in Deutschland mehr als in irgend einem anderen Lande jene schlechteste Geltung besitzen, die gestern nicht mehr geprüft werden durfte und heute nicht mehr geprüft wird, — und zwar

wahrscheinlich im Zusammenhang damit, daß Deutschland — das Heimathland der guten spekulativen Aesthetik — mehr als irgend ein anderes Land unter dem lähmenden Druck einer im schlechten Ausläufersinne spekulativen Aesthetik immer noch zu leiden hat.

Ein Beispiel dieses unentwickelten Zustandes der geltenden ästhetisch-kritischen Grundauffassung ist die zugekehrte Rückseite der gelehrtesten Häuser — und damit aller Nebengebäude — gegenüber dem Essay. Um den wahren Sinn dieser Zeiterscheinung lebendig vor Augen zu haben, muß man sie sich oberländerisch ins Konkrete umwandeln, — etwa in das Bild des stolz einherschreitenden Schulmeisters, dem ein kleiner Max oder Moritz Alles hinterrücks nachmacht, während er ihm das Schnupftuch aus der Hintertasche zieht, um es ihm als Siegesfahne nachflattern zu lassen. Das — ästhetisch gesehen — lümmelhafteste Machwerk von einem Theaterstück wird in seiner doppelten Eigenschaft als lukratives Geschäftsstück höchster Kunstgattung in das feuilletonistische und andere Himmelreiche mit Ehren oder Unehren — — was hier auf das Selbe herauskommt — aufgenommen, während ein Gedichtchen ære perennius, wenn ein solches heute wirklich erschiene, ganz sicher nicht die Ehre haben würde, von den damit betrauten schnüffelnden Trampelthieren auch nur proportionaliter breitgetreten zu werden. Und dann der Essay! Damit sind wir endgiltig von dem Parnaß auf den Markt gerathen. Der Essay ist nämlich ein Zeitung-, im besten Falle ein Zeitschriftartikel; oder er ist eine Doktorabhandlung. Da kann man hier und da nach Belieben ein Stück abschneiden; denn daß dieses eine Stück den Arm und dies zweite Stück etwa die Nase und dies dritte Stück ein drittes, gleich nothwendiges oder noch nothwendigeres Glied eines künstlerischen Organismus wäre, — da schnupft der Professor. Dabei ist und bleibt aber der gute literarische Essay wie ein Portraitkopf in Holzschnitt von Vallotton: nimm die eine oder andere charakteristische Linie weg, und das Ganze ist ein trostloses Gekritzel geworden. Und Das heißt wieder: der gute literarische Essay ist organisches Werk, Kunstwerk. Die andere Auffassung: hier höchste Kunstform, hier keine Kunstform, ist totes ästhetisches Schema und unpsychologische Barbarei. Ein Portrait oder Zeitbild von Macaulay ist höchste Kunst; ein Portrait oder Zeitbild von Taine ist höchste Kunst; und ein vom Schiller- oder Grillparzer-Verein preisgekröntes Theaterstück ist keine.

Auch Oberländers Lebenswerk, wie es in seinen neun Albums vorliegt, ist beste Kunst. Das Eigenwesen, nicht das Genre, ist dabei entscheidend. Was hat die Kunst Oberländers mit den Witzen zu schaffen, die das Publikum der Redaktion der „Fliegenden Blätter" liefert! Ganz und gar nicht mehr als der tote Text eines sardouschen Dramas mit der lebendigen Schöpfung einer großen Künstlerin in der Hauptrolle. Und wie viele

Genres und Leute hat nicht er selbst von der werthen Aesthetik aus ihren famosen Gesichtspunkt der großen, der wahren Kunst behandeln sehen, — Farbenschmierer und Coulissenpanscher, mechanische Virtuosen und zeitgemäße Schulengründer, die längst über ihrer eigenen Leere zusammengebrochen sind, während er noch als der Selbe dasteht, der er immer war: für die Aesthetik und die Menge der Karikaturenzeichner der „Fliegenden", an sich aber der Künstler aus eigenen Gnaden, der — immer fester nach außen, immer voller und tiefer nach innen — aus eigener Lebensfülle organisch schafft.

Eine Kunst ist nur dann lebenstüchtig, wenn sie Ausformung einer Lebensanschauung ist. Das gilt für die Gesammtkunst einer Zeit wie für das Werk des einzelnen Künstlers. Nur Der kann aus sich heraus Etwas schaffen, das durch die Zeiten steht, ohne zu verwittern, der in sich ein Weltbild trägt, das eins mit seiner ganzen Persönlichkeit geworden ist; ob dieses in einem Individuum lebendig gewordene Weltbild als Gedankengebäude oder als Traumvision nach außen ejizirt wird, hängt von der Art der schöpferischen Phantasie ab. Eine solche lebenstüchtige Kunst ist die Oberländers. Sie ist ganz auf sich gestellt, freistehend und einheitlich, abgeschlossen und voll ausgeformt, wie ihr Ursprung eine organische Einheit von Persönlichkeit und Weltanschauung. Oberländer ist in seinem ganzen Schaffen ein Mann aus erster Hand, der Alles, Vergangenes wie Gegenwärtiges, mit diesem seinem eigenen einheitlichen Wesen geprüft und gemessen hat. Er hat Alles mit seinem Kulturinstinkt gemessen. Seine Kunst ist eine Blume, die ihre duft- und farbenbildenden Säfte aus der tiefen Einheitwurzel von Natur und Kultur erhält.

„Und was verfeinert durch Kultur,
Strebt wieder rückwärts nach Natur" —

diese Worte, die ich — in anderem Sinne freilich — irgendwo in seinen Albums gelesen habe, könnten als Motto über seinem ganzen Werke und seinem ganzen Wesen stehen. Die höchste Kultur ist immer auch die höchste Natur; und wenn einer Zeit in ihrer Entwickelungarbeit das zusammenbindende Gewebe zwischen Beiden abgeschnitten sein sollte, dann sind alle ihre Kulturfrüchte Fallobst. Eine solche Zeit ist aber die unserige. Das hat Oberländer mit der doppelten Wucht seines Natur- und Kulturinstinktes empfunden. Unsere Zeit ist weder Natur noch Kultur; sie ist weder Wildheit noch Menschenthum; sie ist eroberte Wüste Sahara und civilisirter Neger, — Neger im Cylinder. Und eben so sieht sie Oberländer, betrachtet er sie und zeichnet er sie. Er hat ihr gegenüber die Empfindung der reinsten Natur und die Kritik der höchsten Kultur; diese beiden Elemente: naturbedingte Empfindung und kulturbedingte Kritik, organisch zusammengeschmolzen, bilden die Eigenart Oberländers, seiner Kunst, seines Humors. Die Gegenwart

ist ihm, dem typischen, besten Bajuvaren, eine Zeitepoche des Emporkömmlingsthumes, der Stillosigkeit, der Haltlosigkeit, schlechten Inhaltes und schlechter Formen, — lächerlich, mit einem Beigeschmack von etwas Fadem. Ueber diese Welt geht die Sonne der oberländerischen Kunst auf, sehr lächelnd und sehr unbarmherzig, entblößend und erwärmend zugleich, wie an einem frühen, frischen, schönen Sommermorgen im oberbayerischen Gebirge, wo in der vorübergehenden Touristenzeit schon Einiges schlecht riechen und auf der Zunge bitter liegen kann, wo aber doch sonst das ganze Leben und die ganze Natur so herzinnerlich gut mundet.

Das neunte und letzte Oberländer-Album enthält ein Stück, „Auf der Löwensuche, eine ästhetische Fabel“, — Verse mit Illustrationen. Ueber den Löwen, der die Hauptperson der Fabel darstellt, ist nichts Bestimmteres zu sagen, — nur, daß er ein sehr braver Naturlöwe ist, der aus einer Menagerie in einer vielbewunderten Kunststadt, mit Bauten aus manchem Jahrhundert und besonders mit vielen steinernen Löwen versehen, entschlüpft ist. Unter diesen genannten steinernen Löwen geht nun unser Naturlöwe auf die Suche nach Brüdern, die ihm ähnlich wären. Er findet auch viele Löwen, findet sie alle: — den romanischen Löwen, den gothischen Löwen, den Renaissance-Löwen, den Roccoco-Löwen. Er sieht sie sich alle der Reihe nach an, naturlöwen-treuherzig und mit dem redlichsten Willen, einen „löwenähnlichen“ Kameraden zu finden, erst bewundernd, dann ein klein Bischen nachdenklich, dann auch bedauernd erschrocken; beim Anblick des Roccoco-Löwen aber hebt er resolut den Schwanz und trabt erleichterten Gemüthes nach Hause, hinaus in die Natur, zu Weib und Kind. Und dieser Naturlöwe läßt sich sicherlich nie mehr von „Stadtlöwen“ anführen; denn das Alles war nur Verrenkung und Grimasse, ausgestreckte Zunge und böswillig oder dratzend glotzende Augen.

Wie dieser brave Löwe, so hat sich Oberländer selbst aus aller Verkünstelung zurück in die Natur gerettet, — sich selbst zum Gedeihen, uns Anderen zum Genuß. Wie der Naturlöwe in traulichen Abendstunden seinem lächelnden Weibe und seinen horchenden Kindern die Stadtlöwen anschaulich machen wird: genau so lehrt Oberländer uns, seine Zeitgenossen, unsere Zeit kennen.

Seine Kunst ist eine solche Löwenrazzia durch die gesammte Gegenwart. Nichts entgeht dabei seinem Schicksal, weder das Versteckteste noch Das, was sich allzu weit hervorgewagt hat; über Alles wird Gericht gehalten; es ist künstlerische Vehme und kulturelles Haberfeldtreiben. Jede Zeiterscheinung wird gerade in dem Augenblick festgenagelt, wo sie sich am Meisten geschützt glaubte, und eben an ihrer empfindlichsten Stelle, wo die Fäulniß schon eingetreten ist oder wo die vernichtende Munterkeit beim Zuschauer ausgelöst werden kann. Das Endergebniß ist, wie schon erwähnt: es giebt nichts „Löwen-“ alias „Natur-Aehnliches“; Alles, Jedes für sich

sowohl wie auch in Bausch und Bogen, ist Unnatur und Unkultur, Decadence-Barbarei und Talmi.

Unsere Kunst und Dichtung — um damit anzufangen! Oberländer kennt zwei Haupttypen der Ausüber der gaya scienza von heute: den milchsüßen Vegetarianerjüngling und den essigsauren, paprikascharfen, apothekenduftenden, „naturalistisch" quakenden Pessimismusfrosch, — alle Beide gleich ungenießbar, von besserem Kanibalengesichtspunkt gesehen. Unsere Buchfabrikation: es war einmal ein kleiner Teufel, der von seinem Herrscher, dem Oberteufel, schlafend aufgefunden wurde, während er doch auf das Böse ein wachsames Auge zu halten hatte. Es galt, die geziemende Strafe recht teuflisch ausfindig zu machen, und einem lieben Kollegen, der es zur höchsten Virtuosität gebracht hatte, gelang diese Aufgabe: jetzt sitzt der Aermste auf einem Bücherberg, der ständig von neuen Fuhrwerksabladungen vergrößert wird, und muß Alles lesen, was in einem Jahre gedruckt wird; — bemerkt sei nebenbei, daß der betreffende Ort so ungefähr zwischen Berlin und Leipzig liegen soll und daß der betreffende Bedienteufel ganz wie ein außerordentlich ordentlicher Professor aussieht. Unser Theater, diese anerkannt höchste Kulturstätte der reinen, einheimisch-germanischen Volksart —: das Janusgesicht der szenischen Muse besteht heutzutage aus einer Clownfratze und einem Judenprofil, die einander übrigens unheimlich ähnlich sehen, wenn komisch Gesichter geschnitten und tragisch gemauschelt wird. Unsere Kunst — ja, hier steht Oberländer auf eigenem, geweihtem Grund und spricht sozusagen persönlich mit. Ueber diesem gesammten Gebiete der Kunst und Dichtung hängt aber wie ein böser Traum — die Kritik. Die heutige Kritik — Das ist so Etwas wie ein modernes Dioskurenpaar: der Zeitungfeuilletonist und der Professor. „In der That ein Bauwerk von imposantem Totaleindruck!" ruft der kurzsichtige Professor Schweneke begeistert aus, indem er die Dommauer durch seine Augengläser untersucht, — so tief in einen Winkel des gewaltigen Gebäudes verkrochen, um besser sehen zu können natürlich, daß man beim ersten Blick eigentlich annehmen möchte, er verrichte etwas Anderes und Nothwendigeres. „Exorbitante Wahrheit! . . ." sagt der erste Kritiker. „Was meinen Sie, lieber Knollmeyer?" „Ein Triumph der naturalistischen Technik," antwortet Herr Knollmeyer, die Nase im Notizbuch. „Rein zum Greifen! . . . Was stellts denn eigentlich vor?"

Auf dem sozialpolitischen Gebiet sieht es — wenn möglich — noch lustiger aus. Diese ganze Sphäre des heutigen Lebens könnte ungefähr „Resultatlose Volksversammlung" genannt werden und damit erschöpfend charakterisirt sein. Die Zeichnung von Oberländer, die diesen Titel trägt, stellt die ganze Gegenwart dar, in einem trivialen Vorgang angepackt, der durch seine Kunst symbolisch wirkt. Da ist eigentlich Alles insgesammt nur reines

leeres Geschrei; der Redner schreit, das Publikum schreit, und da dieses Publikum eine kompaktere Majorität darstellt als der Redner, so äußert sich von diesem nur die Grimasse; und im Vordergrunde dieses Zeitbildes sitzen an einem Tisch, der eben umgestürzt wird, zwei Personen, die das Ganze rein genießen: der Humorist, der der fruchtbaren Auseinandersetzung mit stillem, sympathischem Lächeln folgt, und der wonnevoll mitheulende Galgenvogel. Besonders reizend aber — wie auch von vorn herein zu vermuthen war — zeigt sich dieser Zeitgeist, wenn er sich in die schöne Form des schönen Geschlechtes versetzt, Das heißt: uns in Gestalt der modernen Frau, der Frauenfragefrau, der in „resultatloser Volksversammlung" resultatlos mitschreienden Frau, entgegentritt; diese Erscheinung ist nämlich nichts mehr und nichts weniger als sozusagen eine schöne Synthese der Zeit, eine Synthese von politischem Leitartikel und hohen Hacken, mit anderen Worten von dem Ernstesten, was es giebt, und dem Schönsten, was es giebt. Und gerade dieser Ernst ist es, der unserer Zeit ihr erhabenes Gepräge verleiht, — dieser sittliche Ernst, dieses Gefühl der Verantwortung, dieses Solidaritätgefühl Aller, das — und darin liegt ja der Punkt, wo sich der Mensch vom Thiere unterscheidet — nur dann aufhört, wenn es sich um den lieben Knochen handelt. Die Kuh, aus der dieses Zeitalter der höchsten Aufklärung seine Nahrung saugt, heißt die Ethik. Daß die Lebensfreude dabei andere Ausdrucksformen annimmt und annehmen muß, ist ja erklärlich; die bewährte, aber, tiefer gesehen, niedrigere Form der spontanen Lustigkeit kann sich selbstverständlich nicht mehr behaupten; und ein in seiner Schlichtheit ergreifendes Beispiel dafür hat eben Oberländer geliefert, nämlich in seinem Bilde „Kostümirter Ball (Tiroler Weinlese) beim Kommerzienrath Itzig von Itzigstein", wo die Unterbrechung durch die Ankunft des Börsenblattes bewirkt wird, eine Unterbrechung, die — für den genannten sittlichen Ernst der Zeit bezeichnend! — sogar von den Frauen, ja selbst vom allerkleinsten Isaak von Itzigstein als eine „angenehme" empfunden wird. Und in tiefernstem Zusammenhang mit diesem innersten Zug der Gegenwart steht Oberländers eigene Auffassung vom Gang der Welt, wie er sie z. B. in seinem „Ahnenbild" niedergelegt hat und die wohl ungefähr, mit voller Geltung für alle geistigen und materiellen Werthe, wie folgt formulirt werden kann: der Meister schuf es, die Landeshüter bewahrten es auf, — und jetzt kauft es der Jude. Mit der semitischen Frage hat sich Oberländer übrigens eingehender befaßt als mit den meisten anderen Zeitfragen. Er meint, daß die Position der Juden eine immer unheilbarere wird; man betrachte nur im achten Theil das Stück „Unfreiwillige Produktion" ...

Wie hat aber diese eigenartige Zeit entstehen können? Auch darüber giebt Oberländer reichliche Auskunft. Er liebt es nämlich auffallend, uns die

geltenden Erziehungprinzipien in möglichst anschaulicher Form vor Augen zu stellen. „Der Herr Theaterdirektor verwendet kleine Jungen, gegen eine Vergütung von zwei Mark für den Abend, zur Darstellung von Affen, Hunden u. s. w. Da kommt eines Tages Frau Pöpelin zum Herrn Direktor und sagt: ‚Können S' vielleicht meinen Pepi brauchen, Herr Direktor? Wissen S', es ist mir nicht ums Geld, ich möcht' nur, daß der Junge ein Wenig Bildung lernt!'“ Diese „Bildungschule“ ist freilich von einer besonderen Art, die Auffassung der Frau Pöpelin aber gar nicht; und alle kleinen Pepis erfreuen sich in unseren Tagen einer Ausbildung zum Affenthum. Das hat Oberländer auch näher ausgeführt und nachgewiesen, — in seinen „Lebensbildern aus Alt-Athen und Isar-Athen“, in denen die fortlaufende männliche wie weibliche Erziehung von dem Mutterleibe ab bis zur Heirath, wo die selbe Geschichte wieder von Neuem anfängt, in drastisch wahrer Form veranschaulicht wird. Und — „Dös is net scheen“. . . . Die Zeit ist nämlich inwendig so ganz und gar nicht schön; sie wäre sogar faktisch und ungemischt häßlich, wenn es nicht zum Glück einen gewissen Gesichtswinkel gäbe, wo Alles zusammen lächerlich erscheinen muß — den humoristischen. Dies — zweitens — lehrt uns auch Oberländer; und Das ist seine größte, seine eigentliche That, das Wesen seiner Persönlichkeit und seiner Kunst. Wie unsere Zeit innerlich aussieht, Das zeigt ein Bild wie „Der gefangene Löwe“: es darf nichts „Löwenähnliches“ geben, denn der Straßenbube ist der Herr der Zeit und die Verkörperung des Zeitgeistes. Das ist nicht wegzuleugnen. Wenn man aber die irdischen Dinge ein Bischen von oben herunter betrachtet und sich lebensweise sagt, daß die Seele sich immer den Körper baut und der Inhalt sich selbst die Form giebt, und sich dann die heutige Hülle der Seele und nebenbei auch die Hülle dieser Hülle — die der menschlichen Körperform so organisch naturgemäße Tracht vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts — vor Augen hält, dann löst sich in uns Etwas aus, Das nach Bitterkeit sehr wenig schmeckt. Dann ist man selbst Herr der Zeit geworden. Aus einem solchen souverainen Herrengefühl ist Oberländers Kunst entsprungen.

Oberländers Lebensanschauung ruht auf einem Fundament von sehr hartem Stoff, — Stoff von der allerbesten Härte. Sie ist genau so hart wie das Leben selbst; sie ist eben hart, weil das Leben selbst mit Härte waltet. Und daß das Leben hart ist und sein muß, ist wieder dadurch bedingt, daß das sogenannte Thier noch immer im sogenannten Menschen sein Wesen treibt. Es heißt im Album II:

„Die Welt ist voll von Maus- und Ratzenfallen,
Drum hüte Dich, Ratz oder Maus zu sein;
Sei lieber Katze oder sonst ein Thier mit Krallen, —
Dann gehst Du wenigstens so leicht nicht ein!“

Dem Inhalt dieses Textes hat Oberländer bei sehr vielen Gelegenheiten konkrete Form gegeben; ich finde sogar, daß er ihn mit besonderer Vorliebe ins Bild umsetzt. Die verschiedenen, mit der Marke „humanitär“ versehenen Bestrebungen unserer Zeit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit treten bei ihm gewissermaßen als vergeistigte Formen des Vegetarianismus auf. Um die Genesis und die Wesensart dieser Lebensanschauung richtig zu verstehen, muß man jedoch nicht aus dem Gesicht verlieren, daß ihm das regirende sogenannte Thier im sogenannten Menschen nicht allein wie ein hartes und unbarmherziges, sondern zugleich wie ein im Grunde gemüthliches und aufrechtes Thier vorkommt. Verlieren wir nur nie das Thier aus dem Auge; dann können wir uns auch mit Allem sehr gemüthlich abfinden! Man soll nicht nur über der eigenen Zeit, sondern auch noch über dem Menschlichen überhaupt stehen; erst dann gewinnt man jene ruhige Ueberlegenheit, jene unerschütterliche Sicherheit, die Humor ist und die Alles, sammt den Mißgeschicken und dem Tod selbst, bewältigt. Denn dann erst ist die tiefste und harmonischste Einheit, die es giebt, gewonnen: die Einheit von Thier und Mensch, von reinster Natur und höchster Kultur. Diese Einheit besitzt Oberländer. Sie prägt sich aus in seiner Psychologie und seiner Kunst.

Meister Darwin war gewiß ein sehr großer Mann; aber ich muß bekennen, daß in der Auffassung von Abstammung- und Vererbungsachen Oberländer mir doch der Tiefere scheint. Er hat nämlich Das gefunden, was es Darwin bekanntlich nie gelang zu finden: das „fehlende Glied“. Denn was heißt eigentlich: das „fehlende Glied“? Doch nur der Uebergang vom Thier zum Menschen; d. h. wieder so viel wie: die Einheit von Thier und Mensch, — der Mensch schon im Thiere angedeutet und das Thier noch im Menschen wahrnehmbar. Und was hat Oberländer in vielen seiner herrlichsten Thier- und Menschenbilder gegriffen und gezeichnet, wenn nicht gerade dieses lebendige Fusiongebiet? Die verschiedenen Thierarten kommen noch jeden Tages in unseren lieben Mitmenschen wieder reichlich zum Vorschein, in ihren Physiognomien und in ihren Charakteren; und das Thier saugt die Eigenart eines bestimmten menschlichen Individuums in seine Physiognomie ein und trägt sie in deutlichster Prägung zur Schau. Diese ganz richtige Beobachtung ist eine der Hauptwurzeln der ganzen Kunst Oberländers, seiner Zeitsatire, seiner Thierpsychologie, seines Menschenhumors.

Ich habe mich selbst mit dem Studium der Hunde eingehend beschäftigt. In einer Periode meines Lebens, in der ich im Menschenverkehr ziemlich auf mich selbst beschränkt war, habe ich in meinen Hunden einen Ersatz für das Fehlende gefunden, den ich sogar nicht als Surrogat empfand. Diese Hunde lehrten mich über das menschliche Leben mehr als meine ganze Erziehung, mehr als die Schule, mehr als die Universität, mehr als alle

Bücher und mehr als die meisten meiner Erlebnisse. Sie bedeuteten für mich so Etwas wie lebendiges Anschauungmaterial zum Selbstunterricht. Sie bezeichneten — vor einem Blick, der psychologisch Analoges zu deuten verstand — einen Mikrokosmos des gesammten naturbedingten Lebens. Kein menschliches Verhältniß, kein menschlicher Konflikt, die nicht da typisch vorgebildet wären! In die vereinfachten Formen, wie diese Hunde verschiedener Größe und verschiedenen Alters und Geschlechtes mit einander verkehrten, ließ sich ohne jede Schwierigkeit und ohne jede Vergewaltigung das ganze komplizirte Spiel vom Gebiete des homo sapiens einpassen. Ihr ganzes Treiben unter sich war angewandte Psychologie, bessere, faktischere, lebendigere, amusantere Psychologie, als ich sie je in den bewährtesten Kompendien ältester Gelehrter und in den seelen-anatomischen Präparatensammlungen neuester Dichter gefunden hätte. Wie viele der schwierigsten modernsten Fragen — Fragen, die damals im skandinavischen Norden und später auch hier in Deutschland neue und neueste Literatur aufwirbelten — lösten mir nicht diese Hunde in geschwindester, einfachster und einleuchtendster Weise! Wenn ich später Reaktionär geschimpft, als Ketzer verfolgt, als Unzeitgemäßer bedrängt worden bin, so habe ich sicherlich das Alles den verfluchten Bestien in nicht unbedeutendem Maße zu verdanken. Bestien waren sie schon; aber sie waren alle noch größere Humoristen.

Diesen Faden der Hundepsychologie habe ich fortan weiter gesponnen. Unter den Resultaten, zu denen ich dabei gekommen bin, ist eins, das ich ganz besonders schätze und wo ich die Genugthuung gehabt habe, mich von Oberländer bestätigt zu sehen. Es ist nämlich durchaus verblüffend, wie sich Hunde verschiedenster Größe und Art allmählich zu genauesten Abbildern ihrer Herrschaften entwickeln. Das ist eine allerdrolligste Form psychologischer Mimicry. Kein Thier hat eine Nase, die in Witterungfeinheit der des Hundes gleichkäme; und dieser physischen Witterungfähigkeit entspricht bei ihm die psychologische. Ein Hund, der ein Bischen warm im Hause geworden ist und sich ordentlich als Hüter der Schwelle fühlt, wird auch immer ein sehr repräsentativer Vertreter seines Herrn oder seiner Herrin sein, — und zwar in dem Sinne, daß er ihnen unheimlich ähnlich sieht. Mit einem Instinkt, den man fast künstlerische Veranlagung nennen möchte, wenn er nicht ganz einfach die Ur-Hunde-Natur wäre, lauert er seinem Herrn oder seiner Herrin ihre geheimste Eigenart ab, jenen allerindividuellsten Charakterzug, der den ganzen Menschen prägt und den unter uns Menschen selbst nur der ganz einfache Mann und der ganz große Dichter wahrnehmen und greifen, fühlen und formen können. Diese innerste, tiefste Wesensquelle des menschlichen Individuums, mit dem Bilde, das sich darin physiognomisch wie seelisch spiegelt, saugt der Haushund in sich hinein und metamorphosirt sich dann

weiter selbst nach diesem Bilde. Er wird genau die selben Charaktereigenschaften, das selbe Temperament haben wie sein Herr oder seine Herrin; und er wird es auch, rein mimisch, in seinem Gesicht zeigen. Man kann mit einer Sicherheit, die so groß ist wie nur die des Instinktes, der Schnauze und dem Benehmen eines Haushundes genau ablesen, wie es im Inneren seiner Herrschaften und nicht weniger wie es im Inneren dieser Ehe aussieht. Der Hund ist nämlich ein so famos treues Thier, daß er eben Alles nachmacht und in reinlichster Prägung zur Schau trägt. Ich brauche nur einen solchen Hund näher betrachtet zu haben, um zu wissen, ob z. B. die Hausfrau ein scharfer Besen oder eine milde Person ist, oder ob vielleicht der Mann nach jüngerem Wild jagt, oder ob drinnen hinter Schloß und Riegel und vorgezogener Gardine pantoffelt wird. Der treue Hund verräth eben schonungslos Alles. Der selben Meinung ist Oberländer. Ein Hund ist Etwas wie des Menschen umgekrämpeltes Gewissen, — ein gutes oder ein böses, je nach den Umständen. Man sehe sich beispielsweise das Bild „Assimilation“, Theil II, Seite 13, an!

Die Grenzen zwischen dem „Thierischen“ und dem „Menschlichen“ sind also ausfließend, nichtssagend, nicht vorhanden; das Eine ist genau eben so wenig „böse“ wie das Andere „gut“. Es ist eins, oder besser gesagt: das Urische, d. h. das Gemeinsame, — ein Gebiet von enormer Größe und das beim Menschen Zugekommene eine verschwindende Kleinigkeit und außerdem nur eine organische Weiterbildung des Gewebes. Dies ist freilich eine Frucht des Baumes vom Guten und Bösen, wie auch das oberländerische Stück „Die Verjüngungskur oder: ein moderner Jungbrunnen“ in schlagender Weise anschaulich macht. Diese Bilderreihe stellt die bekannte allerneueste Errungenschaft der experimentellen Naturwissenschaft dar, die Entdeckung nämlich: daß die Lebenskraft jedes beliebigen Jungviehes auf elektromagnetischem Wege auf jeden beliebigen abgenutzten Menschen übertragen werden kann. Das betreffende Thier stirbt natürlich, aber der betreffende Mensch ist wieder jung geworden, — und Das ist ja die Hauptsache. So kann man noch in unseren Tagen von Iduns Aepfeln essen. „Der einzige Uebelstand“ (der auch wirklich ein Bischen nachdenklich stimmt), fügt Oberländer am Schlußbilde hinzu, „welcher zur Zeit noch mit dieser Verjüngungskur verknüpft ist, soll darin bestehen, daß die Menschen mit den Thieren, durch deren Kraft sie verjüngt werden, einige Aehnlichkeit bekommen, ein Uebelstand, den die Wissenschaft in kurzer Zeit sicher zu beseitigen vermag, der aber nicht besonders schwer in die Wagschale fallen dürfte, da solche Aehnlichkeiten auch nicht selten bei Menschen zu finden sind, welche sich noch keiner Verjüngungskur unterzogen haben.“ Daß diese Behauptung auch eine Wahrheit ist, wird wohl Niemand ernsthaft bestreiten. Wer solche thörichten Gelüste spürt, sollte von Ober-

länders „Moorbadkur“, Theil I, Seite 2—5, Kenntniß nehmen. Wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, Biedermann und Mitbürger unter diesem völlig unverschuldeten und verhängnißvollen Thieratavismus zuweilen zu leiden hat, machen uns diese Bilder in erschütterndster Weise klar. Bei diesem Anblick wäre man geneigt, zu sagen, daß das Thier im Menschen doch sein böser Genius sei, das böse Weltprinzip, der Teufel als Humorist. Es ist der Urgroßvater Affe, der hier das fehlende Glied übersprungen hat und bei diesem Unglücklichen wieder zum Vorschein kommt, — das „Affenähnliche“ ist ja faktisch unter der Gruppe homo sapiens unvergleichbar viel häufiger zu finden als etwa das „Löwenähnliche“, was sich ja auch von selbst erklärt, da in der aufsteigenden Skala der Thierformen der Affe dem Menschen näher steht als der Löwe. Doch ist es auch eben so erstaunlich wie interessant, zu sehen, wie tief rückwärts und hinunter in die Thierwelt das rein Menschliche sich Ausschlag geben kann. Eine Käuzchenfamilie stellt z. B. ein typisches deutsches Kleinbürgerheim von heute mit seinen verborgensten Geheimnissen illusorisch dar; und nicht nur, daß im nahe gelegenen Hundereich sich Vorgänge abspielen, die sozialdemokratisch genannt werden müssen, — schon in längst verschwundenen Zeiten wurde es einmal am Strande des Ganges in einer Privatangelegenheit zwischen Rinozeros und Elephantine vorbildlich gesagt, daß mancher Papageno nie in den Besitz der ersehnten Weibsperson gelangen könne, und zwar aus Gründen, die allzu tief in der Natur liegen, um erörtert zu werden, über die aber das erwähnte Rinozeros noch immer am Strande des Ganges vergebens grübelt. Es hatte nämlich alles Mögliche gethan, um für die Elephantine ein Elephant zu werden; es hatte sogar sein Nashorn abgestoßen. Aber das Alles half nicht: denn kein Rüssel wollte anwachsen. So sitzt es noch da, am Strande des Ganges, und hat kein Horn mehr, aber auch keinen Rüssel, ist weder ein Rinozeros noch ein Elephant. Wie ist Das gekommen? Es grübelt noch darüber.

Um Oberländer ganz voll und ganz intim, in der ganzen Breite und in der ganzen Tiefe, verstehen zu können, muß man vielleicht Bayern etwas mehr als oberflächlich kennen gelernt haben. Wenn dieser Resonanzboden untergelegt wird, dürfte oft ein gewisses Etwas hörbar hervorklingen, das sonst leicht stumm geblieben und verloren gegangen wäre. Es kommt ja bei Dem, was ein Mensch sagt, oft weniger auf die Worte an als auf die Art und Weise, sie zu sagen, weniger auf den Inhalt der Rede, der immer an und für sich etwas Relatives ist, als auf die Persönlichkeit, die hinter ihr steht und ein rein auf sich Gestelltes, ein Absolutes, bezeichnet. Wer durch Instinkt oder Ausbildung das beste Ohr für diesen einen und reinen Unterton hat, Der ist zugleich der beste Menschenkenner, der sicherste Lebenskünstler, der einzig souveraine Empfinder und Kritiker der Kunst. Wo dieser Instinkt

vorhanden ist, da ist Menschenthum; und wo diese Stimme aufhört, da fängt der Professor an, zu reden.

Dieser Unterton ist bei Oberländer von solcher Beschaffenheit und zugleich so kräftig, daß er jedem instinktiven Menschen wahrnehmbar werden kann. Aber Einer, der mit Bayern vertraut ist, wird ihn doch am Leichtesten und am Reinsten hören. Er geht überhaupt vom Herzen zum Herzen, — Das ist sein Wesen; aber ich glaube doch, daß er einem ganzen oder halben Bayern als ein ganz besonders lachender Sonnenschein ins Gemüth fällt. Und gilt Das von der oberländerischen Kunst überhaupt, so gilt es natürlich in besonderem Grade von jenem sehr beträchtlichen Theil dieser Kunst, der Schilderung von Bayern ist, Schilderung einheimischer Volksart, einheimischen Lebens, einheimischer Sitten und Typen.

Innerhalb der dichtenden Kunst hat Bayern noch nicht seinen Schilderer gefunden, den Dichter, der die ganze Volksseele in sich trüge und sie in Gestalten und Schicksalen auszuformen verstünde. Dieser Umstand wirkt beim ersten Anblick befremdend: was für Schätze liegen nicht in diesem urgesunden und lebensfrohen Volkstemperament gebunden, die von einem Dichter zu heben wären. Aber im Grunde ist es gar nicht so wunderlich: denn Lesen und Schreiben ist überhaupt nicht die Lieblingsbeschäftigung des Bajuvaren. Ich kenne kein Land, wo so wenige Zeitungen gelesen werden und wo die Briefe so vernachlässigt ausschauen wie in Bayern. Da ist keine Spur von Liebe oder nur von Antheil vorhanden. Wie in einem bayerischen Gasthaus auf dem Lande die Zeitung — diese höchste Kulturblüthe der Gegenwart — in einer möglichst verborgenen Ecke klein und grau und vergrämt daliegt, kann man es ihr förmlich ansehen, wie herzlich überflüssig sie sich fühlt. Da ist keine rechte Lebensfreude. Aber der Bayer ist die Lebensfreude. Er lebt eben, — und liest nicht. Er verkehrt mit dem Leben sozusagen persönlich, d. h. ohne Zwischenhände; und wenn das Dasein endlich aus zweiter Hand genossen werden soll, so sind Papier und Druckerschwärze nicht die geeigneten Medien, sondern Linien und Farben. In ihnen allein sieht er Das, was hinter dem Alltag liegt; durch dies Sehen geht für ihn der Weg in die großen Tiefen des Daseinsgefühles. Deshalb ist die größte bayerische Kunst immer Mal- und Baukunst, nie Dichtkunst gewesen. In Bayern ist Kultur immer eins mit Kunst gewesen, — anschauliche Kultur. Der Kultursinn bei dem bayerischen Mann aus dem Volke äußert sich als Kunstsinn; und die Form der schaffenden Phantasie bei dem geistig produktiven Bajuvaren ist die des sehenden Auges und der zeichnenden und malenden Hand. Wie in der großen Zeit der Renaissance sind heute noch die Schilderer von Bayern, von dem Volke und dem Lande, Maler und nicht Dichter. Und unter diesen Schilderern ist wohl Oberländer der vertrauteste Versteher; er hat die Tiefe

des Verständnisses mehr als Andere, denn er fühlt und formt mehr als Andere aus dem volkspsychologischen Instinkt; er schafft aus der Tiefe des bayerischen Volkstemperamentes selbst. Ich kehre hier zu meiner Aeußerung vom Anfang dieser Studie zurück, daß die allertiefste Eigenart der verschiedenen Stämme und Rassen sich vielleicht auf keinem Gebiet so greifbar nach außen kehrt wie auf dem der Komik. So ist auch Oberländer, der bayerische Humorist, unter den Deutern des Bayerischen in der heutigen Kunst der Erste. Wie der Bajuvare inwendig und auswendig aussieht, Das zeigt uns Oberländer. Das ganze heutige Bayern lebt — in der verdoppelten Lebendigkeit der künstlerischen Gestaltung — in seinen neun Albums; die innerste bayerische Volksart ist in ihnen psychologisch empfunden und künstlerisch ausgeformt, — die innerste Volksart, wie sie sich in den alltäglichsten Vorgängen humoristisch bethätigt. Wenn man diese Albums durchgeblättert hat, dann weiß man Bescheid darüber, was der Bayer lieben kann und was er haßt. Und ich glaube: wo die Bayern und Oberländer humoristisch hassen, da giebt es kein Aufkommen. Sie gehen faktisch zusammen; das gewöhnliche Leben Aller und die seltene Kunst des Einen decken sich vollständig; die Oberländer-Albums besitzen die vereinte Wucht von Beidem.

Und ich denke, größere Kunst als eine solche, die Blüthenbildung aus den tiefsten Wurzeln ist, giebt es nicht. Eine solche Kunst ist die einzige organische; sie kann Samen ansetzen, der in die Muttererde zurückfallen und zu neuen Kulturbildungen heranwachsen kann. Sie ist eben Natur und Kultur zugleich, tiefste Natur und höchste Kultur, die organische Einheit von Beidem. Die meiste Kunst von heute und gestern ist keine solche. Vieles wurde und wird „große" Kunst genannt; wie Das aber zugehen kann, hat uns Oberländer in seinem „Atelier eines modernen Kleinmalers" veranschaulicht. Wenn die vier Großmächte: der Professor, der kaufende Engländer, der Kunsthändler und der einheimische Mäcenat, zusammen sagen: Sei groß, — dann ist auch der allerkleinste Kleinmaler groß. Aber diese Fälschung rächt sich, wie alle Fälschung. Die Weltordnung ist nämlich gar nicht auf blinden Zufall aufgebaut; in der Weltordnung selbst steckt jene Idee, die in einem Oberländer in die Erscheinungwelt tritt. Deshalb ist er auch mächtiger als die genannten vier Großmächte zusammen. Seine gute Kunst geht über ihre schlechte Mache. Das Faule stirbt ab, denn das Lebendige muß wachsen.

Schliersee. Ola Hansson.



Die allrussische Ausstellung.

Unter der Regirung des „russischesten aller russischen Kaiser", des Zaren Alexander des Dritten, wurde vor drei Jahren der Beschluß gefaßt, eine nationale Ausstellung ins Leben zu rufen, um eine klare Uebersicht über die gewerblichen und industriellen Fortschritte seit der letzten — fünfzehnten — allrussischen Ausstellung, die 1882 in Moskau stattfand, zu gewinnen und damit den Weg zu weiterer Entwickelung zu finden. Und Nishnij-Nowgorod, die Perle des Wolgagebietes, seit Jahrhunderten die Verbindungbrücke zwischen Europa und Asien, wurde als Stätte für die Ausstellung gewählt. Wohl aus zweierlei Gründen. Erstens aus der praktischen Erwägung, daß die große Messe von Nishnij-Nowgorod alljährlich in der Zeit von Mitte Juli bis Ende September Hunderttausende von Käufern und Verkäufern aus allen Theilen des Orientes vereinigt. Dann wohl auch, weil die in drei Jahren bevorstehende Eröffnung der sibirischen Bahn, unstreitig das wichtigste Kulturereigniß des zu Ende gehenden Jahrhunderts, die Aufmerksamkeit der gesammten Handelswelt immer mächtiger nach Osten lenken und diesen bisher äußersten Vorposten der russischen Kultur zum natürlichen Eingangsthor für den Verkehr nach Asien gestalten wird. In Nishnij sollte deshalb in diesem Jahre dem Orient die gesammte industrielle Leistungfähigkeit Rußlands vorgeführt, sollten den russischen Fabrikanten die Bedürfnisse des absatzfähigen Asiens an Beispielen demonstrirt, sollten endlich die Blicke der russischen Kaufleute auf die Produktion in den asiatischen Ländern gerichtet werden, aus denen die Ausfuhr bald beginnen kann. Diesen wichtigen handelspolitischen Zwecken der Ausstellung dienen drei Pavillons, die denn auch ganz in den Vordergrund des Riesenterrains gerückt sind. Erstens der große centralasiatische Pavillon, der schon durch seine originelle maurische Stilart auffällt und dessen reicher und eigenartiger Inhalt in der That geeignet erscheint, Interesse für diese Grenzgebiete zu wecken; er enthält u. A. Muster nicht nur von russischen, sondern auch von den meisten englischen Waaren, die zur Zeit nach Persien und nach China importirt werden; und zahlreiche sachverständige Erklärer, darunter viele Offiziere, die Jahre lang in Centralasien gelebt haben, sind in dieser Abtheilung angestellt und geben bereitwillig jede gewünschte Auskunft. Zweitens der nicht minder originelle und reichhaltige sibirische Pavillon, der die ökonomische Lage der Eingeborenen, ihre Behausung und Kleidung, ihre Geräthschaften, ihre Erwerbszweige u. s. w. deutlich veranschaulicht; auch in kultureller Hinsicht ist dieser Pavillon sehr wichtig, denn man nimmt an, gerade die hier fixirten Lebensformen werden durch die Eisenbahn eine so gründliche Umgestaltung erfahren, daß sie voraussichtlich in wenigen Jahren nicht mehr wiederzuerkennen sein dürften. Drittens der in rein chinesischem Stil aufgeführte Pavillon der Gesellschaft kjachtascher Theehändler, der ein vollständiges Bild der Handelsbeziehungen zu China und Japan giebt und sich besonders eingehend mit dem Amurgebiet, mit der benachbarten Mongolei und deren Produktion und Verkehrswegen beschäftigt.

Wenn es neben diesen handelspolitischen Zielen in der Absicht der Ausstellungleiter lag, ein möglichst getreues Bild von dem heutigen Kulturzustande Rußlands zu geben, so scheint mir auch dieser Zweck vollkommen erreicht zu sein. Die gesammte Ausstellung ist ein einziger glänzender Beweis dafür, daß das

gewerbliche und industrielle Schaffen in den jüngsten Jahren ganz erstaunliche Fortschritte in ganz Rußland gemacht hat, daß nicht blos in den Handelscentren und Städten in planmäßiger und zum Theil mustergiltiger Weise an der Förderung der materiellen Wohlfahrt gearbeitet wird, sondern auch das platte Land und der Bauernstand dem Zuge der Zeit nach Verbesserung und Hebung der wirthschaftlichen Lage langsam, aber sicher folgen, während allerdings in intellektueller Beziehung noch recht viel zu wünschen bleibt und namentlich die Volksbildung in fast allen Gouvernements noch sehr im Argen liegt.

Schon die Gewinnung und Zurichtung des Ausstellungterrains war eine imponirende Kraftleistung. Einen gegen 77 Deßjätinen, d. h. über 84 Hektar umfassenden Sumpf hat man im Verlauf von zwei Jahren in ansprechende, hübsche Gartenanlagen umgeschaffen, in deren Mitte sich die 55, fast sämmtlich in russischem Stile aufgeführten staatlichen Pavillons und etwa 120 zum Theil recht geschmackvolle und originelle Privatpavillons erheben. Freilich haben diese mit der modernsten Technik und mit äußerst praktischen Zugängen versehenen Gesammtanlagen den Staat die Kleinigkeit von acht Millionen Rubel gekostet. Aber die Ausstellung sollte ja kein gewinnbringendes Unternehmen sein, sondern ein ernstes Bildunginstitut für russische Landwirthe, Bauern, Arbeiter, Handwerker, Lehrer, Lehrerinnen, Studenten u. s. w. werden, die denn auch zum größten Theil freien Zutritt, vielfach sogar freie Fahrt bis Nishnij erhielten.

Schatten spendende alte Bäume, wie in dem schönen treptower Park, fand der Ausstellungbesucher in Nishnij zwar nicht, auch keine architektonischen Meisterwerke; dafür berührte es ihn aber außerordentlich wohlthuend, daß ihm nirgends eine Spur von Effekthascherei, nichts Marktschreierisches, nichts von künstlichem Sinnenreiz, von roher Genußsucht geboten wurde, daß er keiner aufdringlichen Lotteriedame, Blumen- oder Liqueurverkäuferin begegnete, geschweige denn bei seinen Ausstellungwanderungen auf eine ganze Vogelwiese gerathen konnte. Der Vergnügungtheil war in Nishnij aus dem Ausstellungterrain verbannt oder doch auf ein Minimum beschränkt. Die allrussische Ausstellung machte durchweg einen vornehmen, würdigen und soliden Eindruck.

Es giebt kaum Etwas, daß auf der Ausstellung nicht vertreten war: jedes Naturprodukt und jedes Erzeugniß menschlicher Arbeit war da; und es wäre wahrlich kein Wunder, wenn das Gesammtresultat dieser Ausstellung unsere Nachbarn mit Stolz erfüllte und wenn aus so gesteigertem Kraftbewußtsein in Zukunft für uns nachtheilige Konsequenzen entständen, denn „aus Selbstachtung entspringt nothwendig auch Selbstgefühl, Selbstvertrauen und Selbständigkeit“. Eine Aufzählung auch nur der allerwichtigsten Ausstellunggegenstände würde zu weit führen und ermüden. Ich beschränke mich deshalb darauf, einiges für Deutschland Beachtenswerthe oder für die heutige russische Kulturarbeit besonders Charakteristische herauszugreifen, auf dessen Durchführung man viel Fleiß verwendet hat.

In der landwirthschaftlichen Abtheilung, der ersten der zwanzig Sektionen, in welche die Ausstellung zerfällt, sind die Arbeiten der staatlichen „Expedition zur Bewässerung des südlichen Rußlands“ und die der „westlichen Expedition zur Entwässerung von Sümpfen“ von Interesse. Es fehlen in dieser Abtheilung weder instruktive meteorologische noch astronomische Beobachtungen, weder Anleitungen zu praktischen Bodenuntersuchungen noch Vorführungen von Muster-

wirthschaften in verschiedenen Größen, weder die neuesten, allerdings nicht sehr zahlreichen und vielfach wohl auch verbesserungfähigen landwirthschaftlichen Maschinen russischen Fabrikates noch die für eine rationelle Feldwirthschaft ganz ungenügenden Ackergeräthe, die primitiven Sortirung- und Dreschmaschinen der russischen Bauern. Selbst die armsäligen bäuerlichen Lehmhütten sind da, mit dem riesigen Kachelofen in der Mitte, die schon äußerlich die Anspruchslosigkeit ihrer Bewohner verrathen. Ueberhaupt ist Alles, was den Bauernstand betrifft, in umfassender und in durchaus objektiver, naturwahrer Weise dargestellt. Schwach entwickelt sind noch der Gemüsebau und die Hopfenpflanzungen. Sehr bemerkenswerth sind dagegen die technischen Fortschritte in der Müllerei, die bereits ernstlich die Frage auf die Tagesordnung gestellt haben, die russische Kornausfuhr durch Mehlexport zu ersetzen. Auch die Zuckerproduktion, erst 1882 in Rußland begonnen, ist in beständiger Enwickelung und von 13½ Millionen Pud im Jahre 1882 auf 32½ Millionen Pud im vorigen Jahre gestiegen. Der russische Zucker ist härter als der unserige; wohl deshalb, weil die Russen ihr Nationalgetränk, den Thee, „s prikusskoi" (mit Zubiß) zu trinken pflegen, d. h. die Gewohnheit haben, ein Stück Zucker im Munde zu halten, während sie den Thee unversüßt nehmen.

Auch bei anderen Nahrung- und Genußmitteln ist eine zunehmende inländische Produktion und ein Sinken der Einfuhr zu konstatiren. So beim Wein und Tabak. Der Tabak ist dennoch sehr theuer und überdies, wenigstens was Cigarren betrifft, außerordentlich schlecht. Eben so wenig habe ich mich mit dem Don-Champagner in Nishnij befreunden können; er hält mit dem französischen und selbst mit den deutschen Schaumweinen gar keinen Vergleich aus. Nur der russische „Ssidr", ein moussirender Apfelwein, war schmackhaft und angenehm.

In der Fischerei-Abtheilung hat die Anfertigung von Fischkonserven, die vor fünfzehn Jahren begonnen wurde, schon einen ziemlich hohen Grad erreicht, wie die ausgestellten Kühlräume und Räucherkammern beweisen.

In der Forstwirthschaft, die erst seit dem Waldschutzgesetz des Jahres 1888 rationell betrieben wird und vorher arg vernachlässigt wurde, scheint die Empfehlung von Birkenpflanzungen die beste Maßregel zur Schonung und Erhaltung der Wälder zu sein. Denn dieser Baum erreicht schon in zwölf Jahren eine brauchbare Größe und wird daher jetzt allenthalben in Centralrußland angepflanzt. Sehr interessant sind in der forstwirthschaftlichen Sektion die mühevollen, wenn auch bisher erfolglosen Versuche, in den südlichen Steppen Flugdünen zu befestigen und zu bewalden oder längs der Eisenbahnen schützende Waldstreifen anzulegen.

In großartigster Weise hat sich die russische Montanindustrie, die sehr reich in der Ausstellung vertreten war, im letzten Jahrzehnt entwickelt, namentlich die Produktion von Gußeisen und Steinkohle, den beiden Haupterzeugnissen des russischen Bergbaues. Auch in technischer Hinsicht stehen die Hüttenwerke des Ural-, des Dongebietes u. s. w. durchaus auf der Höhe der Zeit. Nicht minder stark ist die Gewinnung von Mangan, Quecksilber, Kupfer, Platin und Gold gestiegen. Sehr interessant ist die Goldwäscherei des kaiserlichen Kabinets, die in der sibirischen Abtheilung an einem Modell in kleinem Maßstabe vorgeführt wurde.

In der Abtheilung für Textilerzeugnisse, die von nicht weniger als 367 Ausstellern, meist Großindustriellen, beschickt war, nahm die erstaunlich entwickelte und leistungfähige Baumwollenindustrie den hervorragendsten Platz ein. Es

giebt mehrere große Baumwollspinnereien, die ausschließlich für das Ausland arbeiten, und der Absatz nach dem Osten liegt fast ganz in den Händen der petersburger und moskauer Fabriken. Zu dieser überraschenden Entwickelung der russischen Baumwollenindustrie haben nicht wenig die überall vervollkommneten Fabrikation-, Färbe- und Druckmethoden beigetragen. Eben so ersprießlich hat sich die Anlage eigener Baumwollkulturen in Südrußland und in Centralasien und auch die inländische Herstellung von Garn und Zwirn erwiesen, die früher zurückgeblieben war, neuerdings aber einen erkennbaren Aufschwung nimmt. Seidenzeuge und Brokate liefert namentlich Moskau in vollendeter Ausführung. Etwas langsamer schreitet die Wollenindustrie vor; nur die Kammwollenfabrikation entwickelt sich rascher. Auch die Vigognefabrikation wächst, dank den beständigen Fortschritten der Technik. Die russische Pelzwarenfabrikation ist, nach den ausgestellten wenigen Proben zu urtheilen, noch immer schwach.

Eine echt russische Neuheit sind Treibriemen aus Baumwolle und Kameelhaar, die zu der Maschinenabtheilung überleiten. Hier sind verschiedene Apparate zu nennen, die sich zum ersten Male auf einer russischen Ausstellung befanden: Bierbrauerei-Apparate, ein origineller Gasmotor, der das Steinkohlengas durch Petroleumgas ersetzen soll, und verschiedene neue Petroleummotoren. Bei der fortschreitenden Spezialisirung der Fabrikindustrie giebt es heute bereits zwei Fabriken in Rußland, die nur Petroleummotoren bauen.

In der Abtheilung für Bau- und Ingenieurwesen interessirten die feuerfesten Baulichkeiten und namentlich der Pavillon, der die Arbeit an der sibirischen Bahn veranschaulicht. Die Lokomotiven werden ausschließlich mit Naphtha geheizt. Auf der bisher eröffneten Strecke Tscheljabinsk-Omsk verkehren die Züge nur dreimal in der Woche, am Sonntag, Dienstag und Donnerstag. Der Zonentarif ist dort noch nicht eingeführt. Sämmtliche Wagen, auch die der dritten Klasse, sind mit Schlafeinrichtungen versehen, so daß jeder Passagier Gelegenheit hat, sich auszustrecken und in der Nacht zu schlafen. Uebrigens ist schon in diesem Jahre die Einwanderung aus Rußland nach Westsibirien stärker als je zuvor. Der hohe Norden Rußlands, der durch die im Bau begriffene Bahn von Moskau über Jaroslaw nach Archangelsk ebenfalls dem Verkehr in den nächsten Jahren erschlossen werden soll, enthält viele Naturreichthümer, vor Allem große Waldungen. Die Bäume werden an Ort und Stelle in Sägemühlen verarbeitet und vor zwei Jahren wurden allein ins Ausland fünfzehn Millionen Bretter von dort exportirt.

Die Sektionen für Kriegswesen und Kriegsflotte nahmen naturgemäß einen sehr breiten Raum auf der allrussischen Ausstellung ein. Die Apparate zur Bestimmung der Getreidequalität, zum Ausproben der Festigkeit von Geweben, die Lebensmittelkonserven, Feldbäckereien und der Pavillon der kronstadter Taucherschule waren ja für das große Publikum recht interessant, aber Neues boten sie uns in keiner Weise. Geheimnisse der Armee- und Marineverwaltung darf man ja auch auf einer öffentlichen Ausstellung nicht erwarten.

Ganz neuen Datums ist die chemische Industrie in Rußland, die erst seit 1891 in Aufschwung gekommen ist. Die größten Fortschritte haben seitdem die Schwefelsäure- und die Sodafabrikation gemacht. Auch die Glycerin- und die Seifenindustrie entwickeln sich. Erzeugnisse der allerjüngsten Zeit sind in der Kautschukbranche Linoleum, Xylolith und Asbestprodukte.

Zum ersten Male gab es auf einer allrussischen Ausstellung auch eine Sektion für Kunstgewerbe; sie war in mancher Hinsicht von Interesse. Alle fabrikmäßig hergestellten Erzeugnisse, bei denen es auf exakte mechanische Wiedergabe, auf korrekte Leistung der vervollkommneten Technik ankommt, wie beim Kunstdruck, in der Glas- und Spiegelwaarenindustrie, beim Bau von Luxuswagen u. s. w., sind sehr gut und sauber ausgeführt und den Produkten unseres Kunstgewerbes ebenbürtig. Wo es aber auf Entwerfen und Erfinden neuer Muster, auf künstlerische Originalität und auf Selbständigkeit in der Ausführung ankommt, wie in der modernen Luxusmöbelindustrie oder in der heutigen Fayence- und Porzellanfabrikation, da stehen die kunstgewerblichen Erzeugnisse in Nishnij noch sehr weit hinter den unserigen zurück. Ausnahmen bilden allein die prächtigen russischen Bronzen, die durchweg eigenartig sind und eine künstlerische Auffassung in der Komposition verrathen, und die von den kunstgewerblichen Schulen ausgestellten Goldstickereien, Spitzen u. s. w., die jede Konkurrenz mit den deutschen und französischen Artikeln dieses Genres aufnehmen können. Eben so jung und noch bildungfähig wie die Möbelindustrie scheint mir auch die Fabrikation von Musikinstrumenten zu sein; der verhältnißmäßig geringe Umfang dieses Ausstellungtheiles bewies, daß die Hausmusik in Rußland noch nicht den Charakter einer Modekrankheit angenommen hat. Ob aber eine nächste allrussische Ausstellung nicht einen ähnlichen Aufschwung des jungen Kunstgewerbes zu verzeichnen haben wird wie die jetzige mit der industriellen Fabrikation, — wer kann es wissen? Die Möglichkeit einer raschen kunstgewerblichen Entwickelung scheint in einigen großen petersburger und moskauer Fachschulen gegeben zu sein, die heute bereits Zeichner für industrielle Etablissements, Handarbeitlehrerinnen und Kunststickerinnen mit Erfolg heranbilden und auch auf der Ausstellung mit vorzüglichen Arbeiten vertreten waren; so die Zeichenschule der Kaiserlichen Gesellschaft in Petersburg, die Centralschule des Barons Stieglitz in Petersburg, die Marien-Spitzenschule in Petersburg, die Stroganoffschule in Moskau u. s. w.

Auch eine Kunstabtheilung sah man auf der Ausstellung in Nishnij; eine große Skulpturen- und Gemäldesammlung, die in einem hervorragend schönen Gebäude untergebracht war, aber leider nichts hervorragend Schönes enthielt.

Das Selbe gilt von der Abtheilung für Volksbildung. Die beiden hier ausgestellten Musterschulen waren äußerlich viel ansprechender als ihr geistiger Inhalt. Während alle praktischen, handwerklichen Leistungen von Schülern und Schülerinnen wirklich hervorragend zu nennen sind, lassen die geistigen Fortschritte doch noch sehr zu wünschen übrig und die „Karte der Volksbildung“, die das Ministerium für Volksaufklärung in dieser Sektion aufgestellt hat, müßte richtiger „Karte der Unbildung“ heißen. Sie zeigt, daß es solcher „idealer“ Gegenden in Rußland, wo auf hundert Einwohner mehr als sechs Schüler kommen, nur zwei giebt: Finland und Livland. Fünf bis sechs Schüler auf hundert Einwohner weisen nur die Gouvernements Kurland, Esthland und Taurien auf; vier bis fünf Schüler noch die Gouvernements Jaroslaw und Saratow. Der größte Theil des Gouvernements Petersburg, die Gouvernements Moskau, Twer, Smolensk, Kaluga, Tula, Orel, Wladimir, Rjäsan, Tambow haben nur noch drei bis vier Schüler auf hundert Einwohner. Und noch schwärzer sieht es im übrigen Rußland aus, wo die Bildungoasen immer seltener werden. Daß es

im Uralgebiet nicht einmal einen Schüler auf hundert Einwohner giebt, nimmt man schließlich noch hin; aber daß es auch im europäischen Rußland, noch dazu hart an der Westgrenze, ein solches Gebiet giebt, das Gouvernement Kowno, dürfte doch Befremden erregen.

Die eigenartigste und interessanteste Abtheilung der Ausstellung war die Sektion für Hausindustrie. Am Oberlauf der Wolga, Oka, Kama, der Düna, des Dnjepr und im Kaukasus, überall, wo der Boden keinen ausreichenden Lebensunterhalt gewährt, hat sich die bäuerliche Hausindustrie entwickelt und, wie die Ausstellung zeigte, bereits eine riesige Ausdehnung gewonnen. 1275 bäuerliche Aussteller hatten selbständig ihre Erzeugnisse ausgelegt und eben so viele waren an den Ausstellungen der Semstwos (Kreisinstitutionen) betheiligt. Am Ausgebreitetsten sind Metallbearbeitung, Holzschnitzerei, Fabrikation von Möbeln aus gebogenem Holz, Töpferei, Horndrechslerei u. s. w. Diese Hausindustriellen nun, deren Zahl heute vielleicht noch sechsmal so stark ist wie die der Fabrikarbeiter in der Großindustrie, werden von der Regirung, wie ich schon im vorigen Heft erwähnte, nach jeder Richtung hin unterstützt. Besonders seit dem Nothjahr 1891, wo der Hausminister M. N. Ostrowskij in den von Mißwachs betroffenen drei Gouvernements Woronesh, Nishnij-Nowojorod und Kasan den Bauern unentgeltlich Holz zu industriellen Zwecken zur Herstellung von Schlitten, Rädern, Deichseln, Fässern und allerlei Hausgeräth zur Verfügung stellte, während wohlthätige Komitees den Bäuerinnen Hanf, Leinen und Wolle lieferten. Die Arbeitgeräthe dieser bäuerlichen Hausindustriellen, die Spindeln und Webstühle, Töpferscheiben, Drechslerbänke u. s. w. sind zum Theil noch von naivster Einfachheit und man versucht deshalb jetzt, durch Errichtung von industriellen Wanderschulen — Klöppel-, Webeschulen u. s. w. — sie mit besseren Instrumenten vertraut zu machen und damit ihre Erwerbsfähigkeit zu heben. Die erste dieser industriellen Hilfsschulen wurde 1892 im Dorfe Jablonka, Kreis Arsamas, Gouvernement Nishnij, von der Schulvorsteherin Frau Stewen errichtet. Eine zweite ländliche Schule, ebenfalls lediglich für praktische Arbeiten (Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken) bestimmt, nicht aber auch für Lese- und Schreibunterricht, wurde dann in Moltschanowo, Gouvernement Nishnij, vom Semstwo begründet. Ende 1892 folgte die Eröffnung einer kleinen Teppich-Webeschule in Konj-Kolodes, Kreis Sedonski, Gouvernement Woronesh. Eine größere treffliche Handarbeitschule leitet Frau Kasnatschejeff in Podlesnoje bei Rjäsan, zu der die Schülerinnen aus fünfzehn verschiedenen Dörfern der Umgegend kommen; die Schule erhält vom Haus- und Domänenministerium eine jährliche Subvention von 900 Rubeln. Es ist gut, daß wenigstens in einigen dieser ländlichen Schulen neuerdings auch Rechenunterricht eingeführt wird, denn die Bauern kennen mitunter noch gar kein Verhältniß in der Abschätzung ihrer Arbeit und des Rohmateriales. Beispielsweise verkaufen sie im Gouvernement Nishnij Leinwand aus selbstgewonnenem Rohstoff mit 3 bis $3^1/_2$ Kopeken für den Arschin (0,711 Meter), während sie für das Spinnen und Weben aus fremdem Rohstoff allein 4 bis 5 Kopeken für den Arschin berechnen. Es giebt dort sogar Gegenden, wo noch der Tauschhandel in voller Blüthe steht. So verlangte und erhielt eine Bäuerin für 62 Paar wollener Arbeiterhandschuhe 25 Pfund Brot und 95 Kopeken, eine andere für 22 Paar Socken 30 Pfund Brot und 10 Kopeken, eine dritte für 28 Paar Socken 33 Pfund

Brot (1 russisches Pfund = 409$^1/_2$ Gramm) u. s. w. Die Regirung hat die Nothwendigkeit der Entwickelung und Vervollkommnung dieser Hausindustrie erkannt und sucht ihr jetzt neue Absatzmärkte zu erschließen, das Rohmaterial kostenlos oder sehr billig zu liefern, weitere Wanderwerkstätten zu errichten und verbesserte Instrumente und geschmackvollere Muster zu verbreiten.

Die Bäuerinnen bevorzugen noch allzu grelle Farben und in ihren Mustern spiegelt sich zum Theil die Naivetät ihres Geschmackes wieder, während sie daneben auch recht originelle Muster haben, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Sammlungen altrussischer Muster sind jetzt von Frau Natalie Schabelskij, von der Fürstin Werchowskoi und der Fürstin Urussoff veranstaltet worden. In Großrußland scheinen die Bäuerinnen mit Vorliebe das ihnen zunächst Liegende als Vorbilder zu verwenden; Hühner, Enten und andere nützliche Hausthiere und der russische Doppeladler kehren in den verschiedensten Variationen in ihren Mustern wieder. In Kleinrußland, wo die Bäuerinnen eben so fleißig sind wie die Großrussinnen, lassen sie ihrer Phantasie schon freieren Spielraum, entlehnen ihre Motive dem Pflanzenreich, den verschiedenen Gebilden der sie umgebenden Natur und verwenden auch zahlreiche eigenartige Arabesken zu ihren Handarbeiten. Der Pavillon für Hausindustrie enthielt eine überaus reiche Sammlung solcher Frauenarbeiten.

So zeigte die Gesammtausstellung nicht nur die riesigen Fortschritte, die in der industriellen Fabrikation in jüngster Zeit gemacht worden sind, sondern auf allen praktischen Gebieten in Dorf und Stadt auch ein unaufhaltsames Vorwärtsstreben nach besseren Lebensbedingungen. Und wenn dieses Resultat so deutlich überall zu Tage trat, so verdient die geschickte Ausstellungleitung eine besondere Anerkennung. An der Spitze der örtlichen Verwaltung stand der Generalkommissar W. J. Timirjaseff, ein liebenswürdiger, feiner, kluger und vorsichtiger Diplomat. Im Baedeker hatte ich zufällig gelesen, daß die vornehmen Russen behutsamer Weise in der Unterhaltung gern von dem niedrigen Kulturzustande ihres Landes sprechen, um durch die scheinbare Selbstanklage die Meinung des Fremden zu erfahren. Ich hatte kaum einige Worte mit dem Generalkommissar gewechselt, als er so beiläufig die geringe Kulturstufe Rußlands betonte und in der Erwartung meiner Aeußerung innehielt. Ich mußte unwillkürlich über die Zuverlässigkeit des Baedeker lächeln. Die oberste Administration lag in den Händen eines besonderen Ausschusses unter dem Präsidium des Finanzministers S. J. Witte und unter dem Vizepräsidium des Direktors W. J. Kowalewskij, eines kenntnißreichen, weltklugen, gewandten und thatkräftigen Mannes, der mit der Entwickelung und den Zielen des Handels und der Industrie in Rußland wohl am Meisten vertraut ist. Ihnen zur Seite stand eine große, fast übergroße Schaar von Kommissaren — sechsunddreißig, wenn ich nicht irre — und Experten, unter denen sich auch Frauen befanden, die ja in der russischen Gesellschaft überhaupt eine sehr günstige Stellung einnehmen. So war die Landschaftmalerin Pauline von Kntiar als Kommissar thätig, und als Mitglieder der Jury: Frau Ssmertschkin, Direkorin des Alexandra-Mädchengymnasiums in Petersburg, und Frau Sophie Dawydoff, die einzige russische Staatsbeamtin, die im Ministerium angestellt ist und die sich besonders um die Hebung der bäuerlichen Hausindustrie wohl verdient gemacht hat.

Gustav Dahms.



Umsturz durch Radsport.

Die sogenannte öffentliche Meinung ist wetterwendisch und nur beständig in ihrer Unbeständigkeit. Wenn die Organe des Radfahrsportes eine meteorologische Rubrik besäßen und allabendlich ihren Getreuen über Regen und Sonnenschein berichten müßten, so würde diese alte Wahrheit eine neue Bestätigung finden. Bisher leuchtete dem Radsport die Sonne der öffentlichen Gunst; die Sympathie der Profanen, die Begeisterung der Verkünder und Jünger trug ihn dahin. Da, plötzlich, ziehen am Himmel schwere Wolken auf, es wehen widrige Winde und schon fallen hier und da derbe Tropfen. Ein Gewitter ist im Anzug. Mit anderen Worten: seit einiger Zeit schimpft das Publikum und schi—schilt die Presse. Wer ruft, wer echoet, ich weiß es nicht. Doch muß ich gestehen, daß ich die Stimmung begreife.

Der Radsport legt dem Publikum einen ziemlichen Zwang auf, da er erhöhte und vielleicht auch anders geartete Aufmerksamkeit für die persönliche Sicherheit erfordert. Man liest von Belästigungen, von Unfällen, von Roheiten, man erlebt vielleicht dieses oder jenes Beispiel und das Alles macht sich in der Großstadt und in der Einführungperiode der neuen Verkehrssitte doppelt fühlbar. Froh, der Unrast endlich einmal auf wenige Stunden zu entrinnen, verlassen wir an einem Feiertage Berlin. Wir wollen ausruhen in landschaftlichen Eindrücken, ein- und ausathmen, aufnehmen und uns erinnern. Und die Straße von der Pfaueninsel nach Potsdam ist wirklich schön. Aber ach! am Sonntag Vormittag passiren hier stündlich zweihundert Radfahrer — ein Faktum, bitte, keine Hypothese! — und wie lästig ist da das ewige Aufmerken und Ausweichen, wenn die diskrete und doch gebieterische Schelle mahnt. Solche und ähnliche Gesichtspunkte leiten denn auch die zahllosen Auseinandersetzungen für und wider den Radsport; aber sie sind es nicht, die hier interessiren. Hier soll uns die eigenthümliche Klangfarbe der Dispute beschäftigen. Ich höre in dem Thema, wie die eine Partei es ausführt, den tiefen Nebenton eines Hasses hindurchklingen, der durch alle Unbequemlichkeiten und selbst Unglücksfälle nicht verständlich wird, und drüben wiederum erhebt ein fast fanatischer Enthusiasmus seine Stimme, der aus dem Vergnügen am Sport allein nicht begriffen werden kann. Wenn sich hier Bekenner und Verfolger einer neuen Religion gegenüberstehen, so hat das „Kreuzige!“ augenblicklich wohl die Oberhand.

Das ist die Oberfläche der Erscheinung; in der Tiefe schlummert die instinktive, noch nicht zur Formel gereifte Erkenntniß gewisser Stände oder Gruppen: der Radsport ist demokratisch-sozialistisch, der Radsport ist umstürzlerisch. Daher das geheime Mißtrauen, der dumpfe Haß; das soziale Element giebt den Grundton zu der ganzen Musik.

Eine kurze Betrachtung erhärte meine These: Welche sind die demokratischen Kennzeichen des Radsportes?

Bisher war der Sport ein Alleinbesitz der Bemittelten. In der aristokratischen Rangordnung steht der Reitsport obenan. Den Renn- und Trabersport wollen wir von vorn herein der jeunesse dorée überlassen; doch selbst die bescheidenste Form der Ausübung, das Spazirenreiten, kostet Geld. Der Pferdebesitzer weiß es am Besten; ein edles Thier ist nicht allein theuer, es genießt

freie Station, es bedarf der Toilettenkünste, es verlangt die sorgsame Pflege eines geschulten und gewissenhaften Dieners und dennoch genügt oft ein geringer Anlaß, — und Kapital und pretium affectionis sind dahin. Aber auch dem sonderbaren Schwärmer, der es für ein Vergnügen hält, ein Miethroß zu tummeln, und wär' es Gellerts Schimmel, auch ihm kann man nur zurufen: „Thue Geld in Deinen Beutel!" Der Wassersport, wieder in seiner bescheidensten Form, dem Rudern, ist weniger theuer und erfreut sich bei den exklusiven Schichten nicht der Beliebtheit des Reitsportes. Die Aristokratie der Geburt und des Besitzes hält sich dieser vorzüglichsten aller Leibesübungen fern, ihre Segnungen kommen den mittleren Ständen zu Gute und man kann sagen, daß dieser Sport sich im wahren Wortsinn „eingebürgert" hat. Immerhin schränkt auch hier die Kostenfrage den Kreis der Ausübenden ein und bei beiden Uebungen, dem Reiten und dem Rudern, kommt neben der Geldfrage noch die eng mit ihr verknüpfte Zeitfrage in Betracht. Dem Arbeiter (im Gegensatz zum Müssiggänger) reicht die karge Muße nicht aus für den Weg nach der Manege, nach der Spree oder den Seen. Reiten und Rudern aber waren in Deutschland bisher die beherrschenden Sportzweige und beide sind dem großen Pubikum nicht zugänglich. Die Sportspiele sind noch zu jung; lawn tennis oben, Fußball unten: damit ist wohl ihre gesellschaftliche Signatur gegeben. Von einem Fechtsport kann man in Deutschland nicht reden, für das Schwimmen in Bassins mögen die Interessenten Reklame machen und das Schlittschuhlaufen, das wir nach Klopstock und Goethe nicht mehr zu rühmen brauchen, ist auf allzu kurze Zeit beschränkt. So wiederhole ich denn: Der Sport war bisher ein Privileg der bemittelten Minderheit.

Da tauchte der Radsport auf und seine eigenartigen Vorzüge fanden rasch Anerkennung. Das Rad ist ein Meisterwerk der Technik. Es gestattet eine enorm schnelle, sehr angenehme Bewegung. Es macht im Wesentlichen nur eine einmalige Ausgabe nothwendig, die Ankaufssumme. Diese ist zwar jetzt noch ziemlich hoch, aber die Preise der Maschinen sinken stetig und es wird die Zeit kommen, wo auch der Aermste ein Rad kaufen kann, wie ja auch die untersten Schichten Nähmaschinen besitzen, mag immerhin der Unterschied zwischen Erwerbsmittel und Luxusobjekt im Preise zum Ausdruck gelangen. Das Stahlroß braucht keinen Stall und erfordert wenig Pflege; man hat es stets zur Hand und eine kleine Spanne Zeit genügt zu einem erfrischenden Ausflug. Die Geld- und Zeitfrage also erledigt sich hier zu Gunsten der ungeheueren Mehrheit der wenig bemittelten, um ihr Brot arbeitenden Menschen. Mithin muß der Radsport im Gegensatz zu dem bisherigen aristokratischen Sportbetriebe als Das bezeichnet werden, was er wirklich ist: als ein Demokrat, ein Neuerer, ein Bahnbrecher (nicht nur im Sinne des beunruhigten Publikums). Sein Wesen ist demokratisch und seine Wirkungen sind es. Sein Motto ist: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Der Sport bringt körperliche Freiheit. Diese Behauptung ist nicht um meiner These willen erklügelt; Jeder kennt das stolze Wohlgefühl der Herrschaft über den eigenen Körper. Gegenüber der mechanischen Berufsarbeit und ihrer einseitigen Entwickelung kommen hier Muskeln und Organe in Thätigkeit, die bisher ungeübt verkümmerten, alle Bewegungen werden sicherer, reiner, elastischer. Diese körperliche Befreiung „aus Handwerks- und Gewerbes-Banden" gewährt

zunächst dem Ausübenden eine Hebung seines Selbstgefühles. Jede sportliche Thätigkeit bringt, individuell betrieben, wohlthätige Folgen für den Körper; sie regt die Cirkulation des Blutes an, sie begünstigt die Athmung- und Verdauungthätigkeit, sie stärkt die Muskeln und stählt die Nerven. Diese Wirkungen mögen vorübergehend oder dauernd sein: sie geben, wenn nicht Gesundheit, so doch jedenfalls eine gelegentliche Illusion der Gesundheit. Und der gesündere Mensch hat auch ein stärkeres Lebensgefühl, er hat mehr Persönlichkeit. Außerdem gewinnt er durch den Sport auch wirklich an Kraft und Gewandtheit, an Umsicht und Geistesgegenwart; er wird sich dieser Erwerbungen bewußt und dieses Bewußtsein erhöht wiederum sein Selbstvertrauen. Aehnliches gewährt auch der Militairdienst dem Mann aus dem Volke, aber die stramme Disziplin sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Im bürgerlichen Leben aber tritt das Selbstbewußtsein, wie jede seelische Fähigkeit, gelegentlich in Aktion und da heute ein sichtbarer Gegensatz zwischen den Klassen des Volkes besteht, die nach Stand, Bildung und Besitz sich von einander scheiden und unterscheiden, so sind Zusammenstöße die Folge.

Wer nun ein starkes Selbstgefühl noch keineswegs als Beweis geistiger Freiheit anerkennen will, Der wird dieses „Sich Erdreisten" der niederen Klassen trotz allen Roheiten und Albernheiten doch vielleicht als Durchgangsstadium zu einer höheren Kulturstufe gelten lassen. Aber der Radsport thut noch mehr für die Befreiung der Massen: er wirkt durch die Ueberwindung des Raumes.

Die Ueberwindung des Raumes ist an sich demokratisch, darin hat Mecklenburg ganz Recht. Früher wanderte wohl der Handwerksbursch, aber das Reisen war doch immerhin ein Vorrecht des Geldes. Das wird allmählich anders, sowohl durch Verbilligung der Eisenbahntarife als auch durch das Rad; und so kommt auch der gemeine Mann aus seinem Arbeitraum und aus seinen vier Pfählen heraus und sein Horizont erweitert sich. Zwar haben wir ja für die Erweiterung des Gesichtskreises die Volksschule, aber da heißt es ganz richtig: the tree of knowledge is not that of life, während hier der Zufall oder die thörichten, oft verderblichen, jedenfalls stets unkontrolirbaren persönlichen Neigungen walten. Der Radfahrer sieht mehr Menschen als bisher, er spricht mehr und hört mehr; diese Mittheilungen sind entweder bejahender oder verneinender Natur, mindestens die eine Hälfte also erweckt den Geist der immer unberufenen Kritik oder stärkt seine Keime. Der Radsport bringt geistige Freiheit; wer nicht einverstanden ist, mag „Entfesselung" sagen. Ich plaidire nicht, ich konstatire.

In solcher Emanzipation verschwindet die willige Anerkennung sozialer Ueberlegenheit. Bisher hat es auch unter den Unbemittelten, denen das Rad sehr gelegen kam, noch viele Unterscheidungen und Abstufungen gegeben. Hier setzt nun der Radsport ein. Wie in der Neujahrsnacht die Festesstimmung gleichmacht mit dem Ruf und Gegenruf: „Prosit Neujahr", so ertönt hier überall und jederzeit „All Heil!" Der Gebildete und der Ungebildete, der Geistesarbeiter und der Handarbeiter, sie haben ein gemeinsames Interesse. Bisher gab es nur im täglichen Kampf ums Dasein Interessengegensätze, über diese hinaus kein Bindemittel, — und nun hat mit einem Male die Technik den verschiedenen Berufen, Altersklassen, Geschlechtern einen gemeinsamen Boden geschaffen. Und das neue Interesse liegt nicht in der Sphäre des Erwerbes,

sondern in der Feiertagsstunde und deshalb lernen sich alle diese Individuen von der besten, freundlichsten Seite kennen, sie legen Vorurtheile ab, unsichtbare Bande reihen die Geister an einander. Und dies Alles um so mehr, als die „Radwelt" eine Welt für sich bildet, die noch um Anerkennung kämpft und durch etwas Aehnliches wie die Disziplin des Hasses einer noch unterdrückten aufstrebenden Gemeinschaft, etwa der Juden oder der Proletarier, zusammengehalten wird, also hilfreich ist, gemeinsame Anschauungen, ein gemeinsames point d'honneur ausbildet und nach dem Grundsatz „Einer für Alle, Alle für Einen" handelt. Das schmeckt nach Gleichheit, es schmeckt sogar nach Brüderlichkeit.

Die neue Religion kommt natürlich dem weiblichen Geschlecht zu Gute. In Ansehung der weiblichen Vertreterinnen des Radsportes wird sich die Thatsache nicht mehr verhüllen lassen, daß die Frau Beine hat. Und daran werden sich neue Ansprüche der Emanzipirten knüpfen, die nun auch auf eigenen Füßen stehen wollen. Der Begriff der „Weiblichkeit" ist erschüttert, er muß umgebildet werden. Die neue Frau hat nicht die geringste Lust, „gebückt in sich und unbekannt" im Hausgarten zu blühen. Sie „strampelt", — mag man damit ihre Sportversuche oder ihr ganzes Gebahren im Strom der Welt bezeichnen, in dem sie täglich mehr Charakter erwirbt. Auch Das ist demokratisch, denn die Blüthe der Weiblichkeit gedieh nur unter besonderen Schutzvorrichtungen als gesellschaftliche Treibhauspflanze.

Blicke ich dem Radsport noch einmal scharf prüfend in das frische, jugendliche Antlitz, so entdecke ich unter dem hübschen Lärvchen noch zwei Züge, die mich erschrecken, die aber durchaus zu seinem Gesammtbilde passen. Ich fürchte, der Radsport wird das Seinige thun, um die Massen zu internationalisiren und zu verweltlichen.

Zu internationalisiren? Nun ja, Reisen zu Rad führen den Fahrer ohne Schwierigkeit durch halb Europa. Die Rennen werden in aller Herren Länder mit Spannung verfolgt, auf die Champions richten Tausende und aber Tausende hoffend und bangend ihre Blicke. Dabei tritt eine Unparteilichkeit zu Tage, die angesichts der Vorgänge in Lille etwas Befremdendes hat. Der Deutsche Joseph Fischer wurde bei seinen Siegen in Paris bejubelt, der Franzose Lesna gewann kürzlich in Halensee die Meisterschaft über hundert Kilometer für Europa. Und vernichtet nicht der Sport die unterscheidenden Rassenmerkmale, wird nicht die gleichmäßige Uebung, im Verein mit so vielen anderen Faktoren, eine europäische Rasse schaffen, innerhalb deren die Völker einander nur noch als politische Gruppen gegenüberstehen? Uebermorgen allerdings noch nicht, aber so lange nicht jede Nation einen nationalen Sport entwickelt, so lange wird man die Bemerkung gelten lassen und sich mit dem Einwand begnügen müssen, daß „Kaffee ein langsames Gift ist". Für den Augenblick behaupte ich nur: der Radsport, dem es an Patriotismus nicht fehlt, weiß nichts von Chauvinismus und trägt zur Internationalisirung (ich sage nicht: Entnationalisirung) der Massen bei.

Und mit dieser Tendenz hält die Verweltlichung der Massen gleichen Schritt, ja, sie vollzieht sich noch weit rascher. In unserem Kulturleben spukt noch die Askese und tritt häufig als Ueberschätzung der geistigen Bildung zu Tage. Zu dieser Richtung steht der Sport im schärfsten Gegensatz, er erzeugt ein Behagen am Körperlichen, das mit blöder Genußsucht nicht das Geringste zu thun

hat. Die Ahnung von dem Ideal einer bewußten Lebensführung dämmert nun auch den Massen auf. Ganz junge Leute aus den unbemittelten Klassen nehmen auf ihren Touren mit einem Glase Milch vorlieb, manche unterwerfen sich einem Wochen langen entbehrungreichen Training. Der Radfahrer ist sehr geneigt, dieses irdische Dasein vollauf auszukosten. Ihn lockt die Jugendlust, im Fluge weite Entfernungen zu durchmessen, im Wettkampf den Bruder zu schlagen, am geselligen Abend beim Glase Bier mit den guten Gesellen fröhlich zu pokuliren, mit seinem Schatz die schöne Festtagsnatur zu genießen. Er ist vollauf davon durchdrungen, daß die Welt kein Jammerthal ist, auch wenn er bei Nacht mit zerbrochenem Rade durchnäßt im Chausseegraben liegt oder in glühender Mittagssonne die Maschine vor sich hertreiben muß, weil wieder einmal „eine Schraube los" ist. Der Radsport lehrt die unteren Klassen, daß es sich doch lohnt, sich auf der Oberfläche dieser sonderbaren Kugel zu tummeln, und daß es rathsam ist, die Tage zu genießen, ehe sie zu Ende gehen. Die Begehrlichkeit der Massen wächst, sie heischen Antheil an den Vorzügen dieses Daseins, für die man in den oberen Schichten stets eine kräftige Schätzung an den Tag gelegt hat. Und doch, stöhnt man, hat sich die Lebenshaltung des Volkes in den letzten Jahren schon so enorm gesteigert! Und wo bleibt der Satz: „Spare, lieber Kleiner, was Du hast, ist Deiner!" den ich einst auf einer Jahrmarktstasse fand und der, wie man so gern behauptet, die Basis aller Volkswirthschaft bildet?

Mit der höheren Lebenshaltung tritt ein neues verweltlichendes Element auf: der Sinn für das Schöne, der immer heidnischer Abkunft bleibt. Die Berührung mit der Natur öffnet die Augen; der eigene Körper und der menschliche Körper überhaupt wird Gegenstand einer bald kritischen, bald bewundernden Betrachtung. Es entsteht ein neues Bedürfniß für die Massen, das ästhetische; aber die Bedürfnisse der Massen sind der Erzielung einer in wenigen Eliteexemplaren gipfelnden Kultur nicht günstig. Durch die Kleidung schon bekundet der Radfahrer sein weltliches Wesen, sie ist kleidsam, praktisch, man möchte sagen: menschlich; die asketische Langhose ist verdrängt. Dieser Verweltlichung vermag, wie ich fürchte, auch die Religion nicht zu steuern. Ich traue der Statistik nicht, sie ist eine Allen willfährige Dirne, sonst würde ich rathen, einmal unter den Kirchenbesuchern die Prozentzahl der Radfahrer festzustellen.

Endlich — denn in dem Sündenregister des Radsportes fehlt noch manches Indizium — möchte ich auf die Ueberlegenheit des Radfahrers über den Polizisten hinweisen; sie trägt gewiß nicht dazu bei, das Ansehen der staatlichen Ordnung und ihrer Hüter in den Massen zu befestigen.

Und nun die Schlußfolgerung. Das Turnen im Anfange unseres Jahrhunderts war politisch-revolutionär, — sollte der Radsport, der den Schluß des Jahrhunderts bezeichnet, sozial-revolutionär sein? Ich möchte mir nicht gern Feinde machen; aber, ganz unter uns, ich halte den Radsport für umstürzlerisch. Ist denn kein Köller da?

Uebrigens, da fällt mir ein, ist Das am Ende nicht Alles Unsinn? Wenn es wahr wäre, hätte es doch längst in der Zeitung gestanden! Im Gegentheil! „Gerade in den höheren, ja selbst in den höchsten Ständen bringt man dem Radsport aufrichtige Sympathien entgegen und erst kürzlich hat der Prinz von . . ."

Eduard Goldbeck.



Deutschland und die Schweiz.

In Zeiten, wo der Aufschwung unserer Industrie als nahezu beispiellos gilt, wirkt es vielleicht mäßigend, wenn man sich auch die Auslandskonkurrenz einmal ansieht. Hierbei würde das große Publikum an die Schweiz zuletzt denken, deren Fremden- und Touristenverkehr anscheinend jede andere Geschäftsthätigkeit an Bedeutung übertrifft und deren Ausfuhr an Fabrikaten Vielen nur in Chokolade und Schweizerpillen zu bestehen scheint. Mir hat die genfer Ausstellung ein anderes Bild von der industriellen Entwickelung des schönen Landes gegeben.

Die Schweiz ist nicht größer als Schlesien, hat weniger Einwohner als Berlin, theurere Löhne und theurere Kohle und macht dennoch Vieles von Dem selbst, was die dortige Bevölkerung gebraucht. Kein Land hat mehr Vortheil von der Schweiz als das Deutsche Reich. Die Franzosen, so gewitzt auch sonst ihre Handelspolitik sein mag, hatten vom Standpunkt des Spruches: „Denn ich bin groß und Du bist klein!" den Zollkampf mit der Eidgenossenschaft nicht recht bedacht. Die Hauptlandesprodukte, Käse und kondensirte Milch, mußte man haben, wenn auch der Zoll noch auf den Preis zu schlagen war. Eben so brauchte man in Frankreich die Maschinen aus der Nachbarfabrikation, — um so mehr, als gerade in dieser Zeit die Schweiz in technischen Dingen rasche Fortschritte machte. Dagegen hörten die Bestellungen auf den Hauptexportartikel Frankreichs, Rothwein, fast ganz auf, da der Schweizer mehr und mehr den eigenen Wein schätzen lernte. Selbst der Schaumwein wurde fortan fast ausschließlich aus dem Jura bezogen, bis dann nach der neuen Vereinbarung Frankreich wieder einen großen Theil seines Weinabsatzes zurückgewann. Auf diesem Gebiete hat also Deutschland von dem Zollkrieg nichts profitiren können. Weit günstiger sah es für uns mit den Modesachen aus. Früher kamen die Kataloge vom Louvre, Bon Marché u. s. w. in jedes schweizer Bauernhaus und man hielt mit der dort üblichen Zähigkeit Paris für den allbeherrschenden Ort der Putzartikel. Als nun Frankreich den Handelsvertrag scheitern ließ, waren die alten Kunden gezwungen, sich nach Deutschland zu wenden, dessen Textilfabriken und Magazine im Genre von Hertzog, Gerson u. s. w. die Situation auch gut zu benutzen verstanden. Jetzt sind die Schweizer an unsere Artikel bereits gewöhnt und bleiben auch bei uns. Der geschäftliche Vortheil dabei ist um so größer, als man den Schweizern, die übrigens auch prompte Zahler sind, gar nicht so überaus billig zu liefern braucht. Ganz verdrängt hat die deutsche Konkurrenz ferner die französische Glasindustrie. Der Arbeiter fordert in Frankreich — Carmaux! — bessern Lohn als in Deutschland und deshalb können unsere Fabriken natürlich billiger liefern. Auch bei den organischen Farbstoffen bleiben die Franzosen auf die sehr hoffnungreiche schweizer Industrie angewiesen. Nach Abschluß der Handelskonvention hat sich Frankreichs Schweizergeschäft recht erholen können, während die schweizer Ausfuhrziffern nach Frankreich eher stabil blieben. Diese Thatsachen geben einen Beweis mehr dafür, daß die Schweiz auch inmitten des Zollkampfes ruhig weiter exportirt hatte.

Von Textilfabrikaten ist Seide an erster Stelle zu nennen; der Seidenhandel hat ja bekanntlich in Zürich eine Art Börse. Jeden Freitag kommen dort die Fabrikherren aus der Umgegend zusammen, wie es auch in Mülhausen geschieht, um die neuesten Nachrichten über Geschäftsereignisse in ihrer Branche aus-

zutauschen. Dabei wird der Seidenbau selbst nur im Kanton Tessin betrieben, und auch da nur in relativ geringem Umfange; gegen Plätze wie Mailand und Lyon mit einem stark produktiven Hinterland müßte also eigentlich die Schweiz im Nachtheil sein. Sieht man aber die starken Einfuhrziffern von Rohseide und die beträchtlich stärkere Ausfuhr von Zeugen, so läßt sich leicht ausrechnen, wie viele Millionen noch als Arbeitlöhne dem Lande zu Gute kommen. In der That ist dieses Gebiet außerordentlich entwickelt und die lyoner Fabrikanten, die nach Genf gekommen waren, um sich die „kleine" Seidenausstellung anzusehen, sollen erschreckt gewesen sein, als sie plötzlich vor den großartigsten Kollektionen standen. In Mustern hatten die Schweizer von je her Geschmack; die Engländer haben viel von ihnen gelernt und ihren schweizer Gehilfen frühzeitig Manches abgeguckt. Mit Stickereien, Spitzen, Gardinen schreitet der Kanton Sankt Gallen rüstig vorwärts, obgleich das billigere Plauen neuerdings mit großem Erfolg nach der Schweiz versendet. Sankt Gallens Industrie hat übrigens, ganz wie seiner Zeit Mannheims Handel, dem unternehmenden und klugen Kreditsystem eines einzigen Bankhauses unendlich viel zu verdanken. Die Stickerei als Hausindustrie macht bereits dem Fabrikwesen Platz, dagegen kann die dortige Posamentierbranche, wie anderwärts, nur durch die Arbeit in den Häusern bestehen.

Die chemischen Etablissements, besonders in Anilinfarben, gehören zu den hervorragendsten in Europa. Hauptsitz ist Basel. Die schweizer Universitäten und Polytechniken haben von je her auf berühmte Chemiker gehalten. Doch kommt der ganzen Entwickelung auch ein trauriger Umstand zu Gute, nämlich das skandalöse Patentgesetz. Da die Schweiz, wie auch neuerdings Rußland, im Allgemeinen nur solche Patente zuläßt, deren Gegenstand durch Modell darstellbar ist, sind natürlich alle chemischen Produkte vogelfrei. Die dortigen Fabriken machen eben Alles nach. was bei uns patentirt wird, geniren sich aber dabei durchaus nicht, sich in Deutschland selbst ihre eigenen Farbstoffe patentiren zu lassen. Eben so geht es mit Heilmitteln. Zu bedeutenden Resultaten hat es die schweizer Asphaltfabrikation gebracht, die über das vorzügliche Material im Jura zu verfügen hat. Die schweizer Elektrochemie gilt als unübertroffen; so z. B. die Fabrikation von Aluminium und die elektrolytische Herstellung von chlorsaurem Kali.

Der Ruf der Uhrenindustrie ist allbekannt. Der Export darin geht gewiß über hundert Millionen Francs hinaus. Von den verschiedenen Umständen, die zu so hoher Blüthe geführt haben, erwähne ich: das Kapital, die alte Erfahrung, die genaue Kenntniß des Materials, die Zusammendrängung der Fabriken, von denen jede einen der hundert einzelnen Theile einer Uhr herstellt. Trotz manchen ungünstigen Jahren sind fast alle diese Häuser im Kanton Genf und Neuchatel reich geworden. Die Schweiz besitzt ferner weltbekannte Maschinenfirmen, die einen großen Theil der Lokomobilen schon lange selbst herstellen und nur einen verhältnißmäßig kleinen Rest an Württemberg und Elsaß abgeben. Eben so geht es mit Eisenbahnwaggons und dem übrigen Bahnmaterial. Das schweizer Eisenbahnwesen ist, wenn man die Bergbahnen ausnimmt, noch in mehr als einer Beziehung zurückgeblieben, erhebliche Verbesserungen sind also zu erwarten; und auch dabei dürfte wiederum die einheimische Industrie den Löwenantheil davontragen. Eisen und Stahl werden aus Deutschland und auch aus Belgien bezogen.

Eine besondere Spezialität bildet die Fabrikation von Turbinen. Auf

diesem Gebiet hat bekanntlich auch ein schweizer Haus den ersten Preis für die Ausnützung des Niagarafalles erhalten. Der wissenschaftliche Ausbau der Wassermaschine hat seinen Höhepunkt in der Schweiz erreicht. Kein anderes Land soll vorher praktisch brauchbare Regulatoren für Hochdruck-Turbinen herzustellen vermocht haben. In der Schweiz ist auch die Elektrotechnik heimisch und im Aufblühen, während sie in Frankreich arg darniederliegt. Die hohe Entwickelung in vielen Kantonen hängt mit den vorhandenen Wasserkräften zusammen. Das ist ein um so größerer nationaler Reichthum, als hierbei keine so hohen Amortisationen erforderlich sind. So verfügt das städtische Elektrizitätwerk in Genf ständig über 18000 Pferdekräfte; eine ungeheuere Zahl, die mit Wasser wohl noch nicht erreicht war. Eine sehr berühmte Installation im Val de Travers (Jura) hat 3000 Pferdekräfte. Es handelt sich aber auch um den Mittelpunkt der Asphalt-, Uhren- und leider auch Absinth-Industrie. Basel baut jetzt ein Werk mit 5000 Pferdekräften, um der von der „A. E. G." errichteten Konkurrenz bei Rheinfelden (12000 Pferdekräfte) zu begegnen. Zürich hat ein Werk mit 2000 Pferdekräften, die Aluminiumfabriken zu Neuhausen haben 5000 Pferdekräfte, Olten und Aarburg 6000 Pferdekräfte. In Aarburg sind sehr große Eisengießereien und Brauereien. Hinzufügen muß ich noch, daß die billigen Wasserkräfte auch der elektrischen Beleuchtung zu einer ganz anderen Ausdehnung als z. B. selbst bei uns verholfen haben. Auf der genfer Ausstellung ist u. A. die renommirteste schweizer Firma für Gleichstrom-Maschinen vertreten; ein anderes Haus (Wechselstrom) hat die Landesausstellung nicht beschickt, weil es angeblich zu stark beschäftigt ist. Die Kabelfabrikation gedeiht namentlich in den Kantonen Jura und Zürich, obgleich Siemens & Halske noch immer ziemlich oft nach der Schweiz versenden. Gerühmt wird häufig die Kunstschlosserei, obgleich mir wieder gesagt wird, daß andere Länder darin reichlich eben so Gutes leisten. Die Chokoladen-Industrie in Lausanne, Bern, Zürich, Genf u. s. w. soll bedeutender als selbst die französische sein und stark exportiren. Holzschnitzereien vom berner Oberland gehen viel nach dem Ausland. Das gilt auch für die Strohflechtereien aus dem Aargau. Papierfabriken giebt es wegen der Wasserkräfte besonders in Bern, obgleich Oesterreich noch immer einen großen Theil des schweizer Papierbedarfes decken hilft. Oesterreich ist es auch, das von Wien aus die Waaren liefert, die früher in Paris bestellt wurden. Von Luxuslederartikeln ist man dabei auch zu Schuhwerk übergegangen, weil die Wiener gewöhnt sind, für Gebirgsgegenden zu arbeiten. Doch sind jetzt auch z. B. im Aargau umfangreiche Schuhfabriken entstanden.

Weshalb der Handel der Schweiz, also eines Binnenlandes, seit langen Jahren überseeische Länder aufgesucht hat? Die Bewohner der Kantone wandern aus, und da sie selbst in fernster Fremde sich mit Vorliebe ihren Landsleuten zu Waaren- und Kreditgeschäften verbunden haben, so sind allmählich für diese Exportinteressen wichtige Kreise herangewachsen. Die Engländer haben, als sie nach Gründen für ihren industriellen Rückgang suchten, die mangelhaften Ergebnisse ihrer Lehrthätigkeit klar erkannt. Wer in der genfer Ausstellung den verhältnißmäßig ungeheueren Raum sieht, der dem industriellen und technischen Schulwesen der Schweiz gewidmet ist, Der wird auch überzeugt sein, daß hier der Ausgangspunkt des Aufschwunges der Eidgenossenschaft zu suchen ist.

Pluto.



Ein Sorgenprotz.

„Ja, wenn Sie so viele Sorgen hätten wie ich! Sie haben gar keine Ahnung, was Unsereins durchmachen muß. Sie leben in den Tag hinein, und wenn Sie Geld brauchen, schreiben Sie ein Feuilleton. Aber wir Aermsten, die wir von unserem Kapitale abhängen, müssen uns früh und spät damit mühen. Freilich, von Papieren haben Sie ja überhaupt keine Ahnung."

„Es ist wohl eine sehr komplizirte Sache?" fragte ich kleinlaut, niedergedrückt durch meine Theilnahme für eine solche Sorgenlast.

„Natürlich", gab Frau Erna zur Antwort. (Nebenbei bemerkt: eine mittelalterliche, reiche Wittwe.) „Doch wenn Sie es nicht von Klein an erlernt haben, lernen Sie es niemals mehr. Wissen Sie Etwas von Talons und Coupons?" fragte sie, streng wie ein Examinator.

Ich schwieg betroffen.

Zum Glück fiel mir ein altes Couplet ein, in dem von einem Rentner die Rede ist, der morgens bei seinem Kaffeetöpfchen Coupons abschneidet.

„Ja!" rief ich mit strahlendem Gesichte, „ich weiß Etwas. Coupons schneidet man ab. Das muß sehr angenehm sein; wie leicht verdient man da Geld!"

„Sie sprechen wie der Blinde von der Farbe. Bei den Coupons einiger Staatspapiere und Pfandbriefe mögen Sie ja Recht haben, da verändert sich nicht viel. Wenn sie nicht etwa ausgeloost werden, — Das ist immer eine sehr dumme Geschichte; über pari kauft man sie und pari werden sie ausbezahlt. Doch davon will ich gar nicht reden, es kommt nicht in Betracht. Wer kann denn heutzutage sogenannte sichere einheimische Staatspapiere haben mit ihrem niedrigen Zinsfuß und der Aussicht, daß sie konvertirt werden? Also muß man eben zu ausländischen Staatspapieren oder zu Industrieaktien greifen, nicht wahr?"

Frau Erna lehnte sich in ihrem zierlichen Roccocosessel zurück und streckte die goldgestickten Pantöffelchen gegen das glimmende Kaminfeuer. Ihre weiße Stirn furchte sich und ihre weißen Hände mit den wohlgepflegten spitzen Nägeln stemmte sie wie abwägend gegen einander. Sie hätte noch eine reizende Frau sein können (Viele reizte allerdings noch ihr Geld), allein sie hatte zu viele Sorgen. Und vor Allem, sie war so stolz auf diese Sorgen, sie brüstete sich mit ihnen wie mit etwas Verdienstvollem, sie fütterte Einen damit früh und spät, mit einem Worte: sie war ein Sorgenprotz. Das konnten die Männer nicht ertragen. Viel eher hätten sie etwas Leichtsinn mit in den Kauf genommen als dies Prahlen mit Mühe und Noth, während Jeder doch ganz genau wußte, daß Kummer und Arbeit ihr fremde Größen waren.

Frau Erna deutete mein Schweigen als Unwissenheit oder als gewaltigen Respekt vor ihrem unseligen, plagevollen Leben. Das befriedigte sie und sie fuhr sanfter, fast liebenswürdig fort; nur wurde die Liebenswürdigkeit durch ein elegisches Herabhängen der Mundwinkel, das ihr sehr schlecht stand, beeinträchtigt. „Danken Sie Gott, daß er Sie nicht zum Hüter eines großen Kapitales eingesetzt hat; es ist eine schreckliche Verantwortung. Wie legt man es an? Zu Konsols kann man, wie gesagt, nicht greifen, dann hätte man zu wenig Zinsen."

„Aber Sie brauchen doch nicht darauf zu sehen —"

„Dann hätte man, wie gesagt, zu wenig Zinsen", wiederholte sie mit einer

wagerechten Handbewegung, die symbolisch meine Worte einfach auswischte, so gar nicht waren sie der Bekämpfung werth. „Also was kaufen? Den Weltmarkt im Auge behalten, voraussehen, was steigen, was fallen wird, welche Industrie sich hebt, wo Strikes ausbrechen könnten, welche Zölle die Regirung (sie sprach das Wort sehr ironisch aus, sie las täglich zwei freisinnige Zeitungen) einführen wird, wie überhaupt die ganze Weltlage sich entwickeln wird, wie ferner —"

„Aber Das kann ja ein Mensch gar nicht, geschweige denn eine Frau."

„Sie meinen Das so, natürlich; Sie haben ja keine Ahnung, wie viel ich arbeite. Ich aber übersehe die Weltlage. Wissen Sie, wann ich zu Bett gehe?" herrschte sie mich an.

„Vielleicht um zehn oder elf?" schlug ich bescheiden vor.

„Bis Mitternacht arbeite ich regelmäßig und halte die Fäden politischer Kombinationen in der Hand. Dann werde ich Privatmensch, erledige meine persönliche Korrespondenz und etwa um zwei Uhr darf ich auf kurze Zeit ruhen. Am Morgen wieder die Steuererklärung und die Veranlagung zur Ergänzungsteuer und — ach! Gott hat mir viel aufgebürdet."

Sie schwieg erschöpft und stützte ihre volle Wange auf ihre rundliche, zarte Hand, an der Brillantringe blitzten.

„Die Steuererklärung ist doch nur einmal im Jahr zu machen", wagte ich einzuwerfen.

„Ist es nicht Eins, so ist es das Andere", sagte sie müde. „Kollekten, Vereine — man wird ja beständig in Anspruch genommen. Und dann" — sie richtete sich neu belebt mit blitzenden Augen auf — „dann die Dienstboten."

Oh weh! Dies Kapitel kannte und fürchtete ich. Frau Erna wechselte beständig ihre Dienstboten; ihr Mißtrauen und ihr Geiz machten, daß Niemand bei ihr aushielt, trotzdem wenig in ihrem Hause zu thun war.

„Wissen Sie, was mir das Hausmädchen, diese freche Person, neulich zur Antwort gab, als ich sagte, der Salon sei nicht ordentlich gereinigt? Das Geschöpf tippte auf seine Stirn und meinte: Wenn nur bei allen Leuten hier oben Alles in Ordnung wäre. Ist es nicht zum Umkommen? Und zu denken, daß man es mit diesen Personen aushalten muß, daß sie Bräutigams haben, die Einen nachts überfallen und berauben können. Ich schlafe zwar neben dem Geldschrank, aber vermag ich ihn zu schützen? Ich, die schwache Frau, die einsame Wittwe, opfere mich und meine Nachtruhe, um mein Vermögen, das mir anvertraute Gut, ungeschmälert zu erhalten."

„Warum geben Sie Ihre Werthpapiere nicht fort, zum Beispiel auf die Reichsbank?"

„Ist viel zu theuer, liebes Kind. Das Aufheben von zweitausend Mark kostet eine ganze Mark; Das ist nicht zu erschwingen. Denken Sie, wie sich Das bei Hunderttausenden summirt."

„Aber ehe Sie ermordet werden" —

„Gott hat mich an diesen Platz gestellt", sprach sie feierlich, „er wird mich auch in seine mächtige Obhut nehmen."

„Ich ginge lieber in eine Pension, als daß ich so allein lebte", meinte ich. „Alle täglichen kleinen Sorgen würden Ihnen abgenommen, Sie könnten auch so viel besser verreisen —"

„Erinnern Sie mich nicht daran“, unterbrach sie mich, während sie mit ihrer weißen Hand über ihre Stirnlöckchen strich. „Das wäre unordentlich, wenn ich in eine Pension ginge; jeder ordentliche Mensch hat eine eigene Wirthschaft. Und reisen, — habe ich Etwas vom Reisen? Ich bin schon halb tot, ehe es fortgeht. Ich muß die Wohnung verkamphern, die Steuern vorauszahlen —“

„Aber dann sehen Sie doch auch so viel Schönes.“

„Sehen!“ rief sie bitter. „Im Sommer ist es heiß und staubig und im Winter, wenn man sich wirklich entschließt, nach Italien zu gehen, bekommt man in Rom Frostbeulen. Die Galerien sind eisig, die Gesellschaft ist gemischt. Hat man dort einen richtigen Zahnarzt oder seine Zeitung? Von eigentlichen Aerzten gar nicht zu reden. Würden Sie sich in Italien kuriren lassen, von diesen Charlatans? Und noch Eins. Kennen Sie die römische Fremdenkolonie? Nichts als anpumpen, glauben Sie mir, nichts als anpumpen; diese Künstler habe ich im Magen. Und die Italiener, — jede alleinstehende reisende Frau halten sie für reich und wollen sie heirathen, — zu lästig, zu lästig.“

Sie ließ wieder die Mundwinkel elegisch hängen ... ihre Lieblingsbewegung. Dann fuhr sie fort: „Und außerdem diese Art von Küche, Oel und wieder Oel, unerträglich. Und die Sorge mit den Briefen, die nie zu rechter Zeit eintreffen. Nein, kommen Sie mir nicht mit Italien.“

„Vielleicht Paris —“

„Wie unpatriotisch! Gott hat mir nicht mein Geld anvertraut, um es diesen Wälschen in ihren chauvinistischen Rachen zu werfen.“

Frau Erna drückte sich zuweilen stark aus; doch da die Redewendung dann meist einen biblischen Anklang hatte, durfte Niemand Etwas dagegen sagen.

„Wissen Sie“, sagte ich endlich — „was Ihnen fehlt? Ein Mann fehlt Ihnen und eine Lebensaufgabe.“

„Ja, wenn ich Einen fände, der mich nicht des Geldes wegen liebte . . . Auch müßte ich notariell abmachen, daß er auf mein Vermögen keinen Anspruch hätte.“

Frau Erna wird nie einen zweiten Gemahl finden.

G. von Beaulieu.



Im Sonderzug.

Auf dem löbauer Bahnhof hat ein herbeibrausender Schnellzug die Lokomotive des Sonderzuges beschädigt, der den Kaiser nach Görlitz führen sollte. Kein Mensch ist verletzt worden, die Gefahr war wohl auch nicht so groß, wie man nach den ersten Berichten annehmen mußte, und der Sündenbock scheint schon gefunden zu sein: irgend ein abgehetzter Bahnbeamter wird für den Unfall verantwortlich gemacht und als Missethäter bestraft werden. Vielleicht aber lockt die Gelegenheit manchen deutschen Mann auch zu einem flüchtigen Blick auf die Institution der Sonderzüge, die wir in dem jetzt üblichen Umfange früher nicht kannten. Der alte Kaiser war schon durch sein hohes Alter zu stiller Seßhaftigkeit gezwungen; er reiste wenig und benutzte, namentlich auf kleineren Strecken, sehr oft die fahrplan-

mäßigen Züge. Das ist nun anders geworden; Wilhelm der Zweite hat eine ungewöhnlich starke und anhaltende Neigung zum Reisen, er verbringt einen beträchtlichen Theil des Jahres auf der Eisenbahn und man hört nie, daß er einen gewöhnlichen Schnellzug benutzt, der auch andere, ungekrönte Sterbliche an das Ziel ihrer Wünsche befördert. In diese Dinge hat kein Unberufener hineinzureden, denn der Monarch kann seine Zeit eintheilen, wie es das Gewissen ihm vorschreibt, und die Beförderungmittel wählen, die ihm passend und angenehm scheinen. Höchstens könnte ein fleißiger Budgetvirtuose einmal ausrechnen, wie die Sonderzüge auf die Staatskasse wirken, und, wenn er gerade dabei ist, zugleich bündig feststellen, daß in allen Ressorts, auch da, wo es sich um Lustfahrtschiffe, Wildgatter und Dispositionfonds handelt, das Finanzinteresse des Staates und seiner Bürger so gewahrt wird, wie man es erwarten und fordern darf. Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite. Selbst der Laie kann sich vorstellen, welche Verwirrung die gehäuften Sonderzüge in den Bahnbetrieb bringen. Der Fahrplan ist mit Mühe und Noth festgestellt, Alles ist auf die Sekunde berechnet worden, — und nun zerreißt ein eingeschobener Zug, der besondere Sorgfalt erheischt, rasselnd den künstlich ersonnenen Plan. Der Kaiser faßt, wie manchen anderen Entschluß, auch seine Reiseentschlüsse rasch, er ändert mitunter noch in der letzten Minute die Dispositionen und es ist nicht schwer, sich ein Bild von der Erregung zu machen, die unter so unsteten Umständen den ganzen Organismus ergreifen muß. Es spricht für die Gewissenhaftigkeit und Umsicht der Beamten, daß nicht viel mehr Unglücksfälle vorkommen; aber diese auch sonst schon genugsam geplagten Männer verbrauchen bei solchem Stande der Dinge ihre Nervenkraft außerordentlich schnell und bieten dem Beobachter, der zufällig vor der Ankunft eines Sonderzuges einen Bahnhof betritt, in ihrer rathlosen Hast ein recht betrübendes Schauspiel. Ehe es zu spät wird und eine Katastrophe den Unwillen weckt, sollte ein muthiger Mann, der sich des Fritzenwortes erinnert, daß die Völker an der Monarchenerziehung mitzuarbeiten haben, des Kaisers Auge auf diesen argen Sachverhalt lenken. Wir leben nicht im mystischen Gewölk eines Zarenreiches, wo die Willkür eines Einzelnen Alles entscheidet und jedes andere Interesse mit harter Hand auswischt; und der mit einem lebhaften Hang zur Modernität ausgestattete Mann, der auf den Thron des Deutschen Kaisers erhöht worden ist, denkt ganz gewiß nicht daran, sich Zarenvorrechte anzumaßen. Er kann nicht wissen, wie seine Entschlüsse wirken, nicht ahnen, daß der Sonderzug allmählich zum Symbol geworden ist, zum sichtbaren Zeichen der Abgeschlossenheit des Monarchen, der, von seinem Gefolge, von der seinem Wink unterthänigen sozialen Gruppe, umringt, nach und nach jede innige Berührung mit den Volkswünschen und Volksbedürfnissen verliert und für die Besten, die sich nie vordrängen, unnahbar, für den Anruf der Treuesten unerreichbar wird. Der Reichskanzler wäre, als kaiserlicher Minister, verpflichtet, so unbequeme Wahrheiten seinem Herrn offen und frei zu sagen. Aber es sieht heutzutage manchmal leider aus, als gebe es im Deutschen Reich überhaupt keinen Kanzler mehr oder als sitze der müde Mann, der dieses Amt bekleidet, selbst in einem Sonderzug, in dessen weich gepolsterte Räume von den Forderungen und Schmerzen des Volkes kein armer Laut hineinschallen kann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 26. September 1896.

Der Zar von Europa.

Seit ein paar Wochen erlebt die europäische Menschheit staunend ein seltsames, nie gesehenes Schauspiel. Der Anfang des Jahrhunderts sah den Triumphzug eines Kaisers, dem ringsum in unserem Welttheil die Häupter, auch die gekrönten, sich in Furcht oder in Hoffnung neigten; dieser Kaiser war ein Parvenu, war der erste moderne Emporkömmling im Hermelin, der Exponent der Revolution und der Sieger in heißen Schlachten; ihn, den das vom Ehrgeiz bediente Genie auf den Thron geführt hatte, umwehte der Athem der neuen, anbrechenden Zeit und sein schwerer Plebejertritt zerstampfte unbarmherzig alles Morsche und Welke, alte Sitte und ältere Legitimität. Jetzt, am Ende des Jahrhunderts, zieht wieder ein Kaiser triumphirend durch Europa; dieser Kaiser ist ein achtundzwanzigjähriger Jüngling, hat für sein Land oder gar für die Menschheit bisher nichts, weder im Krieg noch im Frieden, geleistet und verkörpert uns eine Kultur, für die der stolze Westeuropäer sonst nur Spott oder Flüche fand. Und dennoch blickt dieser Jüngling, blickt Nikolaus Alexandrowitsch, der geweihte Gosudar Imperator der Reußen, überall auf gekrümmte Rücken, dennoch wird ihm in allen Ländern mit einer Inbrunst gehuldigt, als habe ihn eines mystisch waltenden Gottes Gnade zum Zaren von Europa erhöht. In ihm, dem Mächtigsten aller Giauren, sieht der Islam den starken Schützer des Türkenreiches und von ihm, dem Erben der Palaeologen, erwartet der Brite das Zeichen zu dem Kampf, der in Byzanz dem Christenkreuz wieder die Herrschaft sichern könnte; sein Beistand soll Frankreichs rostig gewordenes Prestige mit neuem Glanz

vergolden und seine friedliche, gerechte Gesinnung soll dem Deutschen Reich die Möglichkeit verbürgen, sich in Ruhe der mühsam erworbenen Schätze zu freuen; in Oesterreich und Italien, in den Balkanstaaten und den skandinavischen Ländern knüpft die Furcht oder die Hoffnung ihr dünnes Gespinnst an das heimliche Sinnen und Trachten des Weißen Zaren und überall horcht man beinahe zitternd auf seine Beschlüsse, die über die nächsten Schicksale des Erdtheiles entscheiden können. Wenn Nikolaus winkt, hat des Osmanenreiches letzte Stunde geschlagen; wenn Nikolaus will, rüstet Frankreich rasch zum furchtbarsten Rachekrieg. Nie ward ein so schnelles Wachsen einer eben noch gering geschätzten Macht erschaut, nie hat Peter, hat Nikolai Palkin oder Katkow zu träumen gewagt, daß Ruriks Söhne bald so hoch thronen würden. Als Graf Nesselrode im November des Jahres 1850 den Bericht schrieb, der den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung des Zaren Nikolaus verherrlichen sollte, konnte er die Erfolge der europäischen Politik Rußlands in leuchtenden Farben malen und in den Schlußzeilen sagen: Depuis 1814 la position de la Russie et de son Souverain n'a été ni plus belle ni plus grande. Dans le cours de ces vingt-cinq ans Votre Majesté aura acquis plus d'un tître à la reconnaissance de l'Europe. Aber die Erfolge, die der schlaue Diener seines Herrn mit Bengalflammen bestrahlte, sehen recht dürftig aus, wenn man sie denen vergleicht, die Alexander der Dritte ganz in der Stille häufte und deren süße Frucht sein Sohn und Erbe jetzt einheimsen darf. Nikolaus der Erste, der lärmsüchtige, launische und hitzige Mann ohne Nerven, hatte den Türken und den Persern seine Macht gezeigt und mit einer Geschicklichkeit, der sich Brutalität in reichlichem Maße mischte, die dankbare Rolle des Hüters aller legitimen Rechte an sich gerissen; aber er konnte die leise fortwühlende Feindschaft Frankreichs und Englands, der er später erliegen sollte, nicht überwinden und mußte stets vor der Stunde erbeben, wo Deutschlands Einheit endlich begründet sein würde. Nikolaus der Zweite, der blasse, schmächtige, schüchterne Jüngling, darf den Perserschah und den Großherrn der Pforte wie demüthige Vasallen behandeln; Frankreich und England werben wetteifernd um seine Gunst und der höchste Vertreter des Deutschen Reiches giebt der Hoffnung Ausdruck, an der Seite des Slavenkaisers künftig die heiligsten Güter der Völker Europas schützen zu können. Der Blick, der vom Anfang zum Ende des Jahrhunderts schweift, senkt sich blinzelnd vor der wunderlichen Entwickelung, die sich

ihm bietet: neunzig Jahre nach dem Siegerzug Bonapartes, des Sohnes der Revolution, die einer erneuten Welt die Menschenrechte gebar, beugt die europäische Menschheit freiwillig vor dem letzten Despoten das Haupt.

* * *

Wie das befremdende Schauspiel möglich wurde? Der heiklen Frage wird man nicht leicht eine bündige Antwort finden, wenn man den ernsten, zum Nachdenken mahnenden Vorgang nicht zu einer Posse umfälschen und sich mit wohlfeilem Spott über die epidemisch auftretende Russenschwärmerei begnügen will. Dann freilich ist die Antwort sehr bequem: man erinnert an die nicht allzu weit zurückliegenden Tage, wo der Herzog von Broglie, der Minister Louis Philippes, in einer amtlichen Depesche für Frankreich die Rolle eines Protektors Rußlands in Anspruch nahm, wo Ludwig der Achtzehnte in den Tuilerien dem Zaren, seinem Gast, voranschritt, weil der erste Platz immer Frankreich und seinem König gebühre, und wo Nikolaus, nach dem Sturz des Bürgerkönigthumes, sagte, er werde für die Franzosen niemals auch nur einen Tropfen russischen Blutes vergießen lassen, — und man knüpft daran allerlei höhnische Betrachtungen über den Wechsel der Zeiten, über die Schmach der Knutenanbetung und die Wonnen der Knechtseligkeit. Diese Art, weltgeschichtliche Wandlungen im Witzblätterton zu behandeln, ist seit den Festen von Kronstadt und Toulon auch in Deutschland sehr beliebt, obgleich man da alle Ursache hätte, beim Ausgraben solcher Erinnerungen vorsichtig zu sein und die hochmüthige Verhöhnung der Russenschwärmer zu meiden. Nikolaus baute so fest auf die Popularität, die er sich in Preußen erworben hatte, daß er im Dezember 1850 zum Baron Geyr von Schweppenburg, dem Adjutanten des Prinzen August von Württemberg, sagte, er werde, wenn man ihn zu einem Krieg gegen den Schwager Fritz zwinge, den preußischen Vorposten zurufen: „Kinder, schießt auf mich, wenn Ihr könnt!“ Dieses protzige Wort wurde in einer Epoche gesprochen, wo der liberale Bürgermeister von Hirschberg in einer Unterhaltung mit Theodor von Bernhardi meinte, in fünfzig Jahren werde der Kaiser von Rußland Präsident des Deutschen Bundes sein, wo die russische Partei namentlich in der Garde sehr stark vertreten war, Wrangel immer wieder betonte, Preußen müsse unter allen Umständen mit Rußland durch Dick und Dünn gehen, und im Boten aus dem

Riesengebirge ein Gedicht abgedruckt wurde, das den Zaren zu seinem Geburtstage mit irrem Lallen also begrüßte:

Ich trete zagend heut' in diese Mitte,
Denn Dir, o Kaiser, gilt mein schwaches Lied!
Dir, dem kein Sterblicher das Recht bestritte
Des größten Mannes, den die Erde sieht!
Der eitele Franzos, der stolze Brite,
Sie beugen sich vor Dir, im Neid erglüht,
Und huldigend liegt Dir die Welt zu Füßen,
Dich, Herr und Kaiser, heute zu begrüßen.

Schlimmeres wird auch in Cherbourg und Paris während der Oktoberfeste gewiß nicht geleistet werden. Und wenn man bedenkt, daß nach dem Tode des Kaisers Nikolaus die Kreuzzeitung mit einem Trauerrande erschien, daß die Gardeoffiziere nebst ihren Damen Trauermedaillen trugen, daß Gerlach in der Kammer sagte, dem preußischen Volk sei gleichsam ein Vater gestorben, und daß der König Friedrich Wilhelm „des geliebten Kaisers Vermächtnißworte" „ein Heiligthum" nannte, — dann wird man kaum noch geneigt sein, über den Splitter im Auge des Nächsten zu spotten. Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten kommen im Völkerverkehr leider recht häufig vor; der Verständige wird sich bei solchen Erscheinungen nicht lange aufhalten, sondern ruhig und nüchtern versuchen, das Wesentliche von Unwesentlichem zu scheiden. Das Wesentliche ist aber nicht der Zarenkultus, der jetzt in Frankreich getrieben wird und um den der Deutsche — und die deutsche Presse — sich nicht zu bekümmern braucht, sondern die völlig veränderte Stellung, die das Zarenreich sich langsam erobert hat.

Vor sechzig Jahren sagte der Russe Peter Tschaadajew von seinen Landsleuten: „Wir haben zum Fortschritt des menschlichen Geistes nicht das Geringste beigetragen, der menschlichen Gesellschaft keinen nützlichen oder großen Gedanken geliefert, wir haben alle uns überkommenen Fortschritte zu Karikaturen verzerrt und eine Geschichte durchlebt, die nur eine Lücke in der menschlichen Einsicht, eine Europa ertheilte Lehre bedeutet. Wir sind wie uneheliche Kinder zur Welt gekommen, ohne Verbindung mit unseren Nebenmenschen. Was bei Anderen aus Instinkt oder aus Tradition geschieht, muß uns mit dem Hammer in den Kopf hineingeschlagen werden. Unser Gedächtniß reicht nur bis gestern zurück; wir wachsen, aber wir reifen nicht; wir rücken vor, aber auf einer Linie, die nicht zum Ziel, sondern an dem Ziel vorbei führt." Ob Tschaadajew dieses harte Urtheil heute wiederholen würde?

Er sprach als ein früher Liberaler; ihm war Europa die Welt, die westeuropäische Kultur die dem Menschengeschlecht allein taugliche Gesittung, — und er mußte sein Vaterland, das von dieser Kultur abgesperrt war, als einen Barbarenstaat zornig verdammen. In Rußland ist diese Gattung der Sapadniki, der Westländer, ziemlich ausgestorben, seit zuerst eine nationale Dichtung und dann eine nationale Politik aufgekommen ist. Die herrschende Gesellschaft hat sich auf ihr Volksthum besonnen und aufgehört, nur das ausländische Wesen für vornehm zu halten; der unheilvolle Dualismus, den Peter der Große schuf, als er mit asiatischen Mitteln das Land entbarbarisiren und den rechtgläubigen Mushik zum zierlichen Europäer frisiren wollte, ist endlich beseitigt worden und das Hundertmillionenvolk, das mit dumpfem Sinn, aber mit festen Füßen nun auf der fruchtbaren Erde steht, hat aus dem Heimathboden neue Käfte gewonnen. Inzwischen hat sich aber auch im Westen ein wichtiger Wechsel der Anschauungen vollzogen. Mählich mußte selbst in den dunkelsten Köpfen die Erkenntniß tagen, daß Europa am Ende doch nicht die Welt bedeutet und daß es sich deshalb auch nicht empfiehlt, an fremdartige Kulturen den Europäermaßstab zu legen. Aus der Biologie hatte man gelernt, daß jeder Organismus sein eigenes Leben hat und sein besonderes Lebensgesetz in sich trägt, und diese biologische Lehre wurde nach und nach auch in der Politik als ein Grundsatz anerkannt. Da war ein Riesenreich, das unter ganz anderen Lebensbedingungen entstanden und erwachsen war als irgend ein europäischer Staat und zwischen Europa und Asien eine Welt für sich abgegrenzt hatte; in diesem Reich gab es keine persönliche Freiheit, keine Menschenrechte, kein Parlament und keine liberale Verfassung, — und dennoch war es vielleicht der Mühe werth, diese fremde Welt gründlich zu erforschen. Die Mühe wurde belohnt: der Europäer, der emsig immer nach neuen Absatzgebieten späht, fand in dem Russen einen guten Kunden und der Kapitalist witterte in ihm einen sicheren Schuldner, dem eines Tages eine ungeheure Erbschaft zufallen würde. Die Erkenntniß hätte früher getagt, wenn England, das in dem Zarenreich bald den gefährlichsten Konkurrenten ahnte, nicht mit allen Künsten der List und der Lüge ihr Dämmern gehindert hätte. Von England aus wurde der Wahn genährt, Rußland wolle in Europa mit Feuer und Schwert Eroberungen machen und müsse deshalb, wie ein böses Thier, hinter eisernen Gittern festgehalten werden; die Engländer zettelten ohne Ermatten ringsum Unruhen an, um ihren asiatischen Besitz zu sichern und die Russen an anderen

Punkten zu beschäftigen; die Engländer erfanden Herrn Stambulow, den geilen Mädchenschänder und ruchlosen Foltermeister, der dem deutschen Zeitungleser im Interesse der lieben Kanalvettern zum lichten Heros herausgeputzt wurde, und sie hätten, wenn Bismarck nicht wachsam auf seinem Posten gewesen wäre, vielleicht das Kunststück fertig gebracht, Europa in einen Krieg für den Battenberger und die Bulgarenfreiheit zu hetzen. Jetzt ist die Zeit der britischen Kunststücke vorbei: für Englands Interessen waffnet sich nirgends mehr ein Arm und der neueste Versuch, die Russen zu ködern, wird schmählich scheitern. Den vom Uebereifer allzu hastig ausgebeuteten Attentatsschwindel hat der Fluch der Lächerlichkeit schon ereilt; und der Plan, den Zaren mit Konstantinopel abzuspeisen und ihn bei den mohammedanischen Unterthanen der Königin Victoria dann als den argen Vernichter der Halbmondsherrschaft anzuschwärzen, wird nicht viel ernster genommen. Was ist uns, was ist den Russen heute noch Konstantinopel? Seit wirthschaftliche Spekulationen, in deren Dienst alle modernen Verkehrsmittel stehen, die politischen Erwägungen zurückgedrängt haben, ist der Blick nicht mehr an die engen Grenzen Europas gebunden. Asien erwacht aus dem Schlaf, die Händlerwelt bereitet sich für den großen Wettbewerb und will mit dem Reich, das zu den asiatischen Schätzen den Schlüssel besitzt, in Frieden und Freundschaft leben. Die Bourgeoisie, die in allen Ländern des Westens den Ton angiebt, schwärmte für englische Sitte und englische Einrichtungen, so lange sie von England lernen konnte und kaufen mußte; jetzt, seit sie dem alternden Lehrmeister seine Geheimnisse abgeguckt und ihn auf seinen Hauptgebieten vielfach überholt hat, wendet sie sich in erglühender Liebe dem neuen, kaufkräftigen Kunden zu und fragt, nach ihrer Geschäftssitte, trotz der angeblich ungebrochenen Macht des liberalen Gedankens nicht erst ängstlich, ob der Käufer im eigenen Hause auch hübsch für Menschenrechte und Freiheit sorgt. Sie beugt willig ihr Haupt vor dem letzten Despoten, weil an ihm nach menschlicher Voraussicht mehr zu verdienen ist als an irgend einem Präsidenten irgend einer noch so freien Republik, — und der Erbe der Palaeologen zieht als Kaiser der Kunden triumphirend durch das Händlerspalier. Selbst Peter Tschaadajew könnte nicht leugnen, daß der Weg, den Rußland, seit es sich selbst gefunden hat, wandelt, zum Ziel führen muß.

* * *

Der Jubel, der den jungen Nikolaus jetzt umheult, ist der Ausdruck einer Stimmung, die nur zum geringen Theil in politischen Erwägungen wurzelt. Sogar die Franzosen wagen kaum noch zu hoffen, der Zar werde ihnen eines schönen Tages die verlorenen Provinzen zurückerobern, und die Sehnsucht nach russischen Zuständen ist in Paris sicher nicht stärker als in Berlin oder Wien. Man will mit Rußland Geschäfte machen, an Rußland möglichst viel blankes Geld verdienen; und der betriebsame Händler sieht, wenn ein reicher Gewinn winkt, nicht gern über die Stunde hinaus, die ihm den Profit bringen soll. Oft aber folgt solcher Kurzsicht schnell die Strafe. Die Wirkung, die der Feiertagsjubel auf das längst schon kräftig entwickelte Selbstbewußtsein der Russen üben kann, mag Mancher nicht hoch anschlagen. Rußland hat mit der Aufgabe, die Autokratie mit modernen Ansprüchen und Nothwendigkeiten zu versöhnen und in seinem Riesengebiet, das unter dem Druck einer centralisirten und korrumpirten Verwaltung seufzt, sauber und sicher arbeitende lokale Organisationen zu schaffen, noch so viel und so lange zu thun, daß es zu übermüthigen Abenteuern einstweilen kaum Muße und Lust finden wird. Und wenn diese Lust sich dennoch regt, wird sie sich in dem großen Duell mit England austoben können, dessen Ausgang über die Vorherrschaft in Asien entscheiden soll, und die kleine Halbinsel, die man Europa nennt, wird sich friedsamer Händlerruhe erfreuen dürfen. Vielleicht ist aber die Zeit nicht allzu fern, wo das Zarenreich das Kapital, die Industrie und den Handel des Westens nicht mehr brauchen wird, weil es seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen vermag. Dann werden die Länder, die sich auf den Export nach Rußland eingerichtet und dem Luftgebilde dieser Exportpolitik die Lebenskraft ihrer heimischen Landwirthschaft leichten Herzens geopfert haben, genöthigt sein, die Getreidemengen, die sie von dem östlichen Nachbarn beziehen müssen, mit baarem Geld zu bezahlen, sie werden, wie es heute schon das Beispiel Englands uns zeigt, in ihrer Ernährung und Wehrfähigkeit von fremder Willkür abhängen und zu spät erkennen, wie thöricht es war, auf ein fernes Volk ihre gierige Hoffnung zu gründen und dem gekrönten Vertreter dieses Volkes mit einer Inbrunst zu huldigen, als habe ihn eines mystisch waltenden Gottes Gnade zum Zaren von Europa erhöht.



Kapital, die Mutter der Arbeit.

II.*)

Es mag wohl seltsam scheinen, daß man heutzutage elementare Wahrheiten, wie ich sie im vorigen Heft der „Zukunft" entwickelt habe, erst noch auseinanderzusetzen braucht. Aber kein Mensch, der das bedeutsame Museum sozialer Täuschungen, genannt „Fortschritt und Armuth" und aufgebaut von Henry George, zu Rathe zieht, von dessen Schätzen ich bereits in dem Aufsatz über „natürliche und politische Rechte"**) einige ans Licht gebracht habe, wird jene Nothwendigkeit bezweifeln, wenn er dem ersten Theil jenes vielgelesenen Buches gehörige Aufmerksamkeit widmet. Da findet er folgende Sätze:

„Der Satz, den ich zu beweisen versuchen will, ist, daß der Lohn, statt aus dem Kapital zu fließen, in Wirklichkeit aus dem Arbeiterzeugniß fließt, für das er gezahlt wird."

Und auf einer der nächsten Seiten:

„Ueberall, wo Arbeit gegen Waaren ausgetauscht wird, geht die Erzeugung wirklich dem Genusse voraus ..... Der Lohn ist der Ertrag, d. h. die Schöpfung der Arbeit, nicht des Kapitalvorschusses."

Und der Satz, den der Verfasser zu widerlegen versucht, ist die bisher allgemein angenommene Lehre:

„Daß die Arbeit von vorhandenem Kapital erhalten und bezahlt wird, ehe das Erzeugniß, das deren letzten Zweck bildet, gesichert ist."

Die Lehre von der Beziehung zwischen Kapital und Lohn, der das Buch „Fortschritt und Armuth" entgegentritt, ist also die selbe, die ich im letzten Heft der „Zukunft" ausgeführt habe. Ihre Wahrheit muß nach meiner Meinung Jedem klar sein, der die sehr einfachen Gründe verstanden hat, mit denen ich sie zu beweisen versucht habe. Der eine oder der andere Schluß muß hoffnunglos falsch sein; und selbst um den Preis, noch einmal den Boden zu beackern, den ich in diesem Essay und in dem über „natürliche und politische Rechte" bereits gepflügt habe, will ich zeigen, daß der Irrthum bei dem Verfasser von „Fortschritt und Armuth" liegt, — einem Werke, in dem in sozialwissenschaftlicher Hinsicht nach meinem Dafürhalten die Armuth viel deutlicher zu Tage tritt als der Fortschritt.

Beginnen wir, wie sichs gehört, mit dem Anfang! Der Verfasser bringt eine Begriffsbestimmung der Güter vor: „Nichts, was die Natur dem Menschen

---

*) S. „Zukunft" vom 19. September 1896.

**) S. „Zukunft" vom 12. und 19. Januar 1895.

ohne seine Arbeit bietet, ist ein Gut." „Ein Gut besteht aus naturgegebenen Stoffen oder Erzeugnissen, die durch menschliche Arbeit dem menschlichen Gebrauche oder Genusse angepaßt worden sind, und ihr Werth hängt von dem Arbeitbetrage ab, der durchschnittlich erforderlich wäre, um Gleichartiges zu erzeugen." Die folgenden Beispiele von Gütern werden geboten:.

„Häuser, Vieh, Werkzeuge, Maschinen, Ackerbau- und Bergbau-Erzeugnisse, Gewerbeerzeugnisse, Schiffe, Wagen, Möbel und Dergleichen."

Nach meiner Meinung sind gediegene Metalle, Kohle und Ziegellehm „Bergbauerzeugnisse" und ich bin ganz überzeugt, daß man sie mit Recht „Güter" nennt. Wenn nun aber ein Kohlenlager an der Oberfläche gefunden wird und also durch bloßes Aufheben Kohlenstücke zu haben sind, oder wenn gediegenes Kupfer in massiven Stücken herumliegt, oder wenn Ziegellehm eine Oberflächenschicht bildet, so scheinen mir diese Dinge dem Menschen doch ohne seine Arbeit geboten, ja ihm geradezu aufgedrängt zu sein. Nach Georges Begriffsbestimmung sind sie darum keine „Güter"; nach Georges Aufzählung aber sind sie es: ein hübsches Beispiel für einen Widerspruch im Ausdruck. Oder will George wirklich behaupten, daß ein Kohlenlager, das an der Oberfläche gefunden wird, kein Gut ist, daß aber, wenn Jemand ein Stück abbricht und fortträgt, der Aufwand dieser Menge Arbeit auf dieses besondere Stück es zu einem Gute macht, während das Uebrige „kein Gut" bleibt? Die Vorstellung, daß der Werth einer Sache eine nothwendige Beziehung zu der auf sie verwandten Arbeitmenge besitze, ist ein Trugschluß, der keine weitere Widerlegung braucht. Der Durchschnittsbetrag von Arbeit, der auf Wärmflaschen verwandt wird, giebt ihnen in den Augen eines Negers von der Goldküste keinerlei Werth; und eben so wenig würde der Eskimo für die kunstvollsten Eismaschinen auch nur ein Schnittchen Speck geben.

So viel über Georges Lehre vom Wesen der Güter. Sehen wir uns jetzt seine Lehren über Kapital als das Gut oder den Theil eines Gutes an. Adam Smiths Begriffsbestimmung, nach der „der Theil von Jemandes Vorrath, von dem er einen Ertrag erwartet, sein Kapital heißt", wird mit Zustimmung angeführt. An einer anderen Stelle wird Kapital der Theil der Güter genannt, „der zu weiterer Gütererzeugung helfen soll". Und doch soll Kapital wiederum sein:

„ein Gut im Umlauf, wobei Umlauf nicht nur den Uebergang von einer Hand in die andere einschließen soll, sondern auch diejenigen Veränderungen, welche vor sich gehen, wenn die reproduktiven oder umbildenden Naturgewalten zur Vermehrung der Güter benutzt werden."

Wenn langes Nachdenken über die möglichen Bedeutungen und den möglichen Umfang dieser Begriffsbestimmungen den Leser ermüden sollte, so wird er sich durch das folgende Eingeständniß erleichtert fühlen:

„Die Bestimmung des Kapitalbegriffes, die ich vorgeschlagen habe, besitzt keinerlei Wichtigkeit."

Der Verfasser sagt uns sogar, „er schreibe kein Lehrbuch", und giebt damit zu verstehen, daß Klarheit und Sorgfalt weniger wichtig sind, wenn man versucht, eine Sozialrevolution vorzubereiten, als wenn dem behandelten Gegenstand nur ein rein akademisches Interesse anhaftet. Aber er beschäftigt sich nicht mit etwas so Ernstem wie dem Verfassen eines Lehrbuches; nein, er „versucht nur, die Gesetze zu entdecken, die ein großes soziales Problem beherrschen"; Das ist eine Ausdrucksweise, die vielleicht den Höhepunkt geistiger Verwirrung darstellt. Ich habe schon von „Gesetzen" gehört, die andere „Gesetze" beherrschen; aber erst bei dieser Gelegenheit sind mir Gesetze vorgekommen, die „ein Problem beherrschen". Selbst die Abhandlungen „jener schlotterigen Schriftsteller, die in zahlreichen Bänden stumpfsinniger Volkswirthschaft Druckerschwärze verschwendet und die Vernunft verdunkelt haben", vermöchten ihren Kritikern schwerlich ein schöneres Beispiel von Dem zu bieten, was ein Held der „Dunciade" mit dem einzigen Geistesblitz, der von ihm berichtet wird, „faustdicken Unsinn" genannt hat.

Zweifellos ist es ein Zeichen von Wohlwollen, daß der Urheber dieser Begriffsbestimmungen keiner von ihnen irgend welche Wichtigkeit beimißt. Da aber seine ganze Beweisführung auf der stillschweigenden Annahme fußt, daß sie von Wichtigkeit sind, so darf ich sie doch nicht so leicht hingehen lassen. Die dritte gebe ich auf. Warum Etwas Kapital sein soll, wenn es „im Umlauf" ist, und unter anderen Umständen kein Kapital, — Das übersteigt mein Verständniß. Wir erfahren, „der Theil der Ernte eines Ackerbauern, der zum Verkauf, zur Aussaat oder zur Ernährung seiner Gehilfen, also zur Lohnzahlung an diese Gehilfen aufbewahrt wird, sei als Kapital zu betrachten; der Theil, der zur Erhaltung seiner Familie diene, aber nicht". Ich bin außer Stande, einen Vernunftgrund oder einen wissenschaftlichen Gewährsmann dafür zu finden, daß eine Ernte nur dann Kapital genannt werden darf, wenn sie verkauft und ihr Ertrag zur Aussaat oder Lohnzahlung benutzt werden soll. Im Gegentheil wird, ob wir nun Vernunft oder Herkommen betrachten, nach Brauch und Recht Das Kapital genannt, was bei der Ernte in Feimen und Scheunen geborgen wird und dort verbleibt, um Monate oder Jahre später auf eine dieser Arten verbraucht zu werden. Natürlich muß der Sinn plumper Redensarten wie der, daß Kapital „ein Gut im Umlauf" sei, sein, daß es ein „umlaufsfähiges Gut" ist, umlaufsfähig nämlich im Umtausch gegen Arbeit oder etwas Anderes. Das läuft thatsächlich auf das Selbe hinaus wie die zweite Begriffsbestimmung, daß Kapital „der Theil der Güter ist, der zu weiterer Gütererzeugung beitragen soll". Augenscheinlich kann man im Besitze Dessen, wofür die Menschen Arbeit geben, durch diese Arbeit zu weiterer

Gütererzeugung beitragen. Und Das paßt auch wiederum zu der ersten Bestimmung, die von Adam Smith entlehnt war, daß Kapital „der Theil von Jemandes Vorrath ist, von dem er einen Ertrag erwartet“. Denn ein Ertrag ist dem Sinne nach eine Wiedererstattung. Jemand giebt seine Arbeit beim Getreidesäen oder Viehzüchten hin, weil er eine „Wiedererstattung“ erwartet, einen „Ertrag“ in Gestalt eines Zuwachses an Getreide oder Vieh, und im letzten Falle auch in Gestalt der Arbeit und des Düngers des Viehes, die zur Erzeugung dieses Zuwachses beitragen. Das Getreide und Vieh, das er unmittelbar nach der Ernte besitzt, ist sein Kapital. Und sein Ertrag eines Jahres bis zur nächsten Ernte ist der Ueberschuß an Getreide und Vieh über die Menge hinaus, mit der er anfing. Dieser Ueberschuß ist für jeden Zweck verfügbar, für den er ihn zu verwenden wünscht, und Das läßt ihn genau in denselben Verhältnissen, in denen er am Anfang des Jahres war. Ob der Mann sein überschüssiges Getreide zur Besäung von mehr Land und sein überschüssiges Vieh zur Abweidung von mehr Wiesen behält; ob er Beide gegen andere Güter austauscht, wie z. B. als Zins gegen Benutzung von Boden, als Lohn gegen Benutzung von Arbeit; oder ob er damit sich und seine Familie ernährt, — Das ändert die Natur dieses Besitzes als eines Ertrages in keiner Weise und beeinflußt auch die Thatsache nicht, daß dieser Ertrag einfach verfügbares Kapital ist.

Daß, selbst abgesehen von der Etymologie des englischen cattle, Vieh ein typisches Beispiel des Kapitals ist, ist nicht wegzuleugnen („Fortschritt und Armuth“, S. 25). Und wenn wir uns nach der besonderen Eigenschaft des Viehes umsehen, die es zu Kapital macht, so hat weder George eine bessere Darstellung der Sache als Adam Smith gegeben, noch ist es sehr wahrscheinlich, daß ein Anderer Das thun wird. Vieh ist „Kapital“, weil es „Vorrath ist, der einen Ertrag liefert“. Das heißt: es versorgt seinen Besitzer mit Dem, was er zu besitzen wünscht. Und in diesem besonderen Falle ist der „Ertrag“ nicht nur wünschenswerth, sondern von höchster Wichtigkeit, insofern er menschliches Leben zu erhalten vermag. Die Heerde giebt einen Ertrag an Nahrungmitteln, wie Milch und Fleisch; einen Ertrag an Häuten; einen Ertrag an Dünger; einen Ertrag an Arbeit; einen Ertrag an austauschbaren Gütern in Gestalt dieser Dinge wie in Gestalt des lebendigen Viehes. In jeder dieser Eigenschaften ist Vieh Kapital; und ferner ist Alles Kapital, was alle diese Eigenschaften oder einige von ihnen besitzt.

Demnach ist Das, was wir auf Seite 25 von „Fortschritt und Armuth“ finden, als ein willkommener Fehltritt in eine klare Auffassung zu betrachten:

„Ein fruchtbares Feld, eine reiche Erzader, ein fallender Strom, der Kraft hergiebt, kann dem Besitzer Vortheile bieten, die dem Kapitalbesitz

gleichwerthig sind; aber der Versuch, derartige Dinge als Kapital einzureihen, würde dem Unterschied zwischen Land und Kapital ein Ende bereiten."

Ganz richtig. Die unangenehme Wahrheit ist nur, daß diese Dinge Kapital sind und daß es keinen grundlegenden Unterschied zwischen Land und Kapital giebt. Wird vielleicht geleugnet, daß ein fruchtbares Feld, eine reiche Erzader oder ein treibender Strom einen Theil von Jemandes Vorrath bilden können und daß sie somit fähig sind, einen Ertrag zu liefern? Wird nicht Jemand das Recht der Ausbeutung der Erzader durch einen Gewinnantheil vergüten und eine ebenfalls entsprechende Summe für das Recht erlegen, an dem treibenden Strome eine Fabrik zu errichten? In welchem Sinne sind denn da diese Dinge in geringerem Maße Kapital als die Gebäude und Werkzeuge, die auf Seite 27 von „Fortschritt und Armuth" als Kapital betrachtet werden? Ist es nicht klar, daß, wenn diese Dinge „Vortheile bieten, die dem Kapitalbesitz gleichwerthig sind", und wenn der Vortheil des Kapitals nur im Geben eines Ertrages besteht, ein Leugnen, daß sie Kapital seien, nur ein Selbstwiderspruch auf Umwegen ist?

Dieses wirre Geschwätz über Kapital ist jedoch die Klarheit selbst, verglichen mit der Darlegung des bedeutsamen Satzes: „Der Lohn entspringt nicht aus dem Kapital, sondern wird durch die Arbeit erzeugt", der das dritte Kapitel von „Fortschritt und Armuth" beherrscht.

„Wenn ich z. B. meine Arbeit dem Sammeln von Vogeleiern oder dem Pflücken wilder Beeren widme, so sind die Eier und Beeren, die ich so erhalte, mein Lohn. Sicherlich wird Niemand behaupten, der Lohn entspringe in diesem Falle dem Kapital. In diesem Falle giebt es kein Kapital."

Trotzdem wird Niemand, der den Ausführungen im vorigen Heft der „Zukunft" gefolgt ist, noch Bedenken tragen wollen oder können, den hier bestrittenen Satz dem Inhalte nach anzunehmen, wenn ihm auch vielleicht Zweifel kommen über die Berechtigung des Ausdruckes „Lohn". Niemand kann es schwierig finden, die Thatsache zu begreifen, daß Vogeleier und Beeren Vorräthe an Nahrungstoffen oder Lebenskapital sind; daß Derjenige, der seine Arbeit darauf verwendet, sie zu sammeln, Das auf Kosten seines persönlichen Lebenskapitales thut; und daß, wenn die Eier und Beeren der „Lohn" für seine Arbeit sind, sie es darum sind, weil sie ihn in den Stand setzen, seinem Organismus das Lebenskapital zu ersetzen, das er bei der Verrichtung der Sammelarbeit verbraucht hat. Danach giebt es „in diesem Falle" ein gutes Theil „Kapital". Henry George fährt fort:

„Ein völlig nackter Mensch, der auf eine Insel verschlagen wird, die nie zuvor eines Menschen Fuß betreten hat, kann sehr wohl Vogeleier sammeln und Beeren pflücken."

Zweifellos. Wer aber meiner Beweisführung so weit gefolgt ist, wird

bemerkt haben, daß eines Menschen Lebenskapital nicht in seinen Kleidern sitzt, und wird darum eben so wenig wie ich absehen können, was die Angabe der Nacktheit mit der Sache zu thun hat. Weiter:

„Oder wenn ich ein Stück Leder nehme und es zu einem Paar Schuhe verarbeite, so sind die Schuhe mein Lohn, die Belohnung für meine Anstrengung. Sie stammen doch ganz sicherlich nicht von irgend welchem Kapital — weder von dem meinen noch von dem eines Anderen —, sondern werden durch die Arbeit ins Dasein gerufen, deren Lohn sie geworden sind. Und dadurch, daß ich dieses Paar Schuhe als Lohn für meine Arbeit erhalte, wird das Kapital nicht einmal für einen Augenblick um den geringsten Betrag vermindert. Denn, wenn wir den Kapitalbegriff heranziehen, so besteht mein Kapital beim Beginn aus dem Stück Leder, dem Faden u. s. w.“

Es nimmt Einem den Athem, wenn man eine solche Verkettung von Trugschlüssen auf dem Raume eines halben Absatzes vorgeführt sieht. Unserem Wirthschaftreformator scheint der Gedanke gar nicht aufgestiegen zu sein, woher sein „Kapital beim Beginn“, sein Leder, Faden u. s. w. eigentlich gekommen sind. Ich wage die Vermuthung, daß das Leder ursprünglich ein Stück Rinderfell gewesen ist. Und da Kälbern und Ochsen die Haut nicht lebendig abgezogen wird, so schließt das Dasein des Leders die Verminderung jener Art Kapital um ein sehr beträchtliches Stück ein. Demnach ist es absolut sicher, daß die Schuhe schließlich von Etwas stammen, das Kapital im höchsten Sinne ist, nämlich von Rindern. Es ist ferner über jeden Zweifel erhaben daß die Arbeit des Gerbens nothwendig einen Verlust an Kapital in Gestalt von Baumrinde einschließt, — ganz zu schweigen von anderen Verlusten; und daß des Schuhmachers Benutzung von Ahle und Messer Verlust an Kapital in Gestalt des Vorrathes an Eisen einschließt. Ferner ist der Schuhmacher nicht nur durch das Lebenskapital, das er während der Zeit, die er mit der Anfertigung des Paares Schuhe beschäftigt war, aufgebraucht hat, in den Stand gesetzt worden, die Arbeit zu leisten, sondern auch durch das Lebenskapital, das er von seiner Geburtstunde an bis zu der Zeit verbraucht hat, wo er selbst so viel verdiente, daß er sein Leben fristen konnte.

Abermals weiter:

„Mit dem Fortschreiten meiner Arbeit wächst der Werth immer mehr, bis ich, wenn meine Arbeit in den fertigen Schuhen ihr Ergebniß erreicht hat, mein Kapital habe, vermehrt um den Werthunterschied zwischen Material und Schuhen. Beim Erhalten dieses Mehrwerthes, meines Lohnes, — wie kommt da zu irgend einer Zeit das Kapital als Quelle in Frage?“

Dem gegenüber können wir fragen: „Wie kann ein Mensch eine solche Frage aufstellen?“ Kapital kommt die ganze Zeit über als Quelle in Frage. Nicht nur, wenn die Schuhe angefangen werden, sondern auch während ihrer Anfertigung, und bis sie entweder vom Schuhmacher selbst benutzt oder von

Jemand gekauft, d. h. gegen einen Theil des Kapitals eines Anderen ausgetauscht werden. Und zwar sind, falls der Schuhmacher selbst keine Schuhe braucht, einzig das Vorhandensein von Lebenskapital im Besitz eines Anderen und dessen Bereitschaft, im Austausch für die Schuhe mehr oder weniger davon herzugeben, die beiden Vorbedingungen, die es dem Schuhmacher ersparen, sein Kapital unproduktiv verzehrt zu haben. Somit erweist die Prüfung des Falles, den der Vertreter der Lehre, auf Gewerbthätigkeit verwandte Arbeit ohne die Inanspruchnahme von Kapital könne Lohn erzeugen, selbst ausgewählt hat, ihn als eine Täuschung erster Größe, selbst wenn diese Lehre durch den Ausspruch von Adam Smith gestützt würde, die für sie angeführt wird:

> „Das Erzeugniß der Arbeit stellt die natürliche Entschädigung oder den Lohn der Arbeit dar. In dem Urzustande, der der Aneignung von Land und der Anhäufung von Vorräthen vorausgeht, gehört das ganze Erzeugniß der Arbeit dem Arbeiter. Er hat weder einen Grundherrn noch einen anderen Herrn, mit dem er zu theilen hätte." (Wohlstand der Völker, Kapitel 8.)

Aber dieser ganze Abschnitt zeigt den Einfluß der französischen Physiokraten, von deren Geist Adam Smith beeinflußt war, an ihrer schwächsten Stelle, nämlich da, wo sie zu Gunsten einer apriorischen Spekulation den Boden der Erfahrung verlassen hatten. Der vertrauensvolle Hinweis auf den „Urzustand" ist ganz und gar nach der Art des Essai sur l'Inégalité. Nun muß der Zustand des Menschen vor der „Aneignung von Land" und der „Anhäufung von Vorräthen" sicherlich der von völlig wilden Jägern gewesen sein. Da nach der Annahme ja Niemand Land besessen haben soll, so hätte natürlich auch Niemand einen Grundherrn haben können. Und wenn es noch keine Anhäufung von Vorräthen in übertragbarer Form gab, so kann es auch sonst keinen Herrn im Sinne eines Vermiethers gegeben haben. Aber Vermiether und Miethe (d. h. Lohn) sind korrelate Ausdrücke wie Mutter und Kind. Wie der Begriff „Kind" eine „Mutter" einschließt, so schließen die Begriffe „Miethe" oder „Lohn" einen „Vermiether" oder „Lohngeber" ein. Wenn dennoch ein Mensch „im Urzustande" zu seiner eigenen Erhaltung Früchte sammelte oder Wild erlegte, so könnte man die Früchte oder das Wild nur im bildlichen Sinne seinen „Lohn" nennen, — wie man sofort sieht, wenn man den Ausdruck „Miethe", der eine engere Bedeutung hat, für „Lohn" einsetzt. Sonst ist man zu der Annahme gezwungen, daß der Wilde sich selbst miethete, um sich sein Essen zu verschaffen. Das führt uns aber zu dem ganz widersinnigen Schlusse, daß, wie der Mensch „im Naturzustande" sein eigener Arbeitgeber war, der „Herr" und der „Arbeiter" in jener Musterzeit sich das Erzeugniß zu gleichen Theilen aneigneten! Und wenn Das noch nicht genügt, so ist ja schon gezeigt worden, daß im Jägerzustande der Mensch

noch nicht einmal eine Nebenkraft bei der Erzeugung von Lebenskapital ist, sondern daß er einfach verzehrt, was die Natur erzeugt.

Nach dem Verfasser von „Fortschritt und Armuth“ haben sich die Volkswirthschaftlehrer täuschen lassen von einem „Trugschluß, der einige der schärfsten Köpfe in ein Gewebe ihrer eigenen Spinnarbeit verwickelt hat“.

„Es ist der Gebrauch des Wortes Kapital in zwei Bedeutungen. Im Vordersatze, daß Kapital erforderlich ist zur Ausübung produktiver Arbeit, ist der Ausdruck Kapital verstanden als Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. einschließend. In den Schlüssen jedoch, die daraus gezogen werden, wird der Ausdruck in seiner gewöhnlichen und rechtmäßigen Bedeutung gebraucht, nämlich als Besitz, der nicht zur unmittelbaren Stillung von Wünschen, sondern zur Erwerbung von mehr Besitz benutzt wird, als Besitz in der Hand von Arbeitgebern, die von Arbeitern unterschieden sind.“

Ich habe keinerlei Interesse daran, die Volkswirthschaftlehrer zu vertheidigen, denen damit ein Fehler zur Last gelegt wird. Aber es soll mich sehr überraschen, wenn Einer von ihnen es in der Kunst der Verwirrung zu dem Grade der Vollendung gebracht haben würde, den dieser Abschnitt zeigt. Wer ist je auf den Gedanken verfallen, daß Besitz, der in den Händen eines Arbeitgebers Kapital ist, sobald er in den Händen eines Arbeiters ist, aufgehört hat, Kapital zu sein? Wenn ein Arbeiter sonnabends dreißig Mark für sechs Tage Arbeit ausgezahlt bekommt, so kommen diese dreißig Mark aus dem Kapital des Arbeitgebers und erhalten den Namen „Lohn“ nur, weil sie gegen Arbeit ausgetauscht werden. Wenn der Arbeiter nach Hause geht, so sind sie in seiner Tasche ein Theil seines Kapitals genau in dem selben Sinne, wie sie eine halbe Stunde vorher ein Theil vom Kapital des Arbeitgebers waren. Der Arbeiter ist nun eben so sehr Kapitalist, wie wenn er ein Rothschild wäre. Wenn er ein Junggeselle ist, dessen Essen und Hausarbeit von den Leuten des Hauses besorgt wird, in dem er sein Zimmer hat, dann ist der Zins, den er ihnen aus seinem Kapital zahlt, theilweise Lohn für ihre Arbeit, und insofern ist er Arbeitgeber. Falls er von den dreißig Mark sich eine erspart, so hat er in diesem Maße sein Kapital vermehrt, wenn der nächste Sonnabend herankommt. Und falls er seine gesparten Markstücke Woche für Woche in eine Sparkasse steckt, so ist der Unterschied zwischen ihm und dem aufgeblasensten Bankier einzig ein Gradunterschied.

Auf Seite 42 lesen wir die zuversichtliche Behauptung, daß „Arbeiter durch das Empfangen von Löhnen“ „nicht einmal zeitweise“ das „Kapital des Arbeitgebers“ verringern können, und auf Seite 44 wird zugestanden, daß in gewissen Fällen der Kapitalist „Kapital im Lohne auszahlt“. Man sollte denken, das „Auszahlen“ von Kapital sei schwerlich möglich ohne eine mindestens „vorübergehende“ Verringerung des Kapitals, aus dem die Zah=

lung geschieht. Aber „Fortschritt und Armuth" ändert diese Wahrheit durch ein kleines Taschenspielerkunststück mit Worten:

> „Denn wo die Löhne gezahlt werden, ehe man den Gegenstand der Arbeit erhält oder ehe er fertig ist, wie beim Ackerbau, wo das Pflügen und Säen dem Einbringen der Ernte um Monate vorausgehen muß, wie beim Errichten von Gebäuden, dem Bau von Schiffen, Eisenbahnen, Kanälen u. s. w., da können die Kapitalbesitzer keinen unmittelbaren Ersatz des in Löhnen ausgezahlten Kapitals erwarten, sondern müssen, wie der Ausdruck lautet, es eine Zeit lang ‚auslegen' oder ‚ausstehen lassen', die sich manchmal auf viele Jahre beläuft. Und von hier aus ist es, wenn man sich die ersten Grundsätze nicht gegenwärtig hält, leicht, den Sprung zu dem Satze zu machen, die Löhne würden von dem Kapital vorgestreckt."

Wer den Ausführungen dieses Aufsatzes bis hierher aufmerksam gefolgt ist, kann vielleicht nicht verstehen, wie man, wenn man sich die gesunden „ersten Grundsätze" gegenwärtig hält, zu einem anderen Schlusse gelangen kann, sei es nun mit einem Sprunge oder einer anderen Art logischen Fortschreitens. Aber der erste Grundsatz, den sich der Verfasser unseres Buches „gegenwärtig hält", besitzt gerade das Maß von Zweideutigkeit, das ihm gestattet, damit Hokuspokus zu spielen. Es ist der folgende: „Die Wertherzeugung ist unabhängig von der Vollendung des Erzeugnisses." Zweifellos ist diese Behauptung mit gewissen Einschränkungen richtig. Es ist nicht wahr, daß „die Arbeit immer durch ihre Ausübung das Kapital vermehrt, ehe sie sich vom Kapital ihren Lohn nimmt"; aber es ist wahr, daß sie diesen Erfolg haben kann und oftmals hat. Nehmen wir eins der gegebenen Beispiele, den Bau eines Schiffes. Die Bearbeitung des Holzes giebt ihm unzweifelhaft einen Werth (für den Schiffsbauer), den es vorher nicht besessen hat. Wenn es zusammengefügt ist, so daß es das Rahmenwerk eines Schiffes bildet, so findet eine weitere Vermehrung des Werthes (für den Schiffsbauer) statt. Und wenn der äußere Plankenbelag hinzukommt, so steigt der Werth (für den Schiffsbauer) abermals. Wenn alles Andere um den Rumpf vollendet ist, abgesehen von dem einen kleinen Punkt der Dichtung der Nahten, so hat es sicherlich für den Schiffsbauer noch mehr Werth. Aber für wen sonst hat es irgend welchen Werth, außer vielleicht für einen Brennholzhändler? Welchen Preis wird Jemand, der ein Schiff, d. h. ein Ding will, das Frachten von einem Hafen zum anderen trägt, für das unvollendete Fahrzeug zahlen, das durch jede Naht Wasser einlassen und in einer halben Stunde sinken würde, wenn man es vom Stapel ließe? Wenn dem Schiffsbauer das Geld ausginge, ehe das Schiff gedichtet wäre, und er keinen anderen Schiffsbauer finden könnte, der es kaufen und fertig bauen wollte, — in welchem Verhältniß stände dann der von der Arbeit, die er aus seinem Kapital bezahlt hat, erzeugte Werth zu dem seiner Auslagen?

Sicherlich giebt ihm Niemand ein Zehntel des in Löhnen aufgewandten Kapitales, vielleicht nicht einmal so viel, wie die Hauptkosten des Rohmateriales betragen haben. Obgleich also die Behauptung, daß die „Wertherzeugung unabhängig von der Vollendung des Erzeugnisses“ sei, unter gewissen Umständen wahr sein kann, so braucht sie es doch nicht zu sein und ist es nicht immer. Und wenn sie einschließen oder andeuten soll, daß die Wertherzeugung in einem Industriegegenstand nicht von der Vollendung des Gegenstandes abhängig sei, so läßt sich ein thörichterer Irrthum schwerlich vorbringen. Besteht nicht ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Werth eines ungedichteten und dem eines fertigen Schiffes? Zwischen dem Werth eines Hauses, an dem nur noch die Dachziegel fehlen, und dem eines fertigen Hauses? Zwischen dem Werth einer Uhr, der nur noch das Gehwerk fehlt, und dem einer fertigen Uhr? Wie Schiffe, Haus und Uhr, so haben die unvollendeten Gegenstände überhaupt keinen Werth, d. h. Niemand, der etwas Derartiges zum unmittelbaren Gebrauch kaufen möchte, würde einen Pfennig dafür geben. Der einzige Werth, den sie, abgesehen vom Werth des in ihnen enthaltenen Materiales, haben können, ist der, den sie für Jemand haben, der sie fertig machen kann oder der im Stande ist, Theile von ihnen zur Anfertigung anderer Dinge zu verwenden. Jemand kann ein nicht fertiggebautes Haus der Ziegel wegen kaufen. Oder er kann eine Uhr kaufen, um die Räder zu dem Theil einer anderen Maschinerie zu benutzen. Obgleich also jede Stufe der Arbeit, die auf das Rohmaterial verwandt wird, um ein bestimmtes Erzeugniß zu schaffen, dem Material in der Schätzung Derer, die sich mit der Herstellung dieses Erzeugnisses beschäftigen, einen Mehrwerth giebt, so ist doch das Verhältniß dieses sich aufhäufenden Werthes auf jeder Stufe der Herstellung zum Werth des fertigen Erzeugnisses außerordentlich schwankend und oft ungünstig. Und für andere Leute kann der Werth des unvollendeten Erzeugnisses nichts oder sogar eine negative Größe sein. Ein Holzhändler für Hausbauholz z. B. könnte Holz, das zu Rippen eines Schiffes verarbeitet worden ist, sehr wohl als verdorben betrachten und ihm also weniger Werth zuschreiben, als es als Rohholz hatte.

Nach „Fortschritt und Armuth“ hat es in Wirklichkeit keinen Kapitalvorschuß gegeben, als der Gotthardtunnel gebohrt wurde. Wenn nun, als die Schweizer und die Italiener einander auf einen halben Kilometer nahe gekommen waren, sich herausgestellt hätte, daß dieser halbe Kilometer aus undurchdringbarem Felsen bestand, — hätte da wohl Jemand einen Pfennig für den unvollendeten Tunnel gezahlt? Und wenn nicht, wie kommt es dann, „daß die Wertherzeugung unabhängig ist von der Vollendung des Erzeugnisses?“

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß von allen in dieser seltsamen Welt landläufigen sozialen Wahnideen die dümmsten die

sind, die annehmen, daß sich Arbeit und Kapital nothwendig im Gegensatz zu einander befinden; daß alles Kapital durch Arbeit erzeugt und darum von Naturrechtes wegen Eigenthum des Arbeiters sei; daß der Kapitalbesitzer ein Räuber sei, der den Arbeiter plündere und sich Etwas aneigne, an dessen Erzeugung er keinen Antheil gehabt hat. Kapital und Arbeit sind im Gegentheil mit Nothwendigkeit enge Verbündete. Kapital ist niemals allein das Erzeugniß menschlicher Arbeit. Es ist getrennt von menschlicher Arbeit vorhanden. Es ist die nothwendige Voraussetzung der Arbeit und es liefert das Material, auf das die Arbeit verwandt wird. Die einzige unentbehrliche Form von Kapital, das Lebenskapital, ist durch menschliche Arbeit überhaupt nicht zu erzeugen. Der Mensch kann nichts weiter thun, als den Versuch machen, die Bildung dieses Kapitales durch seine wirklichen Erzeuger zu begünstigen. Zwischen dem Werth eines Gegenstandes und dem auf ihn verwandten Arbeitbetrag besteht keine wirkliche Beziehung. Der Anspruch der Arbeit auf das Gesammtergebniß der Bemühungen, die erst durch Kapital möglich werden, ist einfach eine apriorisch ersonnene Ungerechtigkeit.

Thomas H. Huxley.



Bayreuth im Jahre 1896.

In einem der Heiligen Bücher der Chinesen lesen wir: „Die Musik bringt die Eintracht unter die Menschen und bewirkt, daß sie einander nicht widersprechen und sich nicht streiten.“ Dieser weise Spruch bezieht sich wohl speziell auf die Musik der Chinesen; denn bei uns Europäern — und nicht etwa erst seit Richard Wagner, sondern seitdem unsere Musik im dreizehnten Jahrhundert sich zu entwickeln begann — war die Muse Polyhymnia stets eine Kriegsgöttin. In der Beurtheilung anderer Künste konnten zwei Männer einander widersprechen und dennoch gute Freunde bleiben, bei der Musik kaum; in der guten alten Zeit mischten sich die höchsten Kirchenfürsten drein, Anathema und Gegenanathema waren die Argumente, mit denen man für oder gegen die Polyphonie eintrat, — heute ist es nicht viel anders geworden. Eine eigenthümliche Bitterkeit entsteht in dieser „sweetest of arts“, sobald der Widerspruch als Gährstoff hineingeworfen wird; selbst weise und gerechte Männer — man lese nur die Briefe Billroths — gerathen durch die Leiden-

schaftlichkeit ihrer musikalischen Antipathien in den widerwärtigen Ton des Hasses und der Verachtung und reden zum ersten Male in ihrem Leben reinen Unsinn. Daß über Bayreuth, wo die Musik einen der schönsten Triumphe feiert, immer maßlos heftig gestritten und immer unermeßlich viel Unsinn geschrieben wurde, ist also ganz in der Ordnung. Auch das Jahr 1896 hat keine Ausnahme gebildet.

Jedes Jahr, in dem eine Neuaufführung in Bayreuth stattfand (mit einziger Ausnahme vielleicht des Jahres 1894 mit Lohengrin), war ein Kriegsjahr; die Neuinszenirung und Neueinstudirung des Nibelungenringes nach einer zwanzigjährigen Pause kam einer Neuaufführung gleich; auch ohne die totale Sonnenfinsterniß des neunten August (des Tages, wo Herr Siegfried Wagner zum ersten Male eine Festspielaufführung leitete!) wäre es zu heißen Schlachten gekommen. In der That, in Bayreuth selbst und in der internationalen Presse sahen wir ein ganz tolles Babel widerstreitender Ansichten und Urtheile. Herr Dr. Sternfeld hat vor Kurzem im Musikalischen Wochenblatt eine höchst ergötzliche Zusammenstellung gegeben: es genügt, ein halbes Dutzend Berichte der angesehensten deutschen Kritiker zur Hand zu nehmen, um fast jede Einzelnheit der bayreuther Aufführung zugleich als vorzüglich und als skandalös hingestellt zu sehen. Beträfen diese Urtheile nur Fragen des Geschmackes oder Gesammteindrücke, so könnte man sich allenfalls die auffallende Divergenz erklären; wie soll man es sich aber deuten, wenn von zwei Fachmusikern der Eine „die tadellose Intonation der Rheintöchter" bewundernd hervorhebt, der Andere sie so schlecht findet, daß er spottend von „Unreintöchtern" spricht? Die Leidenschaftlichkeit geht, wie man sieht, so weit, daß sie sogar das sonst automatisch funktionirende Gehör stört; die Autosuggestion erstreckt sich bis auf die passiv schwingenden Luftwellen! Und wenn wir nun von den ernsten Kritikern noch unsere Aufmerksamkeit dem sonderbaren Geschlecht der sogenannten „Wagnerianer" zuwenden, so wird das Schauspiel ein gar possirliches: hier wird über Temponuancen gestritten, die nur mit Hilfe der Differentialrechnung zu bestimmen sind; Schopenhauer-Register und Wagner-Lexika werden herbeigeschleppt, um unwiderlegbar darzuthun, daß die Göttin Freia nicht hoch genug geschürzt war und daß sie kein mit Blumen gesticktes Kleid tragen dürfe; über den Walkürenritt wird so viel hin und her disputirt wie im Lager der Griechen über das hölzerne Roß des Ulysses. Oefters las ich von „unbedingten Anhängern von Bayreuth": diese Spezies blieb mir jedoch unauffindbar; kein Mensch raisonnirt so viel, so kleinlich und so verständnißlos über Alles, was in Bayreuth geleistet wird, wie diese angeblichen „Anhänger"; der Fremde und der Feind empfinden fast immer mit mehr oder weniger Klarheit die Größe des Vorhabens, wenn auch weiter nichts; wer aber für den jährlichen Preis von vier Mark Mitglied des Allgemeinen Wagnervereines geworden ist, scheint sich in

Bayreuth so zu Hause fühlen wie der Fisch im Teiche; für das Bischen Geld hat er zugleich mit seiner Mitgliedschaft sich ein lückenloses Verständniß eines der gewaltigsten Kunstvorhaben, von denen die Geschichte erzählt, erworben, — und bekanntlich dokumentirt sich echte Kennerschaft zunächst darin, daß man an Allem und Jedem herumtadelt.

Ich für mein Theil bekenne mich zum Standpunkt der Chinesen. Sonst streite ich gern, Widersprechen ist mir oft Genuß; nicht aber, wenn das Kunstwerk des Genies in Frage steht, nicht, wenn Musik noch mein ganzes Wesen erfüllt. Nicht als Streiter trete ich also heute auf, sondern ich will ganz friedlich melden, was die Festspiele dieses Jahres als Erlebniß für mich bedeuten. Von Polemik sehe ich ab; und ich richte mein Augenmerk auch nicht auf das allen theatralischen Unternehmungen unserer Zeit gemeinsame Unvollkommene, sondern auf Das, was, im Gegensatz zu dem sonst Ueblichen, neu errungen oder mindestens klar angedeutet wurde.

Eine Thatsache war mir noch niemals so stark aufgefallen wie in diesem Jahre: wie nothwendig es ist, in Bayreuth mehrere Aufführungen zu sehen, will man das dort Geleistete ganz fassen, will man en connaissance de cause darüber urtheilen. Je ausgedehnter das Werk ist, um so mehr macht sich Das natürlich fühlbar; und was schon für Tristan und Parsifal galt, gilt in erhöhtem Maße für die Tetralogie des Nibelungen. Viele hörte ich nach Schluß der Götterdämmerung versichern, daß sie jetzt erst begännen, die unvergleichliche Eigenartigkeit der bayreuther Aufführungen zu begreifen. „Ach, wenn man nur morgen gleich mit dem Rheingold wieder anfangen könnte!“ rief mir mehr als Einer zu. Und da es nun immer mehr Sitte wird, längere Zeit in Bayreuth zu verweilen, so konnte man den Eindruck wiederholter Aufführungen „experimental“ feststellen. Aus der Fülle meiner Erfahrungen theile ich einen besonders interessanten Fall mit. Einer der geschätztesten pariser Musiker, ein älterer Mann, kam nach Bayreuth zum ersten Cyklus; wir waren nach den Aufführungen häufig zusammen; mein Freund gehörte nicht zu den professionellen Herunterreißern, dazu war er viel zu begabt und besaß er zu viel Sachkenntniß und Erfahrung; er bewunderte Vieles; seine Einzelnkritiken irritirten mich aber durch ihre Endlosigkeit. Da er mit einem eben so phänomenalen Gehör wie Hans Richter ausgestattet war, brachte er zunächst Allerlei aus dem Bereiche musikalischer Mikroskopie zur Sprache; dann wurden die einzelnen Stimmen in allen Höhenlagen durchgenommen und einer zumeist vernichtenden Kritik unterworfen; die Szenerie blieb nicht verschont: der Walkürenritt sei schöner in Paris, der Feuerzauber wirksamer in Dresden, die Kostüme entfernten sich von der Tradition, an dem einen Darsteller wurden die konventionellen Geberden getadelt, an dem anderen im Gegentheil, daß sie zu sehr von dem Ueblichen abwichen und offenbar einstudirt seien. Ich

war wirklich sehr erstaunt, als am Morgen nach der Götterdämmerung der Mann zu mir hereinstürzte mit der flehentlichen Bitte, ihm zu einer Karte für den zweiten Cyklus zu verhelfen; er war in heller Verzweiflung, weil an der Kasse keine zu haben war. Er blieb zum zweiten, er blieb auch zum dritten Cyklus. Immer stiller wurde mein Freund, immer einsilbiger; in den Pausen wanderte er eiligen Schrittes in den Wald hinter dem Festspielhause hinauf; nach den Aufführungen kehrte er allein nach Hause zurück; ich sah ihn fast kaum mehr. Beim Abschied fragte ich ihn lächelnd: „Nun, trotzdem so ziemlich Alles schlecht war, hat es Ihnen im Ganzen wohl doch gefallen?“ Er aber erwiderte mit ungewöhnlichem Ernst: „Spotten Sie nicht! Ich war ein Narr; vor lauter Bäumen sah ich den Wald nicht; jetzt erst fange ich an, zu begreifen, was in Bayreuth erstrebt und was da geleistet wird; fortan schweige ich, denn hier ist das Gebiet des Unvergleichlichen“ (c'est ici le domaine de l'incomparable). Aus solchen Erfahrungen lernt man deutlich erkennen, daß nicht im Gewohnten, sondern im Ungewohnten das Kennzeichnende einer bayreuther Aufführung zu suchen ist. Ich will damit sagen, daß das Eigenartige und einzig Entscheidende an ihr nicht in dem Glanz der Stimmen, in der hinreißenden Gewalt einzelner Darsteller, in Orchestereffekten und szenischen Meisterstücken besteht; es ist nicht recht zu ersehen, wie in allen diesen Dingen Bayreuth in der Lage sein sollte, es weiter zu bringen als die besten der bestehenden Bühnen; die „Unvergleichlichkeit“ einer bayreuther Aufführung muß folglich auf irgend etwas Anderem beruhen.

Auf dieses Andere — „was anders ist, Das lerne nun auch!“ ruft Wotan dem Alberich zu, als er Siegfried in der Entfernung erblickt — auf dieses Andere komme ich gleich zu sprechen. Ich will nur rasch noch den Einwurf abweisen, daß Bayreuth vielleicht nicht künstlerisch unmittelbar wirke, daß man mehrere Aufführungen hören müsse, um gedanklich Etwas zu ergründen und festzuhalten. Das ist nicht der Fall. Ich habe in diesem Jahre wieder die Erfahrung gemacht, daß der Eindruck auf jeden gänzlich Unvoreingenommenen ein unfehlbarer ist: der Fremde erfaßt das Unvergleichliche einer bayreuther Aufführung im Allgemeinen schneller als der Deutsche; der Nichtmusiker schneller als der Musiker; ein Mann, der selten ins Theater kommt, schneller als ein Habitué. Das ist auch gar nicht so paradox, wie es im ersten Augenblick erscheinen mag. Das Urtheil waltet leichter, wo es bereits geübt ist, als wo es auf unbekanntes Gebiet sich begeben muß. Der Deutsche aber erblickt auf der bayreuther Bühne die ihm wohlbekannten Sänger, der Musiker folgt unwillkürlich den Einzelnheiten des polyphonen Gewebes und ärgert sich über den „Kicks“ eines Bläsers; der Theatermensch merkt tausend Einzelnheiten, die er mit anderen früher erlebten Einzelnheiten automatisch vergleicht. Das sind nun keine guten Bedingungen, um einen künst-

lerisch-unmittelbaren Eindruck zu empfangen; es hieße aber, den Wagen vor die Ochsen spannen, wenn man gerade Bayreuth daraus einen Vorwurf machen wollte. Bayreuth fordert vor Allem ein sehr weites, empfängliches Herz; und es läßt sich nicht leugnen, daß die häufige banale Berührung mit dem Theater die Quelle des echt dramatischen Gefühles in unserem Herzen vertrocknet. Denn für die mitschöpferische Aufnahme des Dramas sind Naivetät und Leidenschaft die Hauptbedingungen; ohne die weite Verbreitung dieser Eigenschaften hätten weder Aeschylos noch Shakespeare dichten können; wir dagegen treten blasirt, skeptisch und kalt ins Theater. Wir thun auch im Allgemeinen Recht daran, nicht aber in Bayreuth; denn hier können wir das Geleistete nicht von oben herab beurtheilen, sondern müssen uns erst zu ihm hinaufschwingen. Wer nun, durch irgend einen geheimnißvollen Zauber angezogen, zu mehreren Aufführungen in Bayreuth bleibt, erlebt in sich eine eigenthümliche ästhetische Wandlung: sein Standpunkt wird nach und nach verschoben; es ergeht ihm wie meinem pariser Freunde. Nicht etwa, als verlöre er sein gesundes Urtheil, als dünke ihn eine häßliche Stimme nun schön, als merke er den „Kicks" nicht mehr und als sei er blind für die tausend Unvollkommenheiten geworden, die nicht selten in Bayreuth noch mehr auffallen als in anderen Theatern, — nein; sondern er verliert, was Wagner die „Opernbrille" nannte, er kümmert sich immer weniger um die Leistung des Herrn X. und der Frau Y. und merkt immer deutlicher, was auf diese ihm schon sattsam bekannte Leistung in Bayreuth aufgepfropft worden ist, oder, um mich schöner auszudrücken, die Absicht, die durch sie hindurchschimmert; und während Manches, was ihm an der Inszenirung und Darstellung nicht gefallen hatte, ihm immer nebensächlicher scheint, entdeckt er nach und nach tausend Einzelnheiten, die er zuerst ganz übersehen hatte, und diese Einzelnheiten sind nicht zufällige, sind nicht geniale Einfälle eines gewöhnlichen Regisseurs, sondern vereinen sich zu einem wohlgeplanten Ganzen. Diese besondere Geberde, jene Modifikation der Beleuchtung sind nicht allein schön, sie hängen mit anderen Geberden, mit anderen Beleuchtungstimmungen eng zusammen; die gesammte Darstellung, vom Größten bis zum Kleinsten, ist eben mit genauester Berücksichtigung der dichterischen Absichten (und dieser allein) organisirt. Was zur dichterischen Absicht nicht gehört, wird in Bayreuth vermieden, und „effektuire" es noch so schön; was dem Dichter nebensächlich galt, wird dort als nebensächlich behandelt, ja oftmals mit einer kühnen Verächtlichkeit, die zuerst fast verblüffend wirkt und zu manchem Mißverständniß führt. Unser Standpunkt als Zuschauer erfährt also eine Verschiebung, entsprechend dem neuen Standpunkt, von dem aus in Bayreuth die Darstellung gestaltet wird; und sind wir endlich so weit gekommen, daß wir das dort Geleistete nicht mehr aus einem schiefen Winkel, in verzerrter Perspektive, erblicken, dann erkennen wir, daß hier wirklich ein

„Anderes“ vor uns steht, ein Anderes, das wir erst „lernen“ müssen, ehe wir darüber zu urtheilen uns unterfangen dürfen, ein sehr erhabener künstlerischer Wille, Etwas, das jener Franzose mit Recht „l'incomparable“ nannte, weil es seinem Wesen nach von anderen theatralischen Unternehmungen sich unterscheidet und füglich mit ihnen nicht zu vergleichen ist.

Die Quelle zu dieser Unvergleichlichkeit liegt ohne jede Frage in den dargestellten Werken selbst. Unsere Opernbühnen assimiliren sich die Werke Wagners, indem sie sie zu Opern umwandeln; wie wäre es auch anders möglich? Nun berichtet aber Wagner selbst von der Aufführung seines Tannhäuser im Jahre 1845, daß der große äußere Erfolg ihm keinerlei Befriedigung gewährt habe, weil „das Wesentliche an dem Werke nicht begriffen worden war“; ja, sogar vom Fliegenden Holländer galt das Selbe und er schreibt darüber: „Keiner, der nur den äußerlichen Erfolg im Auge hatte, begriff meine tiefe Unzufriedenheit und begriff vor Allem nicht, daß diese hauptsächlich dem Charakter der Darstellung galt, der Allen doch so glücklich schien und eben den Erfolg (der ‚Oper‘) herbeigeführt hatte.“*) Diese Worte könnten heute geschrieben sein und gelten natürlich in erhöhtem Maße von den Werken aus Wagners zweiter Lebenshälfte. Alle unsere Operntheater, auch die besten, verzerren die Werke des bayreuther Meisters und müssen es thun, sonst bliebe „der Erfolg der Oper“ aus. Was nun die Aufführungen in Bayreuth von anderen unterscheidet, ist gerade der „Charakter der Darstellung“, der Gesammtcharakter, die leitende Absicht, das gestaltende Prinzip. Wagner ist ein Dichter: der „Charakter der Darstellung“ seiner Werke muß folglich ein durchaus anderer sein als derjenige einer Oper; seine Dramen sind aber außerdem insofern „unvergleichlich“, als sie ein neues Kunstideal verkörpern: wer also, anstatt diese Werke nach dem Gewohnheitrecht und nach hergebrachten Schablonen aufzuführen, die Gesetze für ihre Darstellung aus ihnen selbst entnimmt, wird unfehlbar Etwas zu Stande bringen, das — und sei es noch so sehr mit Unvollkommenheiten behaftet — dem Charakter der Darstellung nach ein Anderes und dem Erfolg nach ein Unvergleichliches sein wird. Die Quelle zu der Besonderheit der bayreuther Aufführungen liegt also, ich wiederhole es, in den Werken selbst. Das Verdienst der dort leitenden Faktoren ist gewiß kein geringes, denn eine Begabung, die fast bis an die des Genies heranreicht, ist nöthig, um Absichten zu erkennen, an denen der Uneingeweihte blind vorbeigeht; es gehört auch die Sicherheit dazu, die nur aus vieljährigem täglichen Umgang mit dem Schöpfer der Werke gewonnen werden konnte, — und alles Das findet sich bekanntlich in Bayreuth vereint. Trotzdem kann man gar nicht zu viel Nachdruck auf die Thatsache

*) Briefe an Uhlich, S. 197.

legen, daß nirgendwo der Willkür so enge Grenzen gezogen sind wie dort und daß auch die größte Begabung sich nur im Dienste des alleinherrschenden dichterischen Willens bethätigen darf.

Der Erfolg dieses Mühens ist nun zunächst eine wunderbare Einheitlichkeit der Gestaltung. Diese Einheit halte ich für den Kernpunkt einer bayreuther Aufführung und niemals war sie mir imponirender entgegengetreten als jetzt, im „Ring des Nibelungen". Sie ist es, die der in leichten Einzelnkritiken sich Ergehende zunächst nicht erblickt; sie ist es, der wir bei näherer Bekanntschaft in erster Reihe jene undefinirbare Empfindung des „Anderen" verdanken. Ich glaube aber, daß Jeder begreifen wird, wie unmöglich es ist, solche Empfindung zu beschreiben. Man empfindet diese Einheit der Absicht und der Gestaltung mit der äußersten Bestimmtheit, man erlebt sie ja unmittelbar; man fühlt auch recht gut, daß sie der gesammten Kunstthat eine höhere Weihe verleiht; ohne philosophischen und religiösen Deuteleien nachzuhängen, hat man doch den Eindruck, als lausche man der Stimme eines der ganz großen Männer der Weltgeschichte; Ehrfurcht und Bewunderung fesseln die ewig geschäftige Vernunft; das Herz dehnt sich immer weiter aus, — aber davon sprechen, dieses Erlebniß analysiren? Das ist schwer. Man erfährt eben in Bayreuth wenn man es vorher nicht wußte, daß der alte Schopenhauer Recht hatte, als er sagte, daß das künstlerische Erkennen und das künstlerische Schaffen (das geniale) seinem Wesen nach von jedem anderen sich unterscheidet und der Analyse nicht unterliegt. Wie mein sonst so gesprächiger Pariser, will man nur schweigen und das Wunderbare durch die Phantasie sich wieder und immer wieder vorführen:

„Verschwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von Dir zurückgewöhne!"

Und dennoch, wer berichten soll, muß sprechen, selbst auf die Gefahr hin, wie Faust, den Zauber zu zerstören. Da ich sprechen soll und muß, will ich mich nun gleich ins Unterscheidende, also Kritische, stürzen; nur so kann ich hoffen, Verständliches vorzubringen. Der Zweck heiligt hier die Mittel.

Ich schaue zurück auf die diesjährige Aufführung des Ringes und glaube, die Einheitlichkeit der Darstellung am Besten dadurch fühlbar machen zu können, daß ich sage, wo diese gestaltende Absicht sich schon sehr deutlich kundthat und wo sie im Gegentheil nur schwach und ungleichmäßig angedeutet war. Sehr auffallend, an einzelnen Stellen bis an die Schwelle der Vollkommenheit reichend, war die Verschmelzung zu einer organischen Einheit bei denjenigen Bestandtheilen des Dramas, die sich lediglich an die beiden Sinne: das Auge und das Ohr, wenden; recht ungleich war es dagegen gelungen, das Element, das unmittelbar die Thätigkeit des Verstandes beansprucht, mit den übrigen in gleicher Weise zu verbinden. Die Dichtung,

nicht blos in ihren Worten, sondern eben so sehr in ihren musikalischen Tönen und an allen entscheidenden Stellen auch in ihren Leibesgeberden, richtet sich nämlich an den Verstand — wenn man will, an den künstlerischen Verstand —, an jenen Theil unseres Denkens, der zwar der Empfindung zuneigt, immerhin aber an die verständnißvoll aufnehmende Denkfähigkeit. Gerade dieses Element des Kunstwerkes liegt aber offenbar so ziemlich ganz in der Gewalt der einzelnen Darsteller; und es ist wohl nicht minder offenbar, daß unsere heutigen Opernsänger für die Lösung dieser delikatesten Aufgabe, die jemals einem Mimen zu Theil wurde, noch durchaus unvorbereitet sind. Sie müßten für ihre Aufgaben ja sehr feine Schauspieler sein, und Schauspieler, die so sehr in jede Einzelnheit der Partitur eingedrungen wären, daß sie es deutlich empfänden, wie mathematisch genau der Accent des Wortes und der Charakter der Geberde durch die Musik bestimmt ist, — oder, um mich genauer auszudrücken: wie organisch das Alles zusammenhing in dem Moment, wo der Dichter sein Werk schuf. Wagner forderte darum als Minimum ein Jahr, um seine Leute „menschlich und künstlerisch zu üben“, und später, als er eine Schule plante, sollte der Kursus sich auf sechs Jahre erstrecken; dagegen können die meisten Mitwirkenden in Bayreuth höchstens einen Monat der Vorbereitung widmen, viele — und gerade oft Vertreter von Hauptrollen — nur vierzehn Tage. Deshalb muß man sich einstweilen zufrieden geben, wenn man hier, auf dem Gebiete des Verstandes, die allgemeinen Linien zur Harmonie mit den übrigen Elementen des Ausdruckes verschmilzt, also z. B. den allgemeinen Ton eines Charakters feststellt und festhält und die allgemeine Geberde oder, wenn man will, die Mimik einer Szene richtig, der dichterischen Absicht entsprechend, gestaltet. Je nach der Begabung und je nach der Dauer der Studien in Bayreuth ist aber der Erfolg ein sehr verschiedener; und wo neben Vortrefflichem das opernhaft Konventionelle sich breit macht, fällt es mehr als an anderen Orten auf, so daß in dieser Beziehung von harmonisch befriedigender Gestaltung noch lange nicht die Rede sein kann.

Die große Schönheit des bayreuther Orchesters ist bekannt; auch in diesem Jahre vollbrachte es unter der Oberleitung Hans Richters wahre Wunderthaten. Was allbekannt ist, brauche ich nicht zu wiederholen. Nur das Eine muß ich bemerken, daß für Wagners dramatische Absicht diese eine Vollkommenheit, wenn sie vereinzelt bliebe, nicht viel zu bedeuten hätte. Was das Auge erblickt, ist in einem Drama Wagners genau eben so wichtig wie Das, was das Ohr vernimmt, schon weil diese Musik eben diesem Geschauten entströmt und, nicht nur bildlich, sondern wirklich, die Seele, die unsichtbare Seele des sichtbaren Leibes bedeutet. In einer schönen Betrachtung über die Musik und das Drama weist Herder darauf hin, wie die Musik den Parallelismus zwischen den Bewegungen der Natur und den Bewegungen

des menschlichen Herzens kundthue und sie es mithin vermöge, „Natur und Herz gleichsam in einander verschmelzen zu lassen“. Die menschliche Handlung eines wagnerischen Dramas spielt nun in einer Atmosphäre, wo die Sinne — das Auge und das Ohr — von vorn herein durch diese Verschmelzung potenzirt worden sind: das Geschaute deutet den Sinn des Gehörten und der Sinn des Geschauten wird zugleich vom Gehörten enthüllt. Gerade im Nibelungenring ist es nun die Natur im weitesten Sinne des Wortes, die als Geschautes zu gelten und die mit dem Herzen zu „verschmelzen“ hat; in keinem anderen Werke Wagners ist Das so sehr der Fall. Hier erwuchs also Bayreuth die Gelegenheit und die Pflicht, der Orchesterleitung, dem „Herzen“, ein vollwerthiges Gegenstück an die Seite zu stellen: die sichtbare „Natur“; nicht nur diese aber, sondern überhaupt das sichtbare Bild, also die Natur auch dort, wo sie nicht mehr in wechselnden Bildern allein und in kosmischen und atmosphärischen Phänomenen sich kundgiebt, sondern als „menschliches Phänomen“ noch prägnantere Gestalt gewonnen hat. An diesem geschauten Bühnenbild können wir nun vier Bestandtheile unterscheiden: das eigentliche Bild, die Beleuchtung, die szenische Anordnung und die Geberde. In allen vier Theilen hat die bayreuther Aufführung auf mich wie eine Offenbarung gewirkt: nicht, ich kann es gar nicht oft genug wiederholen, durch die materielle Pracht, durch die Virtuosität dieser und jener Anordnung (wiewohl auch in dieser Beziehung Manches hohes Lob verdiente), sondern durch die Art, wie es gelungen war, überall die dichterische Absicht als einzig bestimmend gestalten zu lassen, und durch die nie erlebte Einheitlichkeit des Eindruckes zwischen dem Geschauten und der Symphonie, die daraus erfolgte. Ich will das Gesagte durch Beispiele erhärten.

Als Beispiele für Bilder will ich nur Nibelheim im Rheingold, dann das „wilde Fesengebirg“ im zweiten Akt der Walküre, Mimes Höhle im ersten Akt des Siegfried, die Feuerdurchschreitung im dritten Akt, die Gibichungenhalle im ersten und im letzten Akt der Götterdämmerung nennen. Dabei muß ich aber gleich betonen, daß ich nicht so sehr die rein malerische Schönheit im Sinne habe, die gewiß an vielen Theatern eben so groß sein kann, sondern die eigenthümliche und ganz undefinirbare Uebereinstimmung zwischen dem Bild auf der Bühne und dem Kolorit im Orchester. Die Folge dieser Uebereinstimmung ist aber, daß das Bild, das einfach ein recht gutes ist, und die Leistung des Orchesters, die es unmöglich weiter als bis zu korrekter Vollkommenheit bringen kann, nunmehr wie verklärt werden und anders als jemals zuvor auf uns wirken: jetzt erst erfahren wir eben, was der Dichter gewollt hat, sein Werk erscheint uns nicht mehr wie ein künstlich zusammengesetztes, sondern es tritt plastisch, leibhaftig, vor uns hin.

Wenn aber jeder Theil eines Werkes Wagners ein besonderes musi-

kalisches Kolorit aufweist, so ist doch nichts charakteristischer für viele Szenen als der große Wechsel in der Stimmung, wofür die Musik die denkbar feinsten Nuancen besitzt. Nur ein einziger Sinneseindruck kann es hierin mit dem Ohre aufnehmen: die Empfänglichkeit des Auges für wechselnde Beleuchtung. Hierzu bietet der Ring, als Naturdrama, endlosen Anlaß; der Neid allein kann leugnen, daß gerade in dieser Beziehung Bayreuth in diesem Jahre Geniales geleistet hat. Auch hier, bei der Beleuchtung, ist in Folge der musikalischen Sprache für Willkür gar kein Spielraum; Das hat man bisher nicht verstanden; eben so wenig hatte man eingesehen, wie unendlich gut und fein modulirt Beleuchtungeffekte durchgeführt werden müssen, sollen sie sich künstlerisch neben der Symphonie behaupten. In dieser Beziehung war zum Beispiel der dritte Akt der Walküre eine großartige poetische Schöpfung; aber wie mancher andere unvergeßlich tiefe Eindruck hing mit der Beleuchtung zusammen! Ich erwähne nur die Nornenszene, den Tagesanbruch im zweiten Akt der Götterdämmerung, die Abenddämmerung bei Siegfrieds Tod.

Um zu zeigen, wie die szenische Anordnung den dichterischen Intentionen angepaßt war, könnte man fast jede Szene nehmen, obgleich auch hier die Angemessenheit und der Werth mancher Einzelnheit, die zuerst unbeachtet geblieben war, sich erst nach und nach fühlbar machte. Als hervorragende Beispiele würde ich den zweiten Akt des Siegfried und den ersten Akt der Götterdämmerung einer besonderen Beachtung empfehlen. Der erfahrenste Kenner unter den Technikern, Herr Appia, hat schon darauf aufmerksam gemacht, wie genau in einem wagnerischen Drama durch die Musik alle räumlichen Verhältnisse bestimmt sind.*) Schon hierin bekundet nun Bayreuth ein Verständniß der dichterischen Absichten, das man anderswo vergeblich sucht. An allen Theatern sah ich bisher den zweiten Akt des Siegfried dadurch an Eindruck einbüßen, daß alle Theile viel zu weit auseinandergerückt waren; nirgends dagegen hat man es verstanden, die Empfindung der Weite, des leeren Widerhallens, der beängstigenden Massivität, die aus der Musik des ersten Aktes der Götterdämmerung uns so deutlich entgegentönt, zu ergreifender, erklärender, sofort bestimmender bildlicher Gestalt umzuwandeln. Wie Jenes zu meiden und Dieses zu machen ist, kann man in Bayreuth erfahren. Man erfährt aber auch — und ich halte Das für eben so wichtig —, was als szenische Anordnung nicht zu erstreben ist. Ein glänzendes Beispiel ist der Ritt der Walküren. An jedem Theater der Welt gilt er als ein „clou“; hier erwacht der Regisseur zum Gefühl seiner vollen autokratischen Würde; um die Weisungen des Dichters kümmert sich kein Mensch; während der Kapellmeister unten im Orchester seine Flöten und Geigen und Posaunen

*) Vgl. „La mise en scène du drame wagnérien“ (Chailley, 1895).

losläßt, daß es eine Freude ist, treibt der Regisseur seine Späße oben im Himmel; da jagt es und galoppirt es . . . man weiß wirklich nicht, wohin man hören und sehen soll; das Resultat, ich gebe es zu, ist stets ein allgemeines Gaudium. In Bayreuth hat man die Sache ernster genommen. Daß Wagner keine realistischen Kombinationen von vorbeijagenden wirklichen Pferden, von montagnes russes u. s. w. gewollt hat, geht zur Genüge aus der einen Thatsache hervor, daß er nicht nur die Walküren aus verschiedenen Richtungen und in verschiedengradiger Deutlichkeit ankommen läßt, sondern daß etliche bei ihrer Ankunft aus der Tiefe zur Höhe steigen sollen. Gerade diese letzte Vorschrift ist nicht unwichtig, denn sie läßt uns deutlich empfinden, daß der Walkürenfels die Spitze eines hohen Berges ist, was für das poetische Verständniß alles Kommenden sehr wesentlich ist. Wir sehen also — nach Wagners Vorschrift — die Walküren aus den verschiedenen Himmelsrichtungen zu ihrem gemeinsamen Sammelpunkte eilen und wir sehen, daß dieser Sammelpunkt ein himmelanstrebender Berg ist. Mit gänzlicher Verachtung aller Spielerei hat Bayreuth diese Vorschriften ausgeführt und dadurch die Dichtung zur schönsten Geltung gebracht.

Was die Geberde anbelangt, so habe ich heute, wie gesagt, weniger das Einzelne im Sinn als die charakteristische Ausarbeitung ganzer Gestalten und ganzer Szenen. Und da wäre gleich Brünnhilde zu nennen: trotz allen unleugbaren Mängeln in der Ausführung des Einzelnen kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß die Darstellung dieses herrlichen Charakters*) in Bayreuth buchstäblich eine Offenbarung war, fast eben so sehr wie die Darstellung der Elisabeth im Jahre 1891. Zwei Züge sind es, die den Grundriß dieser großen Seele abgeben: die keusche, liebevolle, weibliche Ergebenheit und Demuth und das plötzliche, unüberlegte, ebenfalls echt weibliche Aufbrausen der Leidenschaft; alles Einzelne, der Opfermuth, der Trotz, die Gluth der Sinnlichkeit, der Rachedurst, das erhabene Seherthum sind nur aus der verschiedenartigen Vermengung dieser beiden Grundeigenschaften überzeugend abzuleiten. Selbst die besten Opernprimadonnen aber geben uns immer nur die zweite, nicht die erste Eigenschaft, oder jedenfalls nur schwach angedeutet, obwohl diese in Wahrheit die grundlegende ist. Unter einem „Helden" stellen wir uns eben heute einen bramarbasirenden Menschen vor, der Alles umwirft; bei Wagners Heldengestalten ist dagegen ausnahmelos die unendliche Zartheit des Empfindens der Grundzug ihres Wesens und dieser erst giebt dem sieghaften Temperament die Heldenweihe. Herrlich wurde Das in Bayreuth zur Anschauung gebracht. Die Szene, in der die Tochter vor dem Vater

*) Ich rede natürlich nur von der Darstellung der Frau Gulbranson, die lange in Bayreuth studirt hatte; Frau Lilli Lehmann, die Brünnhilde des ersten Cyklus, war durch Krankheit verhindert gewesen, an den Proben theilzunehmen.

kniet und ihr kindliches Auge, wie das Auge Gottes, bis in das innerste Herz des Verzweifelnden dringt, die Szene, in der die Jungfrau dem ungestümen Helden ihre „Angst“ gesteht und den weihevollen Gesang „Ewig war, ewig bin ich“ nicht an Siegfried persönlich, sondern zum Himmel hinauf richtet, wie ein Klagelied um alles Jungfräuliche auf Erden, die Szene, wo die Frau sich vor ihrem Gemahl neigt und ihn demuthvoll anfleht, sie nicht zu verachten, „die ihm nur gönnen, nicht geben mehr kann“, die Szene an Siegfrieds Leiche, nicht hinaustrompetet in alle Winde, sondern innig, bewußt und dennoch überwältigt, sehr fest, aber mit der Stimme eines Menschen, der dem Tod in die Augen schaut, — alle diese Momente waren von so ergreifender Schönheit, daß wohl selten seit den Tagen der Griechen höchste dramatische Kunst zu so intensivem Ausdruck gelangt ist. Und — ich muß es wiederholen — Das geschah trotz ungezählten Unvollkommenheiten und handgreiflichen Ungeschicklichkeiten; es war ein Sieg der Idee, ein Sieg der gestaltenden, einheitlichen, poetischen Absicht über noch recht sprödes Material. Sobald die Idee, also in diesem Falle die dichterische Absicht, deutlich durchschimmert, nicht aber wie durch einen Nebelschleier, auf Augenblicke, sondern als klar erkenntliche, Alles gestaltende Herrin, wird die materielle Vollkommenheit, auf die sonst Alles ankommt, zu etwas durchaus Untergeordnetem.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die mir gesteckten Raumgrenzen habe ich überschritten; ich breche mitten in meinem Bericht ab. Was ich sagte, bleibt sehr fragmentarisch; dennoch hoffe ich, daß in Ermangelung einer Beschreibung des Bayreuther Ringes, die ziemlich zwecklos gewesen wäre, und in Ermangelung einer regelrechten Kritik, bei der immer so wenig Positives herauskommt, es mir gelungen sein mag, durch diese wenigen Striche fühlbar zu machen, was jener Franzose meinte, als er Bayreuth „le domaine de l'incomparable“ nannte. Manches mag allerdings auch materiell in Bayreuth besser sein als an anderen Theatern, Manches vielleicht nicht; wesentlich ist aber an einer bayreuther Aufführung einzig Das, worin sie „unvergleichlich“ ist. Nicht in einer vollkommenen Maschinerie und in den Kehlen der löblichen Sänger ruht diese Unvergleichlichkeit, sondern ihre Wurzeln reichen sehr tief hinunter. Ich deutete es im Laufe des Aufsatzes mehr als einmal an.

Deutschland hat allen Grund, auf seine Bayreuther Festspiele stolz zu sein. Auf allen anderen Gebieten wetteifern die Nationen mit ihm; hier wagt keine den Kampf aufzunehmen; denn das Unvergleichliche, das hier sich kundthut, wurzelt sittlich und ästhetisch in jenem innersten Kern, der allein die wahre Unvergleichlichkeit des deutschen Wesens ausmacht.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.



Georg Büchner, der Sozialist.

Im Jahre 1834 siehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es „siehet aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am fünften Tage und die Fürsten und Vornehmen am sechsten gemacht und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Theil ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen."

Mit diesen revolutionären Worten beginnt eine kleine Schrift, die im Jahre 1834 auf einer geheimen Presse in Offenbach unter dem Titel „Der hessische Landbote" gedruckt wurde und die von Franzos, dem Herausgeber der nachgelassenen Schriften Georgs Büchner, als die „erste sozialistische Flugschrift auf deutschem Boden" bezeichnet worden ist. Sie war bestimmt, zur Agitation bei den geheimen revolutionären Bewegungen zu dienen, die sich im Beginn der dreißiger Jahre hauptsächlich in den beiden Hessen mit Einschluß Frankfurts abspielten und ihre verfrühte Frucht in dem bekannten frankfurter Attentat am dritten April 1833 fanden. Aber die Schrift gestaltete sich unter den Händen ihres jugendlichen Verfassers, der damals wohl schon begriffen oder gefühlt hatte, daß die wirthschaftliche oder soziale Frage viel wichtiger sei als die politische, mehr zu einer sozial als zu einer politisch revolutionären Kundgebung. Dabei muß erläuternd bemerkt werden, daß nach der Aussage des Mitschuldigen Büchners und des Studenten August Becker vor dem Untersuchungrichter das ursprüngliche Manuskript eine vielfach andere Fassung gehabt habe als die später von Pfarrer Weidig beliebte und daß namentlich da, wo Weidig den Ausdruck „die Vornehmen" gebraucht, überall „die Reichen" gestanden habe.*) Auch hätte man nach der selben Aussage das Original allenfalls als eine „schwärmerische, mit Beispielen belegte Predigt gegen den Mammon, wo er sich auch finde", bezeichnen können. Selbst der Verräther

*) Auch die biblischen Stellen sind von Weidig hineingeflickt, der das Manuskript überhaupt so sehr veränderte, daß es später Büchner nicht mehr als sein Werk anerkennen wollte. Aber das Original-Manuskript ist unwiederbringlich verloren gegangen; es scheint nach dem Druck als gefährliches Beweisstück vernichtet worden zu sein.

G. Clemm gab an, daß er den Eindruck gehabt habe, die Revolution solle mit einem Kriege gegen die Reichen eröffnet und der Grundsatz gelehrt werden: „Alles Vermögen ist Gemeingut.“ Trotz allen Aenderungen und Abschwächungen Weidigs schimmerte der Grundgedanke des Manifestes: „Arm gegen Reich“ doch noch genugsam hindurch, um den bürgerlichen Revolutionären oder liberalen Professoren, wie Jordan, Hundeshagen, Eichelberg u. s. w., gründlich den Geschmack daran zu verderben. Denn der Wind, der hier wehte, war der selbe, der heute durch die Sozialdemokratie zum Sturm entfacht worden ist: der Wind des Klassenhasses, auf den schon das Motto des Manifestes: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ hindeutete.

„Es muß“, sagte der neueste Herausgeber des hessischen Landboten,*) „zugegeben werden, daß die Idee, der Masse ihre leibliche und geistige Nothlage zum Bewußtsein zu bringen, an dem Gegensatze zwischen Arm und Reich das Klassengefühl emporlodern zu machen und mit dem Hebel des sozialen Elends die Grundfesten der herrschenden politischen Macht zu erschüttern, sich mit dem Charakter einer sozialistischen Schrift wohl verträgt. Auch ist die von Büchner im Landboten zur Geltung gebrachte Methode, die nüchternen Zahlen der Statistik zur klaren und wirksamen Zeichnung sozialökonomischer und politischer Verhältnisse zu benutzen, eine in der sozialistischen Literatur besonders beliebte und meisterhaft gehandhabte Darstellungart.“ Aber alles Das, so meint David weiter, reicht nicht aus, um die Schrift zu einer eigentlich sozialistischen im modernen Sinne zu stempeln, und er setzt sich damit in Gegensatz zu Franzos sowohl wie zu Tristram, der in einem Aufsatz „Ein Dichter und Revolutionär der dreißiger Jahre“ in der Leipziger Volkszeitung vom dritten Juli 1895 ebenfalls dem Landboten den „Ehrentitel“ der „ersten sozialistischen Flugschrift Deutschlands“ beigelegt hatte. Ueberall wird nach David nur mit dem Gegensatz zwischen Arm und Reich operirt und in politischer Beziehung die Steuersklaverei als die große Wurzel alles Uebels hingestellt, während diese Wurzel nach sozialistischer Auffassung doch in der herrschenden Form des wirthschaftlichen Lebens liege und nur durch Herbeiführung einer veränderten Wirthschaftordnung beseitigt werden könne.

Mag diese Kritik begründet sein oder nicht: jedenfalls hat der neunzehnjährige Georg Büchner schon in so jungen Jahren durch seine Gegenüberstellung von Arm und Reich gezeigt, daß er das eigentlich bewegende Moment aller sozialistischen Reformbestrebungen, die Ungleichheit des Besitzes, richtig erkannt hatte. Dabei hatte diese Ungleichheit zu seiner Zeit noch lange nicht eine Höhe und Ausdehnung wie heute erreicht, wo der Privat- und Erb-

*) Dr. Eduard David. Der hessische Landbote von Georg Büchner. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken. München, 1896. Verlag für Gesellschaft-Wissenschaft.

Kapitalismus zu einer immer erschreckenderen, Staat und Gesellschaft mehr oder weniger beherrschenden Höhe emporsteigt. Freilich war der moderne wissenschaftliche Sozialismus zu jener Zeit noch nicht begründet. Der Sozialismus jener Tage war der utopistische, der in den verschiedenen Richtungen der französischen Kommunisten seine Hauptvertreter hatte. Daß Georg Büchner während seines Aufenthaltes in Straßburg mit diesen Lehren bekannt wurde, darüber kann kein Zweifel bestehen. Es geht mit Gewißheit aus den von David wiedergegebenen Stellen seiner Briefe an die Eltern hervor. Doch bewahrte er sich auch hierin ein freies Urtheil, wie aus der kritischen Ironie ersichtlich ist, womit er einen in Straßburg weilenden Abgesandten des Saint-Simonismus beurtheilt. „Hingebende Bewunderung war überhaupt nicht Büchners Art“ sagt David. „Für einen noch nicht zwanzigjährigen Jüngling offenbart er einen außerordentlich nüchternen Blick für die kleinen und großen Schwächen der Menschen und Dinge, die ihm entgegentreten.“

Aber auch die „Magenfrage“ war für Büchner, lange vor Lassalle, bereits ein offenes Geheimniß. Schreibt er doch im Juni 1833 an seine Eltern: „Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann;“ und in einem Briefe an Gutzkow von Juli 1835 heißt es: „Das Verhältniß von Arm und Reich ist das einzige revolutionäre Element in der Welt. Der Hunger allein kann die Freiheitgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben egyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn (vulgo die Revolution) verenden.“ In einem späteren Briefe von 1836 wird gesagt: „Für die große Masse giebt es nur zwei Hebel: materielles Elend und religiöser Fanatismus. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot und dann ein Kreuz und sonst so was.“ Die Ursache für das Mißlingen der revolutionären Bewegungen seiner Zeit sieht Büchner nur darin, daß das Interesse der großen Masse nicht gepackt war.

Nicht weniger deutlich als das bisher Angeführte beweist Büchners berühmtes Trauerspiel „Dantons Tod“, daß seinem Verfasser die soziale Seite der Revolution, der Kampf zwischen Arm und Reich, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, zwischen Arbeitenden und Genießenden, nicht entgangen war. Bildung und Genuß auf der einen und Arbeit, Roheit, Elend auf der anderen Seite wird hier mit dramatischer Kraft einander gegenübergestellt und als Motiv der Handlung verwerthet. „Unser Leben“, so läßt er Einen seiner Leute aus dem Volke sagen, „ist der Mord durch Arbeit. Wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln. Aber wir werden uns losschneiden.“

Der Geld-Aristokratismus war Büchner noch verhaßter als der Aristo-

kratismus der Geburt oder des Ranges. Ehe es zu einer Plutokratie käme, äußerte er gegen seinen Freund Becker, solle es lieber bleiben, wie es ist.

Unter dem Denkstein bei der „Germania-Linde" am Zürichberg bei Zürich, wohin im Jahre 1875 die Gesellschaft deutscher Studirenden die einem zürcher Kirchhof entnommenem Ueberreste Büchners gebracht und feierlich beigesetzt hatte, ruht eine zu früh geborstene „Freiheitstütze", wie Georg Herwegh in einem berühmten Gedicht an Büchner und Börne Georg nennt. Ob dieser Dichter den Namen eines Pioniers oder vielleicht nur den eines „Vorläufers" des Sozialismus verdient, mag zweifelhaft sein. Jedenfalls gährten in der Seele des genialen Jünglings bereits die Keime oder Ansätze zu einer geistigen Bewegung, die erst die Gegenwart zu größerer Reife gebracht hat, ohne daß man auch nur ahnen kann, was aus ihr schließlich erwachsen wird.

Darmstadt. Professor Ludwig Büchner.



Gebirgsluft.

Wir Beide — der Maler Ole Bryn, genannt „Ola, der Junge", und ich — hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß es in diesen heißen Tagen am Vortheilhaftesten wäre, tagsüber zu schlafen und nachts zu wandern. Wir verließen bei Sonnenuntergang die Sennhütte auf Oevstemo, wo wir uns eines schönen Abends prächtig unterhalten hatten, um die Höhen am Dyr-See schon in der Frühe des nächsten Morgens zu erreichen.

Die Sonne hatte während der letzten Tage die Anhöhen mit ihrer Gluth gesättigt, so daß die Luft wie eine dichte graue Rauchwolke sie umschwebte. „Da drunte im Ostthal, da brennt der Wald jetzt, sag i Dir!" meinte Freund Ola. Der Himmel hatte sich mit einer ganz dünnen braungrauen Dunstschicht überzogen, die sich unten am äußersten Rande des Horizontes zu einem tiefen, rauchblauen Nebel- und Schattenreiche verdichtete, in das die Hochgebirge ihre Rücken und Felsenkronen und silberschimmernden Schneehügel mehr und mehr versenkten, wie in einen süßen Traum, und in dessen Luftlinie Himmel und Hochland zusammenfloß.

Weit dort hinten, in dem fernen Traumlande hinter den letzten schwindenden Bergesschatten im Südosten, wallen aus dem tiefgrauen Meere bläuliche, strohgelb angehauchte Lämmerwölkchen empor und prophezeien Regen.

Der „Sonngangswind" macht sich auf und umkreist in langen, flammenden Wellenlinien die hohen Gebirgsrücken, während er sich den Weg durch die Halden nimmt, auf denen die Fjell-Birken mit ihrem tiefschwarzen Geäst, das der Sturm und der schwere Kampf ums Dasein gebeugt hat, seinem leisen Wehen lauschen. Und unten auf den Höhenzügen läßt der Kukuk bald hier, bald dort seinen Ruf erschallen. Man kann ihn deutlich vernehmen durch das Sausen des Windes hindurch: er klingt ruhig und friedlich und wehmüthig wie das Abendläuten einer unsichtbaren Waldkapelle.

Aber der Wind legt sich bald. Als wir uns um Mitternacht am Ufer

eines Bächleins lagerten, um unseren Kaffee zu kochen, war Alles still; nur ein Gebirgsvogel pfiff ab und zu drüben im Moor oder drunten im Birkenhain, dessen Rauschen nun auch verstummt war. Dazwischen drang aus weiter Ferne weiches, verhallendes Geläut, sicherlich von Fuhrwerken herrührend, an unser Ohr. Die Regenwolken im Süden hatten sich verzogen. Um die nächstliegende Gebirgskette wob ein sacht aufsteigender graublauer Nebel seinen zarten Schleier. Und weit hinten im Norden schimmerte ein matter Bronzerand.

„Die Mitternacht-Sonne!" meinte mein Begleiter. Wir wurden immer schweigsamer. Ueber der ganzen Natur lag Friede, Festesglanz, Märchenzauber. Das war keine Nacht. Das war ein stummer Tag. Ein Gnomentag. Ein Koboldstag. Ihm leuchtete ein Licht, wie dem Reich der Träume, in dem man auch weder Sonne noch Mond sieht. Da hätte ein Riese mit seinen Siebenmeilenstiefeln über all die Gebirgshöhen hinwegeilen und hinter die grauen Wolken dort fern im Süden verschwinden können!

Und während wir unseren Kaffee schlürften und uns ein Pfeifchen Rauchtabak gönnten, das doch immer das probateste Mittel gegen Schnacken und anderes bösartiges Mückengesindel bleibt, schien sich auf einmal ein Tonwechsel in den Lüften zu vollziehen. Wir sahen es zwar nicht, aber fühlten es um so mehr. Wir schauten uns verwundert im Kreise um und zu gleicher Zeit drängten sich auf unsere Lippen die gleichlautenden Worte: „Tagt es?" Wir hatten, glaube ich, Beide gleichzeitig das Gefühl, daß sich in unserer eigenen Brust nun auch ein „Erwachen" vollzöge, eine Umstimmung im Zusammenwirken des gesammten Nervensystems; es war uns zu Sinn, als ginge ein feuriger Hauch durch unsre Adern; wir sprangen auf, löschten das Lagerfeuer und setzten unsere Wanderung fort.

Eine Weile später überkam mich ein Drang nach Ruhe. Nur ein kleines Schläfchen! Ich brauchte ja nicht einmal die Augen zu schließen; nur das müde Gehirn sollte ruhen. Alles, was ich am Abend zuvor gethan, gedacht, gesehen hatte, schien mehr und mehr zurückzutreten. Schien so lange her zu sein. So weit entfernt; in einer ganz anderen Gegend. Und ich sah die jüngste Vergangenheit nur durch einen leichten Flor von Schlaftrunkenheit.

Nach und nach tagte es. Fast unmerklich. Ein feiner, matter Lichthauch nach dem anderen wehte leise über die erbleichende Gebirgslandschaft hinweg. Es waren Grüße von dem klaren und immer klarer werdenden Nordosthimmel. Und Alles, was noch von Abendrauch und Abenddampf auf fernen Himmeln und Riesenlanden lagerte, verflüchtete sich und schwand wie der Traum vor dem Tageslicht. Bleichen Phantomen vergleichbar, stiegen Gipfel, Höhen und Bergesrücken im Süden auf. Zunächst nur eine leere Fäche in der leeren Luft; dann aber nahmen sie um so festere Umrisse an, je mehr wir uns dem Morgen näherten.

Wir waren jetzt im Dyrvord-Thal, das über den Dyrsjö-Rücken zu dem kleinen Gebirgszweige am Dyr-See führt. Von einer Felsspalte im Nordwesten stürzt sich schäumend und singend ein lustiger Bergbach ins Thal. Wir stehen auf dem östlichen Ufer und können seinen Lauf verfolgen. Im lindesten blauen Morgenglanze nimmt er den Weg durch das offene, sumpfige Bergthal, schlängelt sich lieblich zwischen all den kleinen, thaufeuchten Grashügelchen hindurch und mündet etwas weiter unterhalb in einen großen Teich, den Multebeermoore umsäumen und auf dessen jenseitigem Ufer eine prächtige, saftiggrüne Matte sich

ausbreitet. Hier und dort tauchen an den Gebirgsrücken, zumal an sonnigeren und geschützteren Plätzen, kleinere und größere Schwarzbirkenbestände auf., Und überall erwachen nun die gefiederten Sänger.

Das Licht steigt sausend in größeren Wellen empor und jede von ihnen scheint einen anderen Grundton zu haben. Hier wechseln alle Farbennuancen, von Gold und Bronze bis zum Rosa, — lichtem, lichtestem Rosa über den fernen blauen Firnen mit ihrem silberschimmernden Schnee, über den chromgelben Rennthiermoos-Felsen, und wärmer, zitternd wie das holdselige Lächeln der Liebe, leuchten uns dort die thautrunkenen, saftgrünen Wiesen entgegen.

Und nun folgt eine Minute voll entzückender, wunderbarer Augenblicke, in denen sich öde, graue Felsengegenden mit einem Schlage in reiche, wonnige Gefilde verwandeln, die, wie in einem Gedicht, in Morgenröthe und Himmelblau schweben und sich in den warmen, blanken Seen mit so täuschender, gewinnender Anmuth widerspiegeln, daß Du wie festgebannt stehen bleibst und in ein Zauberland zu schauen glaubst. Niemals zuvor hast Du in einem so klaren See eine so herrliche Welt mit einem so weichen Glanze, in so warmem und zartem, von Luftspiegelung und Traumgefilden entliehenem Lichte erstrahlen sehen. Man könnte glauben: da unten in dem stillen Bergsee sei das verlorene Paradies zu neuem Leben erblüht.

Aber der Tag nimmt zu und der Lichtton steigt; immer mehr Farben treten hinzu, es ist wie ein Festspiel auf einer Orgel, durch mehr und mehr Stimmen verstärkt: Flöten, Pfeifen, Trompeten, Posaunen ..... Nun ist die Sonne emporgestiegen und ein wahrer Lichtorkan erfüllt den Himmel und die Erde.

Und die Welt strahlt wie neuerschaffen.

Einen Augenblick verstummt Alles ringsumher. Das Flöten des Brachvogels und die Rufe des Kukuks. Fuchs und Bär bleiben wie verzaubert stehen und Meister Lampe hält mitten im Sprunge inne. Angesichts dieser Allmacht vergißt die Welt sich selbst; es ist, als hätte sie im Morgenglanze unter der Sonnen-Korona einen Schimmer der Gottheit geschaut.

Aber nach diesem Festspiel und all diesen Himmelswundern beginnt der Arbeitstag, der schwere, der lange! ....

— —

Wir wanderten weiter über die Bergeshänge und die Sonne strahlte mehr Wärme aus, als uns lieb war. Und die Mücken stachen. Und Fliegen surrten um uns herum und flogen an Ohren und Wangen auf und ab ohn' Ruh und Rast. Etwas ruhebedürftig waren wir wohl auch. Ich fühlte, daß ich müde und abgespannt war, und mein Ränzel drückte denn doch allzu sehr.

Die Hänge des Dyrsjö-Rückens waren lang. Und es schien, als ob ihre Ausdehnung wüchse, je mehr die Sonnenwärme zunahm. Die Wälder waren nur dünn mit kleinen Schwarzbirken bestanden, hier und dort tauchten verkrüppelte Föhren auf, — aber Schatten war nirgends zu finden. Die Sonne stand wie ein glühender Ofen am Himmel. Der Boden und das Gestein qualmte und die Wälder dampften. Die Luft glich einem drückenden Bade und war mit heißen Dünsten geschwängert und mit den Düften von Wachholder und zarten Bergblumen, frischem, kaltem Sumpfmoos, warmem Haidekraut, harzfeuchten Föhren und süßen jungen Birken, sonnverbrannten Matten und Wällen. Dieser Duft

war so stark, daß er mich betäubte. „A was, a G'birgsluft bleibt halt a G'birgsluft, und wann's au a Bissel z' hoiß is!“ meinte Ola und athmete die Luft in vollen Zügen ein. Meine Begeisterung aber wollte nicht länger standhalten. „Hätte ich man lieber ein gutes Seidel Frydenlund!“ entgegnete ich ihm. Er sah mich an und lächelte. „Gelt, host an Durst?“ meinte er. „Dös wird allweil besser, wenn erst Dei Schwoiß raus is!“ Ich liebte es nicht, wenn er so übermüthig wurde, und sagte daher kurz: „Ich danke Dir!“

Aber Recht behalten hat er. Als ich erst anfing, zu schwitzen, wurde es mir leichter. Es war nicht der feuchte, schwere Schweiß, der klatscht und klebt und Einen müde und matt macht, wie es bei Wanderungen durch die Stadt und ihre Umgebung ist; nein, hier hüpften die leichten Schweißtropfen wie Hagelkörner von der Stirn und mir ward so frei und frisch zu Muth, daß ich hätte tanzen mögen.

Die Höhe war bald erreicht. Unten wiegte sich der Dyr-See blank und blau zwischen Landzungen und kleinen Vorgebirgen. Und nun hub es an zu wehen und zu blasen. Wie Das kühlte und erfrischte. Wirklich: Gebirgsluft bleibt Gebirgsluft. Das muß ihr der Neid lassen.

Die Bergrücken am jenseitigen Seeufer verdüsterten sich mehr und mehr. Wolken zogen auf. Gottlob: ein Regenschauer in Sicht! Wie herrlich wird Das abkühlen. Dann ging es mit neuem Muth bergab. Eine Stunde später langten wir auf dem ersten Gehöfte an.

Auch hier lechzte der graue Erdboden nach Regen. Der Sonnbrand hatte ihn tüchtig ausgedörrt. „Wenn nur der Regen jetzt nicht zu spät kommt!“ sagte ich. „Z' spät? — Noi! Isch's alt Gras tot — kimmt's neu in d' Höch!“ meinte Ola.

— —

Im großen Hof auf Paalströen standen viele Fuhrwerke und aufgeschirrte Pferde. Ueber der Einfahrt prangte eine Art Ehrenpforte aus Birkenlaub. Hier und dort schimmerten weiße Holzwände aus dem dunklen Grün und in den Thüren sah man festlich gekleidete Leute — die Einen dunkel-, die Anderen hellgrau gekleidet — in kleinen Gruppen ruhig plaudernd zusammenstehen. Zwischen den Häusern flogen die Weibsleute hin und her, überall die letzte Hand anlegend. Knaben und Mädchen suchten verstohlen die Tenne oder den Holzschuppen auf. Der alte Berghof mit seinen vielen kleinen grauen, mit Torf eingedeckten Gebäuden sah heute recht lebhaft aus.

„Do giebts moi Seel a Hochzeit,“ meinte Ola. „Wohl möglich,“ erwiderte ich. Wir wagten uns auf den Hofplatz und begrüßten die Gruppe, an die wir zuerst herantraten. Bald kamen andere Leute hinzu, verwundert und neugierig. Die Unterhaltung kam allmählich in Fluß und da erzählten sie uns denn, daß wir zu einer Beerdigung gekommen waren und nicht zu einer Hochzeit. Hm; sterben muß halt auch Jeder ...

Der Alte auf dem Hof hatte das Zeitliche gesegnet. O ja, ja; wir müssen Alle einmal diesen Weg wandern. Er war übrigens auch alt genug geworden. Ja, eigentlich nicht so sehr alt. Er war im Jahre 1805 geboren und nun schreiben wir 1891; also war er nur sechsundachtzig Jahre alt geworden und Das ist doch schließlich kein so außergewöhnlich hohes Alter. Nein, aber er war auch in den letzten Jahren so ganz in sich selbst aufgegangen. Krank war er

nicht. Nein, krank ist er nie gewesen. In seinem ganzen Leben hat er nicht einen Tag krank gelegen. Und wie sauer ist es ihm geworden. Arbeit und Plage von früh bis spät, hier oben auf dem öden Gebirge Jahre lang mutterseelenallein, bis die Söhne heranwuchsen; und er war Keiner von Denen, die sich selbst schonten, der Haakkaa (Hakon) Paalströen! O Du liebe Zeit, da er noch herumfuhr und während der schwärzesten Wintertage in den Wäldern dem Abholzen von Sträuchern, dem Holzfahren und dem Kohlenbrennen oblag! Das war noch damals, wo man hier oben Kohlen brannte und damit nach Röros hinunterfuhr, ins Werk. Und dann diese abscheulichen langen Wege in die Stadt, die man damals hatte. Man mußte ja bis nach Trondhjem damals! Und dann die Landwirthschaft hinterher. O ja, so schlimm ging es dem Hakon; aber er gab nicht nach, nein, und keinen einzigen Tag war er krank; Das hat er uns oft und gern erzählt. Aber in den letzten Jahren ist ihm denn doch das Gedächtniß geschwunden. Der alten Zeiten erinnerte er sich noch immer, aber nicht Dessen, was er in den letzten Jahren gesehen oder gehört hatte; er ging sozusagen wieder in den Kinderschuhen. Schließlich konnte er auch die Personen nicht mehr erkennen, die ihn tagtäglich umgaben. Sein Enkel hatte sich im vorigen Jahre — nein, vor zwei Jahren — verheirathet . . . „Sein Sohn, meinen Sie?“ — „Nein, nicht der Sohn — der Enkel: der junge Hakon, dem nun der Hof gehört. Sein Sohn ist ja der Hans — siehst Du, Der dort, Der drüben in der Thür steht!“ — — „Der Alte mit dem weißen Bart?“ — „Ganz richtig!“ „Da haben also drei Generationen gleichzeitig auf dem Hofe gelebt?“ „Nein vier, der junge Hakon hat wieder einen Sohn, den kleinen Hans!“ — „Gebirgsluft!“ meinte Ola.

Auch die junge Frau, die Hakon heimgeführt hatte, erkannte der Alte nicht mehr. Tagtäglich, wenn sie in die Stube trat, saß er da, glotzte sie verwundert an und sagte: „Hört mal, die Weibsperson do kenn' i ja noch gar nit!“ Und so war es mit Allem; denn für Das, was in der letzten Zeit vorgegangen war, besaß er eben kein Verständniß mehr. „Ach ja, i bi jetzt z' alt,“ meinte er oft, „i bi jetzt denn doch viel z' alt!“

In letzter Zeit saß er still da und pusselte an Allem herum. Aber am Liebsten blieb er doch im Bette liegen und schlief dann auch tagsüber, gerade wie die kleinen Kinder. Zuweilen kam ihm der Einfall, es lohne sich gar nicht mehr, wieder aufzustehen. „Sie holet mi jetzt wohl glei mit dem Boot da?“ fragte er dann. „Mit welchem Boot denn?“ „Na woißt, mit dem Kasten da?“ sagte er. — „Kasten?“ „Damit i endli au emol in d' Erd nei komm!!“ „Du meinst wohl den Sarg?“ fragten sie ihn. „Ja, is dös denn ka Sarg, dös, wa i da g'sehn hob?“ erwiderte der Alte.

Nein, — Furcht vor dem Tode kannte dieser Mann nicht. Es war eher, als ob er sich danach sehnte, zu sterben; er war wohl der Meinung, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben. Eines Tages hatte er sich — gleich, nachdem Barbara mit Dugurd bei ihm in der Stube gewesen war — ausgezogen, und als die Beiden kurz darauf wiederkehrten, fanden sie ihn ihm Bette. Er lag in den letzten Zügen, athmete nur noch ganz schwach und erflehte Gottes Beistand. Bald darauf verlor er die Besinnung. Er lag nun im Halbschlaf und Niemand durfte ihn stören. Nachts wachte man an seinem Bette. Als es wieder tagte, sahen die Angehörigen, daß er seinen Geist ausgehaucht hatte.

Ola hatte das Alles herausbekommen, nach und nach, nach langem Hin- und Herfragen, — immer wieder unterbrochen durch allerlei Fragen, die an ihn selbst gerichtet wurden und Wind und Wetter und die Gegenden, die wir auf unserer Tour passirt hatten, betrafen.

Wir traten in die Stube, in der die Leiche aufgebahrt war. Freundlich und friedlich lag der Alte in seinen weißen Hüllen, wie ein Bild aus Wachs, mit einer so hohen Stirn, einem so reinen Profil, daß man glauben konnte, es sei die Leiche eines Königs.

Der Sarg war aus sechs flachgehobelten Brettern gezimmert, die auf die einfachste Weise zusammengenagelt und schwarz angestrichen waren. Er war mit allerlei Zierath geschmückt, den man in der Stadt oder beim benachbarten Krämer erstanden hatte; vor Allem prangte darauf ein gedrucktes Kreuz mit der Inschrift „Ruh in Frieden!" Der Sarg stand auf einer Sitzbank in der Mitte der Stube. Auf den langen Wandbänken und den Bauernstühlen hatte das Leichengefolge Platz genommen, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Weiber. Einzelne hatten auch ihre „Jüngsten" mitgebracht. Eine Mutter stillte ihr Kind. Sobald sie aufhören wollte, fing die Kleine an, jämmerlich zu schreien. In der Thür stand ein kleiner Mann mit einem langen, schmalen Gesicht und blondem Vollbart; er war entweder sehr gerührt oder hatte einen starken Schnupfen; denn er mußte sich gar oft schneuzen. Und da er sich in dieser feierlichen Stunde so fein wie möglich benehmen wollte, beugte er sich jedesmal tief hinunter und wischte seine Finger an den Stiefelsohlen ab. Hinter ihm, auf dem Altan, stand die Jugend, das Gesinde und ein Häuflein anderer Leute, die nur so halb mit dazu gehörten. Wir hatten in einer Ecke Platz gefunden. Im Uebrigen hatte man uns mehr Ehre angethan, als ungebetene Gäste eigentlich erwarten durften.

Der Lehrer des Bezirkes, ein hagerer, blasser Mann, der einen hellblauen Cheviotanzug trug, sang am Sarg. Einige der Anwesenden begleiteten ihn. Man glaubte einer Hausandacht oder einer kleinen Erbauungstunde beizuwohnen.

Der Psalm zog sich in die Länge. Der Sang klang ruhig und gleichmäßig und seine harten Töne vermengten sich auf gar seltsam schwere, schwebende Weise mit dem Windessausen da draußen, das mehr und mehr anschwoll. Dazwischen vernahm man in friedlicher Harmonie: Fliegensurren, Kindergeschrei, leichtes Schluchzen der heulenden Weiber, das „Bssss" und „Wssss" besorgter Mütter. Der Mann in der Thür beugte sich öfter und öfter. Ein uraltes Kerlchen saß ganz oben am Tische und wiegte sein kleines weißes Haupt; der Greis dachte sicherlich daran, ob „dieses Boot da" nun nicht bald kommen sollte, um auch ihn abzuholen.

Und als der Psalm anschwoll, da war es, als ob sich über alle diese harten, groben Gesichter ein Lichtschimmer ausbreitete, ein Abglanz von etwas Warmem und Weichem, von Heiligkeit und Sonnenschein, von einer höheren Verklärung, — ein Etwas, das ich früher nicht wahrgenommen hatte. Friedliche, tiefernste Gedanken prägten sich auf jedem Antlitz aus, als hätte jeder Einzelne diesen Psalmenklängen einen Ueberblick über sein armsäliges Leben zu verdanken, als hätte jetzt jeder Einzelne ein Verständniß dafür gefunden. Der schwarze Sarg verwandelte sich mit einem Schlage in ein sicheres, gutes Ruhelager, das vom Kreuze beschützt wurde und dem Sorge und Streit, Noth und Schmerzen fern

bleiben mußten. Der arme alte Mann da drinnen konnte jetzt froh sein; er durfte nun ruhig schlafen, er brauchte nie mehr aufzustehen, sich nicht mehr zu mühen und zu plagen im Kampf ums tägliche Brot! Und seine Seele hatte es gut bei Gott. Mit seiner Hilfe sollten ja wir Alle einmal dies Ziel erreichen. Und die Häupter beugten sich und manches Auge ward feucht, als der Psalm schließlich in die warme Bitte ausklang:

„Hilf uns, zu streiten hier,
Daß, wenn der Streit verklungen,
Uns Palmen ha'n errungen
Und Sieges-Krone wir!"

Als der Psalm zu Ende war, hielt der Lehrer eine kleine Ansprache, in der er mit schlichten, innig empfundenen Worten all Das vorbrachte, was an einem solchen Tage Herzen und Sinne bewegt. Wir müßten daran denken, daß wir dem Grase glichen, das emportreibe und, so lange es jung und stark sei, glaube, daß die ganze Welt ihm gehöre, das aber gar bald welken müsse und an dessen Stelle junges üppiges Grün aufblühe, sobald das alte verdorre. Wir dürften uns also hier nicht zur Ruhe legen und nie vergessen, daß dieses irdische Dasein nur den Uebergang zu einem höheren ewigen Leben bilde. Das sollten wir uns stets vergegenwärtigen und immer so leben, daß es uns leichter fiele, zu tragen und zu dulden. Dem Alten im Sarge dort wurde dann die gute Nachrede zu Theil, die er nach achtzigjährigem Kampf redlich verdient hatte, und Freunde und Nachbarn sagten ihm herzlich Lebewohl.

Unter Absingung eines neuen Psalmverses wurde der Sarg hinausgetragen und auf den Leiterwagen gehoben, auf dem der Alte den letzten weiten Weg zum See zurücklegen sollte.

Nun entwickelte sich auf dem Hofe ein reges Leben und Treiben. Das Leichengefolge ging auseinander. Während die Einen die Pferde vorspannten, suchten die Anderen Bekannte auf, um sich mit ihnen zu unterhalten. Und mitten im Ernste trat mit einem Male auch die Fröhlichkeit wieder in ihre Rechte. Man sah mit freudigem Lächeln und froher Hoffnung zu dem düsteren Himmel empor. Nun kam wohl endlich der so lange ersehnte Regen! Der geräumige grüne Platz füllte sich bald mit zwanglos plaudernden Gruppen, die sich zwischen den grasenden Pferden bildeten, — und Das sah allerliebst aus, „malerisch", meinte Ola, während er versuchte, daß Bild mit dem Stifte festzuhalten.

Aber weit ab von den Gruppen, um den Leiterwagen herum, auf dem der Sarg stand, spielten ein paar kleine Mädchen „Verstecken" und dicht am Sarge tollten sie am Allermeisten. Sie sprangen und schwangen sich, duckten sich nieder und kicherten; und der alte Urahn deckte sie so gut, daß sich die Menschenkinder, die hinter seinem Sarge standen, gegen jeden Ueberfall geborgen fühlten. Unter der Hausthür und auf den Treppen standen die Mütter und einige ältere Männer. Die sahen dem lustigen Treiben der Kinder zu und lächelten darüber.

.... Ja, ja, wir waren im Gebirge! Das war nicht „der Tod". Nein, Das war „Leben", das große gesunde Leben der Natur mit ewigem Verwelken und ewigem Wiedererblühen, — junges Gras in Fülle über dürrem Heu.

Lille Elvedalen. Arne Garborg.



Nansens Heimkehr.

Als nächstem Nachbarn des großen Nordpolfahrers Fridtjof Nansen war mir die Freude vergönnt, ihm ein leuchtendes Willkommen mit Lichtern und Fackeln zu bringen, als er nach dreijähriger Abwesenheit endlich nach Hause kam, — nach dem Hause, das er verließ, um seine große Eiswanderung anzutreten, und in dem er die beiden ihm liebsten Menschen zurückließ: sein Weib und sein Kind. Der Tag war schön; der Himmel, dachte ich mir, hat heute sein festlichstes blaues Kleid angehabt, darum ist nun der Nachthimmel so hoch mit tausend Sternen. Und nah und fern, von Villen und Fischerhütten, leuchtet es auf mit Fackelbrand und Feuerwerk; ganze Fässer voll Theer sind dicht am Ufer angezündet, herrlich züngeln die rothen Flammen empor und spiegeln sich in zitternden Reflexen in dem klaren, stahlblauen Fjord. Von meinem Thurm aus kann ich den Drammensvej, der von Christiania nach Lysaker führt, sehen. Da wimmelt es von Fackeln, so weit das Auge reicht, — ein nie endendes, strahlendes Feuerband. Vor meiner Gartenpforte, die der Nansens gerade gegenüber liegt, habe ich alle Hausgenossen mit Fackeln postirt. Selbst die alte Großmutter hat ihre Fackel in der Hand. Vor dem hoch belegenen Hause leuchtet eine riesige und vom höchsten Thurmfenster eine kleine „reine“ norwegische Flagge als Transparent aus der dunklen Nacht hervor.

Endlich verkündet ein tausendstimmiger Ruf, daß er naht. Die Hurrahrufe erklingen immer näher, ich eile an meine Gartenpforte: „Alle Fackeln geputzt, Abstand nehmen, — Großmutter, richtet Euch!“ Es knistert im Kies, Fackeln funkeln durch das Tannengrün, Pferde schnauben und aus der Dunkelheit taucht das röthlich beleuchtete Gefährt hervor. Da ist er — wir wechseln einen raschen Gruß —: er ist stärker geworden, stärker, trotz rohem Bärenfleisch und Walroßspeck; er trägt ein blaues Jacket, das ihm weit besser steht als der unschöne Normalanzug, in dem man ihn früher stets sah. Der Wagen lenkt rechts durch die „Nansenpforte“ ein. Fridtjof steigt aus dem Wagen, begeisterte Rufe dröhnen durch den Wald, er redet, dankt und zieht sich zurück in sein Haus, in sein stilles Heim, das er genau so wiederfindet, wie er es vor über drei Jahren verließ. Und um „Godthaab“ (so heißt Nansens Besitz) herum, von jeder Schäre in dem an Inseln so reichen Fjord, flammen Freudenfeuer zu dem nächtlichen Himmel empor.

— —

Einzelne Korrespondenten deutscher Blätter haben unsere Begeisterung übertrieben gefunden. Um so Etwas beurtheilen zu können, muß man der Sache aber näher kommen, als es ein Fremder überhaupt vermag. Man muß, bevor man kritisirt, erst den wahren Grund dieser Freude kennen, die wie ein warmer Strom alle Schichten unserer Gesellschaft durchzieht. Wir sind nicht etwa nur stolz, weil der berühmte Forscher ein Norweger ist. Wir haben andere eben so berühmte Männer. Ueber Ibsen lasen wir bereits oft, wie ihm im großen kosmopolitischen Reiche der Geister ein Ehrenplatz neben den größten Männern aller Zeiten eingeräumt wurde. Wir erfuhren es mit Freude, mit Stolz, aber nicht mit diesem innigen, die Seele druchdringenden reinen Glücksgefühl. Es ist das Volksthümlich-Re-

präsentative, das die Gestalt und den Namen des Helden — bereits vor seiner Nordpolfahrt — gleichsam mit reinen norwegischen Flaggen umwehte; es ist das instinktive Gefühl, daß wir Norweger uns im Laufe der Zeit unter Kampf und Arbeit durch einen weiten, mühevollen Weg vorwärts gearbeitet haben, — von Peer Gynt, der noch vor zwanzig Jahren als der repräsentative Typus des norwegischen Volkes genannt wurde, bis zu Fridtjof Nansen. Mit anderen Worten: daß wir uns von dem Standpunkt der zwar begabten, aber thatlos träumenden, raufsüchtigen und mit leeren Worten polternden Nation bis zu dem eines thatkräftigen, im wahren Sinne des Wortes freien, muthigen und aufgeklärten Volkes durchgerungen haben. Wohl bliebe dann noch zu beweisen, daß man mit Recht den heldenhaften Nordpolfahrer als repräsentativen Typus für die Norweger aufstellen darf. Diesen Beweis hier zu liefern, ist nicht meine Absicht. Wer sich für die Frage interessirt, mag einen Besuch hier im Winter machen, das Holmenkollen-Rennen mit ansehen, — kurz, die norwegische Jugend näher kennen lernen. Ich will hier nur betonen, daß Fridtjof Nansen die That nicht allein vollbracht hat; ihm folgten Sverdrup und dreizehn Männer, die Alle gleichen Theil an der Ehre haben. Und als er seine Expedition ausrüstete und einen Aufruf erließ, um Begleiter zu finden, da meldeten sich so viele, daß er ein ganzes Nordpolgeschwader hätte bemannen können. Das weiß jeder Norweger; und er fühlt in diesen Tagen mehr als je, daß Norwegen, wenn Noth am Mann ist, ein Heer von Männern aufbringen kann, die mit der selben Treue und Liebe dem Vaterlande zu dienen bereit sind wie Nansen und seine Genossen. Die sportliche Entwickelung unserer Jugend, politische Freiheit und die goldenen Früchte einer in dieser Freiheit erblühten Kunst und Literatur sind Faktoren, unter deren Einfluß Männer und Frauen heranwuchsen, in deren Hände man mit Zuversicht das Schicksal des bedrängten Vaterlandes legen darf. Dieses Bewußtsein, das alle Parteien in brüderlichem, gemeinsamem Glücksgefühl — zum ersten Male seit Generationen — zusammenschließt, ist gleichsam der geklärte Extrakt aller der Gefühle, die jetzt wie Meeresbrausen durch die Gemüther wogen.

Man hat gesagt, daß die radikale Partei aus der Sache eine politische Nummer zu machen bestrebt war; Das ist Verleumdung. Niemals war die Sprache unserer radikalen Zeitungen weniger politisch gefärbt, unmittelbarer und in ihrer reinen Freude über das nationale Ereigniß sympathischer als bei dieser Gelegenheit. Nie habe ich die Gesinnungen im Volke so loyal und dem Königthum so freundlich gefunden wie gerade in diesen Tagen; und ich muß es unedel und kleinlich nennen, wenn man im Auslande versucht, die politischen Nörgeleien in einem solchen Augenblick absichtlich anzufachen.

Was die wissenschaftliche Bedeutung der Nansen-Expedition betrifft, so gipfelt sie, so weit ich urtheilen kann, in der Erforschung der Thatsache, daß die riesige Meerestiefe bei Grönland sich über den Pol bis zu den neusibirischen Inseln erstreckt. Auch die geologischen Resultate, die man aus Nansens Beobachtungen von Eisgleiten, Wanderblöcken und Grundmoränen ziehen kann, sind von Wichtigkeit. Aber auch für die physische Geographie, für die Astronomie und Meteorologie sind Nansens Beobachtungen wohl von unberechenbarem Werth. Seit dreihundert Jahren ist man zähneklappernd um die Eismauer gekrochen, die das Observatorium umgab, von dem aus so werthvolle Beobachtungen ge-

macht werden konnten. Man hat vergebens gesucht und versucht, ob sich nicht ein Guckloch finden werde, durch das man in den verschlossenen Garten der Wissenschaft hineinblicken könnte, — vergebens: man blieb draußen. Dann schmiedete Fridtjof Nansen ein Brecheisen und brach die Pforten auf, ging in den Garten, erntete die Früchte, die da waren, und kehrte heil und munter wieder zurück. So weit führt nur eine Macht, die stärker ist als die des Goldes, — jene Macht, die Nansen siegen ließ: die Liebe, Liebe zum Vaterland, Liebe zur Wissenschaft.

Mir scheint auch noch in anderer Beziehung die kulturelle Bedeutung der Expedition Nansens von großem Werth zu sein. Alle die glänzenden Resultate der Technik, die verwendet werden konnten, waren in den Dienst der Sache gestellt. Ein Schiff wie „Fram" auszurüsten, wäre vor zwanzig Jahren unmöglich gewesen. Und noch Eins: die in Norwegen siegreich durchdringenden modernen sozialen Anschauungen fanden auch an Bord des „Fram" ihren beredten Ausdruck. „Fram" hatte seinen Führer, dem Alle blind gehorchten; da gab es sonst aber keinen Herrn und keinen Diener. Jeder mußte an der harten körperlichen Arbeit theilnehmen, Alle aßen an dem selben Tisch und Alle waren Brüder. Sollte am Ende nicht auch diese Erkenntniß sozialer Pflichten und Rechte zum Siege beigetragen haben?

Lysaker. H. Fries-Schwenzen.



Die neuen Lagerhäuser.

Die Noth der deutschen Landwirthschaft hat sich vermehrt, seit unsere Ernte entweder ganz verregnet ist oder doch so durchnäßt wurde, daß die nothwendig gewordene Mischung mit fremder Waare den Preis der eigenen Frucht nur noch tiefer herunterdrücken muß. Es kommt in diesem Augenblick nicht mehr darauf an, zu prüfen, ob in dem sonst üblichen Terminabschluß einst ein Ventil gegen solche schlimmen Zwischenfälle vorhanden war; Ultimogeschäfte in Getreide werden verboten bleiben, bis die Gegner selbst eine Wiederaufhebung der von ihnen herbeigeführten Maßregel beantragen. In den Vordergrund des Interesses wird jetzt der Plan der Errichtung von Lagerhäusern gerückt, in denen zur Lüftung des Getreides eine Mechanik geschaffen werden soll, die feuchte Quantitäten rasch und billig trocknet. Bisher erstickte die nasse Waare in den Bodenräumen, so daß schneller Verkauf zum Zweck schleuniger Mischung unabwendbar war. Ich habe mich, weil der Gegenstand mir wichtig schien, an verschiedenen Stellen um nähere Einsicht in diese Angelegenheit bemüht und bin dabei zunächst auf zwei Thatsachen gestoßen. Erstens ist über die Verhandlungen zwischen unseren technischen Firmen und den Landes-Oekonomieräthen (denen die Entscheidung überwiesen wurde) noch kaum Et-

was nach außen gedrungen. Und zweitens sehen unsere Kaufleute die Lagerhauspläne nur von der ihnen unbequemen genossenschaftlichen Seite an, wissen aber von der Einrichtung zum Trockenen, die in schlechten Erntezeiten doch ihre Bedeutung hat, einstweilen noch wenig. Es wäre vielleicht gut, wenn man das Fremdwort Silo ganz fallen ließe. Unsere Landwirthe denken, wie mir scheint, nämlich nur an Bodenspeicherung, also nicht an das Schachtsystem der Silos, wie man sie in Amerika, England und Ungarn unter dem Namen Elevatoren kennt. In diesen Ländern fallen die ungeheuren Getreidemengen ins Gewicht, die in schachtartigen Zellen durch Ersparung der Balkenlagen um vierzig bis fünfzig Prozent mehr Raum gewähren. Außerdem ist dort die Frucht einheitlicher und nicht in so kleine Mengen zertheilt.

Angestrebt wurden die Lagerhäuser, freilich damals von unseren Kaufleuten, schon seit den achtziger Jahren. Das erste Lagerhaus nach amerikanischem Vorbild war da, wo der Raum kostspielig wurde: in Hamburg. Statt der Bodenlagerung entstand eine Schachtanlage, die sechseckig, viereckig oder rund war. Damit war auch das leichtere Umstechen des Getreides ermöglicht, das, wenn es nöthig war, täglich geschehen konnte; dort konnte zugleich die Probe von unten gemacht werden, ob das Getreide heiß sei; ferner war die Zuführung von Luft dadurch rasch bewirkt, daß die mechanische Vorrichtung die nöthige Menge in eine der leeren Zellen hinauf- oder hinabbrachte; zehn Prozent des Fassungraumes pflegen deshalb ungefüllt zu bleiben. Im Anfang ging die Sache nicht recht. Früher ließ man nämlich das Getreide wieder in die selbe Zelle zurückheben, bis sich herausstellte, daß sich, wie im Wasser, ein Wirbel bildete und dadurch die selbe Frucht wieder hineingeschoben wurde. Jetzt, wo ein Reserveplatz da ist, wird fast jedes Korn unzählige Male geschüttelt. Dieses Erstlingswerk an der Elbe ist aber seit mehr als zehn Jahren zum Bodenspeicher ohne eigentliche Mechanik umgebaut worden, so daß unsere bedeutendste Handelsstadt gerade in Bezug auf rationelle Lagerhäuser jetzt am Weitesten zurück ist. Die Arbeiter, die ihre einträgliche Thätigkeit stark eingeschränkt sahen, wollten nicht gern mitthun; auch erhält das Getreide durch das vielmalige intensive Reiben in den Bechern, Schnecken und Schrauben eine veränderte Farbe, die damals dem Preise unzuträglich war. Inzwischen hat man sich freilich an die Färbung gewöhnt und erkennt die Qualität des Getreides, aus dem ja dann der Staub herausgezogen ist, als besser an. Ganz scheint aber das Vorurtheil noch nicht überwunden zu sein, wie selbst die kleinen Siloanlagen in Berlin beweisen. Dadurch, daß der Staub heraus ist, verliert der Händler vielleicht zwei Prozent, da er, falls die Waare vom Auslande kam, so viel mehr verzollt hat, allein dafür ist seine Waare auch um so besser geworden. Es ist vielleicht nicht ganz bekannt, daß der Elevator noch zollfrei auslädet; Staub und Kleie fliegen dabei in die Luft und der Zollbeamte hat den Schiffselevator und die Waage zugleich im Auge zu behalten. In Mannheim, unserem größten Handelsplatz in effektivem Getreide, steht nur bei je vier oder fünf Elevatoren ein Beamter und am ganzen Verbindungskanal ist die Zollpolizei nicht zahlreicher vertreten. Dagegen steht in dem benachbarten Ludwigshafen bei jedem Elevator ein bayerischer Beamter. Der Unterschied liegt darin, daß in Mannheim der bei den Spediteuren und Händlern engagirte Obersackträger vom badischen Staat in Eid genommen ist. Ein solcher Sackträgerführer erhält von jedem Waggon eine Mark, was für den Tag wohl dreißig bis fünfunddreißig Mark machen kann; von der Kolonne bringt es jeder Mann auf acht bis zehn

Mark täglich. Den mannheimer Kaufleuten ist nämlich die Accordarbeit abgerungen, während z. B. Duisburg und Frankfurt am Main Tagelohn zahlen. In Mannheim fassen diese Silos an zwanzig Schiffsladungen; meist haben dort die Spediteure, die das Getreide zu Schiff von Rotterdam oder Antwerpen bringen, und nicht die Händler die größten Läger. Doch verfügt auch die Pfälzische Bank, die auf das Getreide Vorschuß giebt, und die Badische Staatsbahn über große Lagerhäuser, mit denen sie gute Geschäfte machen. Die Schiffe bringen die Frucht bis zu den Lagerhäusern der Bahn, die ja auch später den Transport ins Inland zu besorgen hat. Die Umladung mit Maschinen kostet aber etwa nur sieben Pfennige, während sich sonst gewiß ein Satz von vierzehn Pfennigen ergäbe. Die Bahn oder die Pfälzische Bank zieht also aus Ladekosten und Speichermiethe einen Gewinn, der Beachtung verdient.

Von diesen bisher gebauten Lagerhäusen sind die meisten bei uns aus Holz hergestellt, zum Schutz gegen Hitze und Kälte. In Stein haben nur unsere kleinen Mühlen ihre unbedeutenden Silos errichtet, eben so die Brauer für Gerste und Malz. Die Rumänen ziehen wieder den Stein vor, Ungarn nimmt bald Holz, bald Eisen, Rußland, trotz den häufigen Brandunfällen, Holz. Zu Gunsten der von den Landwirthen geplanten Bodenspeicherung muß noch betont werden, daß es ein reines Silosystem in ganz Deutschland bisher nicht gab; wir hatten stets eine Kombination mit Bodenspeicherung. Das ganz reine Silosystem dürfte in Europa vielleicht nur in Budapest und Fiume bestehen, dort aber mit völliger Reinigung, d. h. mit Schleuder-, Wind-, Bürsten- und Waschmechanik. Ungarn exportirt seine einheitlichen Getreidemengen ja nur per Bahn, so daß man kaum zu fürchten braucht, die Waare könne wieder allzu schmutzig werden. Dagegen sorgen die Siloeinrichtungen in den Vereinigten Staaten nur für Raumersparniß und gehörige Lüftung, nicht aber, wie selbst bei uns, für eine wenigstens grobe Vorreinigung, da die Union zu Schiff versendet und während der Fahrt doch wieder Alles verstaubt. Größere Lagerhäuser giebt es bei uns außer in Mannheim und Ludwigshafen noch in Duisburg, Frankfurt am Main, Köln, Berlin; in Lübeck mit seinen großen Speichern fast gar nicht. Ueberhaupt ist ein großer Theil der deutschen Getreideläger bisher ohne jede Maschinenkraft geblieben; dabei denke ich natürlich nicht an die Elevatoren der Mühlen und Brauereien für zehn- bis fünfzehntausend Sack. Wirklich umfangreiche Lagerhäuser mit Mechanik oder gar Spezialmechanik zur Reinigung sind vorwiegend in Händen von Gesellschaften, Kaufleuten und besonders Spediteuren, die bei ihrem großen Umsatz — an dem ja auch die Spekulation mitwirkt — eher die Kosten tragen können.

Alle diese Umstände sind zu erwägen, bevor wir die neuen Lagerhauspläne unserer Landwirthe betrachten. Es handelt sich dabei um Bodenspeicherung mit Elevatoren, also um das rationelle Umstechen kleinerer Partien, als man bisher gewohnt war, mit mechanischen Raum- und Hilfsmitteln zu bewältigen. Die Lüftung und Trocknung des Getreides geschieht dadurch, daß der Elevator die Frucht gleichsam spaziren führt. Nur eine grobe Reinigung ist geplant, so daß die sehr kostspieligen feineren Anlagen wegfallen würden. Nur Gerste soll braumäßig fertiggestellt werden, denn diese Frucht wird stark bei uns gebaut und auf die zahlreichen kleinen Brauer und Brenner stützt sich die Haupthoffnung der neuen Genossenschaften. Man denkt sich diese Lagerhäuser als die örtliche

Basis von Genossenschaften, die aus den Bauern und Gutsbesitzern eines Kreises oder einer Provinz zusammenzusetzen wären. Hier soll also zum ersten Male die Lagerung für eigene Rechnung geschehen. Der Vorschlag geht nun dahin, das Getreide dort begutachten und das Geld sich anweisen zu lassen; man will Scheine (warrants) schaffen, für die es an manchen Bankstellen Käufer geben müßte. Die Lagerhausgesellschaft als solche besorgt dann den gemeinsamen Wiederverkauf der Frucht, so daß unser Zwischenhandel nur für auswärtige Waare bestehen bliebe. Der Gedanke unserer Landwirthe, auch den Zwischengewinn an sich zu ziehen, wäre ohne die Lagerhäuser undurchführbar; denn nur die Elevatoren und Transportanlagen können eine billigere Arbeit und den nöthigen Qualitätschutz sichern. Dem gegenüber ist aber die Kostspieligkeit der Anlage selbst zu bedenken, deren Amortisation doch zum Mindesten binnen zehn Jahren eintreten müßte. Wie mir scheint, sind die Herren sich auch über die Technik dabei noch keineswegs schlüssig, da die Verschiedenartigkeit der Qualität und auch die eventuelle spätere Reinigung einige Schwierigkeiten bereitet. Ferner läßt sich noch nicht übersehen, wie die Interessen des Gutsbesitzers mit denen des kleinen Bauern, der doch einen stattlichen Theil seiner Produktion für sich selbst braucht, verknüpft werden könnten, und über diesen Punkt sollte völlige Klarheit geschaffen werden. Vor Allem fehlt aber diesen Genossenschaften der Kaufmann; im Gegensatz zum Techniker will ein vorzüglicher Kaufmann — und ein solcher muß es jedenfalls sein — eine beträchtliche Minimalsumme garantirt haben. Wenn aber die Kosten zu hoch werden, sind solche Unternehmungen von vorn herein gefährdet. Scheitern diese ersten Genossenschaften, dann wäre damit freilich nur der Beweis erbracht, daß man die Sache, wie alles Schwierige, mehrmals versuchen müßte. An sich ist die Idee, angesichts des Preisdruckes durch die Konkurrenz, unter dem unsere Landwirthe so schwer leiden, wenigstens dem Kaufmann den Hauptgewinn streitig zu machen, gewiß berechtigt. Sicherlich darf man aber für die nächsten Jahre noch keine Siegeshoffnungen hegen; ganz besonders kommt es auch auf die Personenfragen an. Die leitenden landwirthschaftlichen Kreise dürfen unter keinen Umständen den Horizont allzu eng begrenzen. Das ungleich komplizirtere Bankgeschäft ist durch ganz andere Gründe zum Uebergang in die Aktienform gezwungen worden; da wurden die Kommissiongeschäfte selbst durch die gegenseitige Konkurrenz aufgerieben und die Privatfirmen mußten sich in dieser Nothlage zum Versuch einer Centralisation entschließen.

Von greifbaren Lagerhausprojekten, zu deren Ausführung der Staat die Baukosten zinslos vorstrecken will, erwähne ich das in Halle, in der Nähe des Bahnhofes. Es soll sich dabei um 5000 Tonnen handeln, also um 100 000 Centner, die, viermal im Jahre umgesetzt, schon einen recht schönen Betrag darstellen. Grundstück und Maschinenanlagen sind dabei mit über 120 000 Mark gewiß nicht zu hoch berechnet. Auch in Pommern sind ähnliche Pläne aufgetaucht. Unklar ist es mir noch, weshalb z. B. für Marburg in Oberhessen ein Lagerhaus wünschenswerth sein soll. Als Betriebskräfte werden Elektrizität (mit ihrer freilich theueren Bedienung) und Gas-, Petroleum- und Benzinmotoren in Betracht kommen. Wenn diese Lagerhäuser funktioniren, wird es sich zeigen, ob die modernen Gegner der Kaufleute fähig sind, künftig selbst gute Kaufleute zu werden.

Pluto.



In der Redaktionstube.

Der Chef des großen Verlagshauses trat rasch in die Redaktionstube: „Wollen Sie mir denn das Blatt zu Grunde richten, Doktor?"

„Wieso?" fragte der Redakteur. „Sie wissen, daß es mir gelungen ist, mich mit den ersten literarischen Kräften in Verbindung zu setzen, daß ich Tag und Nacht darauf sinne, unsere Zeitschrift nicht blos zur ersten in Deutschland zu machen, sondern sie auch in fremden Welttheilen, überall, wo Deutsche wohnen, zu verbreiten. Ja, ich denke sogar an eine englische und französische Ausgabe."

„Lesen Sie Das!" sagte der Chef und hielt dem Doktor einen Brief hin. Dieser las: „An den Herausgeber des ‚Allgemeinen Moralischen Familienblattes'. Euer Wohlgeboren belieben zur Kenntniß zu nehmen, daß ich mit Ihrem Blatte seit einiger Zeit nicht mehr zufrieden bin. Es werden in dieser Zeitschrift Dinge erörtert, die durchaus nicht in eine Familienstube gehören. Politik, Sozialdemokratie! Wie kommt der Pilatus ins Credo! Und lassen Sie doch die Religion aus dem Spiele, oder lassen Sie die Artikel von Geistlichen schreiben, damit keine solchen Schnitzer entstehen wie das letzte Mal, als Sie den Buddhismus für den Vorläufer des Christenthumes erklärten. Mein zehnjähriger Knabe kann Sie an der Hand des Katechismus eines Besseren belehren. Wenn ich im Blatte noch einmal Dergleichen finde, werde ich ersuchen, mich aus Ihrer Abonnentenliste zu streichen.

Mit Achtung
J. Mickeli, Hofrath."

„Nun?" sagte der Redakteur und gab den Brief mit Schmunzeln zurück.

„Das ist durchaus nicht der erste derartige Brief, mein Herr Doktor!" sprach der Chef mit Nachdruck. „Seit dem Beginn Ihrer glorreichen Regirung habe ich mehrere ähnliche erhalten. Zum Beispiel hier ist noch einer. Während der Andere das Abonnement erst zu kündigen droht, thut Der es bereits. Und warum? Haben Sie die Güte, zu lesen."

Dieser Brief enthielt allerdings eine gewaltige Rüge. „Von heute an ersuche ich, von Ihrem sauberen allgemeinen Familienblatte mir nicht eine einzige Nummer mehr zu schicken. Ich habe Töchter — Jungfrauen — und Sie bringen ganz unverfroren in Ihrem ‚Moralischen Familienblatte' (?) Liebesgeschichten mitsammt ihren Folgen. Pfui!

In aufrichtiger Mißachtung
N. N."

Der Doktor blickte verblüfft drein.

„Da haben Sies!" sagte der Chef weinerlich, „nicht eine einzige Nummer mehr! Was sagen Sie? Da ich Ihnen das Gehalt gebe, damit Sie den Inhalt prüfen, glaubte ich selbst ihn nicht erst noch extra überwachen zu sollen. Glauben Sie, als Redakteur da zu sein, um sogenannte erste literarische Kräfte zu engagiren? Was heißt: literarische Kräfte? Leute, die nur Geld kosten und dann erst recht für häusliche Lektüre nicht zu brauchen sind! Die Obliegenheit meines Redakteurs besteht darin, daß er die von selbst einlaufenden Manuskripte prüft, sieht, ob sie für ein Familienblatt geeignet sind, und bei den annehmbaren etwa vorhandene einzelne Unsittlichkeiten ausmerzt. Und Sie Unglücksmensch bringen Liebesgeschichten mitsammt ihren Folgen!"

Der Doktor war während dieses Vorwurfes gelassen an der Ecke seines Schreibtisches stehen geblieben, hatte dabei sogar Bleistifte gespitzt, ohne eine Ahnung davon, daß er an diesem Tische nichts mehr zu schreiben haben würde. Und nun entgegnete er seinem Chef:

„In der vorigen Nummer unseres Blattes hat die meisterhafte Novelle eines jungen, ernst zu nehmenden Autors ihren Abschluß gefunden. Die Fabel — falls Sie die Novelle wirklich nicht gelesen haben sollten — ist gar nicht originell, aber wahr und glänzend behandelt. Ein hübscher, raffinirter Galan bemüht sich drei Nummern hindurch, ein unschuldiges Mädchen zu gewinnen, und dieser Theil der Erzählung hat allerseits unter den Familien den größten Beifall gefunden. Hier ist ein ganzes Bündel von Zuschriften, die voll des Lobes und der Begeisterung sind. Die vierte Nummer deutet in dezentester Weise die Verführung an, — das Publikum verharrt in Wohlgefallen, denn die Sache wird so verdeckt behandelt, daß es die naive Leserin gar nicht merkt. Die fünfte Nummer bringt als Schluß die natürlichen Folgen. Und das unglückliche Mädchen nimmt sich das Leben."

„Na hören Sie!" rief der Chef, „Das ist allerdings arg."

„Nun, Herr Chef, was wollen Sie denn?" fragte der Doktor. „Sollen wir uns zu Mitschuldigen des Schurken machen? Sollen wir in unseren Schilderungen den Verführungskünsten Vorschub leisten, den Abgrund mit Rosen verdecken und alle schönen Leserinnen glauben machen, daß die jungen Herren, die sich um sie bemühen, gar nichts Anderes im wohlfrisirten Kopfe haben als den Wunsch nach dem Traualtar? Bringen Sie in Ihrem Blatte doch lieber gar keine Liebesgeschichten als falsche. Es giebt tausend andere Stoffe, die für das Haus, für die wirklich noch unschuldige Jugend wichtiger und interessanter sind als Liebesgeschichten!"

„Gott, Herr Doktor! Ein Familienblatt und keine Liebesgeschichte! Das wäre der Ruin. Alle Abonnentinnen fielen ab. Nur mit Liebesgeschichten kommt man auf einen grünen Zweig."

„Also, wenn Liebesgeschichten sein müssen, dann verfahren Sie aufrichtig dabei. Ich traue Ihnen einige Menschenkenntniß zu, Herr Chef. Was glauben Sie, mit welcher Art von Liebesgeschichten die meisten Mädchen verführt werden: mit sentimentalen und dabei halb lüsternen Tändeleien oder mit offener Darstellung der Gefahr? Unsere Familienblätterliteratur läßt scheinbar hübsch platonisch lieben bis zum Traualtare. Wollten unsere Mädchen im Leben solchen Vorgängen trauen, wohin kämen sie? An den Traualtar gewiß die Wenigsten. Die Romanjünglinge sind meistens viel braver und treuer als jene, die da in Fleisch und Blut herumgehen, radeln und reiten. Nehmt Euch in Acht! Dieser Ruf müßte durch alle Liebesgeschichten hallen, die für junge Mädchen geschrieben werden!"

Darauf der Chef: „Also meinen Sie, daß der Naivetät unserer Töchter nicht Rechnung getragen werden soll? Daß man bei einem siebenzehnjährigen Kinde schon alles Wissen und Verstehen voraussetzen dürfe?"

Der Doktor: „Ein Mädchen, das Liebesgeschichten liest, ist kein Kind emhr, seine Ahnungen trachten dem Wissen und Verstehen zu. Laßt sie klar sehen. Ein verstehendes Mädchen wird der Männerwelt mit weit größerer Zurückhaltung begegnen als ein romantisch angehauchter Backfisch, dem immer das

Unerläßlichste scheint, einen schönen sentimentalen Jüngling im Herzen zu tragen. ‚Naiv,‘ sagen Sie. Und führen Ihr Töchterlein ins Theater zu Ibsen, Sudermann und den Franzosen! Und lassen zu Hause die Tagesblätter herumliegen mit ihren famosen Gerichtssaalberichten! Aber im Familienblatte muß geheuchelt werden. Da ist die heiligste Unschuld daheim, da wird der Rosenstrauch auf das Entzückendste geschildert, aber die Schlange gänzlich verschwiegen, die darunter lauert. Heißt Das nicht, systematisch verführen? Machts der Lüstling anders, der ein Mädchen herumkriegen will? Ich bin dafür, mein Herr, daß man der Jugend das menschliche Leben von seiner edelsten Seite vorstelle, aber es darf nicht bis zur Unwahrheit idealisirt werden, es muß immer noch das menschliche Leben sein. Soll schon eine Abschreckungtheorie walten, so mag es eine pädagogische sein. Schildern Sie dem jungen Manne die Sünde abscheulich, so wird ers nicht glauben, denn so viel er schon zu wissen meint, soll sie sehr angenehm sein. Schildern Sie ihm aber die unheilvollen Folgen, da wird er stutzen. Allerdings hört man gern sagen, daß die Menschen Engel seien, — gut, so mache man nur kein Hehl daraus, daß viele darunter gefallene Engel sind, unglückliche Menschen, die in täppischer Vertrauensseligkeit ihr Leben verspielt haben. Zeigen Sie diese ernsten Wahrheiten und die jungen Leserinnen werden nicht leicht auf schlimme Gedanken kommen. Mein Grundsatz ist: fern von aller Frivolität und fern von allem gleißnerischen Geflunker in der Literatur. Ich halte es für kein gutes Zeichen, daß man jetzt überhaupt wieder prüder wird. Prüderie ist das untrüglichste Merkmal der Impotenz und manche Courtisane wird in ihren alten Tagen eine Betschwester. Man ist prüde und zu gleicher Zeit lüstern, man will Mancherlei, nur die offene, ernste Wahrheit nicht, nur die redliche, erziehende, warnende Wahrheit nicht. Schildert einmal die Lust, wie lockend und wie falsch sie ist, schildert sie in ihrer wahren Gestalt, schildert Das, was nach ihr kommt, — und Ihr werdet unvergleichlich mehr Abscheu gegen sie einflößen, als wenn die Bestie in neckischer Verhülltheit gleichsam durch die Blume spricht. Das verderblichste aller Modekleider ist das Feigenblatt. Merken Sie sich das beste aller Sprichwörter: „Den Reinen ist Alles rein, den Schweinen ist Alles Schwein!“

„Aber mein Gott, Doktor!“ weinte der Chef, „Ihre Prinzipien! Da würden uns ja alle Exemplare zurückgeschickt. Bedenken Sie, mein Blatt ist ein Geschäft. Wir haben große Konkurrenz, wir müssen dem Geschmack der Menge entsprechen, wir dürfen nicht eine Zeile bringen, die bei irgend einem Leser Anstoß erregen könnte. Man muß die Leute nehmen, wie sie einmal sind, ändern können wir sie ohnehin nicht. Und dann: am Text liegt es bei einem Familienblatte überhaupt nicht. Trachten wir nur, daß jede Nummer reich illustrirt ist; Bilder ersetzen den Text. Text von großen Namen rentirt sich nicht mehr, aber die Illustrationen rentiren sich. Glauben Sie mir, Doktor, ich kenne das Geschäft!“

„Es ist die höchste Zeit!“ sagte jetzt der Doktor und begann an seinem Tische zu kramen. „Es ist die höchste Zeit, daß ich zusammenpacke. Auf das Aeußerste könnte ich Ihr Geschäft schädigen. Ich bin kein Abonnentenagent und kein Bildertextler, ich bin nur ein Schriftsteller und habe so meine besondere Auffassung von Literatur. Ich bitte, mein Herr, sich nicht zu bemühen; ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“

Graz. Peter Rosegger.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.